In J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig erscheint ferner und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Allgemeine Geschichte

der

neuesten Zeit

von

dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage

durch

Professor Dr. Ernst Münch.

---

1) Dieses Werk erscheint in groß Octavformat in sechs Bänden, deren jeder in 5 Lieferungen à 6 Bogen ausgegeben wird, so daß das Ganze 30 Lieferungen bildet, welche aus 180 Bogen bestehen.

2) Jede Lieferung kostet im Subscriptions-Preise nur achtzehn Kreuzer oder 5 ggr. Vorausbezahlung kann von keiner Buchhandlung verlangt werden. Dagegen macht sich der Käufer der ersten Lieferung zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich.

3) Wir haben feines Velinpapier, scharfe, deutliche Lettern, geschmackvollen Druck gewählt, und zieren die erste Lieferung mit dem höchst ähnlichen Bildnisse des Herrn Verfassers in herrlichem Stahlstiche.

4) Die Lieferungen erscheinen in farbigen Umschlag geheftet; bis Ostern 1833 versenden wir nach und nach noch fünf Lieferungen (also einen vollständigen Band) und in ungefähr 1½ Jahren ist das Ganze beendigt.

Wir werden durch würdigste Ausstattung dieses schönen Werkes uns die volle Zufriedenheit der Subscribenten zu erwerben suchen, und empfehlen somit gegenwärtiges Unternehmen der Theilnahme aller Geschichtsfreunde teutscher Zunge.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zeitansichten eines Süddeutschen.

Zeitansichten

eines

Süddeutschen.

Herausgegeben

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.
1833.

BIBLIOTHECA

Vorwort.

Vor einem geneigten Leſer bedarf es keiner Schutzrede. Jeder Andersdenkende und Fühlende würde aber eine ſolche ungenügend finden. Darum nur Einiges zu friedfertiger Verſtändigung.

Iſt das Buch der Ertrag der Lebens-Erfahrung und reinſten Ueberzeugung, dient es keiner ſelbſtiſchen Abſicht, ſondern einem löblichen Zwecke, ſo wird es ſich ſelbſt vollſtändig erklären und verantworten.

Die Gedanken ſind nur eine Annäherung an die Unendlichkeit des Gegenſtandes, die Worte oft ein unbehülfliches Mittel zur Darſtellung der Gedanken. Darum gibt der Verfaſſer jedes Einzelne der Diskretion preis und wird ſich durch ein Deuteln deſſelben nicht beunruhigt finden. Es ſteht oder fällt mit dem Ganzen.

Wir Alle wiſſen, wie ſchwer es bei ſolchen Gegenſtänden iſt, zu belehren und ſich belehren zu laſſen. Wir lernen von der Fort-Entwicklung

der Dinge, von der Zeit, die uns vielleicht anders anschauen lehrt.

Es gibt neben der gesetzlichen Beschränkung der Presse auch eine solche durch den Terrorismus der Parteien. Warum soll, wer ein gutes Gewissen hat, wenn er sich durch jene Schranken beziehungsweise frei bewegte, sich hier beengen lassen?

Eine eigenthümliche Erfahrung macht aber jeder über öffentliche Dinge Schreibende. Die Zeit geht wahrnehmbar mit raschem Schritt an ihm vorüber, und was die Welt beim Beginne des Buches ihre höchsten Anliegen und Lebensfragen genannt hat, das ist vielleicht bei Beendung desselben schon zum Abgethanen hinabgesunken, ein Gleichgültiges, von neuen Zeit-Interessen Verdrängtes.

Wem es aber mit seinem Daseyn Ernst ist, der wird die Puppen und Popanze der Zeit nicht mit den hohen Gestalten verwechseln, die uns durch's Leben begleiten.

Inhalt.

	Seite
Die waltenden Politiker und der Allwaltende	1
Wahrnehmungen und Bemerkungen; Erste Folge	35
Die freie Presse	49
Wahrnehmungen ꝛc. Zweite Folge	111
Die konstitutionelle Hausfrau	127
Wahrnehmungen ꝛc. Dritte Folge	138
Die Opposition	149
Die öffentliche Meinung	164
Produzenten und Consumenten	168
Sparen	172
Das Recht und das Rechte	177
Die Farbe abgeschiedener und lebender Geister	179
Wahrnehmungen ꝛc. Vierte Folge	184
Die Fürsten und die Völker	195
Politische Classifikation	197
Das lästige Regiment	206
Das Nöthige	209
Die Unverbesserlichen	213

Seite

Der Zweck heiligt das Mittel 217
Finanzielle Lebensfrage 221
Der Mann im Gartenhause 231
Die Parteien 237
Ueber Volksversammlungen 249
Die Prüfung der Weltverbesserer 287
Wahrnehmungen ꝛc. Fünfte Folge 307
Der Beiwächter 319
Mischlinge 325

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die waltenden Politiker und der Allwaltende.

Es war in der Frühe des Sonntags Lätare, der in diesem Jahr auf den ersten April fiel, als ich eine frischbegrünte Wiesenhalde hinan ruhigen Schrittes dem Schlößchen zustieg, das von seinem Felsenvorsprung über den dunkeln Bergwald hinweg thal- aus- und einwärts schaut.

Aus dem Schooß der Berge kommend hatte ich noch die Bilder seiner Einsamkeiten vor der Seele, — wo der Waldstrom aus düstern Schluchten mehrarmig hervorrauscht, — die Schwellanstalten, den vorschnellen Gebirgssohn gewaltsam aufstauchend, die Köhlereien, Theerschwelhütten, die Gewerke, Hochöfen, Sägmühlen, darauf die wachsende Thätigkeit, die zunehmende Cultur des Thalbodens, den Uebergang der Natur aus der großartigen Wildheit in milde Fruchtbarkeit. Mit Sinn und Gemüth hatte ich die anziehende Folge der Erscheinungen

behaglich und nachdenkend wahrgenommen. — Bei redlich gebenden und nehmenden Wirthsleuten an der belebten Straße, am rauschenden Flusse, hatte ich gastliche Aufnahme gefunden.

Unter einer Halle der hohen Schloßmauer setzte ich mich auf eine Bank. Die Morgennebel zogen von den Bergriesen und zerflossen an der Sonnengewalt, Wiesenhellgrün und Wälderdunkel trat da und dort aus grauem Schleier; das Thal unter mir feierte sein Werden; die Ebene des welthistorischen Hauptstromes deckte sich auf. So sich entfaltend wurde mir der unendliche Reichthum faßlicher; ich ertrug das Ganze, weil ich es menschlicherweise in seiner allmählichen Enthüllung an mich gezogen.

„Die Zeit ist doch etwas weit Größeres, als der Raum!" — hatte neulich ein berühmter Naturforscher an offener Tafel sententiös ausgesprochen. Ich wollte ihn durch keine Widerrede vor den Kopf stoßen, aber innerlich gab ich ihm Unrecht. Sind doch Beide — sagte ich mir — in den schönsten, erhebendsten Dingen, z. B. in der Musik, in und durch einander! Ist nicht der Mensch in gleicher Art ein Raum- und Zeitwunder?

Ich war allein hier oben, und darum konnte ich jetzt nur an alle meine Mitbrüder zugleich, an mein ganzes Geschlecht denken. Es war kein überströmendes Gefühl, wie es uns zuweilen, aus der Leere

kommend, in die Leere ziehend, anwandelt. Ich trug ihr Geschick in meinem Herzen, konnte ihnen aber nichts geben, keinen Segen aus dieser Höhe auf sie hinabsenden, als den Wunsch, daß Jeder redlich sein Tagewerk fördere.

Weil wir aber doch so gerne geneigt sind, den Menschen zu helfen, so fragte ich mich: was ich denn an meinem Theil hiezu beitragen könne, — und mußte mir antworten: Meide voreilige Geschäftigkeit, eitle Vielthuerei, verlauten Rath! halte deine kleine Kraft zusammen! rede oder schweige, wo dich dein besserer Genius reden oder schweigen heißt! —

Die Glocken hallten in den Dorfkirchen, und riefen einander, wie beseelte religiöse Stimmen, zu. Ich trat durch ein verwachsenes Hinterpförtchen in den Schloßgarten und blickte von der Terrasse auf das gewerbfleißige Städtchen, auf Fluß und Brücke hinab. Ein schöner Dreiklang entquoll mit wechselnd sich verschlingenden Tonbebungen dem gothischen Kirchthurme. Sie verschwebten; da begann deutlich vernehmbar der Choral der Gemeinde, ein bekanntes Paul Gerhardisches Lied voll schmerzenlösender, tröstender Kraft.

Es zog mich hinab unter meine Brüder; — doch dießmal verzieh ich mir's, daß ich meinen Gottesdienst hier oben feierte, und das, wer weiß, vielleicht weit hinter Glockenklang und Menschengesang

zurückstehende kalte Wort eines abgelebten Redners selbstschaffend mir aus wärmerem Herzen ersetzte.

Die Bewegungen der Zeit traten mir nahe; ich dachte mich an heilige Stätte; Gedanke aus Gedanke fließend — erfüllte es mich wie Wirklichkeit. Der Geist der Alten umschwebte mich, wie wir zuweilen im Traum ein Vermögen zu besitzen glauben, von dem wir, als dem bloßen Wiederschein einer kräftigen Objectivität, nichts ins Wachen mit herübernehmen.

Was jene Hohen sprachen, war keine hohle, heimatlose Allgemeinheit; es war lebendige Handlung, eine That, die alle Elemente der Gegenwart in Anspruch nahm und in Bewegung setzte. Ihr Gegenstand war das fühlbar Gegebene, die handfeste Wirklichkeit, das Hier und Jetzt. Sie konnten nicht um- und abschweifen, weil sie für das feste Erfassen des jeweiligen Moments gebildet waren.

Mein innerer Redegeist hatte seinen Kreis beschrieben, mein Enthusiasmus war menschlicherweise für jetzt verglüht. Ich sagte halblaut: Amen! — da fiel unten im Thurme das Bergeläute ein, und bald drang der Kirchengesang wieder den Bergabhang herauf.

Ich fand mich in einer Stimmung, wie sie uns selten zwischen vier Mauern, aber dem Naturfreund, ich will hinzusetzen dem Menschenfreund, denn wer ist jenes ohne dieses? — fast immer auf den Bergen

zu Theil wird, und ſollten dieſe auch auf ein weniger herrliches Thal hinabſchauen, als das meinige, wo das Erhabene ſich mit dem Reize der Anmuth und Lieblichkeit umgab.

Von den abgelegenen Zinken und Schluchten, wo kräftige Menſchen, unmittelbar mit der gigantiſchen Natur ringend, in Urväter-Sitte leben, hervor zu der induſtriellen Cultur hatte ich das Gebirge durchwandert. Hier mündete ſein ſich allmählich öffnender Schooß in das groſſe deutſche Hauptthal aus, wo ſich mit dem Handelszug und Commerzleben auch der Strom der Völker-Intereſſen und allgemeineren Ideen zwiſchen Süd und Nord auf- und abbewegt.

Der Lebensodem meines Volkes wehete mich an; ich ſchaute im Geiſte, wie ſeit Jahrhunderten, ſeit mehr als einem Jahrtauſend der Zug der religiöſen, ſittlichen, bürgerlichen Bildung in unausgeſetzter, folgerechter Handbietung und treuer Ueberlieferung dieſe Stämme von Geſchlecht zu Geſchlecht durchdrungen, wie der Strom der Civiliſation durch die Macht ſeiner Cohäſion und Totalität ihre einzelnen Anliegen und Beſorgniſſe auf ſeinen Wogen fortgetragen, wie ſich in dieſem fließenden Element ihre Zerwürfniſſe und Kämpfe verſöhnend ausgeglichen.

Indem ich ſo die Fortbewegung des Nationallebens gleichſam mit ausgebreiteten Armen zu erfaſſen

ſtrebte, befand ich mich in einem Gefühl der Bejahung, welchem mich hinzugeben ich in allen guten Stunden für Pietät hielt, wogegen ich mich nie dazu bringen konnte, mich in dem kleinen Geſchäft mißwollender Verneinung zu üben, das den Blick zuſpitzt, während es den Lebensſinn ſchwächt. Die alldurchdringende göttliche Weltkraft war mir das geiſtig Allgemeine, Erhebende, Beſchwichtigende, von welchem durchdrungen richtiger Sinn, Verſtand, Güte und Liebe ſich auch im einzelnen Getheil, durch Erfahrung und Mahnung, Warnung und Zucht geleitet, durchhelfen konnten.

Mit theilnehmender Beſorgniß ſtreifte mein Blick über das weſtliche dunkle Grenzgebirge zu dem Nachbarreiche hinüber, deſſen Staatsweiſe und Sprecher ſich im endloſen Zank über Theoreme und Staats-Experimente gefallen, während ſie die handgreiflich nahe liegenden Intereſſen zum materiellen Wohl einer Nation, deren Lebensfundament alle Bedingungen einer geſunden Exiſtenz, deren Bildungsfähigkeit alle Elemente der Einſicht, des klaren Selbſterkennens darbietet, mit einer kaum begreiflichen Indolenz und einem hochmüthigen Herabſehen auf ſolchen Kleinkram behandeln, unbeachtend die Wahrheit, daß ein überlaſtetes Volk auf dem rhetoriſchen Prinzipienſtreit-Wege nicht zur Ruhe gebracht werden kann, daß alle mechaniſche Stärke auf die Dauer nur durch eine organiſche Kraft zu

erlangen ist, kurz, daß die physische Gewalt einer Nation, und somit auch ihr imposantes magnetisches Anziehen und Abstoßen, nachhaltig nur auf ihrer moralischen Solidität wurzelt, welche stets ein Ergebniß ihres rein menschlich geordneten Staatshaushalts, ihres bürgerlichen Wohlseyns ist.

Mit innerer Befriedigung konnte ich mein Vaterland und die Mehrzahl der deutschen Staaten in ihrem öffentlich-sittlichen Bestande diesem großen Reiche voranstellen. — Was wollte nun aber bei uns der Dämon der Unruhe? woher der unheimliche Zug des Mißvergnügens, der lauten Unzufriedenheit? War er organisch im Volk entstanden, war er eingeimpft, war er durch alle Stände verbreitet oder eine sporadische Erscheinung? eine begründete Klage, eine schreiende Noth, oder ein epidemisch sich mittheilendes, äffisches Nachwimmern? —

Die Bergcolossen standen im heitersten Morgenlicht, in den kräftigsten Formen der Wald- und Felsenhäupter, in der holdesten Zier der Rebhügel, der Fluren und Auen vor mir. — Eine urweltliche gigantische Gewalt, Folge des Erkaltens unseres Planeten, hatte den Granit in langen Furchen gehoben, daß die geborstene geschichtete Rinde als Höhenzug an ihm hinaufstarren mußte. Der Schutt der Zerstörung, die Einwirkung der alten Fluthen hatten die tiefsten Schlünde ausgeglichen, der scharfe Zahn der Zeit die schroffsten Ecken benagt. Die

fruchtbare Dammerde, der Staub und Moder früherer Vegetation, ließ, wie aus einem Grabe, wieder neues, weiter sich ausbreitendes Pflanzenleben erstehen. Der Mensch hatte sich überall auf Höhen und in Thälern angesiedelt, seine Linien des Maßes, der Ordnung und Symmetrie gezogen.

Diese Natur — sie ist nun ein seit Jahrtausenden verhülltes Schauerliches, ein verschleierter Schrecken, ein unbefangenes Spiel der Lebenden auf dem Grab der Vorwelt.

Ruhe herrscht in den Elementen; sicher und vertrauend schaukelt sich der Erdensohn auf dem Schooße seiner besänftigten Mutter. —

Sollte es möglich seyn, daß im Reich der Ueberzeugungen, der öffentlichen Anliegen eine vulkanische Hebung den Boden der deutschen, der europäischen Zustände durchbrechen und ein Ueberstürzen der Fundamente heiliger Ordnung und Gewohnheit herbeiführen könnte? Sollten die holden Erscheinungen friedlicher Ruhe und zufriedenen Bürgerthums nur oberflächliche Verhüllungen eines aus der Tiefe steigenden Jammers und Schreckens seyn? Zerwürfnisse, die die Gegenwart offenbarte, waren sie mehr, als einzelne Zersetzungs-Prozesse entgegengesetzter Elemente des Staatslebens, — Kämpfe, die, auf eine Entzweiung der Interessen und Bestrebungen deutend, doch wohl zu beschwichtigen waren, ohne daß das Zeitalter durch den Zustand der Verzweiflung,

durch das Ungeheure einer allgemeinen Aufregung hindurchzugehen hatte?

Mochte die Zeit in ihrem Schooße tragen, was sie wollte, ich glaubte meiner innern Stimme, daß Räthsel und Lösung, Mahnung und Fügsamkeit, Klage und Abhülfe einander viel näher liegen, als trübe oder schadenfrohe Unglückspropheten sagen mochten. In solchen Weltfragen ist uns der Sinn des ganzen deutschen Volkes eine Garantie des Zurechtfindens der Gesinnungen im Einzelnen. —

Ich wandte mich gegen den Wald, der im Rücken des Schlosses sich an dem höhern Gebirge hinaufzog. Der Schatten mächtig hoher Forchenstämme, das Halblicht ihrer Dom-artigen Ueberwölbung umfing mich. Wer weiß — sagte ich mir — ob nicht die mittelalterliche Baukunst eben dieses mystische Helldunkel künstlerisch zu schaffen bemüht gewesen, aus welchem Bedürfniß dann alle übrige Gliederungen sich folgerecht von selbst ergaben? denn alles Große entsteht doch durch ein tiefes Verlangen und Allgemeingefühl, nicht durch einzelne Reflexionen und Absichten, und was für Volk und Zeitalter geschaffen seyn soll, müssen Volk und Zeitalter schaffen helfen. —

Aus einer Waldschlucht stieg blaulichter Rauch auf; ich folgte einem dieser Seite zulaufenden Pfad, und kam zu Köhlern, die, um ihren dampfenden Meiler beschäftigt, mit hellweißen Augen aus ge-

ſchwärzten Geſichtern blickend, meinen Gruß kurz und ernſt erwiederten.

Gern mochte ich mich an der Anſchauung eines ſo einfachen Lebens — ihr Haus beſtand aus einem Dutzend unbehauener Forchenſtämmel — von den Gedanken an die potenzirten Verhältniſſe eines verſchlungenen Daſeyns erholen. Mit ſparſamen, nicht unfreundlichen Worten ſagten ſie mir, wie ſie es mit Geſchäft und Ruhe, mit Anſtrengung und Erquickung halten. Als ich ihre armſelige Lagerſtätte ſchweigend beſichtigte, äußerte der Aeltere: dergleichen wäre wohl nicht für die Herren, es ſey übrigens nur um die Gewohnheit zu thun, und ſie wiſſen es von Jugend auf nicht anders. Wenn ſie tiefer im Walde brennen, ſo freuen ſie ſich immer auf den Tag, wo der Träger mit friſchem Brode kömme. Sie ſprachen unbewußt die große Wahrheit aus, daß das Gefühl des Lebens, die Empfindung der Zufriedenheit nicht im Beſitz der Genußmittel, ſondern im Verhältniß des Verlangens zum Erlangbaren beſteht, und daß jedes Freiwerden unerreichbarer Wünſche die Menſchen auch bei der Vermehrung ihrer ſonſtigen Lebensgüter ärmer und mißvergnügter macht.

Die Köhler wurden nicht durch die Stürme, die Brandungen der Zeit berührt, ja ſie hatten kaum für die auffallendſten Erſcheinungen Sinn und Neugierde. Wer ſich ſo iſoliren konnte auf ſein eigenes

Thun, ihn ſchreckte kein Meteor des politiſchen Himmels. —

Die Sonne ſtand ſchon hoch über den Bergen, als ich wieder zu der Schloſſeshalle zurückkehrte. Von der Bank hatte eine Schaar von Knaben Beſitz genommen, andere Kinder waren auf der Bergwieſe zerſtreut; Erwachſene beiderlei Geſchlechts kamen den Schlangenpfad heraufgeſchritten; gedrängtere Schaaren folgten von tiefer her nach. Ich fragte die Jungen nach der Veranlaſſung dieſes Zuſammenfluſſes von Menſchen.

Wiſſen Sie denn nicht — war die raſche Antwort — daß heute ein Volksfeſt iſt, und Reden gehalten werden? Es wird bald losgehen! — Heute, am erſten April? — fragte ich überraſcht. Die Knaben nickten lachend und jubelnd Bejahung.

Ich ſchaute gegen die Thalebene hinab; aus den letzten Häuſerreihen der Uferdörfer ſtrömten Menſchenſchaaren hervor. Ich lief auf die Gartenterraſſe; — dem Städtchen entquollen zahlreiche Maſſen. Aus den Schloßfenſtern und Thurmöffnungen lugten Köpfe; die Berghalde überzog ſich mit bunten Geſtalten; Züge kamen ſingend mit Fahnen. Ich dachte an Göthe's belebte Schilderung des St. Rochusfeſtes.

Jetzt erſt ward ich ein auf der Schloßmauerkrone hervorragendes Gerüſte gewahr, das ich bisher für eine Lauberhütte gehalten.

Dem Zug aus dem Städtchen, der sich auf der Fahrstraße durch den Wald langsam heraufbewegte, sah ich, als er um das Schloß herum näher rückte, zwei bedeutsame, schwarzgekleidete Gestalten voranschreiten, die Eine hager, gelb, trocken, hohlaugig, gesenkten Hauptes, mit unheimlichem, amphibischem Blick um sich blitzend, — die Andere wohlbeleibt, hochroth, dampfend, den Kopf zurückgeworfen, stolz umblickend. Das Alles fiel mit gewissen Schilderungen zusammen, die im Publikum umliefen; ich kannte meine Männer, ihre Denkungsart und Sitten.

Bei ihrem Auftreten vor dem Schloß erhob sich ein tausendstimmiges „Hoch!" Sie errötheten nicht; als eine schuldige Zahlung der Inferiorität an die Intelligenz nahmen sie die lavinenartig sich fortwälzende Huldigung hin. — Die Menschen-Wogen drängten sich jetzt näher und näher heran. Die politischen Obmänner, um nicht dem Volk auf gleicher Ebene zur Schau zu stehen, wandten sich gegen die zum Schloß hinauf führende steinerne Treppe.

Der Ruf: Freiheit! Gleichheit! Einheit! und Flüche gegen die Zwingherren erschallte jetzt unablässig in der nicht mehr übersehbaren Menge. Es tönte großartig, ungeheuer, fürchterlich. Mir blutete das Herz. Wie herrlich! wenn diese Vereinigung, diese Erregung so vieler Gemüther auf ein deutlich erkennbares, wünschenswerthes, heilsames Gut gerichtet gewesen wäre! —

„Also diese Beiden sind die erleuchteten und erleuchtenden Redner des Volks! — Dieser bleiche, grämliche Zelot, der, wenn ihm das Geringste seinen pedantischen Tageslauf verrückt, seinen von Stubengedanken erfüllten Kopf verliert, der sich ungeberdig stellt, wenn man seine Nachtmütze verlegt und wie ein Kind heult, wenn man sein staub- und raucherfülltes Zimmer reinigen will, er will den Bau der Ordnung eiureißen! und der Andere, dem man durch seine hochmüthig aufklaffenden Nasenmüstern bis an die Hirnkammer sieht und lesen kann, was er denkt, nämlich sein „Ich" und nur sein „Ich" — er, der als Tycho-Brahisches Welt-Centrum sich nicht nach äußern Zuständen um seine Achse bewegen, noch weniger um die Lichtquelle seinen Lauf nehmen mag und deßhalb fordert, daß Sonne, Mond und Sterne sich um ihn drehen. — Diese Beiden sollen die Repräsentanten von Sinn und Geist unsers Volkes, sie der höchste Extrakt der Gesammt-Intelligenz, Melanchthon und Luther unserer politischen Reformation seyn, als wäre es hinreichend, selbst in böse Geschichten zu stecken, um die Weltgeschichte korrigiren zu können."

„Wären Alle, wie diese, es möchte wohl keinen Tag mehr in deutschen Landen zu leben seyn. Ihnen jetzt einen Streich zu spielen, die Blüthe des ersten Eindrucks auf diese Versammlung vorwegzu-

brechen, wäre das etwa nicht erlaubt, verdienſtlich? Wer das könnte?"

Mir fiel meine vorhin in Gedanken gehaltene Rede ein; ſie konnte, wenn Zufall und Glück die Umſtände günſtig zuſammen hielten, einigermaßen paſſen. Ich war jedoch viel zu ſchüchtern, einen Entſchluß zu faſſen.

Wie es nun aber geht; man denkt ſich hinein; die Gelegenheit lockt; man findet das Gelingen wahrſcheinlich und ſtürzt ſich in einer Art wahnſinniger Kühnheit jählings in den gewagten Verſuch hinein.

Die Verſammlung wurde ungeduldig, denn in Weltverbeſſerungs-Sachen kann man nicht genug eilen. Die Rhetoren hatten ſich noch nicht auf der Tribüne gezeigt; — vielleicht erblickten ſie von der hohen Zinne aus noch nachrückende Züge und wollten dieſen nicht das Geringſte vom Gold ihrer Reden vorenthalten und den Beifall in vollſtem Maße trinken.

„Freiheit und Gleichheit!" erſcholl es aus unzähligen Kehlen. — Da ſagte ich mir gegen die Scrupel, was wohl die Volksmänner über mein Wageſtück machen werden, und wie ſie die Menge gegen den unberufenen Redner aufreizen könnten — daß ein keckes Beſitzergreifen ſich oft in Vortheil ſetze und daß das Faktiſche die Menſchen gewöhnlich verblüfft und zahm finde, während ſie ſich den wahr-

genommenen Anläufen der Arroganz beharrlich widersetzen.

Ich ging über den Rubikon, alle Bedenklichkeiten jenseits lassend, bestieg die Ruhebank und rief mit stark erhobener Stimme:

„Meine lieben Brüder von nah und fern! weil nun heute „Freiheit und Gleichheit" die Losung ist, so mag wohl ein Jeder, den sein Genius an Euch zu reden treibt, dem Andern gleich stehen. Empfängliche Sinne und Gemüther erwarten wohlerwogene Worte über das, was wirklich Noth thut; und so mögt Ihr mir, einem, wenn nicht Beredten, doch Wohlgesinnten, die Freiheit des Wortes gönnen."

Wie vorhin die Rufe des Beifalls und der Ekstase in gewaltigen Tonwogen vom Richtpunkt der Versammlung aus durch die ganze Menge sich hindurch gewälzt hatten, so legte sich jetzt das verworrene Murmeln in immer weitern Kreisen bis an die Grenzen derselben.

Und so begann ich denn in der kaum begreiflichen Stille in Gottes Namen, und sprach ungefähr Folgendes so langsam, laut und scharf accentuirt ich es vermochte. Hiebei kann ich jedoch nicht zurückhalten, daß manches von dem Moment Erweckte, Allgemein-Verständliche, Volksthümliche aus Schuld des Gedächtnisses hier durch ein mehr Reflektirtes ersetzt seyn mag.

„Wer vor einem Theile des Volkes gleichsam

zum ganzen Volke spricht, der hat sich etwas Großes vorgenommen. Er mag vor Allem an die Anliegen des Volkes, an die Natur der großen Sache denken, nicht aber an sich, an seine Wahnbilder, seine Eitelkeit, sein Lob. Er mag für das Reich des Guten sprechen, nicht aber fragen: Werde wohl Ich in diesem Reich unter den Ersten seyn und im Rathe weit oben hin zu sitzen kommen?

Es ist frevelhaft, eine zum ernsten Zwecke vereinte Versammlung wie eine Schaar von leichtgläubigen Kindern zu betrachten und ihr reizende Bilder von Möglichkeiten vorzuhalten, die sich nicht verwirklichen lassen, nicht etwa, weil die Zeit noch nicht reif dazu ist, sondern weil sie in sich einen Widerspruch, einen Grund der Unmöglichkeit enthalten, — ihre Einbildungskraft mit leeren Idealen aufzublähen, ihr Denken auf eine theoretische Gedanken- und Bücherwelt zu lenken und ihr so den eigentlichen Boden ihres Lebens und Wirkens, ihrer täglichen Berufs-Pflichten zu entrücken, die Heimath ihrer schönsten Verdienste, ihrer Gewissensruhe zu verleiden.

Dieses Alles, so schön und eingänglich es lauten, in so blühende Sprache es eingekleidet seyn mag, ist thöricht und, wie Alles, dessen sich ein besonnener, sittlich gebildeter Mann schämt, auch verbrecherisch, schändlich.

Es ist in einer bewegten, gährenden Zeit nicht darum zu thun, daß die Gemüther noch mehr aufgeregt, sondern daß sie beruhigt, nicht daß das Auge auf die unendlichen, kaum den Weltherrschern faßlichen Verschlingungen der politischen Verhältnisse gewaltsam hingezogen, sondern daß der Blick zum rechten Erkennen der Nähe angeleitet, zur Unterscheidung der verworrenen Erscheinungen des eigenen bürgerlichen Lebens geübt werde.

Wir sollen von den wichtigen Erscheinungen der Zeit schweigsam lernen, nicht zu ungestümem Handeln uns zudrängen; es soll, was der Mensch, der Christ an Tugenden der Selbstbeherrschung, der Duldung, der Besonnenheit sich angeeiguet hat, im brausenden Leben seine bewährende Anwendung finden; nicht aber soll sein Thun im äußern Verkehr, im öffentlichen Leben Demjenigen Hohn sprechen, was er bisher in heiligen Schriften, an geweihten Orten als das allein Rechte und Heilsame erkennen gelernt hat.

Von dem Redner soll aber nicht über Alles nur so obenhin, oder nach willkührlicher Sonderung und mit greller Schilderung der Weltdinge, der Verhältnisse, Stände, Würden, Aemter, Personen ꝛc. gesprochen werden, denn vor dem Auge des Weisen, wie vor dem großen Welten-Auge, gibt es keine Eintheilungen der Art, keine Parteien, Casten, Vereine, Aemter und Würden, welche vorweg zu schätzen

oder zu verachten, zu lieben oder zu hassen seyn möchten, sondern nur Einrichtungen und Gesinnungen, die, sie mögen schöne oder unschöne Namen tragen, entweder auf das Wohl des Ganzen oder auf dessen Ruin zielen, die wohlthätig oder verderblich wirken.

Räthlich also ist es, daß wir die Gegenstände nahe vor's Auge nehmen, sie genau betrachten, in ihrem wahren Wesen darzustellen suchen. Und so will ich nun aus einem redlichen Drange, und nach gewissenhafter Prüfung der Sache selbst und meiner Beweggründe zum reden, Einiges vorbringen: **über die waltenden Politiker unserer Zeit und über den Allwaltenden.** — Ich halte diesen Gegenstand für sehr wichtig, da die Jetztwelt, von den Mächtigen und Weltweisen herab bis auf Frauen und Kinder, so ganz und gar von Antheil an dem politischen Treiben erfüllt ist, und es fast scheinen will, als vollbrächten Alles die Menschen, als seyen im Weltlauf und Menschenschicksale keine andere Kräfte thätig, als die der menschlichen Berechnung, Klugheit, Schlauheit und Bosheit, und gälte es der Menschheit, sich ihre Geschichte auf's Beste und recht weit hinaus in die Zukunft selbst zu machen.

Ein mit dem Bestehenden Unzufriedener, ein politischer Opponent, der sich gewöhnt, überall Mißbräuche zu schauen, wird leicht auch ein philoso-

phisch-religiöser, der behauptet, die Welt liege im Argen, kein höheres Auge wache darüber, sie sey wohl kaum ein Werk der höchsten Weisheit und Güte.

Indem nun von einem Politisch-Mißvergnügten alles Uebel den Menschen, namentlich in größern und kleinern Menschen-Anstalten den Lenkern und Vorständen und gewissen Classen und Casten Schuld gegeben wird, fällt Alles, was bei solchen Erscheinungen der Vorsehung gehört, mit in das Verdammungs-Urtheil.

Es ist freilich schwer faßlich, was in den menschlichen Dingen von und aus Gott, oder inwiefern denn Alles von und aus ihm sey, und es möchte kaum gelingen, sich hierüber ganz zu verständigen.

In wirklich vorkommenden Fällen kann man manches Irrthümliche und Unwürdige hierüber vernehmen. Einige fassen sich kurz: „Hievon weiß Gott nichts!" Andere sagen hindeutend, oft voreilig und schadenfroh, rachelustig: „Siehe, das ist Gottes Finger!" — In verzweifelten Fällen hört man wohl auch: „Wenn ein Gott im Himmel ist, so muß diese Sache obsiegen!"

Dieser vermessene Ausruf zeigt so wenig Einsicht in göttliche und menschliche Dinge, daß er sich selbst zernichtet und sich der Urtheilsfähigkeit über sie lediglich begeben mag.

Bewirkte der Mensch gar nichts am Laufe der

Welt, so hätte er das bloße Zuschauen, das Anstaunen einer eisernen Nothwendigkeit oder das unthätig-demüthige Verehren einer Allmacht. Insofern er aber mit an den Begebenheiten der Menschheit, zum Theil auch an den Ereignissen der Natur weben hilft, wird er zurechnungsfähig und erscheint in gewissem Grad als ihr Bewirker.

Wir wollen aber nicht vergessen, daß der Stoff des Daseyns nicht von ihm ist, daß etwas Ueberliefertes, Geerbtes, Gegebenes zu ihm tritt, das seine Wirksamkeit bindet und bestimmt. Auch wirkt er in den meisten, namentlich in Fällen des öffentlichen Lebens nicht allein und frei, selbstständig; er wirkt als Einer von Mehrern, zwischen denen der Stoff bearbeitet wird, er hat es mit ihren Ansichten zu thun, er hat auf fördernd und hemmend Einwirkende Rücksicht zu nehmen.

Je großartiger der Stoff, je zusammengesetzter die Verhältnisse, je einflußreicher die nicht zu berechnenden Umstände sind, destomehr unterliegt das Werk der Entwicklung der Zeit und gestaltet sich in ihrem Verlauf anders und anders, so daß am Ende selbst die Bearbeiter nicht mehr zu unterscheiden wissen, was dem Einen oder Andern, was dem Glück, dem Zufall, den unbekannten Mächten gebührt. — Nur ein beschränkter Sinn vermengt alle diese Momente und spricht Zurechnung, Lob und Tadel und Zurechtweisung rücksichtslos aus.

Es bezeichnet den Charakter unserer Zeit, daß, die sich die Klügsten dünken, die Geschichte machen und das Wohl der Welt ihrem Wahnbilde gemäß kommandiren wollen. Man vernimmt auch an den Orten, wo sich die hochbetrautesten Claritäten versammeln und in wohlgefügten Reden über Staats- und Weltdinge aussprechen, fast niemals auch nur ein Wort über den Bezug menschlichen Waltens zu einem höhern, über menschliches Lenken nach Vorberechnung. im Verhältniß zu den nicht zu berechnenden höhern Führungen; ja, ein politischer Redner würde sich fast schämen, seine Hörer an eine Vorsehung über ihm und ihnen zu erinnern. Das Schicksal der Nationen wird dann im Ganzen und Einzelnen für Menschenwerk gehalten, jeder Erfolg für einen gewollten, jedes Ereigniß für ein verursachtes, verschuldetes, und das ganze Walten der Vorsehung geht in diplomatischen Verhandlungen auf.

Es gehört aber nur ein einfältiger, unverbildeter, durch Hineinschauen in sein eigenes Leben, in das Geschick seiner Familie und in andere nahe Lebenskreise gewissen tiefern Eindrücken geöffneter Sinn dazu, um zu sehen, daß des Menschen Thun nur ein momentanes, schrittweises, daß das, was er zu der Entwicklung des Lebens an seinem Theile geben kann, immer nur ein unendlich Kleines ist, daß selbst in seiner eigenen Natur ein körperlich-

geistiges, organisches Gesetz herrscht, das sein jedesmaliger Akt der Freiheit als ein Gegebenes anerkennt und einer augenblicklichen Forderung gemäß zu bestimmen trachtet.

Während aber der Mensch sich gleichwohl im Ganzen für frei erkennt, weil die sein Wesen durchdringende Sittlichkeit ein fortwährender Akt seiner Selbstbestimmung ist, und er so sein Leben nach dessen moralischem Ausdruck sein Werk nennt, — ist andererseits das Leben der Staaten, der diplomatisch-politischen Welt im Ganzen kein freies Werk der Menschen, am wenigsten eines der Staatsmänner, Staatenlenker, denn keine Intelligenz kann das Geschick der Nationen, das Verhältniß der politisch verketteten Staaten überschauen, vorausschauen, keine Willenskraft es bestimmen, lenken. Bei der Weltgeschichte haben auch die Mächtigsten, die sogenannten Herren dieser Welt — das Zusehen.

So tiefschauend, umsichtig auch die an der Spitze stehenden und waltenden Herrscher und ihre Berather sich geberden oder seyn mögen, — die Entwicklung einer civilisirten Nation, die Entfaltung der politischen Verhältnisse ist immer ein sich Ergebendes, Werdendes, Größeres als sie, und in dieser geschichtlichen Entfaltung der menschlichen, öffentlichen Dinge sind sie Lernende; die Geschichte ist ihre Lehrerin, die Erfolge sind Offenbarungen, Mahnungen, Warnungen, Belohnungen, Strafen,

wie sie es für jeden denkenden Geist, für die Nationen selbst sind.

Der Weltgang läßt den Weisen ahnen, was der Allwaltende mit den Völkern, mit dem Menschengeschlechte will, was Verstand und Unverstand, Wohl- und Mißwollen, Redlichkeit und Intrike, Demuth und Hochmuth bewirken können, und wie die Willkühr der Menschen, die Selbstheit der Herrscher und Staatsmänner, die Umtriebe der Volksführer, die Arroganz der Parteihäupter und Parteiungen sich an der Grundlage des Volkslebens, an der naturgemäßen Entwicklung der Völker-Interessen versuchen, beugen und brechen.

Die Nemesis! — sie eben ist die Stimme, die aus dem verhängnißvollen Geschick einer Nation uns zuruft: „Waltet im Sinne des Allwaltenden — als Menschen, nicht als Erdengötter! achtet den Kern des Nationallebens, den tiefen sittlichen, geistigen Grund des Volks, den angestammten Charakter, die klassische Mitte seiner Bahn! unterdrückt nicht die Keime heilsamer Bildung, störet nicht die ruhige Entwicklung des Guten, wecket nicht wesenlose Einbildungen, frivole Gelüste, eitelu Dünkel, Phantome des Wahns! Schmeichelt nicht der Unsittlichkeit, liebäugelt nicht mit der Ungezogenheit, reizet nicht die Phantasie durch Trugbilder unbeschränkterer Zustände, unerreichbarer Ideale; schreckt sie nicht mit Popanzen selbsterdachten Jammers!

verhöhnt nicht die Institute der Ehrfurcht, schändet nicht die seit Jahrhunderten tröstend und erhebend wirkenden Heiligthümer! suchet nicht den Sinn der Nation zu zerstreuen, zu zersplittern, statt ihn zu sammeln, zu vereinen!" —

Es kann weder davon die Rede seyn, daß alle Erscheinungen des Volkslebens Schickung, Verhängniß, eiserne Nothwendigkeit, noch daß sie lediglich Menschenwerk, zurechnungsfähige Verursachung, Verschuldung seyen; sondern darin eben liegt das erziehende Moment, die mahnende Lektion für uns: — wie die Menschen, wie namentlich die thätig Einschreitenden dieses Volksleben verstanden, wie sie ihr menschliches Verhältniß zu einem höhern Walten begriffen haben.

Wie der einzelne Mensch das Daseyn viel reicher um sich wachsen, sich ausbreiten, erblühen sieht, als er es zu pflanzen im Stand ist, so auch ein Volk sein Leben; und dieses Wachsthum stören, unterdrücken, bändigen, gewaltsam dressiren, dieß ruft eben die Mißbildungen hervor, an denen wir, wie den Menschen, so die Völker gar oft leiden und sich verunstalten sehen.

In diesem Sinne betrachtet ist es die thörichte oder übelwollende Thätigkeit der in manchen Staaten waltenden Intelligenzen, durch welche hie und da so schreiende Uebelstände zum Vorschein kommen.

Hier sehen wir denn die eigentlichen und im

Mittelpunkt ſtehenden Gewalthaber und ihre nächſten Vertrauten oft ſchweigſamer und zurückhaltender in Rede und That, als die weniger Eingeweihten, jedoch zum Rathe Berufenen. Dieſe Letztern ſcheinen oft ihrem innern Aerger über verkümmertes Allwiſſen und verſagtes Allhandeln durch die lächerlichſten Uebertreibungen Luft zu machen.

Noch excentriſcher aber geberdet ſich die Unzahl von Sprechern und Schreiern, die in weitern Kreiſen ſich um jene Claſſe der Vaterlandswohl-Berather bewegt.

Aus dieſem unbeſchreiblichen Schreibe-Gewirre und unſäglichen Rede-Getöſe mag man ſich gern in Gedanken zu jenen Erſten, den oberſten Volks-Vorſtänden, zurückziehen und ſie ſich als ſolche denken, welche, den Beſtand der Nation im Herzen tragend, auf die Anklänge, welche die National-Entwicklung bei Nachbarſtaaten findet, merken, die das ihnen von daher Kommende ſinnig erwägen, ihre Schritte, ihre Maßregeln vorſichtig, wohlberechnet, dafür oder dagegen nehmen, gewagte Würfe vermeiden, das Wahrſcheinliche ins Auge faſſen, alles Menſchliche achten, vom Tage lernen, und in den Erfolgen, gegen welche ſie, nachdem ſie das Ihrige gethan, nicht ankämpfen, das Walten einer höhern Macht mit Ehrfurcht anerkennen, einer Macht, welche alle Elemente des Lebens überſchaut und nach unendlichen Zwecken Bilder des Völker-

Geſchicks zur Erſcheinung bringt, Geſtalten der Menſchheit zur Darſtellung fördert, gegen welche das thätigſte Walten der Mächtigſten der Erde nur als ein Fortſchritt in engen, kurzſichtigen Abſichten, als ein Durchgang durch Fehlſchlüſſe, Täuſchungen und Ueberraſchungen, als eine immerwährende Selbſtcorrection erſcheint.

Mit welcher hohlen Leerheit aber ſchallen im Gegenſatz gegen die Pietät devoter Völker-Fürſten und weiſer Staatsmänner zu uns die unabläſſigen Rufe der Parteihäupter her, — das unausweichliche Geſchrei: „Wenn unſere Anſicht Eingang findet, ſo wird ſich das Volk frei, erleichtert fühlen, ja es wird ſich auf den Gipfel des Wohlſtandes, der geiſtigen und ſittlichen Blüthe, der äußern Größe, des Ruhmes erheben; — wenn Ihr, Gegner, in euerm Sinne einſchreitet, ſo erfolgt ohne weiters der Umſturz aller Ordnung, der Ruin der Nation, Schmach und Verderben!“ —

Dieſer Tribünen-Schwulſt, dieſe Tagblätter-Tiraden zeigen ganz den hochmüthigen Dünkel der Weltverbeſſerer, Weltlenker, Allwiſſer und Allmacher an, die nicht von der Vergangenheit lernten, den Moment zu erkennen, zweckmäßig zu erfüllen, die vielmehr mit ungezügelter Selbſtheit dem Organismus der Welt ihr Bild aufprägen wollen, und hier erſcheint denn menſchlicher Hochmuth anmaßlicher, Parteien-Terrorismus tyranniſcher, als das eigen-

willigſte Walten der ſogenannten abſoluten Selbſtherrſcher.

Ebenſo bezeichnend iſt das warnende Rufen der ſich und Andere ängſtigenden Phantaſten: „Trauet nicht dem nordiſchen Rieſen, der mit langſamem, aber unaufhaltſamem Schritt uns naht und zu zernichten droht; — dem ſchlauen Großhändler, der unſer Leben auf naſſem oder trocknem Wege paraliſiren will; — beobachtet den phlegmatiſchen Eigenthümer, der, ſtets auf Erwerb bedacht, ſich mit behaglicher Ruhe in immer weiter gezogenen Kreiſen arrondirt; — beargwohnt den kriegs- und beutelüſtigen Soldaten, der in ſeinem langen Gezelte ſpannend auf und nieder ſchreitet und temporiſirend der Gelegenheit wartet, uns beizukommen! Laßt uns gewappnet, großartig, drohend daſtehen, Achtung, Furcht gebietend ſie alle im Schach halten!“

So erſcheint dann bei dieſem unausgeſetzten Lärmgeſchrei das Streben der europäiſchen Staaten als ein Gewebe von beſtimmten Abſichten und eigennützigen Planen, von ſtehenden Tendenzen, langen Vorausberechnungen und rein politiſchen Vorherbeſtimmungen, als hätte nicht jeder Staat zuerſt mit ſich ſelbſt am meiſten zu thun, als wäre er bloß eine kaltverſtändige Macht, nicht eine mit ihrer Exiſtenz und Ausbildung beſchäftigte Nation, ein mit ſeinem Geſchick auf höhere Gewalten hingewieſener, mit Sorge und Vertrauen auf die Wechſel-

fälle des Glücks harrender Volksverein, — als wären die Machthaber die alleinigen Träger des Staats-Schicksals, die in selbstischer Willkühr nie daran dächten, zu fragen, welcher Gang der National-Angelegenheiten wohl im Plane der Vorsehung, in der Natur der Weltverhältnisse liegen möge; als hegten nicht gerade die Mächtigsten ein Gefühl der Unterwürfigkeit unter jene höhere Macht, der ehrfürchtigen Scheu, gegen deren im Innern vernehmbaren Sinn beharrlich einzuschreiten; als erfüllte sie nicht die Besorgniß, eines sichern Erfolges und am Ende des Vertrauens der Nation verlustig zu werden.

Gerade Demjenigen, den die Vorsicht auf die oberste Stufe weltlicher Höhe gestellt hat, ist am nächsten gelegt, Erden-Größe und Macht in ihrer Beschränkung, und sein Abhängigkeits-Verhältniß, als endliche Majestät, zu einer unendlichen, zu erkennen. Sie, die man die Absoluten nennt, empfinden wohl am Besten die Relativität ihres Thuns und lächeln über Diejenigen, die sie um ihre Schrankenlosigkeit anklagen oder beneiden.

Andererseits ist es aber eben jenes hohle, lärmende Geschrei über Absolutismus, jenes brutalisirende Drohen, was die Gegenbewegung, die es abhalten will, erst ins Leben ruft; — wie etwa der Zauber- und Beschwörungs-Lärm eines Paters-Hexenmeisters oder Teufelsbanners die Behörde veranlaßt, einige handfeste Leute zu schicken, um dem

Unweſen zu ſteuern, — wogegen, wenn jene unruhigthätigen Intelligenzen, ſtatt in politiſcher Exaltation die neue Zeit ſchaffen und mit Gewalt an die Stelle der alten, in der Entfaltung des Rechts und der Ordnung fortſchreitenden Welt ſetzen zu wollen, — ihren Standpunkt als Waltende, aber einem Allwaltenden unterthan, begreifen wollten, ihre geträumten oder wirklichen Gegner ſich von ſelbſt zum Ziel legen würden, wenn ſie wahrzunehmen hätten, daß nichts ihre Völker Entzündendes, den Weltfrieden Bedrohendes zu beſorgen ſtehe.

Ueberhaupt drückt ein unberufenes Einſchreiten der Superklugen immer den Gang ruhiger, organiſcher Entwicklung zurück. Sie gerade ſind es, die, unter lauter Berufung auf die Macht des Zeitgeiſtes, dieſen in ſeinem Fortbildungs-Gange ſtören und die Zeit zu einem Rückſchritte nöthigen, indem ſie den Läuterungs-Prozeß der Ideen und Einſichten gewaltſam unterbrechen, den ſchweigſamen Bund der Aufgehellten in allem Stande vorlaut beſchreien, die Offenbarungen der Weiſen profaniren, das Bild der Zeit verzerren.

Wenn ſich auch der Mächtigſte nicht vermißt, ein Lenker des National-Lebens, noch weniger einer des Völker-Geſchicks zu ſeyn, ſo muß er ſich der allwaltenden Kraft, welche das Schickſal der Menſchheit webt, gegenüber — als ein nur untergeordnet Thätiger fühlen, weil das, was Einer will, was

mehrere Zusammenwirkende wollen, immer nur als etwas Enges, Bestimmtes, Absichtliches, als ein äußeres, materielles Thun erscheint, während wir in dem höhern Walten weitgreifende Zwecke zu Darstellung des Menschlichen in seiner reichsten Fülle und organischen Tiefe, ein die Körper- und Gemüthswelt zugleich durchdringendes Lebens-Prinzip ahnen.

Wie kurzsichtig, vorschnell, unzulänglich ist das klügste menschliche Wollen und Vollbringen gegen die von der Vorsicht bewirkten Erfolge? — Wir glauben uns gewöhnlich beengt, gehemmt; unsere Wünsche übergreifen die zähe, langsame Wirklichkeit, wir klagen den unbehülflichen Stoff an, daß er die Eindrücke des Schönen und Guten nicht annehmen wolle, und gerade an diesem Hinhalten unserer Erwartungen, an diesem Erproben unserer Geduld bewährt sich der Reichthum des Lebens.

Man kann wohl behaupten, daß, würden uns Menschen alle frühe Lebensplane und phantastische Wünsche von einer willfährigen Zaubermacht immer sogleich verwirklicht, unser Leben als Schul- und Erziehungsweg, als Entwicklungsgang zu körperlicher, geistiger und sittlicher Reife nicht etwa reicher, sondern umgekehrt ärmer sich darstellen würde, und ebenso würde ohne Zweifel das Leben einer Nation sich dürftiger gestalten, wenn ihre Staatsweisen den Stoff so leicht bildsam fänden, daß er sich ihren

Theorien und Idealen gern bequemte; — es würde das Geschick der civilisirten Völker eine abenteuerliche Gestalt annehmen, wenn die Vorsicht dem, was vorherrschende Stimmen den Geist der Zeit, öffentliche Meinung, weltbürgerliche Interessen, Volkswünsche, Welt- und Lebensfragen ꝛc. laut, aber in verschiedenem Sinne gemeint, zu nennen belieben, sogleich willfährig sich erzeigen würde.

Seyen diese wichtigen Anliegen auch nicht Vorwand, Täuschung oder Vehikel böswilliger Umtriebe, so verweigert ein höherer Wille oft das Wohlgemeinte, damit das Bessere, Größere, Weiterverbreitete vielleicht unter Noth und Klagen zum Durchbruch komme.

Gerade die Sprödigkeit des Lebensstoffes, die Langwührigkeit des Entwicklungs-Prozesses, der langsamen Gährung und Läuterung geistiger Getränke vergleichbar, macht uns auf die Wichtigkeit der Substanz, auf den Reichthum der Entwicklungs-Wege auf die Fälle der Erfolge, auf das Ueberschwängliche jeder großen Unternehmung aufmerksam, und diese Tiefe des National-Lebens sollte die Stock-Politiker die meisten ihrer Schöpfungen als Geburten der Zeit, ihr Hätscheln derselben, als Affenliebe, ihre unablässige Geschäftigkeit als Tändeln mit Kinderspielereien erkennen lassen.

Nach dem bisher Vorgebrachten möchte aber wohl noch immer die Frage offen bleiben: wie denn ein

Waltender in gegebenen Lebensfällen sich zum Allwaltenden verhalte, wie und wo er mit Rath und That einschreiten, was er höherm Rathe zu überlassen habe.

Die Antwort jedoch muß Jedem, der sich unter die für das Volkswohl Thätigen stellt, in Geist und Gewissen geschoben werden. — Ich möchte folgende Lebensfragen an ihn stellen:

„Bist du wahr und treu gegen dich selbst? gegen dein Vaterland? gegen die Menschheit? Scheuest du nicht den strengen Blick in dein eigenes Inneres?

Trübst du dir nicht durch Vorurtheil und Hochmuth das Anschauen der Welteinrichtungen, der Zeitereignisse?

Gelüstet dich nicht nach Bedeutsamkeit? Versteckst du nicht hinter hohe Zwecke egoistische Absichten? Würdest du, Wohl und Weh deiner Nation im Herzen bewegend, unbekannt, ungenannt, schweigend dich des schönen Bildes der Welt freuen, das du ihr gönnest und in stillem Wirken nach deinen Kräften herzustellen trachtetest?

Vermagst du beharrlich, sorgsam das Nächste, das Beste, das Nothwendige zu leisten?

Gibst du guter Lehre, tüchtiger Erfahrung, besserer Einsicht, auch wenn sie dich beschämen, zurechtweisen, die Ehre?

Wenn du dein Bestmögliches mit Bescheidenheit, mit Schonung, mit richtigem Sinn und Takt für

die Umstände gethan, dann kannst du den Erfolg, günstig oder nicht, als Gottes Willen betrachten, und wirst darüber, was Menschenwerk, was höheres Walten sey, kaum irren können.

Schwankende Dummheit und entschiedene Bosheit haben der Sache der Menschheit schon viel geschadet, auch hat gutmüthige Schwäche ihren Theil daran, daß es nicht besser um unser Geschlecht steht; aber am meisten haben wohl geistreicher Eigensinn, verfeinerte Einseitigkeit und ein Verstandes-Dünkel und Wissens-Hochmuth, der sich für Vernunft und Staatsklugheit hält, Unheil im Gange der Dinge angerichtet."

„Die Welt wird mit mäßiger Weisheit regiert,
Doch wird viel Aberwitz dabei consumirt."

Mit einer mimischen Geberde deutete ich der Versammlung an, daß ich zu Ende sey. Die ruhigstille Masse kam in eine wogende, allmählich wachsende Bewegung; kein Ruf des Beifalls, des Mißfallens antwortete mir. Gruppen von Zuhörern neigten sich da und dort zu Sprechenden hin, wahrscheinlich um die Tendenz des Ganzen sich erkundigend, das sie in seinen Einzelnheiten aufgenommen. Viele Häupter richteten sich nach der Schloßmauer-Zinne in die Höhe, wo wahrscheinlich die Volksmänner auf den Verlauf meiner Usurpation merkten.

Ich hatte nicht Lust, die fernere Wirkung meiner

Rede abzuwarten; ich stieg von meiner Bank herab, gab den Nahestehenden meine dankbare Verwunderung über die beobachtete Stille zu erkennen und schob mich, wie wenn nichts geschehen wäre, an der Mauer gegen das Garten-Pförtchen hin. Berg und Thal schwammen vor meinem Blick in ungewissen Formen; ich eilte eine steile Treppe hinab in den untern Theil des Gartens; ein Ausgang führte auf einen abschüssigen Waldpfad, dem ich folgte. Von unstäten Gedanken und Bewegungen über das, was ich gethan, erfüllt durchwandelte ich das menschenleere Städtchen; meine Schritte fördernd hatte ich bald Berg und Schloß so weit im Rücken, daß mir, was so eben noch lebendigste, bedeutendste Gegenwart gewesen, schon in den Hintergrund zu rücken anfieng.

Als ich nach einer guten Stunde den Gebirgssattel überstiegen und einen andern Horizont vor mir hatte, war ich schon neuer Eindrücke fähig, denen ich mich auch ganz hingab.

Ueber die weitern Vorgänge auf dem Schlosse habe ich mich nicht weiter bekümmert und die öffentlichen Nachrichten darüber geflissentlich überschlagen. Von zweifelhaften, durch Erzählung meistens entstellten Ereignissen mochte ich lieber gar nichts vernehmen. — Konnte ich eine That verantworten, hatte ich richtig gezielt, so überließ ich das Treffen oder Fehlen des Wurfes den höhern Mächten.

Wahrnehmungen und Bemerkungen.

Erste Folge.

Für und gegen die aphoristische Form läßt sich Manches vorbringen. Sie ist so alt, als Rede und Schrift; mehrere klassische, heilige Bücher sind in derselben verfaßt. Es gibt stehende Gesetzmäßigkeiten, wiederkehrende Erscheinungen, die sich am besten in kürzern Sätzen aussprechen, behalten und wieder erkennen lassen. Allerdings steht Nichts in der Welt allein, Jedes gehört zu einer Sphäre, einem Ganzen, und, wenn der menschliche Geist es vermöchte, so würde er die Totalität der Welt im Zusammenhang eines Systems darlegen. Wie wir aber den unendlichen Fluß der Elemente in Arten von Naturphänomenen, leblosen und lebenden Wesen festgehalten, begrenzt sehen, so bildet auch der Geist Gruppen von Wahrheiten und selbst sporadische Wahrnehmungen.

Man kann viererlei Aphorismen unterscheiden: sprichwörtliche, scharfsinnig zugespitzte, witzig vergleichende und reinmenschlich wahrnehmende. Nicht leicht wird ein kurzer Satz ganz wahr und treffend seyn, weil er sich zu den nöthigen Einschränkungen nicht Zeit nimmt. Die beiden ersten Arten leiden

am öfteſten an Schiefheit und Schielen, die dritte am Hinken, auch läßt ſich am Witz ſelten mehr lernen, als witzig, wenigſtens witziger werden.

Wahrnehmungen des geſunden, menſchlichen, wenn es ſeyn kann, durch Erfahrung und Nachdenken gebildeten Sinnes kann man noch am beſten ertragen, wenn ſie uns unmittelbar auf uns ſelbſt und die uns umgebende Welt zurückführen. Sie regen unſere eigene Wahrnehmungsgabe auf und zeigen uns, daß mit einem gewiſſen Sinn und Geſchick der Sonderung in dem Lauf der gewöhnlichſten Dinge und des alltäglichen Lebens ſtets bemerkenswerthe Erſcheinungen zu ſinniger Erwägung feſtzuhalten oder für künftige Anwendung in einen Rahmen zu faſſen ſind.

Wer Geſchmack an dergleichen findet, der erwirbt ſich vielleicht ſelbſt eine Fertigkeit, in dem Meer der Allgleichgültigkeit ſolche grüne und belebte Inſeln zu entdecken, und in ihnen am Ende einen Archipelagus zu ahnen, der, im Ganzen überſchaut, zum großen Feſtlande der Lebens-Philoſophie gehört.

Endloſer Streit.

Wenn zwei politiſche Gegner, erfüllt von diametriſch verſchiedener Anſchauung des Beſtehenden und Werden-Sollenden, über Einzelnheiten mit einander ſtreiten, ſo iſt es nicht anders, als wenn zwei feindliche Reiche mit Patrouillen eine Haupt-

schlacht liefern oder aus Gränzfestungen mit Schlüsselbüchsen sich beschießen würden.

Rechts-Härte und Dehnbarkeit.

Wer im täglichen Leben vom ganzen Umfange seiner Rechte und Ansprüche Gebrauch macht, der wird uns unausstehlich; wer es in einzelnen Beeinträchtigungsfällen thut, zeigt Charakter.

Die rücksichtslose Härte der Gesetze kann in schweren Fällen die Gnade des Fürsten mildern. Aber diese ist mehr negativer Natur, nicht sowohl Befugnisse gebend, als Schmach nehmend. Darum heißt sie: Gnade.

Wer aber im öffentlichen Leben, namentlich im Landesvertrags-Wesen, das feste, klare Recht in Analogieen auflösen und in Gemüthsrecht, Billigkeitsrecht, Klugheitsrecht, Politikrecht ꝛc. verwaschen will, der macht den ganzen Rechtsboden wankend; denn wir sind nicht sicher, ob er nicht dieselbe Gesetzesstelle unter andern Umständen ganz umgekehrt auslegen wird.

Wie man im Rechnen ein Additions-Exempel durch Subtraktion probirt, so kann man das Rechtsgefühl in zweifelhaften Fällen durch die Frage probiren: Wie würde die Entscheidung lauten, wenn die Verhältnisse rein umgekehrt, statt der eurigen, die der Gegenpartei gewesen wären?

Wer nicht dem Recht die Ehre gibt, auch wenn

es ihm das Herz abdrücken will, der kann wohl dahin kommen, das Gemüth der Rechtlichen durch ein Pseudo-Recht zu verwunden.

Obscurantismus.

Auch die Verblendung ist ein solcher. Die Spitzbuben schleichen im Dunkel der Nacht; aber wem sie die Blendlaterne vor's Gesicht halten, der sieht auch nichts.

Abneigung.

Sollte es wirklich die starke Neigung zum Absolutismus und zum eigennützigen Vergeuden der Nationalkräfte seyn, was viele sonst vernünftige Männer, ja gerade die Besonnensten, dem neuen Umschwung der Dinge, dem verheißenen tausendjährigen politischen Reich so abhold macht?

Wäre man nur sicher, daß ein zehntausendköpfiges Regiment zum Guten führte, daß bei der umgestülpten Staatshaushaltung Sonntags jeder Bauer ein Huhn im Topfe hätte, man könnte es sich gefallen lassen. Der verständige, rührige Mann dürfte ja wohl auch mit zu Rathe sitzen, und bei einem allgemein verbreiteten Wohlstande könnte er nur gewinnen.

Die faßliche Szienz.

Es gibt eine Szienz, welche Kinder und Erwachsene, Volk und Weise fassen; sie ist für alle

klar und unerschöpflich; höchste Spekulation und nächtigste praktische Lehre; leitend für's nächste, tägliche Leben, für jeden kleinsten Schritt, wie für's ganze Daseyn; Fundgrube des beschränktesten, angefochtenen Sinnes, wie der geistig-freiesten Forschung, ordnend den Haushalt des unbedeutendsten Menschen, regelnd den Organismus der Welt, den Lauf der Weltgeschichte; adelnd das sinnlichste Genießen, heiligend die tiefsten Bewegungen des Innern — Es ist die Religion. —

Rechtsfreunde.

Der Rechtsgelehrte hat ein dreifaches Verhältniß zum Recht, und leider findet man in unsern Tagen, wo ein vermeintlich „Rechtes" mit dem „Recht" so oft im Kampfe liegt, den Rechtsmann nicht immer als den in dreierlei Beziehung rechten Mann.

Wir wollen unterscheiden: Rechtskunde, Rechtssinn und Takt, und Rechtsgefühl.

Rechtskunde läßt den Juristen sich in der Unendlichkeit der Gesetze, ihrer Entstehung, Entwicklung und Geltung orientiren.

Rechtssinn führt den Verstand zur richtigen Unterordnung rechtlicher Zustände unter den betreffenden Gesichtspunkt; er ist ein praktisch nächtiges Schalten.

Rechtsgefühl ist weder Sache des wissenschaftlichen Gedächtnisses und Erkennens, noch des prak-

tiſchen Taktes; es iſt kein Talent, ſondern eine Tugend. Sie beſteht in Anerkennung der Heiligkeit, der Ewigkeit des Rechts, als eines Bandes der Menſchheit, in dem Vermögen, der Wahrhaftigkeit des Rechts die Ehre geben zu können, auch wenn Alles darüber zuſammenbräche, was die Herrſchaft des Rechts nicht anerkennen will. Ein Sprichwort drückt dies ſchroff aus; es nimmt ſich aber ſelbſt ſeine Härte. Die menſchlichen Dinge ſind anders eingerichtet, als daß in verzweiflungsvollen Fällen die Ordnung der Welt durch Rechtsanwendung Gefahr laufen könnte.

Aber gar wohl kann man ſagen: Laß das Unrecht ſiegen, und die Welt geht unter!

Das Rechtsgefühl aber, als ein Allgemeingefühl der civiliſirten Menſchheit, iſt vielleicht ſeit Jahrhunderten nicht ſo aufgelöst, abgeſchwächt und erkältet worden, als ſeit einigen Jahrzehenden.

Es verdient in dieſem Betracht bemerkt zu werden, daß gerade in Zeitepochen, wo der gedrückte, überlaſtete Staatsbürger wieder nach den ewigen, unveräußerlichen Menſchenrechten fragt und um Abhülfe ruft, bei allen gemeinen Naturen ein Hang zur Unbändigkeit, zum Unrecht frei wird, der alle Bande zu löſen droht.

Einer Abhülfe auf dem Wege der Radical-Reform zu lieb ſehen wir dann Viele, die ſich Rechtsfreunde nennen, auf Koſten ihres Rechtsgefühls

alle Künſte der Dialektik anwenden, um in der Sphäre ihrer Rechtskunde und mit höchſter Schärfung ihres Rechtsſinnes das für ſie Geeignete zu finden und für ihre Plane geltend zu machen.

Gerade die Geſetzeskundigen pflegen dann am weiteſten von der Bahn der Geſetze entfernt zu wandeln.

So gewiß iſt es, daß unſer Wiſſen und Verſtand bei nicht ganz unbefangenem Gemüth mit Finſterniß umhüllt iſt.

Männer, die ſonſt jeder Beſtechung durch Darbietungen, Rückſichten ꝛc. unzugänglich ſind, machen uns auf Einmal an ſich irre, wenn ihr Rechtsgefühl in den Dunſtkreis der Politik einrückt. Hier weicht die Magnetnadel ihres Charakters auffallend genug von dem Polarſtern des ſtrengen Rechts ab; — ſie verlieren die Tramontane.

Müſſen und Können.

Die Sachen geben gut, wenn ſie müſſen, — ſchlecht, wenn ſie können. Die Selbſtheit iſt der ewige Feind des Allgemeinen, ſie neigt immer zur Beſonderung. Die Weisheit lehrt Achtung vor dem Geſetz, die Noth predigt Maß und Ordnung, aber Thorheit, Schlechtheit, Tirannei und Unbotmäßigkeit lauern immer, um loszubrechen, ſobald ſie Gelegenheit finden.

Politische Aufklärerei.

Die politische Skeptik der neuesten Zeit, das praktische Verneinen ist nichts anders, als die Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts, die sich auf die Politik geworfen. Wie diese den religiösen Strom, der durch das Leben der Nation fließt, abläugnete und in Verstandes-Begriffe ausschöpfen wollte, so diese den geschichtlichen, in welchem sich der sittlich-rechtliche Haushalt fortbewegt. Sie wird niemals Ruhe haben, weil die Welt nie ihrem Bilde gleicht.

Zulauf

Das Gemeine flüchtet gern hinter das Ungemeine, das Kleine hinter das unendlich Große. Daher erhält jede Faktion eine Menge Parteigänger, die ihr verworrenes Leben mit den höchsten politischen Interessen in Rapport bringen möchten. Um sich nicht selbst verachten zu müssen, ehren sie sich auf eigene Faust durch Partei-Abzeichen.

Phantome.

Blicke hell in die Vergangenheit, aber mache dir kein Bild von der Zukunft. Jenes reinigt den Geist, dieses verwirrt nothwendig den Sinn.

Das Nächste, das Beste.

Es stünde anders um uns, thäte jeder Mensch, in jedem Augenblick das Nöthigste. Stets ist für

uns Etwas genau ins Auge zu fassen, seine Natur zu erforschen, sein Wesen zu ergründen; stets ist Nothwendiges anzufangen, sorgsam fortzuführen, genau zu vollenden. Die Meisten begnügen sich mit einem flüchtigen Hinblick, mit oberflächlicher Kunde; Dringendes wächst beengend auf; Angefangenes stockt, und rein Fertig wird das Wenigste. Auf solche Halbheiten stoßt man tausendmal, und ist um so übler daran, wenn man von der Welt nur Weniges verlangt, aber dieses Wenige genügend wünscht.

Entzweiung.

Ein Kräftiger, der seine Pflicht versäumt, wird seine innere Entzweiung die Welt durch eine feindselige Thätigkeit fühlen lassen. In ihr liegt die brutale Forderung: Du sollst anders werden, weil ich nicht anders werden mag!

Das Unendlich-Große und Kleine.

Beobachte im Weltlaufe die Bewegungen der verschiedenen Sphären, merke auf das Unendlich-Große und Unendlich-Kleine der welthistorischen Sphären, Reiche, der großen materiellen und geistigen Strömungen und Gebilde — und hinwieder der kleinern Institute, Gemeinden, Kreise, Veranstaltungen, Zeitbewegungen. Sie kehren sich gegen einander, berühren sich, fließen vielleicht in einander über, sie sind aber doch diametrisch verschieden.

Die Entwicklungen des Unendlich-Kleinen gehen ihrem Gang, streben einem Ziel entgegen, werden aber oft durch die unaufhaltsame Entfaltung des Unendlich-Großen gestört, aufgehalten, vielleicht verschlungen.

Wie kann sich aber das Unendlich-Kleine im Gedränge der unendlich großen Weltkräfte der Natur und Geschichte erhalten?

Eben dadurch, daß es ein Kleines ins Unendliche sorgsam betreibt. So gehen die größten Wellen über den festen, gerundeten Kiesel spurlos hinweg.

Wenn eine Menge von Kleinem ihr Wesen vergißt und sich des Größern vermißt, so wird sie von dem Unendlich-Großen wahrgenommen, beobachtet, bewacht, als eine Größe untergeordneten Ranges angefochten, wenn sie nicht zur Ebenbürtigkeit aufwächst, unterdrückt und hat ihr Spiel verloren.

Eine Auflehnung des Unendlich-Kleinen gegen das Unendlich-Große kann nur dann von Erfolg seyn, wenn es durch den Akt selbst seine innere Einheit und Kraft ins Unendliche zu vermehren im Stand ist.

Partei-Namen.

Unter die Fahne einer Partei tritt Alles, was für seine Absichten von ihr mehr Vorschub erwartet, als von der Gegenpartei, und die Intrike spielt hier ihr großes Spiel. Der Name, den sich eine große Partei beilegt, oder der ihr angehängt wird, darf

uns nicht irre machen. Wer ihn selbst schafft, wird immer den schönsten wählen. Er bezeichnet nur obenhin die Unterschiede und hat mit dem innern Wesen der Faktion nichts zu schaffen. Wer ihn oft nennt und vorkehrt, scheint ihn für seine eigene Sache wohl benützen zu wollen.

Vor dem, der in das Innere sieht, sind alle Parteien gleich, denn selten tritt Tugend oder Laster in Masse auf, und Millionen begehen kein Verbrechen. Er wiegt jeden Einzelnen nach der Ueberzeugung, die ihn trieb, und schreibt ihm ins Schuldbuch, ob er treu ans Ganze, oder selbstisch nur an sein Ich gedacht.

Anziehung.

Eine jede Partei zieht Geister aller Art an sich, namentlich die der Bewegung (jede Zeit hat eine solche) die rührigsten, extremsten. So kennen wir Einige, die aus Patriotismus toll geworden erscheinen; z. B. Börne.

Sie gefallen sich in der Rolle des Hamlet, nur möchte, wie bei diesem, Verstellung oder — etwas Travestie mit im Spiele seyn.

Stoff und Form.

Die Opposition ist so stark auf das Stoffartige versessen, daß sie fast keine Form mehr achtet. Dennoch ist diese sehr wichtig, und übt z. B. in England

eine pedantische Gewalt aus. Auf jeden Fall ist sie es, die unter den Wandlungen der Materie das Bestehen des Ganzen bewahrt und seine successiven Entwicklungen fortleitet. Sie heischt oft noch Achtung, Ehrfurcht, Pietät, wo wir solche den Substraten gern entziehen möchten.

Man darf wohl sagen: wo keine Form mehr sicher ist, da ist es auch keine Materie mehr.

Das Recht zum Unrecht.

Leerer Streit über das Rechtliche einer Staats-Umwälzung. Was ausser der Sphäre des Rechts liegt, das ist ein Faktum, und nach Prinzipien der Sittlichkeit zu beurtheilen. Der erste Schritt ist schon einer aus dem bestehenden Gesetz hinaus, und nur, was nach Gesetzen geschieht, ist recht. Die eine Partei tritt in den Naturstand der Gewalt hinaus und zwingt die andere, ihr nachzutreten. Es ist ein gewaltsames Aufbrechen und Umwenden des öffentlichen Rechtsbodens. Zuweilen geschieht es, daß die bestehende Macht denselben zuerst aufreißt. Man erinnere sich an den egyptischen und bethlehemitischen Kindermord, an die Bartholomäus-Nacht, an so manche Verfolgungen ruhiger Unterthanen, an Verletzung und Bruch von Staatsgrundgesetzen und Verfassungen, an despotischen Druck der Eroberer in unterjochten Reichen, u. s. w.

Die Erwägung begibt sich aus der Sphäre des

Staatsrechts in das des Völkerrechts, der Ethik der Nationen, und hier stehen sich die durch Terrorismus und Noth gewaltsam getrennten Parteien, wie Menschen oder Stämme im Naturzustande, ringend gegenüber

Historische Monstrositäten.

Uns Fernstehenden erscheint ein altes Reich mit langverjährten Instituten, mit einem grandiosen, unheimlichen Aufbau von Gewalten, Casten, mit einem, seinen byzanthinischen oder gothischen Domen ähnlichen, Cultus, mit seiner Ehrfurcht vor weltlicher und geistlicher Despotie, seiner Macht des Aberglaubens, seiner Verehrung des Unsinns, Anbetung der Gräuel u. s. w. — als eine Art Monstrum, ein Ungeheuer im Kreise der Menschheit, und ist uns im Contrast mit der hellern Kultur des übrigen Europas ein geschichtliches Ungethüm, ein schaudervolles Räthsel.

In der Nähe und in seinem Getheil betrachtet, sind es, wie die Glieder und Organe eines naturhistorischen Unthiers, zusammen und ineinanderwirkende Organismen, relative Gesetzmäßigkeiten, konsequente Funktionen, wurzelnd auf Lebensgewohnheit, Jugend-Eindrücken, Form des Denkens und Begehrens — eingelebte Ehrfurcht, Hinneigung der Imagination, Bedürfniß der Phantasie, unausweichlicher Anschauungskreis, Einrichtung der ganzen De-

konomie des Daseyns herab bis zu der handgreiflichen Wirthschaft, Durchbildung aller Lebensverhältnisse, so verwachsen mit dem ganzen National-Bestand, daß eine schnelle Auflösung dieser unendlichen Handbietung alle Nerven des Volks bloß legen, sein Innerstes erkälten, desorganisiren, tödten würde.

Je näher du trittst, destomehr siehst du alles bedingt und bedingend, das Auffallendste, Verletzendste in seiner beziehungsweisen, zeitlichen, räumlichen Nothwendigkeit. Du begreifst, wie schwer schon das deutliche Bild eines Andersseyns in dieses veraltete Soseyn, eine hellere, freundlichere Gestaltenwelt in diese Düsterheit dringen dürfte; du ahnest, wie unendlich wenig Begriffe und Ideen über dieses eiserne Faktische vermögen. Lebe darin, und du weißt nicht zu rathen noch zu helfen, du erwarteſt nur von der leisen Entwicklung der Zeit, von der langsamen Folge der Geschlechter ein Besseres, dessen Gestalt aber der Vorhang der Zukunft verhüllt.

Leichtes Geschäft.

Es gehört nur ein wenig kalter Verstand dazu, um eine Jahrtausende alte Ehrfurcht lächerlich zu machen, den Hochbau der Ordnung herabzuwürdigen, und mit einigen hingeworfenen Sophismen die Lust von den Banden der Sittlichkeit zu befreien.

Die freie Presse.

1.

Wer Talent hätte und aufgeräumt wäre, könnte über das Pressen der Presse, über den Druck des Drucks, über Preßbengelei, Anschwärzen mit Druckerschwärze, Gestrichen-werden des nichtstreichenden Censors ꝛc. manches Wortspielend-Witzige vorbringen.

Der Ernst des Gegenstandes scheint aber auch einen solchen der Behandlung zu fordern, das Unerschöpfliche desselben möglichste Kürze zu gebieten, während durch den modernen, oft nur gemachten Humor, der sich in Wortwitz und Jean-Paulisirenden Gleichnissen selbstgefällig ergeht, so wie durch die meist übertreibende Satire in der ernsten, das rechte Maß des Wahren suchenden Welt nicht eben viel ausgerichtet wird. Sie führen den Sinn im Kreise herum, der sich in zweifelhaften, verwickelten Dingen je eher je lieber orientiren möchte.

Wenn aber eine Welt- und Zeit-Materie, wie die vorliegende, schon so theoretisch durchgedacht,

praktisch durchgelebt worden, daß die wesentlichen Momente als jedem Gebildeten bekannt vorausgesetzt werden dürfen, so kann das Ganze einer individuellen Ansicht auf einem beschränkten Raume kaum anders, als in locker verbundenen Bemerkungen vorgebracht werden, weil die logische Entwicklung sich viel zu breit machen würde. Ist es doch der aufnehmende Geist, der alles Zerstreut-Scheinende immer wieder in sich ordnend verbindet.

Die Idee der Freiheit, — oder richtiger, ihr Bild — hat für Jeden, der gern mit unbestimmten Wesen verkehrt, etwas höchst Anziehendes, dem Instinkte Zusagendes. Das Rufen nach „Freiheit" entspringt meistens aus diesem animalischen Triebe.

Da ist dann schon das Beschwichtigende: „Freiheit — innerhalb der Gesetze!" — beschwerlich und erkältend, und doch sind vernunft- und sachgemäß „Freiheit und Gleichheit im Staate" nur andere, lachendere Ausdrücke für die ernsteren Worte — „gesetzliche Beschränkung und Unterordnung," oder, wenn man will, für „Freiheit innerhalb der gesetzlichen Schranken, Gleichheit der Ansprüche und der Verpflichtungen."

Wäre es anders gemeint, und sollten „Freiheit und Gleichheit" in schrankenloser Absolutheit auftreten, so müßten wir uns, nicht etwa eine platonische, sondern eine utopische Republik erfinden, wo die Leute in schlaraffischer Universal-Seligkeit

leben. Was in die Wirklichkeit eintritt, kann nur in Verbindung mit andern organisch-nothwendigen und heilsamen Ideen herrschen.

Unter „Preßfreiheit," als Ideal, stellt man sich gern das laute Denken der Nation in ungehemmtem Flusse, freiester Ausbreitung, unbeschränktestem Verkehr vor; man hält sich alles Schöne und Große der Gedanken-Mittheilung, der Ausstralung der Intelligenz in alle Zweige des National-Lebens, das Wirksame, eindringliche, Bildende der Lehre, das Erhebende, Tröstende des tiefempfundenen Wortes, die Sprache als eminentes Kultur-Mittel, die Litteratur als herrlichstes Element des intellektuellen Lebens und Fortschreitens der Nation, der Welt — vor Augen, und wer möchte nun hier irgend an Gränzen, Schranken, Verbot, Kastriren u. s. w. denken, ohne sogleich in seinem Innern sich gegen alles Unfrei-Seyn entschieden zu sträuben?

Wie viel Deklamatorisches ist nicht schon hierüber vorgebracht worden? — was aber des Guten zu viel sagt, weil es nicht nur für eine vom Gesetz bewachte, sondern für eine ganz und gar freigegebene Presse spricht.

Aber — Idee ist nicht Wirklichkeit, Theorie nicht Praxis, Poesie der Leidenschaft nicht Prosa des Verstandes, wie Verliebtseyn nicht Ehestand ist, und — kann man den Enthusiasten nicht gewähren

lassen, so hat man auch überdieß den Schalk zu fürchten.

Das Menschenkind, das auf die Welt kommt, empfindet bald, daß es in ein Reich von gesetzlichen Bestimmungen, von Beschränkungen tritt; es darf selten, was es will, Weniges, wie es will, und sein erster Sorgenstand, Schule und Lernen, nimmt fort und fort seine Denkkraft gefangen, um sie in eine vom Verein vorgezeichnete Form zu zwängen.

Man sollte meinen, wenigstens über „Denkfreiheit", der Vorgängerin der „Rede- und Preßfreiheit", sollte kein Zweifel, kein Anstand obwalten können, so wenig, als etwa über Athmungs- oder Ausdünstungs-Freiheit, weil sich derlei Funktionen weder gebieten noch verhindern lassen.

Aber, wem ich gewisse Denkstoffe vorhalte, andere vorenthalte, der ist bei einiger Achtung für seine Geistes-Vormünder zum besondern Denken und Nichtdenken angewiesen und fügt sich der Gewöhnung. Und wenn mit diesem Denk-Materkal noch gar eine religiöse Ehrfurcht vor gewissen Autoritäten, eine kindliche oder knechtische Scheu vor verbotenen Gedanken Sphären den Menschen eingepflanzt wird, so leben sie sich ohne weiters in einen Denk-, Empfindungs- und Gewissens-Zwang hinein.

Es ist reinmenschlich, daß wir dasjenige, was uns unsere Stellung in Staat und Kirche vorschreibt, nicht ohne Skrupel unterlassen, daß wir

nicht gern heucheln, uns verstellen, oder mit einem geistigen Vorbehalt für uns gegen die allgemeine Regel etwas Besonderes thun.

Auch der Freidenker und Freigeist wird die Bande seiner Kirche nicht ganz ohne Anwandlungen von Unruhe für sich lösen, und den vorgeschriebenen Zwang umgehen.

Darum will der Protestant, als Glied seiner Kirche, daß Gedanken-, Forschungs- und Gewissens-Freiheit in die Grundlage ihres Wesens aufgenommen sey und bleibe.

In diesem Sinne will auch der Bürger der Gemeine, daß „Rede-Freiheit" herrsche. Er verwünscht jeden Lauscher, Spion, geheimen Polizeidiener, jedes Aufpassen und Behorchtwerden; er will sich selbst zügeln, aber innerhalb dieser, durch Recht, Sittlichkeit und Anstand gebotenen Selbstzucht will er in ungebundener Freiheit sich äußern.

2.

So nun will auch der Bürger des verfassungsmäßigen Staates — „Preßfreiheit". Kein intellektuell Produktiver oder Reproduktiver soll durch eine andere Rücksicht, als durch die allgemeinrechtliche bedingt werden; kein Zwangs-Institut soll die Gedanken und Ansichten, die sich bloß der litterarischen Kritik unterwerfen, einer staatspolizeilichen überantworten. Jeder soll seine innerste

Ueberzeugung aussprechen und hiebei sein eigener Censor seyn dürfen.

Bliebe nun alles auf der rechten, ruhigen Bahn religiösen, sittlichen, bürgerlichen und öffentlichen Lebens, so wäre, wie von der Denk- und Gewissensfreiheit, so auch von der Rede- und Preßfreiheit nichts zu gefahren.

Wenn wir nun aber die Freigabe des Forschens in allen Gebieten des menschlichen Lebens ins Auge fassen, so möchte doch die Frage entstehen, ob nicht selbst besonnene wissenschaftliche Untersuchung auf Resultate führen könnte, welche, wo nicht durch die Denker selbst, doch durch ihre Hinübergabe an die Nation, an das Volk, dem Bestand des Staates, als religiös-bürgerlichen Vereins, gefährlich werden könnten, so daß die Intelligenz, die über das Gesammtleben des Staates wacht, aus höherer Einsicht und Machtvollkommenheit, und in der Ueberzeugung, daß oberflächliches und halbes Wissen in sublimen Dingen schlimmer sey, als gänzliche Unkunde, gewisse Ergebnisse und Einsichten der Eingeweihten dem Volke vorenthalten dürfte.

Unsere klare, aus helloffenen Augen sehende Zeit hat keinen Sinn mehr für den Unterschied esoterischer und exoterischer Lehre; die eleusinischen Geheimnisse sind weit aufgethan; es gibt weder in der Wissenschaft noch im Regiment Geheimnisse mehr; selbst aus der Religion scheinen sie immer

mehr weichen zu wollen. Alle Bahnen des Forschens sind frei gegeben und Jeder mag sehen, so weit sein Auge trägt.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß das tiefste, umfassendste Nachdenken in Religion, Wissenschaft und Geschichte einerseits stets auf die Wahrheit der Religion, auf die Nothwendigkeit der Heiligthümer und der Gottes-Verehrung, wie anderseits auf die Ehrfurcht vor dem Gesetz, auf die Achtung für das Bestehende, auf die Pflicht besonnener Fortschreitung, organischer Entwicklung führe, daß ruhige Weisheit alles Mysteribse entbehrlich mache, aber stets gefahrlos sey, indem sie vor allem den Sinn, die Lebenstiefe des Seyenden auffaßt, ehe sie zur Handanlegung an dessen Umgestaltung räth.

Insofern aber der Forscher, der Wissende auch ein Lehrer der Nation, ein Volksredner ist, besteht in Sachen des Kultus die Einrichtung, daß man denselben auf den bestehenden Lehrbegriff, auf die Grundlage des Bekenntnisses verpflichtet und in wesentlichen Dingen keine Heterodoxie, keine Opposition duldet.

Wenn nun von dieser Seite nichts zu befürchten steht, so könnte etwa die im Volk selbst herrschende vollkommene Denkfreiheit bei dem beschränkten Wissen desselben ein rathloses Herumirren in Glaubens-Sachen oder mancherlei um sich greifen-

den Unglauben gebären, der sich in der gemeinen Litteratur weiter verbreitete.

Daran fehlt es nun freilich nicht, so wie an manchen hievon Kunde gebenden Frivolitäten in fliegenden Blättern; aber im Ganzen nehmen doch Geist und Gemüth den Zug zum Lehrbegriff, und jeder Zweifler sagt sich in der Regel, daß er eines so unendlichen Stoffes ohne Anleitung und Studium nicht gewachsen sey und ein Ketzern auf eigene Faust ohne ernstes Forschen kein Heil gewähre.

Auf diesem Feld entsprießt aber eine Unzahl von Schriften, zwischen „wohl und übel" aufgeschossen, die keine Censur verbieten, kein Preß-Gesetz verdammen kann. Wer kennt nicht die Verwässerer der heiligen Bücher, die emsigen Bereiter des Kinderbreies von oberflächlichen Kenntnissen, die Nomenclatur-Einbläuer, die Herabzieher des Hohen und Untergraber der Ehrfurcht, die Eintrichterer zerkauter Naturlehre und Sternkunde, wodurch die Einbildungskraft der Zöglinge nach und nach aus dem Allerheiligsten der Kinderseele in ein Aeußeres aller Dinge, in eine bloß materielle Natur, ins Grenzenlose der Schöpfung geführt wird?

Unsere erzieherische Zeit würde es sehr übel deuten, wenn man dieser aufhellenden Realien-Litteratur, diesem sich mehr stets verflächenden Kinder-Kultur-Strom etwa mit dem tieferschauenden Ernst eines Kirchenvaters oder Reformators wehren wollte.

Die Staatsaufsicht gibt sich sachgemäß bloß durch das Verbot eigentlich irreligiöser, glaubenswidriger Bücher zu erkennen, welche zu schreiben aber kein Freigeist leicht mehr versucht ist, da ein freches Zündlicht nur in finstern, nicht aber in so erleuchteten Zeiten, wie die unsere, eine frappante Wirkung hervorbringt und die satanische Freude an dem Aergerniß guter Christen gewähren kann.

Und so hat auch die Sittenpolizei mit anstößigen, unkeuschen und sonst sittenverderblichen Schriften nicht mehr viel zu thun, und thut deßhalb, wie wenig beschäftigte Bedienten, oft vollends gar nichts, weil die Zügellosigkeit sich jetzt sentimental und betschwesterlich geberdet, und in Prosa und Poesie ein sinn- und geschmack-verderbliches Wesen durchbringt, dem weder Kritik noch Censur Widerstand leisten kann.

Die Nation verabscheut die alten derben Zoten und muthwilligen Unsittlichkeiten; sie entschädigt sich für solche Anstößigkeiten durch eine süßliche, weichliche, und dann wieder pikante, überreizende Unterhaltung mit phantastischen Puppen und Popanzen, mit aberwitzigen Schein-Idealen einer geträumten Welt, mit hypothetischen Geschöpfen einer poetisch-organisirten Unnatur.

Wäre es nur das Reich des Wunderbaren, der Mährchen! aber es ist eine sogenannte höhere, bessere Welt, gegen welche die wahre, leibliche

Wirklichkeit, die Heimath unserer besten Kraft zu denken und zu handeln, zu genießen und zu tragen, dieser uns von Gott angewiesene Boden des Daseyns und Wirkens den lieben Lesern und Leserchen ganz kahl und schal erscheinen will. —

3.

Von den Forschungen über Regierungsform, Staatseinrichtungen, Austheilung der Gewalten, Befugniß der Stellen und Aemter im Allgemeinen ist in civilisirten Staaten nichts zu besorgen; auch über das Bestehende, Thatsächliche, über die wirkliche Verwaltung läßt eine kluge Regierung Ansicht, Urtheil, Tadel und Vorschläge frei; überhaupt kann man mit Klugheit und Wahl der Rede das Meiste öffentlich sagen, was man sagen will, weil nicht leicht etwas von Bedeutung vorkommt, was nicht in denjenigen Ton zu setzen wäre, der in einem konstitutionell-liberalen Staat angeschlagen werden kann.

Einen solchen aber haben wir bei einer Frage über „Preßfreiheit" stets im Auge, weil bei einem rigorösen Gouvernement gewöhnlich alles Reden und Schreiben über Staats-Einrichtungen, Mängel und Verbesserungen verpönt ist.

In Beziehung auf politische Verhältnisse sagt uns die Vernunft, d. h. die Natur der Sache, daß die Ruhe des Staats, die Achtung vor dem Regenten,

die bürgerliche Ehre der Staatsgenossen ungefährdet bleiben — und nach Außen, daß keine Beleidigung anderer Staats-Oberhäupter und Staats-Gewalten ausgesprochen werden soll, wodurch die dergleichen duldende eigene Regierung kompromittirt oder in ein feindseliges Verhältniß zu jenen gesetzt werden könnte.

In ruhigen Zeiten bleibt, wie alles Uebrige, so auch das öffentliche Sprechen durch die Presse, in gesetzmäßigen, anständigen Schranken, wie in einer gebildeten Gesellschaft sich nicht leicht der Einzelne im Ton und Ausdruck übernimmt; auch ist es dann nicht von so großem Belang, ob über die Meß- und Tags-Litteratur entweder eine Censur wacht, oder ob ein Preßgesetz bestimmt, wie weit die öffentliche Rede gehen dürfe.

Ganz anders gestaltet sich die Sache in bewegten Zeiten, in aufgeregten Zuständen. Hier treten die Extreme: „Preßfreiheit und Preßzwang", in höchster Entschiedenheit in den Neigungen der Staatsangehörigen auseinander; die Volksmänner und Bearbeiter verlangen vollständige Preßfreiheit; die sich gefährdet glaubende Regierung möchte durch strenge Censur alles Mißliebige von sich, alles Bedenkliche von der Nation im Ganzen abhalten.

In Zeiten politischer Erregbarkeit sind alle Nerven des Volkslebens bloßgelegt, auf alle Institute des Staats, alle Verfügungen und Einschreitungen

der Verwaltung fällt ein grelles Licht; es kommt zum empfindlichsten Bewußtseyn, daß man regiert wird, und in was man beschränkt ist, was man zu tragen hat, wird der strengsten Beurtheilung unterstellt. Wer die Augen offen hat, der glaubt in die Weltdinge hineinzusehen; jede Einbildungskraft bildet sich ein, sie zu verstehen.

Die ganze Nation besteht dann aus Schreibenden und Lesenden, aus Rednern und Horchenden; die Tageslitteratur ist das halbe Leben der Bevölkerung; Alles nimmt nach Stellung oder Ueberzeugung, nach Eigennutz oder innerm Antheil Partei. „Wer nicht mit Uns ist — heißt es dann — der ist wider Uns!"

Man kann sich denken, was bei so viel Leidenschaftlichkeit, beschränkten Einsichten, Schlauheit und Böswilligkeit aus der Achtung für Gesetz und Ordnung, Einrichtungen und Verwaltungsmaßregeln, öffentliche und Privatehre ꝛc. bei schrankenloser Willkühr der Presse werden müßte.

Man sage doch nicht, daß alles Uebertriebene, Falsche, Bösartige sich nach Verlauf einiger Zeit durch sich selbst zernichten würde. Die Menge liebt das Gemeine, das Herabziehen des Hohen, die Kraft der Rohheit, die Keckheit der Insolenz; sie will ihres Respekts los seyn, und ist zugleich höchst mißtrauisch nach Oben, von woher sie den Druck fühlt, und höchst leichtglaubig nach der Seite hin,

von woher ihr Blendwerke von möglicher Erleichterung vorgemacht werden.

Die schädlichen Stoffe haben, ehe sie ihre Wirkung verlieren, schon den Weg durch die Blutmasse des Volkes genommen, und dieselbe angesteckt.

Selbst augenscheinlich Thörichtes oder Böswilliges zeigt sich schwachen oder durch trübe Brillen sehenden Augen nicht als solches; Einwendungen, Widerlegungen dringen nicht so leicht durch, als Anschuldigungen; auf jeden Fall bleibt an dem befleckten, angeschwärzten Gegenstand Etwas hängen, Ruhe und Frieden werden gestört.

Ist es doch im öffentlichen Leben, wie im religiösen. Der tiefe Grund der Religion, die Nothwendigkeit des Kultus, das ewige Wunder, daß sich am Leiblichen, Natürlichen das Geistigste fortentwickelt, das geheimnißvolle Band des Lebens wird von Wenigen recht erkannt, und ließe man die atomistische, materialistisch-sceptische Ansicht ihre Werbungen recht laut und offen betreiben, sie würde unzählige Proselyten machen. Zum Begreifen und Lieben des Hohen gehört ein Höhesinn, der im Menschen selten recht wach ist, wogegen ihm in allen gemeinen Stunden das Gemeine unabwendbar an die Seele tritt.

Warum sollte auch — möchte man fragen — im Staate, worin sich der Mensch bei all seinem öffentlichen Thun in der Sphäre gesetzlicher Schran-

ken bewegt, die öffentliche Rede durch die Presse unbeschränkt frei seyn? — Ist denn alles Geschriebe ein reines Entwickeln von Gedanken, Forschungen, Beobachtungen? — ist denn das Papier ein Spiegel der Wahrheit? Ist denn das heilige, innere Ideenreich verkümmert, wenn man lautem Unsinn und Frevel wehrt? —

4.

Wort ist That! — die tiefgehendste, weitgreifendste That!

Das eigentliche, materielle Handeln des Menschen ist in Zeit und Raum, in Wirksamkeit und Kundwerdung oft sehr eng begrenzt; die Rede ist geflügelt, weithin- und umherhallend, durchdringend, eine ausgestreute Saat von Wirkungen, von nicht zu berechnenden Folgen.

Hier ist also nicht mehr von der schönen Idee ungehemmter Presse, von dem Ideal freien Gedanken- und Ansichten-Verkehrs die Frage. Der Mensch trübt und entstellt jedes Idealbild, das im Leben aufgestellt werden will, verzerrt und beschmutzt namentlich in Zeiten der Gährung Alles, was sich nach reinen Wahrheits- und Schönheits-Gesetzen gestalten möchte.

Ein großer Theil des Volks will das Uebertriebene, das Unsittliche, das Böswillige hören und lesen, täglich sich mit solchem Stoff unterhalten.

Man denke an die Menge der geistesmüßigen, gemüthfaulen, mit sich und der Welt entzweiten Leute, die das beste Bestehende, Gegebene mit dem schlechtesten Neuen, Errungenen vertauschen würden, nur damit sie aus dem durchgelebten, alten Elemente kämen; — man halte sich vor, daß ein rechtes Würdigen des Nächsten, daß Zufriedenheit die Blüthe der Vernunft, der sittlichen Wohlgezogenheit, also die Eigenschaft der Minorität ist; — daß auch der bessere Mensch die Teufeleien eines Mephistopheles und seiner Konsorten nicht immer von sich abhält, daß man selbst von Bestialitäten den Blick nicht alsobald wegwendet, und, während man sie beobachtet, ihnen doch immer einige Gewalt über Sinn und Gemüth einräumt.

So findet neben dem Rechten und Wahren der Tagslitteratur auch das Schlechte und Falsche hinreichenden Absatz; das Thörichte, mit Witz und Phantasterei durchsetzt, hat von jeher ein großes Publikum gehabt.

Besonders bemerkungswerth ist, daß von Jahr zu Jahr die Litteratur mehr kaufmännische und faktionelle Spekulation wird; — daß merkantilische Köpfe und Parteigänger auf die politischen Passionen der Zeit Unternehmungen gründen, mit der Ruhe der Welt, der richtigen Einsicht in die Beschaffenheit der Dinge ein gefährliches Spiel treiben, und die feindlichsten Stoffe in ihr Geschäft ver-

weben, weil dieſe am beſten dienen, daſſelbe durch Regeerhalten des Kampfes der Parteien nachhaltig, einträglich zu machen.

Die politiſche Preſſe iſt ein Reflex der Geſammt-Litteratur der Nation, dieſe iſt gleich der Bildung der Nation, und dieſe — gleich ihrer Sittlichkeit; — wo nicht gleich der Sittlichkeit der Nation im ganzen Durchſchnitt, doch gleich der der Zeitläufte, ihrer Tonangeber und Nachſchreier.

Nur ſo weit man der Moralität ſeiner Zeit verſichert iſt, kann man ſich auch der Würde der politiſchen Litteratur, des vernünftigen, ſittlichen Gebrauchs der Preſſe verſichert halten.

In Beziehung auf deren Wirkung aber läßt ſich bemerken, daß ſich die Guten und Schlechten aus dem ganzen Elemente den ihnen zuſagenden Stoff nehmen; daß beſonders durch das Unweſen die Klugen klüger, die Thoren thörichter werden.

Daß der allgemeine Schreibverkehr im kleinſten Getheil einer Beaufſichtigung unterliegt, daß einzelne aktive Aeußerungen des unendlichen Denkprozeſſes der Nation beſchränkt oder ganz unterdrückt werden, ſcheint Manchen eine Beläſtigung zu ſeyn, welcher nichts Analoges im Staatsleben entſpricht.

Genau betrachtet iſt aber die Polizei nichts anders, als eine Cenſur des bürgerlichen Lebens, die, der allgemeinen Ordnung zu lieb, den öffentlichen

Verkehr der Menschen beobachtet, und besonders da, wo trotz den obrigkeitlichen Anordnungen in dem unendlichen Getheil viel Unziemliches störend eintreten, und dennoch straflos durchkommen könnte, weil wenige auf ihre bürgerliche Ansprüche scharf und strenge halten, und wegen jeder Verletzung der Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Ruhe, Sicherheit, kommerziellen Rechtlichkeit ꝛc. sogleich Klage erheben, — ihre Organe als wandelnde Argusaugen umherspähen läßt.

Anderseits möchte man das den öffentlichen Redeverkehr bedingende und in Schranken haltende Preßgesetz mit dem Mauthgesetz vergleichen, durch welches gewisse Artikel, von deren Einfuhr man Beeinträchtigung des kommerziellen Staatswohls befürchtet, verboten, nach dessen Bestimmungen die Einschwärzer bestraft werden.

So hart die Ausdrücke auch klingen mögen, so kann man doch eine Schrift-Polizei, ein Verbot schädlicher Meinungsartikel im Allgemeinen nicht geradezu unvernünftig nennen.

5.

Höchst unpraktisch klingt in gährenden Zeiten, wo der Sinn der Majorität auf politisches und bürgerliches Regieren und Regiertwerden, auf mittel- oder unmittelbare Theilnahme an Welt- und Staatshändeln durch Rede und That gestellt ist, wo Je-

dermann auf den Rädergang der Staatsmaschine horcht, wo die Aufgeregten in der Imagination bald da bald dort in europäischen Landen, schadenfroh oder bänglich, das Knarren der Feldwagen, das Rasseln der Donnerbüchsen vernehmen — höchst unpraktisch klingt hier die Frage über die Verwirklichung der Preßfreiheits-Idee in ihrem höchsten Ausdruck; — hohle Allgemeinheiten in einer allseitig bedingten, praktisch-faktischen Welt!

Jede Idee, und so auch die der Preßfreiheit, hat etwas Absolutes an sich, sie will allein herrschen, durchgreifen; sie ruft alle organische Weltkräfte zu ihrem Dienst auf; sie entzündet die Geister zu leidenschaftlicher Vorliebe; daher hat der Antheil für sie eine enthusiastische Wärme, einen Drang zur Weltumbildung.

Aber nicht von der Idee der Preßfreiheit spricht es sich, sondern von einer Relativität: Wie weit kann die Presse in unsern Tagen, in unsern konstitutionellen Staaten, in unserm Vaterlande freigegeben werden? Zwischen den beiden Extremen hat man ein befriedigendes Mittleres zu suchen, die Rücksichten nach aussen mit der Erwägung der innern Verhältnisse zu balanciren.

Was sollte uns ein schulweises Theoretisiren, da wir handgreifliche Erfahrungen über jede Art der Freiheit und des Zwanges vor uns haben? Was sollen Streitfragen über problematisches Wesen und

Wirksamkeit, wo die lebendigen Wirkungen sprechend antworten.

Offenheit soll ungehemmt seyn, Freisinn nicht angefochten, Preßfrechheit aber abgewendet werden. Die Frage wäre nun, ob hier zweckmäßiger die Censur, also ein verhinderndes Zuvorkommen — oder das Preßgesetz, ein Abschrecken durch Strafdrohung und Richten nach der That mitwirke.

Der Relativitäten sind hiebei unzählige; zu bemerken ist hier immer, daß Instruktion und Gesetz ein Fixirtes, Gedrängtes, Abgemessenes, die Produkte der Presse aber ein Fließendes, Uebergehendes, Maßloses sind. Es kommt alles auf die Verwaltung der Censur, oder auf die Beschaffenheit und Anwendung des Gesetzes an.

Denken wir uns eine liberale Regierung (wir meinen nicht eine dem sogenannten Liberalismus zuneigende, sondern eine in liberalem Geist, duldsamer Gesinnung verwaltete), welche namentlich der Presse des Tages in Bezug auf die innern Verhältnisse freiern Spielraum, nach aussen aber die nothwendigsten Rücksichten der Klugheit eintreten läßt, so ist der Autor nicht am schlimmsten daran; weil Extravaganzen, die ihn verantwortlich machen könnten, von der Censur vorweg gestrichen werden, er also bei jedem Federzuge diese Letztere auf die Probe stellen und das Anzüglichste zu schreiben wagen kann. Es wird mithin das Freisinnigste,

was bei der Nachsicht der Regierung, welche sie auch etwa in der Wahl der Censoren leitete, nur immer gesagt werden darf, täglich und stündlich wirklich gesagt werden.

Da lautet dann ein immer wiederholtes Klagen und Schelten über Willkühr der Censur, Eigenmächtigkeit des Censors, Illiberalität der Regierung, welches Alles jedoch der Censor, ohne dem Urheber durch den Sinn zu fahren, passiren läßt, sonderbar und fast widersprechend.

Die schriftstellerische Gereiztheit läßt sich nur aus dem Aerger erklären, mit welchem wir jede vermeintliche Willkühr, namentlich wenn sie unser Geistes- oder Kunstwerk mißhandelt, aufnehmen.

Durch ein Preßgesetz entgeht der Schriftsteller der Willkühr des Censors; er lebt nicht mehr seiner und der Gnade des Gouvernements; er spricht das Recht an. Das Preßgesetz bindet und löst, es beschränkt und macht frei; es tritt zwischen beide Theile und ist für jeden Waffe und Schild gegen den andern, wie alle übrige Gesetze. Aber seine Wirkung unterscheidet sich von der einer Censur, wie ein Handeln im Großen vom Handhaben im Getheil. Während der Censor die momentanen Aeußerungen ins Auge faßt, und hier, wenn eine Darstellung nach Durchstreichung etwaiger Unziemlichkeiten passiren kann, sich mit Anwendung solcher kleinen Amputationen begnügt, faßt der Richter

mehr die Tendenzen der Preß-Artikel überhaupt ins Aug und führt tiefer gehende, oft tödtliche Streiche.

So liberal auch das Preßgesetz, so nachsichtig und mild der Richter seyn mag — das Ausgesprochene bleibt dem Autor auf seine Verantwortlichkeit geschrieben; je stärker seine Neigung zu schrankenloser Freimüthigkeit ist, jemehr seine Stellung, seine politische Farbe ihn zu gewagten Behauptungen treibt, destomehr werden ihm immer die Gesetzesbestimmungen, der Strafkoder vorschweben; Vorladungen, Vernehmungen, Geld- und Gefängnißstrafen werden seinen Prospekt auf Leidens-Stationen bilden. Sein Wandel ist wie der eines Menschen, der in verbotenen Gehägen geht, und bei jedem Schritt zu befahren hat, von einem Flur- oder Waldschützen festgenommen und gepfändet zu werden, in Fußangeln oder Berliner Eisen zu treten oder in eine Wolfsgrube zu fallen.

Es läßt sich aus psychologischen Gründen mit Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß nach Aufhebung der Censur die Männer der Bewegung, von welchen allein hier die Rede seyn kann, weil nur sie die Lizenz bis an die äusserste Grenze, ja über dieselbe hinaus zu treiben versucht sind, mit der freigegebenen Presse unter einem Censurgesetz noch weniger zufrieden seyn werden; — unter anderm schon darum, weil die Regierung, die bisher ihre Gutwilligkeit durch Geschehenlassen zu erkennen

gab und die Autoren des Tages nicht durch Strenge reizen wollte, durch das Gesetz zur Abrügung alles Unziemlichen befugt, ja aufgefordert ist.

Hat sich der freimüthige Autor über das Präventionsverfahren des Censors im Einzelnen geärgert, so wird er sich durch das abschreckende Preßgesetz im Ganzen gedrückt fühlen, und, um nicht eine Abhandlung, eine Schrift wegen einiger Details durch Verbot oder Wegnahme zu verlieren, wird er die pikantesten Stellen, bei denen, wie er sich sagt, der Freund der guten Sache, der Mann des Volkes so recht aus hellen Augen sieht, nicht ohne inneres Widerstreben unterdrücken.

In politisch irritirten Tagen fordert man von jeder Schrift über öffentliche Verhältnisse — man fordert es eigentlich von jedem, selbst vom poetischen Produkte — insbesondère aber von jedem Tagblatte, daß es eine bestimmte Tendenz, eine ausgesprochene Farbe an sich trage. Die ganze Litteratur wird dann zu einer Parteien-Litteratur; nicht Untersuchung und Nachdenken sprechen dann ihr Urtheil aus, nein! schon der flüchtigste Blick, man möchte sagen, der Geruch taxirt das Werk, ob es „für oder wider", „mit oder gegen" ist.

Ob dieß für die Erforschung des Wahren, des „An sich" der Welt- und Lebensdinge, für die rechte Entwicklung der Kultur zuträglich sey, wollen wir den Unparteiischen zur Beurtheilung überlassen, die

sich aber in solchen kriegerischen Tagen selbst nur durch eine bewaffnete Neutralität gegen den Andrang der Parteien schützen können. —

6.

Es ist ein Lieblingswort der Bewegungsmänner, der kriegerischen Marschälle „Vorwärts", daß sich gegen eine freie Presse der Absolutismus mit seinen Kindern, der Stabilität, Legitimität, den Vorrechten, dem Castengeist, der Bevormundung, dem Aristokratismus jeder Form ꝛc., durchaus nicht mehr halten können, daß mit Aufhebung des Censurzwanges die Entwicklung des Wahren, des Zeitgemäßen, der richtigen politischen Einsicht ihren ungehemmten Gang gehe.

Dieser warmblütigen Behauptung scheint nun eine sehr unbestimmte, neblichte Anschauung des wirkenden Prinzips und des Gegenstandes, auf welchen gewirkt werden soll, zum Grunde zu liegen, bei beiden das Gute und Schlimme, das Kluge und Thörichte unter einander geworfen zu seyn.

Man möchte sich billig etwas erstaunt fragen, ob denn die Wahrheit, die bisher die allgemach entfaltete Blüthe des Nachdenkens erleuchteter Männer, das Ergebniß der sorgsam beobachteten Natur der Dinge, des Durchdenkens einer reichen Erfahrung gewesen, oder im Volk aus seiner ruhigen Selbstbeschauung, aus der sinnigen Erwägung sei-

nes Thun und Lassens, seines Geschicks, seines Verhängnisses hervorgegangen, nun aus dem wildgährenden Geist einer gereizten, feindlich sich spaltenden Menge sprechen könne.

Das öffentliche Leben, das Treiben in Rede und Schrift kann unter den obwaltenden Umständen kein anderes Bild gewähren, als das gesellige Leben.

Wir konnten uns sonst in socialen Kreisen oder in der Sphäre einer ganzen Bevölkerung eines Gefühls des Anstandes, der Schonung, der Nothwendigkeit, von allzustrengen gegenseitigen Forderungen nachzulassen, der Beschwichtigung feindlicher Anwandlungen reizbarer Individualitäten ꝛc. versichert halten, und in diesen geselligen Tugenden eine Garantie des guten Einvernehmens genießen. Dieselben Erscheinungen bot auch das Verhältniß der Unterordnung in jeder Sphäre des Staatslebens dar.

Bei der durch die Zeitereignisse herbeigeführten Spannung und erhöhten Erregbarkeit weckt die kleinste Veranlassung ein eifersüchtiges, neidisches Halten auf seiner Befugniß, eine starre Prätension des vermeintlichen Rechts in seinem vollen Umfang, ein lauerndes Beobachten der gegenseitigen Schritte, ein barsches Zurückweisen des kleinsten Uebergriffs; der geringfügigste Vorfall droht ein in immer weitere Kreise hinauswogendes Scandal, eine Aufregung

der Masse, die unangenehmste Störung der Ruhe, des Lebensfriedens zu veranlassen.

So wenig nun durch einen solchen Stand des geselligen, des bürgerlichen Vereins das liebliche Bild humanen Zusammenlebens zur Erscheinung kommt, — so wenig in der Sphäre der Musik aus einer extemporirten Fuge rappelköpfischer Tonkünstler ein harmonisch-melodischer Gang herauszuhören seyn möchte, — eben so wenig kommt die Wahrheit aus dem Kampf der politischen Journalistik zu Tage, die Wahrheit, von der eine Partei erwartet, daß durch ihre schlagende und unfehlbar treffende Kraft aller Macht der Gewaltherrscher, allem Lug und Trug ihrer Rathgeber, allen Einschreitungen der verhaßten Partei, kurz dem ganzen Leben und Weben der schlechten Sache der Garaus gemacht, der guten dagegen im Sinn ihrer Vorfechter durch Berufung auf die öffentliche Meinung der vollständige Sieg bereitet werden soll.

Daß viele sogenannte gute Köpfe in den politischen Dualismus zur Parteinehmung hineingezogen werden, sehen wir; schon a priori können wir ahnen, wohin sich die Menge Derer, welche nichts zu verlieren haben und beim ruhigen Gang der Ordnung nichts zu gewinnen meinen, — wohin sich die Schaar der Neganten, die am Verkehrten mehr Witz anbringen, als am Rechten, — der Superklugen, die im besten Wohlseyn klagen, weil

sie auch intellektuell bedeutsam seyn möchten, — der Privat-Räthe und Stuben-Direktoren, der Bierbanks-Lykurge und Weinkneipen-Solone, — wohin sich die Unzahl der Querköpfe aller Art, der mit sich entzweiten, der mit dem Schicksal überworfenen Gemüther ꝛc. halten werde.

Dieß läßt uns einen Blick in die Formation der Majorität, in die Gestalten der Presse und ihres Publikums thun. Jedes Unternehmen in der politischen Litteratur will Unterstützer, Abnehmer, eine Sphäre der Wirksamkeit, einen festen Stand und Gang, und hat es mit seiner Struktur auf eine Partei im Publikum und auf die dabei interessirte, beobachtende Gegenpartei abgesehen. Je greller, gellender sein Ton ist, desto sicherer der Erfolg, wenn es sich nicht etwa durch innere Vortrefflichkeit und Universalität empfiehlt und nothwendig zu machen weiß.

Was nun einigermaßen konsonisch in den Hauptton des Zeitblattes stimmt, wird darein aufgenommen, weil es, wo nicht ganz im Sinne der an der Spitze Stehenden gedacht und geschrieben, doch der Gegenpartei Abbruch thut und somit die sogenannte gute Sache fördern hilft.

Die Schriftsteller-Ehre, die Achtung für strenge Wahrheit, die Liebe zur Schönheit, der gute Geschmack, sie alle kommen zuweilen daran, der temporären Absicht, der Tendenz, der Rücksicht auf

den Parteizweck aufgeopfert zu werden, und hier soll wirklich das Mittel durch den Zweck Entschuldigung erhalten.

Wenn so ein litterärischer Pirate sich einen Caperbrief zu verschaffen wußte, so fallen auf Einmal alle Scrupel hinweg, und, den ruhigen Seglern auf jede Weise zu schaden, ist nun Verdienst, Ruhm, Lohn. — —

7.

Seyen nun aber die Censur oder das Preßgesetz bei dem ungestümen Laufe der politischen Litteratur die beschränkenden Kräfte, so kann doch vom Gebiet des Unverfänglichen bis heran gegen die verletzbarsten Gegenstände, gleichsam von der litterärischen freien Pürsche herwärts gegen die eingefriedigten Bezirke unendlich viel geschehen, wobei jene beiden Gewalten das bloße Zusehen haben.

Die Achtung gebietenden Sphären sind: Staat, Kirche, gute Sitten, Staats-Oberhaupt, bürgerliche Ehre der Staatsgenossen und Institute, auswärtige Regierungen und deren Häupter, — oder, wie sie nach einem vom Bundestag ausgegangenen Aktenstück bezeichnet werden: Würde des Bundes, Friede und Ruhe Deutschlands, Vertrauen, Anhänglichkeit zwischen Regenten und Volk, Autorität der Regierung, Unverletzlichkeit des Fürsten, der Personen, des Eigenthums.

Wie viel Unwahres und Schielendes, Entstelltes, Verläumderisches, Unsittliches und Geschmackloses kann in allen diesen Gebieten geschrieben werden, wofür der Rechen der Censur und der spanische Reiter des Preßgesetzes nicht eng genug sind?

Und doch! — wäre es wohl recht und rathsam, noch mehr Fallgitter anzubringen, Sperrketten und Radschuhe anzuordnen, und Wege und Stege des politischen Ideen-Verkehrs mit Warnungstafeln, als aufgerichteten Straf-Coderen, zu bestecken? —

Auf welche, die Freiheit der Meinungs-Aeußerung nicht zu sehr belastende Weise soll aber dem unmäßigen Tadeln, dem gewaltsamen Sachverdrehen, dem Herabziehen des Hohen, dem Verhöhnen des Würdigen, den Täuschungen unanwendbarer Theorien und unpraktischer Schulweisheit, den Lockungen glänzender Ideale und poetischer Utopieen gewehrt werden?

Wer soll gegen alle Popanze erdichteter Schrecknisse, gegen alle Phantome krankhafter Imaginationen, gegen alle Mystificationen politischer Phantasmagoristen zu Felde ziehen oder dieses Riesen- und Gnomen-Geschlecht in der Geburt ersticken?

Wer will es abwenden, daß sich die Frivolität bis an das Heiligste hindrängt und es mit Witz verhöhnt, — daß ein oberflächliches, materielles Wissen den tiefen geistigen Grund des Lebens abläugnet, — daß Superklugheit oder böshafte Ab-

ſicht die Neigung zur Unbotmäßigkeit, zur Auflehnung von ferneher und immer näher aufregen, und ſtaatsverrätheriſche Einverſtändniſſe und Einſchreitungen, als für Deutſchland heilſam, nahe legen?

Wer ſchützt gute Sitte und reines Herz vor der Unzahl von Produkten der Unſittlichkeit, vor der Untergrabung natürlichen, religiöſen Gefühls?

Wie geſchmacklos, wie aberwitzig, wie malitiös kann man ſchreiben, ohne cenſur- oder preßgeſetzwidrig zu ſeyn? —

8.

Das Privatleben der Stadt- und Landbewohner, der hohen und niedern, iſt der öffentlichen Rede, einem Ausfluſſe vertraulicher Mittheilungen, der Sage, dem Stadt- und Landgeſchwätz bloßgegeben. Das mehr oder mindere Lautwerden iſt nicht abzuwenden, und Jeder kennt die unausweichliche Expanſivkraft des öffentlichen Geheimniſſes.

Die Neugier lugt durch Fenſter und Thüren, ſie ſieht uns lachen und weinen, liebkoſen und ſchmollen, ſie ſtürzt unſere Kaſſe, wiegt und mißt, was wir eſſen und trinken. — Aber der gedruckten Publizität gegenüber ſpricht Jeder das Recht an, Herr in ſeinem Hauſe zu ſeyn und alles Vorkommende mit den Seinigen, mit Gott und ſeinem Gewiſſen auszumachen.

In die organiſche Struktur unſeres eigenſten Lebens, in die relative Nothwendigkeit mancher auffallenden Erſcheinungen deſſelben blickt kein Freund, kein Nachbar, geſchweige der Fernher-Schauende.

Jeder Menſch iſt nur aus ſich ſelbſt, aus ſeinem Innerſten begreiflich; auch dem Guten würde ſchaden, wenn man ſeine Erdenſeite der Welt vor Augen rückte; das Leben ſelbſt des Beſten könnte man zur Caricatur machen; neben hoher Liebenswürdigkeit herbergen oft bedenkliche Anomalien, ſo wie hinwieder verachtete, verrufene Subjekte zuweilen einzelne ſehr achtungswerthe Eigenſchaften beſitzen.

Wie ſchonungslos, wie bösartig und ſchadenfroh kann auch in dieſer Sphäre das öffentlich ausgeſprochene Urtheil, wo nicht hinzeigend, Namen nennend, doch hindeutend, anſpielend ſich vernehmen laſſen, ohne daß eine Injurienklage angebracht werden kann?

Vor dem Geſetz wird freilich genau unterſchieden zwiſchen Beſchuldigungen des Schlechten und Vorwerfen des Thörichten, zwiſchen äußerer Unrechtlichkeit und innerer Unſittlichkeit; es gibt aber perſönliche und ſächliche Bezirke, wo Beides ohne beſtimmte Gränze in einander übergeht, und wo der Unterſchied nicht ſo grell zu Tage liegt, als einer zwiſchen dem Einſtecken eines ſilbernen Löf-

fels und dem — einer Sottise, oder zwischen Falschmünzen und Falschschreiben obwaltet.

Selbst Censur-Lücken weiß zuweilen die Combinations-Gabe des Lesers auszufüllen, wie man neben der Mondssichel die übrige Scheibe dämmernd wahrnimmt.

Das politische Journalwesen hat seine Richtung vom Sächlichen fast ganz aufs Persönliche geworfen; man sucht gewisse Realitäten zu verwirklichen oder zu untergraben, indem man die für geeignet gehaltenen Personalitäten dort ins Licht hebt, hier anschwärzt und niederdrückt. In manchen Provinzial-Blättern und Gemeinde-Blättchen geht dieses Wesen nach Verhältniß der Kleinheit der Interessen sehr ins Kleinliche.

Eine unbändige Neigung zum persönlich öffentlichen Auftreten ist frei geworden und hat sich über alle Stände verbreitet; wer aber seinen Namen nicht durch eine bedeutende Sache zu erhöhen weiß, der versucht es durch Verunglimpfung eines andern Namens. Manche, denen es mißglückte, berühmt zu werden, wurden wenigstens berüchtigt.

Wir erinnern uns eines nordischen Tagblattes, in welchem sich die Verfasser von Räthseln und Charaden öffentlich nannten, daneben aber dann auch die ganze Reihe der Auflöser nach der Zeit der Einsendung namentlich aufgeführt wurde. Das ist nun gewiß das Minimum der Berühmtheit. —

Es ist nur zu bedauern, daß die Auflöser politischer und staatsrechtlicher Räthsel, indem sie aus ihrer Dunkelheit ans Licht der Publizität streben, dieß manchmal auf Kosten von zwar anders, aber doch redlich gesinnten Leuten thun. — —

9.

Die Partei, der Bewegung hört man der Regierung vorhalten, daß, wenn diese neben der Censur irgend ein Journal so in Schutz nehme, daß es für ein ministerielles, regiminelles, ganz oder auch nur zum Theil gelten könne, der Kampf mit ihr, der Partei, wegen Ungleichheit der Waffen kein gerechter sey; — während die Regierung nämlich dem beschützten Tagblatt durch die Finger sehe, ja positiv mit Manchem darauf einwirken lasse, was der Partei schade, könne sie in den Blättern der Opposition alles streichen, was gegen sie, wenn auch noch so gegründet, vorgebracht werden wolle.

Wenn wir unparteiisch hineinblicken, können wir die Klage nicht recht gegründet finden. Es kann kaum vorkommen, daß ein Gouvernement in dieser Hinsicht starke Blößen der Parteilichkeit geben werde, besonders ein solches, dessen Maxime ist, die innern Verhältnisse der freisinnigsten Beurtheilung — freilich nicht eben der Verhöhnung bloßzustellen. Während den Parteien Halbheiten und Uebertreibungen nicht hoch angerechnet werden, wird

das Gouvernement sich enthalten müssen, etwas dem Geist der Zeit ganz Widerstrebendes laut werden zu lassen; es wird sich nur durch einen festen, gemäßigten Ton, im Sinne des Bestehenden und organisch Werdenden gesprochen, vor Angriffen schützen können. Wir halten demnach dasselbe stets befugt, seine Staatsgewalt im Sinne des Gesetzes auszuüben, worunter doch wohl auch die Beschützung, selbst das Hervorrufen von — ihrem Verwaltungssystem gemäßen Ansichten gehört.

Ueberdieß kann die Regierung die Partei der Bewegung oder die Opposition überhaupt nicht als sich nebengeordnet anerkennen, oder jene, sich gegenüber, als Partei im rechtlichen, staatsrechtlichen Sinne betrachten. Es scheint demnach ganz in der Ordnung, daß die Staatsbehörde für ihr System das Geeignete thut, so wohl in Verbreitung derjenigen Grundsätze, nach welchen die bestehende Verwaltung gehandhabt wird, als in Ausübung der Censur oder des Preßgesetzes innerhalb der gesetzlichen Schranken.

Sie ist in dieser Wirksamkeit eben so wenig Partei, als sie es dann ist, wenn sie als Finanzbehörde Steuern ausschreibt und einzieht, oder als Polizei Ordnung hält. —

Der religiöse, der geschichtliche, der wissenschaftliche, selbst der staatswissenschaftliche Geist der Forschung und Erkenntniß steht über der Intelligenz

der Regierungen, indem er sie nährt und leiten soll. In Beschränkung dieses Geistes durch Censur, Verbot ꝛc. wäre das Gouvernement allerdings Richter und Partei, Prinzipal und Diener zugleich. Wo Letzteres aber über Werke außerhalb der Facultät, über Stimmen des Tages ꝛc. eine Disziplinar-Gewalt nach liberalen Instruktionen ausübt, da handhabt es blos eine litterärische Sittenpolizei, die nicht geradezu angefeindet werden kann.

10.

Wir haben gesehen, daß, während von der ultra-liberalen Partei die Beschränkung der Presse so schmerzlich empfunden wird, diese doch fast überall gegen Censur-Behörde und Preßgesetz-Forum noch im Vortheil ist.

Es gibt aber noch zwei Seiten des höhern öffentlichen Lebens, wo die Presse sich frei bewegt, während die Gewalthaber sich oft durch sie genirt finden. Die Eine ist, daß sie alle Staatengeheimnisse ans Licht zieht, so daß es ein besonderes Studium, eine eigene Kunst seyn möchte, vor ihr etwas, das den Machthabern nicht selbst noch verborgen wäre, geheim zu halten. Nur in dem Umstande möchte für die geheimen Kabinette noch einigermaßen Heil zu finden zu seyn, daß die Journale das Mögliche und Wahrscheinliche mit so viel Unwahrscheinlichem und sogar Unmöglichem

durchsetzen, daß die Kabinetts-Klugheit dahinter einigermaßen Versteckens spielen kann.

Die andere Seite ist, daß die Altklugheit der Theoretiker, die Ungeduld der Enthusiasten Allem vorgreift, was auf dem Wege der Ordnung geschehen könnte und vielleicht geschehen würde.

Das, was im Entwicklungsgange der Nation geschehen kann und soll, wird nur von den Einsichtigen recht wahrgenommen, von den reinen Naturen wahr empfunden.

Aber während die Ungeduldigen, Vordringlichen das allgemach zu Bewirkende, allmählich Kommende stürmisch herrufen, herbeiziehen wollen, sträuben sich die trägen Gewohnheits- und Herkommens-Männer, ihm den Eingang zu gestatten, so daß die gesunde, naturnothwendige Geburt der Zeit ein widriger Lärm, ein Zerren und Sich-Sperren begleitet.

Wie unerfreulich ist dann ein Produkt, das so entzweite Gevattern unter Jubel und Schimpf aus der Taufe gehoben? —

Ich denke mir aber bei dem beständigen Vorgreifen der Bewegungs-Männer den Aerger eines ersten Ministers, dem man die besten Gedanken, die er in sorgenvoll durchwachter Nacht zum Wohl seines Landes ausgedacht, des Morgens gedruckt auf den Arbeitstisch legt, und noch viel schöner, klüger, als er, der durch Umstände Bedingte, sie

aufzubauen wußte, so daß ihm nun seine Idee ganz kahl, unscheinbar, farblos vorkommt, und er lieber, sey es aus Schüchternheit oder aus einer Art Widerspruchs-Geist und Neid, mit seinem heilsamen Projekt zurückhält.

Es sind aber auch für die hohen Häupter selbst jene alten Zeiten der Ehrfurcht vorüber, wo man das Regiment für ein heiliges Geheimniß, eine durch Weihe erlangte hohe Kunst hielt. In unsern Tagen wird ihnen von gelehrten Dachstübchen, Hörsälen, Klubbs-Zimmern ꝛc. aus — so viel in philanthropischen Ideen, enthusiastischen Planen, poetischen Darstellungen vorregiert, daß sie Mühe haben, dem Allem zum hundertsten Theile nachzukommen, während von Dank bei nicht oder schwach erfüllter Schuldigkeit ohnehin keine Rede ist. — —

11.

Wir Menschen ärgern und quälen uns oft, wie in sittlichen Dingen, in Angelegenheiten unsers Lebensgeschicks, so auch in bürgerlichen und politischen Verhältnissen auf unserem tiefen Standpunkt über widrige Erscheinungen, Kämpfe, Zerwürfnisse, die, in einem größern Bezuge betrachtet, als Uebergangszustände, organische Prozesse, Entwicklungs-Perioden mit Krisen, zum Rechten, zum Guten führen.

So könnte man denn fragen, ob unser politisches Gewirre in Rede, Schrift und That, unsere gährende Zeit nicht auch so eine Epoche neuer Bildungen sey, ob nicht diese Partei-Kämpfe, diese Störungen der Ruhe und gewohnten Ordnung relativ nothwendig seyen, damit das höhere Gut eines spezifisch bessern Daseyns errungen werde.

Dem kann nicht geradezu widersprochen werden. Bei der Unerforschlichkeit des Waltens unsichtbarer Mächte ist aber für die Menschen nichts nöthiger und dienlicher, als wenn sie je eher je lieber sich in ihren eigenen Bestrebungen klar werden und darin gegen sich selbst und einander treu und offen sind.

Sehen wir den Einzelnen oft einen beträchtlichen Theil seines Lebens an Gebilde seiner Thorheit, seiner leidenschaftlichen Affenliebe wenden, so ergeht es ganzen Nationen und Zeitaltern manchmal auch nicht anders; und dient auch am Ende unserm Geschlecht Alles zur Lehre und Warnung, so ist doch zu wünschen, daß die Schulzeit abgekürzt werde, und es sich recht bald von dem als phantastisch und wesenlos Erkannten zum Tüchtigen, Wesentlichen zurückwende.

Das Volk hat immer einen oder den andern Schutzheiligen. Es geschieht aber gerne, daß es seinen Fürbitter und Helfer, wenn er durch Alter unscheinbar geworden, und es ein Paarmal zur

Zeit der Noth hat im Stiche gelaſſen, gegen einen neuen, beſſer aufgeputzten vertauſcht, den ihm ſeine Rathgeber darſtellen.

Es verſpricht ſich goldene Berge von ihm, und Letztere haben längſt ihre eigennützigen Abſichten erreicht, ehe das gute Volk ſeine Verblendung merkt.

Zeiten, wie die unſrigen, bieten das Bild einer allgemeinen Aufregung dar. Was gebiert aber dieſer kreiſende Berg, dieſe Partei vom Berge? — Was ſoll denn für großes Heil ſeyn in Beſtrebungen, die mit Verkennung des Innern, Geiſtigen, Hohen, — was je erleuchtete Menſchen und Nationen in ihrer Blüthe ſo genannt haben, — das Aeußere, Materielle, Mechaniſche zum Einzigen und Oberſten machen?

Gienge der Kampf nicht durch eine ſolche Unendlichkeit von Relativitäten des Materiellen, das wir, wenn es ſich wie das Allein-Weſentliche geberdet, ein Rein-Nichtiges zu nennen befugt ſind, nähme er ſeinen Zug durch das Innere des Menſchen, durch ihr Sittliches zum Höhern, er wäre nicht ſo unſchön und endlos zugleich.

Nie hat der Streit um das Weſen ſo lange gewährt und ſo viel gekoſtet, als der um die weſenloſe Form. Mir will ſcheinen, als trieben ſich die erhitzten Parteien im Ringen um das Rechte, Heilſame, Allverſöhnende auf gemeiner Horizontal-Fläche des Lebens herum, wo ſie es nicht finden, während

sie, einander gegenseitig Gleichbedeutendes oder Gleich-Unbedeutendes zugestehend, gemeinsam das spezifisch Höhere und Bessere erringen könnten.

In diesem Sinne sagte ich mir schon lange, daß ein benachbartes Reich, auf welches unsere Blicke stets unwillkührlich sich richten, dessen Geschick uns zur Lehre und Warnung dienen könnte, das seit einem halben Jahrhundert durch Revolutionen im Ganzen und in einzelnen Theilen seines Lebens das Problem eines festgeordneten Daseyns vergebens zu lösen versucht hat, diese Lösung vielleicht nur in einer Reform finden wird, die seinen ganzen sittlich-religiösen Organismus durchgreift, durch eine Reformation, die ich Protestantismus nennen möchte, der sich als ein allgemein anerkanntes Bedürfniß tüchtiger innerlicher Wesenheit, als ein Geschäft aller gesunden Geister gegen die, ihren hellern Einsichten nicht mehr genügende, veraltete, gerade in großen National-Anliegen leer und trostlos erfundene Form wendet, sie beharrlich ablehnt und endlich ganz abstreift. Nur eine solche geistig-sittliche Gesammt-Thätigkeit wäre geeignet, den Sinn der Nation von der politisch-bürgerlichen Hypersthenie auf einen gesunden, normalen Stand zurückzuführen.

Habe nun diese Voraussagung nicht mehr oder nicht weniger Grund, als die meisten andern politischen Prophezeihungen, so mag doch das in ihr

liegende Allgemeine seine Geltung behaupten, daß alles Aeußere, die bürgerliche Form des Lebens Angehende abklingt im Innern, hinein tönt in die sittlich-religiöse Tiefe des Menschengeistes und Gemüthes, daß die Entzweiung des innern Menschen mit sich selbst, der Unbestand in seinen höchsten Anliegen ein vulkanischer Heerd ist, der unaufhörliche Ausbrüche in das äußerliche Daseyn verursacht, und daß, wer die Differenzen der materiellen Lebens-Verhältnisse ausgleichen soll, Einsicht und Kraft und guten Willen aus seinem innern Fonds, aus seinen heiligsten Ueberzeugungen nehmen muß.

Wer den beständigen, durchs ganze Leben sich hindurchziehenden und in jedem Moment thätigen Rapport der innern Welt und der des äußern Thuns abläugnet, der kennt die Menschheit, der kennt sich selbst nicht und verdient keine Widerlegung, so wie er auch keiner Ueberzeugung fähig ist.

So haben nun alle rohe und bösartige Umtriebe unserer Zeit, und der mit ihnen in lebendiger Wechselwirkung stehende Unfug mancher Zeitblätter ihre Wurzel und beständige Nahrung in dem Unverstand, der sittlichen Halt- und Heimatlosigkeit der Menschen, in der Phantasterei, die ohne Sinn und Ernst für das, was dem Menschen als geistig-moralisches Selbst, als Glied der Familie, der Gemeinde, des Staats, was diesen Vereinen selbst Noth thut, in einer auf leere Gedankendinge, wesenlose Phantome

gerichteten Thätigkeit Befriedigung und Bedeutung ſucht, welche Verirrung wohl kaum durch ruhige Worte der Vernunft, denen ſie ſtets wieder mit dem alten Unſinn antwortet, oder durch zweckmäßige Einrichtungen, die ſie verächtlich anſieht, ſondern vielleicht nur durch die leidigſten Erfahrungen zu bekehren und auf das Rechte zu lenken ſeyn möchte.

Wozu führt am Ende all dieſer endloſe Zank um die Form und Formel des äuſſern Daſeyns, wenn er ſo gar wenig Menſchenbildendes in ſich trägt?

Es denke doch ein Jeder an ſeinen eigenen ſittlich-geiſtigen Entwicklungs-Gang, an Das, was ihn hemmt und fördert, und er wird wohl eher aus dieſem politiſch-bürgerlichen, überlauten Getriebe ſich zurückzuziehen und für ergiebigere Eindrücke zu iſoliren ſuchen, als daß er gerathen fände, ſich tiefer in dieſe wilden Brandungen und Strudel der Partei-Meinungen hineinzuſtürzen.

Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, daß ein halbes Dutzend tüchtige Anſchauungen, Erfahrungen, gefundene Wahrheiten mehr werth ſind, als alle dieſe oberflächliche Wiſſerei und Geſchäftigkeit.

12.

Da ſich — ergeht die Frage — des Verfaſſers Meinung mehr zur ſich ſo nennenden rechten Mitte,

als auf die Seite entschiedener Liberalität zu neigen scheint, soll es etwa auf größeres Beschränken der Presse, auf ein strenges Censurgesetz abgesehen seyn?

Keineswegs! — Es wollte dargethan werden, daß die Aufstellung eines den beiden Hauptparteien unserer Zeit genügenden, sie zufrieden stellenden Preßgesetzes — die Aufgabe eines beinahe Unmöglichen sey, indem bei einem solchen, wie es von dem Geist unserer Tage zu erwarten steht, die nach immer größerer Freiheit ringende Partei der Bewegung sich stets der Beschränkung zu erwehren suchen, die der organisch stätigen Entwicklung aber, — geschweige die der starren Stabilität und schroffen Legitimität — doch immer mehr, als ihr lieb ist, in ihrem ruhigen Gange sich gestört finden wird. Der schrankenlose Freimuth wird sich beengt finden, daß er Personalitäten, Impertinenzen, die den Mann treffen, zurückhalten soll, denn nur diese erleichtern ihm recht das Herz und kühlen den heißen Muth. Die Befugniß, Alles unter Beobachtung gewisser Formen vorbringen zu können, gilt ihm bei weitem weniger, als die Lizenz, seiner Leidenschaftlichkeit durch Insolenzen Luft zu machen.

Während aber das kurze, verletzende Wort, gleich der That, zurechnungsfähig ist, entgehen Reden eben durch ihre Länge leichter dem Gesetz, weil sie die

ſchreienden ganzen Töne in annähernde Halbe-, Viertels-, Achtels-Töne überſetzen.

Hier kommt auch zu bemerken, daß in großen konſtitutionellen Reichen der gegen hohe und höchſte Potenzen gerichtete Tadel, ſo wie Satire, Ironie, Witz ꝛc. weniger auffallen, als in Staaten zweiten, dritten ꝛc. Ranges. Ein Premierminiſter in jenen iſt ein Stern erſter Größe, deſſen Glanz auch durch Kometenſchwänze, durch Wolken, Nebel, Rauch und andere vorübergehende Verfinſterungen durchbricht. In London und Paris geben die auf gewiſſe Claritäten gemachten Zerrbilder wenig Anſtoß, während ähnliche Darſtellungen in einem kleinern Staate das unziemlichſte Aergerniß verurſachen und ſich eine ſcharfe Rüge zuziehen würden.

Von einer alten Fiſchordnung, die ſehr auf das Gedeihen der nützlichen Waſſerbewohner Bedacht nahm, behauptete ein heiterer Staatsmann, ſie ſey ſo zweckmäßig, wie wenn die Fiſche ſelbſt ſie gemacht hätten. — Wer macht uns eine Preßordnung, die wie von den Schriftſtellern ſelbſt verfaßt erſcheinen könnte?

Ein kurzes Geſetz — denn Länge hilft hier nichts — das mit Relativitäten zu ſchaffen hat, iſt und bleibt mehr Leitfaden als Regulativ für den Richter, und das Meiſte hängt von der Deutung des Letztern ab. Handgreifliche Thaten unterſtellt man leichter einem Strafkodex, als Beleidigungen gegen

Staat, Kirche, Sitten, Staatsoberhaupt, Staatsbürger, auswärtige Mächte. Wort und Schrift haben unendlich viel mehr Nüancen, als die eigentliche äußere Handlung, und ein Preßgesetz kann sich nicht vor eine gelehrte Mauer von Corpus-Juris hinstellen, die mit ihrem Echo alle zwischen den Gesetzesstellen durchgehende Fragen beantwortet.

Wäre Weisheit und sittliches Maß in den Volksschriftstellern, man könnte ihnen die freie Presse anvertrauen; wäre besagten Tugenden jede hohe Staatspolizei schon als solche zugethan, man könnte von ihr, als von einer personifizirten Intelligenz, oder von einem der Klopstockschen Gelehrten-Republik nachgebildeten Gerichtshofe der Schriftstellerwelt, eine weise Sonderung und Sichtung des Guten und Verderblichen, eine gerechte Abrügung des Muthwilligen und Bösen erwarten.

Aber derlei Annahmen sind bloße Gedankendinge. Ein freischwebendes Gesetz muß zwischen Beiden aufgerichtet seyn und entscheiden.

So positiv und kategorisch aber auch seine Bestimmungen ausgedrückt seyen, dennoch wird, da die ihm zu unterstellenden Objekte Zeit- und Tages-Erscheinungen sind, die ihr Leben, ihre Bedeutung, ihre Tendenz und Wirksamkeit von den laufenden Interessen nehmen, auch die Gesetzes-Anwendung der Natur der Sache nach zeitgemäß werden müssen.

Wo viel Gefahr ist, wird Vorsicht nöthiger.

Wenn das Meer äquinoktial-stürmisch oder durch Seeräuber unsicher ist, hat die Assekuranz-Gesellschaft einen andern Typus, als zur Zeit ruhiger Seefahrt.

Wir wollen aber uns vorhalten, daß Censur und Preßgesetz immer eine Art Inquisition bleiben und leicht rigorös werden. Wer Stab und Scepter hat, will regieren, wer das Schwert führt — richten, und eher geht man in der Dienstpflicht zu weit, als daß man einem bedenklichen Treiben zusieht. Das Gesetz imponirt dem Schaltenden, und wer sich von Richteraugen beobachtet weiß, wird leicht ängstlich und zurückhaltend; aber die Instruktion terrorisirt auch den Richter, und ihm ist selten gegeben oder vergönnt, großherzig zu seyn und gewähren zu lassen.

Sollen die Staatsbehörden dem Unwesen, das sich da und dort in der Zeitlitteratur hervorgethan und bedenklich erwiesen hat, ruhig, geduldig zusehen, warten, wie weit denn das Unmaß gesteigert werde, oder soll man eine strenge Maßregel durchführen, auf die Gefahr hin, daß man es Terrorismus nenne?

Die bisherigen Erfahrungen über beschränkte oder freie Presse haben gelehrt, daß die Censur, so milde sie auch mochte ausgeübt werden, doch fast immer durch das Geheimhalten der Instruction der Censoren, durch das scheinbar oft willkührliche, einander widersprechende, zu sehr individuell waltende Ein-

schreiten derselben den Widerwillen besonders derjenigen Redaktoren erregt hat, welche auf kaustische Mittel den meisten Werth legten.

Ein Preßgesetz leidet aber seiner Natur nach ebenfalls an einem Radikalmangel. Es ist nämlich in seinen wesentlichsten Bestimmungen nothwendig an die Kürze gewiesen, weil auch die größte Länge und Ausführlichkeit den Relativitäten, der unendlichen Gradation der Momente: „Beleidigung der Autorität der Regierung, der Würde der Religion, der Sitten ꝛc.“, nicht genau bestimmend folgen kann.

Es ist somit in seinem Hauptkarakter ein Tendenz-Gesetz, das nicht sowohl gegen einzelne verpönte Ausdrücke, gleichsam strafbare Wortthaten der Autoren, wie Injurien, Blasphemieen, staatsverbrecherische Aufrufe ꝛc., vor welchen sie sich klüglich hüten können, als vielmehr gegen ordnungs- und gesetzwidrige Gesinnungen, welche sich in Zeitschriften und Büchern mehr im Ganzen darlegen, gegen die sie durchziehenden sittenverderblichen, mißwollenden, Unruhe stiftenden Motive, gegen ihre staatsgefährliche, verbrecherische Tendenz gerichtet ist.

Dagegen sind die Autoren, ist die öffentliche Stimmung — wenigstens zum großen Theil, — sind selbst die Gerichte gegen die Tendenz-Prozesse. Hat man mit einem Meuchelmörder aus politischem Fanatismus, dessen innerer Hochmuth ihm die Rolle

eines Märtyrers für Vaterlandswohl zutheilte, ja hat man sogar mit einem armen Sünder, dessen Unthat die Menschheit empörte, wenn der Stab über ihn gebrochen ist, unwillkührlich Mitleiden, wie viel mehr regt sich bei den Meisten eine entschuldigende Ansicht, ein Gefühl der Mißbilligung, wenn man einen Gebildeten, der, wie man meint, bloß seine Meinung öffentlich aussprach, von dem Richterspruch verurtheilt sieht.

Darum sprechen auch die Richter, die hier mitempfinden und als solche befangen sind, weil sie nicht mit einem so faktisch entschiedenen, positiven Vergehen, wie im Kriminalprozesse, zu thun haben, viel eher los, als daß sie das „schuldig" aussprechen. — —

13.

Was ist nun aber — mag der Leser fragen — der langen Rede kurzer Sinn? —

Die Zumuthung, einen solchen herauszustellen, kann sich Einer, dem man bisher mit so viel Nachsicht gefolgt ist, dem man vergönnt hat, einen wichtigen Gegenstand von mehreren Seiten zu beleuchten, wohl gefallen lassen. Die lange Rechnung gibt am Ende ein kurzes Fazit, wie Strengel- und Blattwuchs — Blüthe und Frucht.

Des Verfassers Ansicht ist: In der Richtung der Zeit liegt ein Sinn. Der auf Ausbildung organisch-

zweckmäßiger Verfassungen, auf Erhöhung des Bewußtseyns der Staatsbürger von sich selbst gerichtete Geist hat neben viel mitlaufendem Aberwitz und philiströser Pedanterie doch ein tüchtiges inneres Wesen. — Worauf das Auge der Welt sich mit Neigung, mit enthusiastischem Antheil richtet, daran schaut sie Manches tief und hell, was ihr zuvor verhüllt oder nur in unbestimmter Gestalt vorlag; sie bildet eine Seite des Nationallebens mit besonderer Liebe aus, die ohne diese rührige Thätigkeit, ohne eine gegenseitige Aufmunterung aller regen Geister formlos, brach gelegen wäre, wodurch die organische Bewegung des Staatslebens vielleicht noch langehin Hemmungen zu leiden gehabt hätte.

Dieser auf eine Seite des Volkslebens sich richtende Sinn der Zeit, — gewöhnlich „Geist der Zeit" genannt, — ist eigentlicher eine Neigung, ein Hang, ein Streben zu nennen.

In solcher Vorliebe und Bildungslust offenbart sich nun allerdings ein Verstand; aber auch aller Unsinn wird bei solch einer Nationalentwicklung mit frei und ledig. Alle Thoren und Phantasten glauben nun, ihre Glücksstunde habe jetzt auch geschlagen, und so wird mit dem Einen, was naturgemäß reif werden, sich schön und heilsam gestalten könnte, auch alles mögliche Einseitige überspannter Köpfe, alles unpraktisch Ideenhafte gelehrter Phantasten nach allen Richtungen hin ausgebildet.

Dieſe viel-, ja allſeitige Bearbeitung einer neuen Idee und Lebensſeite „Geiſt der Zeit" zu nennen, ſich als auf eine Autorität und Potenz darauf zu berufen, damit imponiren zu wollen, möchte ſo unerlaubt als gefährlich ſeyn; denn den „Geiſt" wollen wir nur immer der Einſicht, Mäßigung, Weisheit vorbehalten, und nicht eine chaotiſch gährende Maſſe mit dieſem Namen belehnen.

In dem durch leidenſchaftlichen Andrang überfließenden, da und dort ſchädlich anſchwellenden Strome bewegter Nationalität iſt aber eine mittlere, dem Thalweg folgende Bahn, welche das Schiff der Kultur raſch weiter trägt. Dieſe ſoll nicht verengt, hier ſoll keine Ableitung durch Stauchen des Waſſers veranſtaltet werden; — ein Verſuch, der bedenklich, gefährlich und meiſt ganz vergeblich wäre, weil er der geſchichtlich-klaſſiſchen Urkraft und Grundbewegung der Nation ſich entgegenſtemmen würde.

So wird nun durch die Ausbildung des ſtaatsbürgerlichen Lebens eine Unzahl von veralteten, weitſchweifigen, unpaſſenden Formen, fortgeerbten Mißbräuchen aufgedeckt; die hinabgeſunkene Zeit hat uns eine Verlaſſenſchaft von Inſtituten, Gewohnheiten, Herkömmlichkeiten zurückgelaſſen, welche die reinigende, aufräumende Zeit auf einen kürzern, ſchneller fördernden, ſachgemäßen Ausdruck bringen möchte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Es ist nicht wohl zu läugnen, daß der in allen Lebenszweigen, und durchaus nicht bloß bei den privilegirten Ständen herrschende Aristokratismus und ehrsüchtige Pedantismus sich viel fester mit der Menschennatur verbindet, als eine gewisse republikanische Gleichheit der Ansprüche und Schätzung der Einsicht und des Verdienstes jeder Art. — Dieser Aristokratismus ist seinem Karakter nach zäh, beharrlich, unduldsam, ablehnend, sich spreizend, dem Bessern nur durch Gewalt Raum gebend und weichend; das Neue, Lebensfrische hat sich des Widerstandes der Trägheitskraft vom Alten zu versehen, welches, oft unbefugt, in der den Menschen angebornen, eingepflanzten Ehrfurcht bequem fortleben möchte.

Die Intelligenz des Staats, die hierin über ihre eigenen untergeordneten Institute und deren Personalitäten nicht immer Herr wird, mag also die Erörterung der mißbräuchlichen Verhältnisse aller Art freigeben, und, während sie für die geschichtlich organische Legitimität Achtung fordert, jede stagnirende Stabilität dem frisch zuströmenden Leben öffnen.

Schriften und Zeitblätter, die mit Würde sich diesem Geschäft der Förderung organischer Fortbildung irgend eines Zweiges der Civilisation widmen, mögen sich des Genusses eines liberalen Preßgesetzes erfreuen, und hier sollte dann über einige

Kühnheiten und Insolenzen mehr oder weniger nicht eben viel Aufhebens gemacht werden, wenn im Ganzen ein Streben nach Wahrheit, gründlicher Anschauung und Erkenntniß des Nationallebens und ein parteiloses Anerkennen der Bestrebungen des Gouvernements nicht zu verkennen ist.

Ein Autor oder Redakteur aber, dessen Tendenz im Ganzen und in einer hinreichend beweisenden Summe von Einzelnheiten revolutionär ist, der auf Umsturz des Bestehenden, Verdächtigung der gesetzmäßigen Regierung, Aufregung der Gemüther zum Widerstand, zur Unbotmäßigkeit, Hemmung der Verwaltung, Herbeiführung einer neuen Ordnung der Dinge ꝛc. geht, ein solcher ruft das Gesetz gegen sich auf.

Wer die zeitliche Ordnung, in welcher sich alle wohlgesinnte Staatsbürger bewegen, alle klug thätige sich wohl befinden, die Ordnung, für welche ihr Thun und Lassen berechnet, auf welche öffentliches und Privatvertrauen, die unerläßliche Bedingung des Lebensprozesses, gesetzt sind, radikal stört, — wer den Boden des Nationaldaseyns, auf welchem alle Vereine, von dem der Familie bis zu den umfassendsten Institutn, ruhen, untergraben will, der beraubt sich selbst des Vertrauens, das das Vaterland in ihn als Nationalsprecher setzte. Er ist als Verwalter der öffentlichen Meinung und als ihr Organ — ein Betrüger, denn er sucht sie

staatsgefährlich zu bearbeiten, und erlaubt sich, lügenhafte Berichte über die Ansichten und Wünsche einer vorgeblichen Majorität ans Publikum zu erstatten, dieses also mit sich selbst und den Behörden in Widerspruch zu bringen.

Wäre die Sache so lustig, als sie ernsthaft ist, unbedeutend, als sie bedenklich, gefährlich ist, man könnte bei der Berufung gewisser extravaganter Tagblätter auf die Majorität des Volkes an den Bauchredner erinnern, der, vielerlei Stimmen zum Lärm steigernd, eine schreiende Menge vorzutäuschen weiß, die er nur selbst ist; oder an jenen Rufer auf dem Walle, der sich auf eine zahlreiche, wohlbewaffnete und fournirte Besatzung gegen den Feind berief, und für diese eine ehrenvolle Kapitulation, Abzug mit klingendem Spiel abschloß, aus dem geöffneten Festungsthor aber ganz allein, als Nachtwächter mit seinem Horn, zog. — Doch wir wenden uns zum Ernst zurück.

14.

Wer unter der Firma eines projektirten neuen Aufbaues deutscher Nationalgröße und Einheit, die Gemüther der Bewohner deutscher Lande ihren Fürsten, ihren Landesanstalten, ihrem Nationalherkommen, ihrer Geschichte, der heilsamen spezifiken und charakteristischen Entfaltung ihres Stammestypus, ihrem Zeit- und Ortsreichthum jeder

Art abwendig machen, und — sey es aus eigener Phantasterei, oder aus Streben nach Bedeutsamkeit und Einfluß, oder aus verbrecherisch selbstsüchtigen Absichten und schlauer Planmäßigkeit — den Sinn ruhiger Bürger für ein gefährliches Phantom eines ungeschichtlichen, unreifen, motiv-, grund- und bodenlosen Nationalzustandes gewinnen will, der ist ein politischer Seelenverkäufer, ein Bethörter oder ein Schalk.

Die Idee der Auswanderung in die neue Welt, in die nordamerikanischen Freistaaten kann eine phantasie-erregende, poetische werden, und hat schon Manche von ihrem heimischen Heerde fortgelockt. Dennoch liegt ihr im Ganzen eine tüchtige Wirklichkeit zum Grunde, da ihnen das Vaterland zu eng ist.

Aber das Ideal der Schöpfung einer neuen deutschen Welt, eines Freistaates unter einem großen Bürgerfürsten — ist ein leeres Phantom Solcher, denen die Welt überhaupt zu eng ist, ein Wahnbild, dessen wunderliches Festhalten auch von geistreichen Menschen wir uns nur dadurch erklären, daß sie sich bei der allgemeinen Umwälzung und neuen Gestaltung Teutonias unter die Primaten oder nahehin an die Spitze gestellt denken.

Ohne diese Annahme kann man sich wohl kaum die Entzündung für ein naturwidriges, außer allem Bestehenden Leben in der Luft anfangendes und

endendes Projekt, das taktlose Bearbeiten eines Wesens, wie nie eines in der Weltgeschichte aus Nationalelementen entsprossen, diese ins Politische sich verirrende Schulpoesie, diesen Kreuzzug in ein heiliges Land der Union, — mit dieser Annahme aber kann man sich das ewige Verneinen der Radikalen, ihr Anfeinden aller an's Vorhandene sich anlehnenden, auf's Feste sich gründenden Verbesserungen erklären, da es in ihrem Plane liegt, hinter jeder von ihnen errungenen oder ihnen eingeräumten Wirklichkeit mit einer neuen Phantasterei ihrem Hauptideal näher zu rücken.

Wer durch solche Phantasmagorieen mit dem Frieden des Volks spielt, wer dessen Ruhe auf der Spitze seiner Feder balancirt, der treibt ein verwegenes Spiel.

15.

Wer die dem Staatsoberhaupte reinmenschlich und gesetzlich gebührende Ehrfurcht verletzt, der gibt das Signal zu allgemeiner Ueberschreitung jeder Schranke der Achtung. Wer von der Freiheit des Urtheils über Menschen und Handlungen nur Gebrauch macht, um würdige Staatsbeamte beim Volke anzuschwärzen, die bürgerliche Ehre jedes Mannes, der nicht zur politischen Lärmfahne schwört, zu kränken, alle Ereignisse des öffentlichen und Privatlebens in faktionellem Sinne zu deuten, zu mißdeuten,

lügenhaft zu entstellen, — der richtet sich selbst durch das Gesetz, das zu ehren er im Allgemeinen heuchelt, und stempelt sich zum Unverschämten, Schmähsüchtigen, Verläumder.

Wer die menschlich hohe Gabe freier Gedanken-Aeußerung und Mittheilung, die auf Vertrauen gegründete Befugniß, mit der Nation von National-Angelegenheiten zu reden, beharrlich muth- oder böswillig mißbraucht, der begibt sich des öffentlichen Vertrauens; er werde als Sprecher für mundtodt erklärt und schweige fortan im Staate.

Das an bürgerlichen und politischen Dingen Antheil nehmende Publikum ist zu vergleichen einer gemischten anständigen Gesellschaft. Ein geselliger Kreis versteht sich von jedem Zutretenden, daß er die Normen des Anstandes, die Gesetze der Rechtlichkeit beobachte.

Wie wäre es, wenn man sich von einem anwesenden Leidenschaftlichen, Rohen oder Bösartigen, vor Jugend, Frauen, ehrwürdigem Alter, wilder Ausbrüche, ungesitteter Reden, Zoten, Impertinenzen gegen Vorstände und Mitglieder, Drohungen, Schmähworte über Zweck und Form der Versammlung, Aufregung der Jünglinge gegen die Männer ꝛc. zu befahren hätte?

Welcher gesittete Mann würde die Jugend anwerben, einen solchen insolenten Schreier gegen die Indignation der Männer und Greise zu schützen,

ihm sein störendes Bleiben, das Verharren in seiner Unziemlichkeit zu garantieren?

Welcher Besonnene würde aufstehen, und, einen Becher Wein fassend, den Toast auf's Wohl dieses offenen, der Redefreiheit sich kühn bedienenden Sprechers ausbringen, und die Gesellschaft zum Anstoßen auffordern? Eine naive Zumuthung! —

„Freiheit!" kann nur derjenige anrufen, dem Vaterland, Staat, Gesetz und Sitte heilig sind; Freiheit ist nicht ein Geschenk für den Unbändigen, nicht für den Sklaven seiner selbst, den Knecht des Andern.

„Frei" ist nur der Geist des Menschen; „Freiheit" ist sein organisches Bewegen, seine Richtung auf die Wahrheit, auf die Natur der Sache, auf gründliches Anschauen, Durchschauen, tüchtige Erfahrung, genügende Erkenntniß — oder wie wir das innigere Vertrautwerden mit dem Welt-Bestand und Entwicklungsgange nennen wollen, welches nur aus einem hellen Sinn, verbunden mit einem reinen Herzen, hervorgeht. — Nicht wenn du mehr darfst und kannst, als der Andere, nein! wenn du mehr Einsicht und Wohlwollen hast, bist du der freiere Mann.

„Freiheit" ist das ungestörte Walten des uns inwohnenden guten Geistes innerhalb der nothwendigen Schranken. Die Intelligenz wird keineswegs unfrei durch Rücksichtnahme, Fügsamkeit, Schonung,

Pietät; unfrei ſind aber Rückſichtloſigkeit, ſtarre Abſicht, Egoismus, Dünkel, Leidenſchaft, Vorurtheil, Prädispoſition, böſer Wille.

Man kann dein materielles Daſeyn der Feſſeln entladen, aber man kann darum deinen Sinn, deine innere Seele nicht frei machen.

„Freiheit!“ ruft die Volksſtimme; frei will der Unbändige ſeyn, frei auch der ſich ſelbſt Beſchränkende. — Was iſt Freiheit? —

16.

Was ſollen wir endlich zu einem Verein für Befreiung der Preſſe ſagen?

Frei iſt der einzelne Mann; in ſeiner größten Offenheit gegen Rechtskränkung erſcheint er würdig; und Achtung gebietend imponirt er ſelbſt ſeinen tyranniſchen Zwingherrn.

Iſt er gehorſam dem Geſetz, ſo findet er den kräftigſten Ausdruck für ſeine Ueberzeugung; wehrt er ſich kühn gegen willkührlichen Machtſpruch, ſo weiß er, ein zweiter Tell oder Luther, aus der Noth eine Tugend zu machen. Ein Verein dagegen, der mit abſichtlicher Vorherbeſtimmung alle ſeinem Begriff zuwiderlaufenden Geſetzeswirkungen zu hemmen verſucht, ſteigert ein Unnöthiges zur Untugend. Seine Mitglieder ſind unfreie, fremder Abſichtlichkeit Dienende.

Frei iſt der Geiſt in ungehemmtem Flügelſchlage,

frei das Gemüth in reinem Wohlwollen, frei ist die That, die sich gegen ein richtig erkanntes Unrecht stemmt. Aber sich den Umtrieben einer Faktion zu verschreiben, der Werbung politischer Entenmaier zu folgen, seinen Eigenwillen, rückenfrei durch die Insolenz einer Menge, zu kitzeln, das ist wahre Unfreiheit.

Ein gesetzlich erlaubter Verein weckt Intelligenz, verstärkt die zerstreuten Kräfte, aber eine durch Subscribenten-Pressen zum Widerstreben gegen gesetzliche Verbote geworbene Masse wird massiv in Ansichten und Entschlüssen, unfrei in ihrer Bewegung.

Volksstimme — ist Gottesstimme, wenn der natürliche Sinn gekränkt, das reine Volksgefühl beleidigt worden; wenn der Ruf aus einem allgemeinen Bedürfniß hervortönt, wenn eine Last von der ganzen Bevölkerung mit Entrüstung getragen wird; wenn sowohl der Druck, als die Möglichkeit der Abhülfe klar zu Tage liegen; — aber ferne sey von uns, in jedem Geschrei einer vorlauten Menge die Gottesstimme vernehmen zu wollen, während das Ohr der Wohlgesinnten, und sey es auch die Minorität, sich unwillig wegwendet.

Fast lächerlich erscheinen in solchen Fällen die Unterschriften-Reihen auf endlosem Papier, die nach dem Gesetz der Adhäsion, oder lavinenartig durch ihr eigenes Fortwälzen entstehen. Wenn so

eine ächt radicale Adreſſe von ſechs Roßlaſten mit ihrem Unterſchriften-Heer-Schweif auf einem Wagen der Regierung vor die Thüre geführt wird, ſo möchte man ſie wohl mit dem Zeichen des Widders geſiegelt ſehen, der, egyptiſche Finſterniß im ſtörrigen Gehirn, in ſtößigen Ideen verhornt, ſeinen Fettſchwanz auf einem Karren nachſchleppt. —

Doch es ſey nun genug Deſſen, was ohne ſelbſtiſche Abſicht, aus Ueberzeugung, wohlgemeint, mit möglichſt unparteiiſcher Anſchauung des Treibens unſerer Tage, mitunter wohl auch der Nachbarſchaft und nächſten Umgebung, vielleicht mit einem inſtinktmäßigen leiſen Druck auf die eine Wagſchale, dargelegt worden, während das exaltirte Aeußerſte einer gewiſſen Partei durch einen moraliſchen Terrorismus, von welchem ſie jedoch keineswegs den Namen trägt, der andern das Uebergewicht zu verſchaffen trachtet.

17.

Nachdem ſich der Sinn durch dieſe unangenehmen Wirkungen hindurchgearbeitet, ſteht nun das reine Bild der Freiheit in ungetrübter Helle vor dem erleichterten Geiſte. Nach ihm richten ſich die Blicke aller Wohlwollenden. Es iſt nicht das Bild einer Dea vulgivaga. Es iſt vernunft- und ſachgemäße, reinmenſchliche, reinbürgerliche Preßfreiheit. — Deutſche Offenheit verlangt das

deutſche Herz! Verſtand und Gemüth wollen ſich offenbaren, Einſicht und Erfahrung ſich kundgeben, der Bedrängte will ſprechen, der Tragende will ſein Verlangen nach Erleichterung vorbringen, um ſich ſchon hiedurch erleichtert zu fühlen, wenn etwa wirkliche Erleichterung aus Macht der natürlichen oder bürgerlichen Verhältniſſe noch zögern ſollte; auch Laune und Witz und poetiſches Vermögen wollen ſich vernehmen laſſen.

Vielleicht, daß mancher ungeſtüme Sinn, der aus Widerſpruchsgeiſt ſich gegen das Verfahren der Cenſur ungeberdig anließ, durch die feſten Beſtimmungen des Preßgeſetzes zu ſich kommt — da der Menſch dem Nothwendigen ſich eher fügt, als dem Willkührlich-Scheinenden — wenn er „Gehorſam dem Geſetz" für das oberſte Prinzip des bürgerlichen Daſeyns erkennt.

Der Himmel wolle nicht, daß Unverſtand und böſer Wille durch Inſoleuzen uns um eine liberalbedingte Preßfreiheit bringen, daß umſichgreifende Preß-Frechheit eine politiſche Inquiſition, ein Glaubensgericht über Ketzereien in Staatsſachen herbeiführe, und der Schrecken vor den unheimlichen Formen eines Auto da Fe den guten Geiſt einſchüchtere! —

Mehr, als bei der ſtatutariſchen Formation der übrigen Geſetzgebung, als bei dem ſächlich-unendlichen Getheil des Verwaltungsweſens, kann ſich

bei Gestattung der Preßfreiheit innerhalb eines liberalen Gesetzes der weise und milde Sinn eines Fürsten bewähren. Viel im Leben des Staats ist Mechanismus, aber im Gesetz über den geistigen Verkehr ist Seele. Die Ansicht des Fürsten, sein Gemüth sind ein Normativ für die Legislation; ja, man darf es bei der Eigenthümlichkeit des Gesetzes wohl sagen, sie reflektiren selbst im Geiste der Richter und ihrem Verfahren. Er kann das Bedenkliche der Tendenz-Prozesse, bei denen ja zunächst die Würde des Thrones, das Ansehen der Hochbetrauten, die Autorität der Stellen, der Bestand der Landesanstalten ꝛc. betheiligt ist, durch die Einleitung mildern, daß nur entschiedenes ruhestörendes, staatsgefährliches Streben, beharrlicher Widerstand gegen vorhergegangene zurechtweisende Anfinnen, gegen gelind-korrektionelles Verfahren die strengern Rügen des Gesetzes empfinden sollen.

Es fragt sich, ob nicht die Einsetzung des Gerichts über Preßgesetzvergehen einigermaßen der Form einer Austrägal-Instanz sich nähern könnte.

Wie aber auch seine Zusammensetzung zweckmäßig erfunden werde, möge ein solches Forum stets Das richterlich aussprechen, was auch die eigentliche öffentliche Meinung, nicht des Pöbels Geschrei, sondern der richtige Sinn biederer Vaterlandsfreunde, ächter deutscher Männer in allem Volke, für strafbar und nicht strafbar erkennt, ja, was der

Angeschuldigte, wenn er vor Gott in seinen Busen greift und alle thörichte Verblendung von sich thut, sich selbst sprechen müßte.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Gesetz, welches bedeutenden zeitlichen Mißbräuchen steuern will, in seinen Bestimmungen außer dem, was die Natur und das bleibende Wesen der Sache fordert, auch noch einen Druck der Strenge auf den bedenklichen Hang der Zeit legt. — Wir dürfen hoffen, daß gewisse allgemeine Anordnungen schon jetzt, nachdem ein früheres Ideen-Brausen ausgetobt hat, diese Strenge erläßlich finden mögen.

Ein großer, erleuchteter Geist nach dem andern scheidet von uns in höhere Regionen; — der Himmel gebe, daß das Reich der Gedanken, der Sprache und Schrift nicht in die Hände dunkler Kleingeister gegeben werde, daß Schriftsteller-Ehre, Würde litterärischer Institute nicht der Eitelkeit unreifer Scribler, hochmüthiger Thoren, eitler Pedanten den Platz räume, daß das Reich der Wahrheit und Rechtschaffenheit nicht durch die Umtriebe der Bosheit, des Muthwillens, der Abgeschmacktheit überwältigt werde!

Wahrnehmungen und Bemerkungen.

Zweite Folge.

Das National-Gespenst.

Es ist ein großes Unglück für ein Volk, wenn es durch sein Geschick, seinen Charakter im Streit mit den Umständen zu einer unheimlichen That, einem öffentlichen Frevel, einer furchtbaren, tragischen Zulassung getrieben wird. Weiß ihm auch der Verstand seiner Leiter die Unthat als politisch wohlbegründet, geschichtlich verzeihlich, völkerrechtlich motivirt darzustellen, — die Nation findet, so wie die brausende Leidenschaft ihr Opfer bluten gesehen, von nun an keine Ruhe mehr.

Eine furchtbare Gegenwirkung entquillt den Gemüthern, die das Recht für unverletzlich halten, auch wenn es an ihnen verletzt worden, den Herzen, deren sittliches Gefühl das tragische Ereigniß verwundet hat. Schrecken erfüllt die Leidenden, Wildheit und Blutdurst die Thäter bei jeder neuen, zufälligen Aufregung.

Es ist, wie wenn ein Gespenst den Lebenden keine rechte Ruhe ließe, ein finsterer Geist, kaum zu erlösend, nur durch ein Jahrhundert von Regen-

ten- und Bürgertugend zu beschwichtigen, durch dieses Haus zöge.

Hambacher Logik.

Wie in der Geschmackswelt zuweilen etwas Widernatürliches Mode wird, so kann in der politischen Welt etwas Unsinniges unter gewissen Leuten einen Sinn erhalten, z. B.:

„Gleichwie der Löwe (die absolut-monarchischen europäischen Staaten) ein grimmiges Thier ist, also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln; (auf republikanische Einheit Deutschlands losarbeiten.)

Schule.

Dilettant in der Politik! — frage doch deine Mutter, wie sie das Hauswesen, deinen Vater, wie er sein Handwerk, den Prediger, Arzt, Richter ꝛc., wie sie ihr Fach, die Künstler, wie sie ihre Kunst gelernt haben.

So lerne du auch die Politik, oder bekenne dich als Pfuscher.

Traum.

Ich war, brütend über dem Treiben der Hauptparteien unserer Zeit, eingeschlafen, da träumte mir, ich sitze in der Zauberflöte.

Sarastro, der Weisheits-, Tugend-, Freiheits-Oberpriester hatte einen kreischend-rauhen Baß, er

intonirte viel zu hoch; die vierbekreuzte Arie aus E dur: „In diesen heil'gen Hallen" zerriß mir die Ohren; sie klang mir, von ihm verschnörkelt, wie ein Hohn auf ihren eigenen Text.

Die Priester schrieen das „O Isis und Osiris!" wie betrunkene Laien. —

Die Königin der Nacht sang ihre etwas schauderhaften Arien schulgerecht, meisterhaft; der unheimlichen Jungfrauen syrenenhafte Terzette waren wohlklingend, und an dem komischen Papageno merkte ich, daß auch noch Scherz und Freude in dem absoluten Reich der Nacht zu finden sey.

Bekehrungsmittel.

Volksversammlungen werden leicht politische Spritzen-Taufen; nur daß die Masse sich diese gern gefallen läßt, weil die neuen Priester dem Volke gerade darin Erleichterung verheißen, worin ihm die alten ein Joch auflegten: Glauben, Opfer, Ehrfurcht, Gehorsam.

Beschwichtigung.

Ein längeres diplomatisches Verhandeln ist eine halbe Friedens-Garantie. Der Krieg, dessen Motiv der Natur nach imaginativ ist, beginnt um so schwerer, je mehr man sich zu verständigen gesucht hat. Händel entstehen leichter nach kurzen, aufbrausenden, als nach längern, überlegten Reden. Man

verwundet, man tödtet schon Thiere nicht gern, wenn man sie lange angesehen hat.

Politische Volte.

Die demagogischen Demokraten sind die eventuellen Aristokraten der beabsichtigten künftigen Republik.

Erhöhte Forderung.

Ein Freund der gesetzlichen Ordnung trachtet das Nächste recht zu thun und seine Sphäre richtig zu erkennen. Er legitimirt sich hinreichend durch die gewöhnlichen Kenntnisse eines gesunden Menschenverstandes.

Ein Radikaler, ein beharrlicher Opponent muß mit dem reichsten Wissen ausgerüstet seyn. Beide sind ganz verschiedene Leute, und wer mit der Anmaßung des Reformers nur die Kenntnisse des gewöhnlichen ruhigen Bürgers verbindet, ist ein bornirter, ein thörichter oder malitiöser Mensch.

Das gewohnte Wirken in seinem nächsten Berufe leistet jeder mit gutem Bewußtseyn. Das Weitergreifen, Weiterwirken, Reformiren, Umbauen bedarf einer besondern Verantwortung vor seinem Gewissen, vor Gott und der Welt.

Veränderte Tonart.

Das Wahre bleibt wahr, aber politische Ansichten und Bemerkungen fordern nach jedem entscheidenden

Ereigniß einen anderen Ton. Was heute richtig und wohlgeklungen, kann nach wenigen Monden, Wochen, Tagen eine schreiende Dissonanz seyn, weil die Zeitgeschichte unterdessen ihre Modulation verändert hat.

Der Leser liest unsere Noten stets mit der Stimmgabel des Tages in der Hand.

Der Staatshebel.

Keine Partei will die der rechten Mitte als solche anerkennen, weil sich keine als Extrem charakterisiren will. Nach optischen Gesetzen sieht jede diese Mitte in der Richtung der andern Partei. Auch die der äußersten Linken will es nicht im politisch-geometrischen Sinn (geschweige im biblischen) seyn; sie sieht in Beziehung auf Wahrheit und Recht sich für den wahren Mittelpunkt an, und macht so den doppelarmigen Staatshebel zum einarmigen, woran ihr Aeußerstes zum Ruhepunkt wird.

Anhalt.

[illegible]ehen Menschen, bei denen ein großes Mancherlei von Wissen und Wollen keinen recht festen Mittelpunkt, keine solide Achse hat, sich zu einer Zeit-Partei schlagen, wo dann dieses Mancherlei auf einmal bestimmte Richtung und Anwendung erhält, eine Gestaltung nach Außen, statt der sittlich-geistigen Ausbildung nach Innen. Viel Reiz

für Männer, welche in unruhiger Thätigkeit nach Bedeutsamkeit ringen, für Jünglinge, welche die Welt lieber verbessern als kennen lernen möchten.

Feldgeschrei.

Ist das Ding volksthümlich oder aristokratisch? — das ist jetzt die stehende Frage. Es läßt sich denken, daß mancher Schalk seine Sache ins liberale Licht stellt, weil er dabei sicherer fährt.

Wo es sich von Ueberzeugung handelt, ist von keinem Verdienst die Rede, und ernste, ungeheuchelt ausgesprochene Ansichten soll man nicht verdächtigen. Es wird aber bald mehr Muth dazu gehören, Meinungen auszusprechen, die nicht auf flacher Hand populär sind, als volksthümlich gestempelte, wenn es auch jene in höherm Sinne mehr sind, als diese.

Wer ein öffentliches Wort spricht, mag es erwägen; — man frage aber Jeden aufs Gewissen, nach welcher Seite hin er mehr strauchelt und Mißverstand vermeiden möchte.

Dinge an sich.

Der Deutsche fragt viel öfter, wie sich ein Vorkommendes zu seiner Ansicht, Empfindung, zu seiner Poesie und Rhetorik, Laune und Witz verhalte, als — was der Gegenstand an sich, in seinem Wesen und Zusammenhange sey. — Siehe die Literatur des Tages!

Was sollen uns aber dieses individuelle Anfassen, diese fragmentarischen Schilderungen? Du bist in der Irre, wenn du den Hauptfaden nicht findest, der vom Ganzen in diese Einzelnheit läuft; du ärgerst dich, weil du den Nerv der Bewegung nicht entdeckst, und machst viele Worte, weil du das Wort des Räthsels nicht weißt.

Mißvergnügte.

Aufruhr bricht los über materielle Interessen, und — welche Farbe der Unmuth der Empörten auch trage, — die nicht ferne Veranlassung der Aufregung sind immer Hunger, Noth, Gewaltmißbrauch, Hochmuth und Prachtluxus gegenüber von Volks-Elend.

Um Ruhe zu erhalten, ist also zu sorgen, daß die Gegensätze nicht schreiend werden. Geordneter Haushalt von dem der kleinsten Gemeinde bis hinauf zu den größten Staats-Anstalten und humane Behandlung von den höchsten Würden und Gewalten herabwärts bis zu den kleinsten! Der Mensch trägt Alles, wenn er die Nothwendigkeit einsieht und freundlich-guten Willen zu möglichster Erleichterung wahrnimmt. Die Vorsorge, daß es besser werde, gilt ihm oft schon für Besserseyn.

Wo aber eine Haupt-Unzufriedenheit losbricht, da brechen alle andere Unzufriedenheiten mit los; die unziemlichsten Wünsche, die wildesten Begier-

den werden frei, und wer sonst geduldig, fast fühllos die größten Beschwerden getragen, erhält ein schmerzliches Bewußtseyn des kleinsten Drucks, ein peinliches Mahnen an alle Entbehrungen, und der Wunsch nach dem Andersseyn schweift ins Endlose.

Vieldruckerei.

Ueber Vielschreiberei und Geschäftmacherei der Behörden ist viel gedruckt worden. Man könnte versucht seyn, über die jetzige Vieldruckerei und Lesegeschäftmacherei viel zu schreiben. Es ist nicht zu berechnen, wie viel z. B. ein unnöthiges, schlechtes Tagblatt Zeit und Geld kostet, und wie solches Ueberflüssige hemmend, störend, schwächend wirkt.

Mancher bezahlt für gedruckte Klagen über Staatslasten an Zeit und Geld soviel, daß er dafür jene selbst abtragen könnte.

Nähe und Ferne.

Warum wollen wir Japanesen, Chinesen, Perser und Tartaren nicht zu unsern Ansichten heranziehen? warum näher gelegene Reiche? Haben sie nicht ebensogut das Recht, anders zu seyn und zu denken, als wir, wie jene?

Kultur.

Es gibt wenige Deutsche, die sich nicht mit dem Gedanken trügen, eine gewisse allgemeine Kultur

müsse noch überall auf Erden herrschend werden. Wir würden uns vielleicht wundern, wenn wir zu den sogenannten Barbaren kämen, bei ihnen eine spezielle Kultur, eine Bildung und Gewandtheit für ihren Zustand anzutreffen, die uns oft beschämen dürften.

Politische Gemeinplätze.

Man solle in der Politik nicht immer nur von Ideen und Meinungen, Ueberzeugungen und Ansichten sprechen, als bewegten diese die Welt. Einmal gestalten sich diese geistigen Dinge fast immer nach der Stellung und Lage der Menschen und bilden sich ihren Bestrebungen in der praktischen Welt, ihren Aussichten und Wünschen, ihrer Hoffnung und Besorgniß, dem, was sie fördert oder hemmt, zu, sodann entstehen auch die meisten Aufregungen, bei denen jene Ansichten und Tendenzen frei und laut werden, aus naheliegenden materiellen Interessen, und die Wellen-Ringe, die im dichten, körperlichen Element entstehen, wogen erst dann ins leichtere geistige hinüber.

Nirgend weniger, als in der Politik, sollte man sich mit Gemeinplätzen und Allgemeinheiten etwas weiß machen, sondern immer nach bestimmten, handgreiflichen, praktischen Motiven sich umsehen.

Wer das regierende Haus eines Reiches, seine verwandtschaftliche Verzweigung, den Karakter des

Volkes, seine Geschichte, seine Statistik, seine National-Oekonomie, seinen Handel, das Verhältniß seiner staatsrechtlichen Gewalten zu einander, seine religiöse und wissenschaftliche Bildung ꝛc. kennt, der begreift wohl auch, was diese Nation unter einer gegebenen politischen Constellation wollen und und wünschen, und, wenn es zum Handeln kommt, thun wird und muß.

Hier haben dann gewisse lobende und tadelnde Bezeichnungen, wie: liberale Gesinnungen, Obscurantismus, Tyrannei ꝛc. keinen rechten Sinn, weil jene tiefgründenden sächlichen Verhältnisse und gebieterischen Kräfte viel gewichtiger sind, als einzelne Persönlichkeiten.

So kräftig und entschieden auch ein politischer Karakter seyn mag, er kann doch nur mit den vorhandenen, ihm zu Gebot stehenden Volks-Realitäten handelnd einschreiten; er muß seine Ideen in fühlbare, nahe liegende National-Interessen übersetzen, seine Ueberzeugungen, mögen sie nun auf das Gemeinwohl oder auf Erhöhung seiner Selbstheit gerichtet seyn, hinter handgreiflichem Zeitbedürfniß spielen lassen, und er wird sein Spiel gewinnen oder verlieren, je nachdem die Würfel für das vorliegende materielle Interesse durch die Kombination der Umstände glücklich fallen oder nicht.

Mißbrauch.

Wenn man die Worte: Volksglück, Volksmündigkeit, öffentliche Meinung, Zeitgeist, Freisinnigkeit, Liberalität ꝛc. von überspannten Leuten immer und immer wieder brauchen hört, so werden sie aus solchem Munde verdächtig, dann lächerlich, endlich eckelhaft.

Der politische Kinderbrei.

Der politischen Jugend ist eine faßliche, recht aus dem Groben gehauene Eintheilung der Weltverhältnisse und der Menschen — eine neue Offenbarung. Die Klassifikaton: „Aristokraten" und „Liberale" ist so bequem. Weitere Schattirungen kämen ihr ungelegen, das Gedächtniß beschwerend, die Beurtheilung in Anspruch nehmend, schöne Aufwallungen erkältend.

Wie herrlich, daß sie mit so einfachen Geistesmitteln thätigen Antheil nehmen darf an der neuen Organisation Deutschlands!

Freiheit und Tyrannei, Gleichheit und Castengeist, Repräsentation und Absolutismus, Volkssouveränetät und Despotismus, National-Erleichterung und Feudal-Lasten ꝛc. — in diese Fächer bringt der Jüngling alle Staatsverhältnisse, unbekümmert um ihre weitern Verschlingungen und Nüancen, um ihre historische Herkunft und nationelle Entwicklung.

und will gar nicht begreifen, wie sich einsichtige Menschen, erfahrne Staatsmänner mit dem alten Sauerteig der Rücksichten und Modifikationen noch lange den Magen verderben mögen, während ihm der frischgekochte politische Kinderbrei so wohl mundet.

O schöne Zeit der „Kurzen Jedoch's" und „Himmelswege" — der Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Rechenmeister, Franzos, Musikus, Maler oder ein Kind der Seligkeit zu werden — du kehrst wieder!

Hie und da bequemt sich auch ein Lehrer der Lernbegierde der Jugend und gibt seinen Vorträgen einen angenehmen politischen Zeitstrich. Wissenschaft und Geschichte mögen sich darein ergeben; hat er doch auf die jungen Herzen gewirkt und — Honorar bezogen.

Aber wie die Blattläuse in einem Tag aus Kindern Eltern werden, so wird auch die den politischen Blättern aufsitzende, sie aussaugende Jugend blitzschnell reif und aus Lehrlingen werden Lehrer. —

Oder wollen wir die politische Propaganda lieber dem lustigen Entenfang vergleichen, wo ein an der Schnur befestigter Köder, gierig verschluckt und unverdaut durch die ersten Wege gegangen, dann wieder von der Nachkommenden verschluckt u. s. f. — schnell eine Reihe der schnatternden Vögel verbindet.

Weltverbesserung.

Wer recht fühlbar begreifen will, was Weltverbesserung, und wie schwer der Menschheit zu helfen sei, der versuche es im Kleinen, am Nächsten.

Hier wohnt neben dir ein fleißiger, geschickter, armer Handwerksmann. Eine kleine Summe, ein Kapitälchen käme ihm zu besserem Betrieb seiner Handthierung zu statten. Du bist nicht bei Kräften, sein Gläubiger zu werden! nun, das ist doch ein kleiner Kraftvorrath zum Werk der Weltverbesserung. Aber du hast die Gabe der Rede! Damit kann man oft viel ausrichten. Versuche doch, die Summe für ihn aufzubringen; mache deine Gänge im Kreise herum, und — du wirst vielleicht von der Weltverbesserungssucht geheilt.

Doppelsinn.

Wer die Sprache der Welt verstehen will, der muß ein zweifaches Lexikon zu Hülfe nehmen. In dem Einen stehen die hochtrabenden Worte: Patriotismus, Freisinnigkeit, Beförderung des Nationalglücks, der Volksmündigkeit, Vindicirung der unveräusserlichen Rechte und Lebensgüter des Menschen, Popularität; — Herolde des Zeitgeistes, Organe der öffentlichen Meinung, Sprecher für liberale Ideen, Vorfechter im Kampf gegen Aristokratismus, Preßzwang, Privilegien, Feudalismus ꝛc., Volksfreunde u. s. w.

In dem andern Lexikon kommen ganz andere Bedeutungen, die bei gewissen Individuen und in gewissen Fällen jenen unterstellt werden müssen; nämlich: Egoismus, Dünkel, Eigennutz, Volksbearbeitung, Revolutionsgeist, Schulweisheit, hohle Rhetorik, utopischer Republikanismus, ꝛc.

So manche Vielgenannte, Hochgepriesene gleichen den Pfauen. Ein Prachtschweif öffnet sich zum farbenglänzenden Rade. Das strahlende Rund der Augen läuft aber, von der Kehrseite betrachtet, mit farblosen Radien auf einen häßlichen Mittelpunkt zusammen.

Deklamatoren.

Wer in tiefgründenden, hochwichtigen Dingen in Tiraden, Gemeinplätzen, Deklamationen spricht, der ist uns stets verdächtig. Falsches Pathos verräth den Thoren oder den Schalk. Wer überreden will, der will nur überreden.

Junge Politiker.

Die Politik ist um so weniger für den Jüngling, je mehr sie ein Anliegen der Zeit, ein Gegenstand ihrer krankhaften Reizbarkeit wird; — je weiter sie als Sucht der Nationen um sich greift, desto mehr soll er sich von ihr isoliren. Ich hörte einen jungen Mann behaupten, von nun an dürfe man kein anderes Interesse mehr hegen als die Politik. —

Der Jüngling, der Alles zur Angelegenheit seines Lebens macht, zöge dieß entweder praktisch in ein verderbliches Handeln hinein oder theoretisch in zwei Unendlichkeiten, in die der Weltgeschichtskunde, wie sie noch weit über seinen Horizont ist, und der Weltstatistik, in deren Studium in seinem Vaterland und jedem andern Reiche sich die ausgezeichnetsten Fachmänner theilen müssen. Es wäre wohl gerathener, von dieser vagen Szienz der Politik nur so viel in sich aufzunehmen, als er nicht von sich ablehnen kann, und dieß eben darum, weil sie eine ausschließende Theilnahme fordern will. Er hat eine doppelte Lebensaufgabe vor sich: ein tüchtiges Erlernen seines Fachs, wodurch er sich vor Zersplitterung in dem unendlichen Reich des Wissens bewahrt, dem er gerade durch Konzentration das ihm Wichtigste, Dienlichste enthebt, und sich dem Vaterlande brauchbar, unentbehrlich macht; — dann: die Ausbildung des Talents, auf die Menschen zu wirken, stets den Moment zu erfassen und hier mit Rede und That, mit Rath und Hülfe zweckmäßig einzugreifen.

Wie viel wird von den Jünglingen ausgebildet, was sie als Männer nicht brauchen können? Wie viel werden Kräfte angewendet, die sich nicht zum klar erkannten Zwecke heilsam und kräftig verbinden? Wie wenig trifft man Männer, die den Moment tüchtig erfüllen und aus dem Vorrath ihrer Gesammtkraft das mit richtiger Wahl nehmen, das Noth ist?

Schlaue Forderung.

Die exaltirte Partei fordert, daß man gegen Umtriebe, Aufregung, Preß-Unfug, revolutionäre Unbotmäßigkeit, auch wo sie in Masse auftreten, doch nur mit Untersuchung der Einzelnen, der Urheber sich begnügen soll, weil sie wohl ahnet, daß dieß zu keinem Resultat führt.

Sie ihrerseits richtet ihre Vorwürfe dagegen stets auf ganze Institute, Stände, Würden, gesellige Zustände, und fragt niemals nach dem Wer? Wo? Wann? Wie? — Sie räth schlau zur Atomistik, während sie dynamisch verfährt; sie möchte durch die Palliativ-Mittel der Behörden Zeit und Raum gewinnen, ihre entgegengesetzen Radikal-Kuren vorzukehren.

Verirrte.

In aufgeregten Zeiten trifft man Gebildete, die mit Vernunft einen partiellen Wahnsinn, mit Bescheidenheit einen grenzenlosen Hochmuth, mit Gemüthlichkeit einen grausamen Fanatismus, mit Cosmopolitismus eine starre Selbstsucht und unbesiegbaren Dünkel verbinden und ein Staatsverbrechen mit Selbstaufopferung zu versöhnen bereit sind.

Die konstitutionelle Hausfrau.

Es war einmal ein Staatsmann, der hatte das Kopfweh von sehr starkem Nachdenken über „Verfassung, Landstände, Kammern ꝛc.", denn die Ideen rannten gegen einander, warfen einander zu oberst zu unterst, und sein Kopf hatte es zu büßen. Er fing an, ihnen durch die Feder einen Ausgang zu verschaffen, und der Schmerz ließ nach. Es waren allgemeine Betrachtungen, Geschichtliches, Selbsterfahrnes, und mancherlei kurze Reflexionen.

Seine Frau bemerkte, wie er von Zeit zu Zeit an diesem Manuscript fortschrieb, wie er zuweilen vom Tische weglief und Einiges hinwarf, ja wie er sogar ein Paarmal vom Bett aufstand und Licht anzündete, um einen Gedanken nicht zu verlieren. Sie war neugierig auf den Inhalt des Heftes, und blickte also einsmals, als der Gatte eben am Schreibpult saß, indem sie sich ihm freundlich auf die Schulter lehnte, hinein.

Er hatte gerade eine Periode in der Arbeit, die sie, so wie sie aus der Feder floß, mit einem lau-

nigten Tone ablas. Es machte ihr Spaß, das frisch aus der Seele ihres Gatten Springende mit ihrer Zunge in Empfang zu nehmen, wie man etwa auf einen Flammkuchen in der Küche wartet, und ihn vom Ofen weg mit erhöhetem Appetit verzehrt.

Die Periode aber lautete ungefähr folgender Gestalt: „Wir verstehen eigentlich eine Erscheinung der Natur oder Menschheit nicht recht, so lang sie allein steht, die einzige ihrer Art ist. Unsere Einbildungskraft sucht Aehnlichkeiten, unser Geist will vergleichen, und unsere Weisheit besteht meistens bloß darin, daß wir wissen, wodurch sich ein Ding von ähnlichen Dingen unterscheidet. Was es „an sich" ist, nach seinem Weltausdruck, das scheint nur für höhere Geister zu seyn. Nun finde ich aber kein Analogon für „Repräsentation, Stände, Kammer" ꝛc. Ueberall herrscht, wer Gewalt, Einsicht und Zutrauen hat, in seinem Kreise, richtet ein, fährt aus, und verantwortet, ob er es gut oder schlecht gemacht, nur gegen sich selbst und gegen Gott. Wo finde ich aber in der Welt Etwas, das aussieht, wie Landstände? Sie sind eine ganz eigenthümliche Erscheinung im Nationalleben, mit nichts Anderm vergleichbar." —

Als der Staatsmann soweit geschrieben, hielt er inne. Die Gattin ließ ihn los, und ging ihrem Geschäfte nach. Nach einer Weile kam sie aber

wieder, und ſagte lächelnd: „— mit nichts vergleichbar? — Laß doch ſehen, mein Freund! mir iſt über der Arbeit etwas eingefallen; wer weiß, ob du es nicht in dein Heft brauchen kannſt.“

„Laß einmal hören!“ erwiederte der Staatsmann in einem Tone, wie man mit Kindern ſpricht, die etwas unternehmen, was über ihre Kräfte geht.

Sie begann: „Sieh mich einmal an, Hausregent! Ich bin deine Kammer, ja ja, Ich — deine Frau. Und ſo iſt die Verfaſſung die Ehe der Regierung mit den Ständen. Sie ſind, um in Euerm gelehrten Tone zu ſprechen, das weibliche Prinzip des Staates. Man darf annehmen, daß der männliche Verſtand und Wille, nur durch einen weiblichen ergänzt, ein reinmenſchlicher, in's Leben paſſender werde. Er kann, je verſchlungener, verwickelter die Lebensverhältniſſe ſind, deſto ſchwerer das rechte Maß treffen. Er muß ſich im Spiegel eines weiblichen ſehen, im Echo eines weiblichen vernehmen.“ — Der Staatsmann fixirte die Rednerin, und ſagte dann lächelnd: „Komm her, Oppoſition! unverſiegliche Quelle von Einreden, Satiren, Parodieen, Traveſtirungen!“ —

„Nicht Gegnerin! — erwiederte die Gattin — Pendant, Gegenſtück, Nebenpartie, wenn du willſt.“

„Zuerſt nur vom Allgemeinen. — Auch der verſtändigſte Mann wird, wenn er mit ſeinen Ideen und Planen beſchäftigt iſt, von gewiſſen einmal

gefaßten Gedanken nicht abkommen, und ſich mit andern, die ihn zuerſt abſtoßen, nicht befreunden können. Du geſtandſt mir das ſchon oft; du kennſt dich und wirſt doch nicht anders. — Wie gut iſt es, daß du dich gewöhnt haſt, in ſolchen Fällen mir die Sache mitzutheilen. Ich ſehe ſie von einer andern, von meiner Seite an, und, an was du für dich allein mit den beſten Vorſätzen doch nicht gekommen wäreſt, das geht dir plötzlich ein, wenn ich meine Weisheit losgelaſſen habe. — Man braucht zuweilen nicht Alles zu verſtehen, nur einen geſunden Menſchenverſtand, um einem Klügern rathen zu können. Er ſagt ſich dann ſelbſt, was er zuvor ſich immer läugnete.“

„Laß uns bedenken, was du ohne mich wäreſt, wohin du gerathen könnteſt, und was du mit mir biſt.“

„Du haſt die Oberaufſicht bei unſern Finanzen; ich halte blos das Schuldbuch in Ordnung, und begnüge mich mit meinem Nadelgelde. Wenn es ſich aber um die Ausgaben im Ganzen, um den Aufwand ſpricht, ſo muß, und das iſt recht und heilſam, mein Wille dabei ſeyn. Du haſt den Schlüſſel zur Kaſſe, aber ich ſitze zuweilen auf dem Schlüſſelloch und wehre. Ihr Männer ſeyd ſo leicht geneigt zu glauben, was Ihr gern hättet, das ſey nothwendig, und was nothwendig ſey, dazu müſſe das Geld her, und wenn man es auf-

borgen müſſe. Das dauert aber oft nur ſo lange, bis Ihr mit uns geſprochen. Die Frau fragt ernſthaft: Wie? Was? Warum? — Derweil vergeht dem Mann das übereilte Gelüſten, und Manches unterbleibt.“

„Du wäreſt für dich allein ſehr geneigt, auf einem etwas hohen (Kriegs- Friedens-) Fuße zu leben. Du haſt bedeutende, reiche Freunde, denen du es gerne nachthun möchteſt; denn es iſt dem Manne peinlich, hinter Seinesgleichen zurückzubleiben. Du haſt Neider, Feinde, denen du imponiren möchteſt; das koſtet aber Geld, und hat keine Grenze. Für jedes Bedürfniß ein anderes Zimmer, für jede Arbeit einen andern Diener! Da muß ich wohl mit meinem Hausgeiſt dazwiſchen treten, und ein kräftiges Wort ſprechen. Soll dir denn meine und deiner Kinder Liebe nicht über all dieſes Außenleben, dieſe Geſellſchaften, Spiele, Wettrennen ꝛc. gehen?“

„Um aufs innere Hausweſen zu kommen; wir beide rühmen uns davon Einſicht zu haben, aber auch hier gilt es oft, dazu oder davon zu thun, und das rechte geſchieht erſt, wenn wir mit einander zu Rath gegangen ſind. Willſt du z. B. etwas Ueberflüſſiges anſchaffen, ſo zeige ich, daß man ſich noch behelfen kann; willſt du aber einziehen, ſo beweiſe ich, daß das Neue bequem wäre, und durch Zeit-, Mühe- und Geld-Erſparniß ſich

in einem Jährchen selbst bezahlen würde. Das Eine und das Andere will besprochen seyn, kein Theil kommt für sich darauf, weil Jedes die Sache fast nur von der Seite der Neigung, des ersten Eindrucks bedenkt. Erinnere dich nur an den neuen Kochheerd, den Sparofen, das Gesundheitsgeschirr, die Dampfkocherei. Du wolltest zuerst nichts davon hören, und endlich triebst du mich selbst an. Wie ging's aber mit deinem alten Sekretär? du bekamst ihn plötzlich satt, und trugst auf einen polirten Walzensekretär an, der viel Geld kostete. Ja nicht genug, weil es dir lästig war, immer ins Mittelzimmer zu gehen, wenn du schreiben wolltest, so bestelltest du gar vier solche Sekretärs, in jedes Zimmer einen. Ich nahm mich des alten an, und fand ihn recht brauchbar, während die deinigen mit ihrem neuen Holz oft weder auf- noch zugingen."

„Man streitet sich in großen und kleinen Haushaltungen herum über das, was man im alten Gleise lassen und was man neu einrichten soll. — Ich habe immer gefunden, daß nur das Nächste, Nothwendigste unzweifelhaft heilsam, daß das sogenannte Nützliche oft von zweifelhaftem Erfolg und das Unnöthige meist schädlich war."

„Jemehr wir uns des Ueberflüssigen enthalten und von dringenden Umständen nöthigen lassen, desto besser werden wir fahren."

„Ei wie weise! — rief der Gatte: — möchtest du doch als Gattin, Hausfrau und Mutter von Söhnen und Töchtern deinen eigenen Klugheitsregeln immer auch eingedenk seyn!“

„Wenn euch Herren des Hauses — fuhr die Gattin ungestört fort: — eine neue Idee in den Kopf kommt, so wächst sie schnell zu einem Plan auf. Ein helles, phantastisches Licht fällt auf diese Stelle; alles steht schön beleuchtet da und euer Gesicht glänzt von lauterm Profit; alles Andere wird auf die Seite geschoben. Da wird gedacht, gesprochen, verhandelt, gerechnet, geschrieben und ich bringe dich kaum aus deinem alten, zerfetzten Hausrock in einen ordentlichen hinein. — Der Plan wird ausgeführt; alles muß sich nach der neuen Ordnung der Dinge richten. Ob es mit Liebe geht, darnach fragst du nicht, aber an mich kommen die Klagen.“

„Ja so ist's, lieber Mann! wenn du einen Gedanken ergreifst, so ist er dir die ganze Welt, und in nichts Anderm dünkt dir Heil zu seyn. Ich kann es aber oft erwarten, daß du kalt wirst, und die Sache liegen lässest. Es gab Zeiten, wo du nicht fragtest, ob die Kinder Etwas oder Nichts lernen, ob sie beten oder nicht. Dann kann dir's kommen, daß du plötzlich aus unsern Jungen lauter Gelehrte, aus den Mädchen lauter hoch gebildete Frauen machen willst, und von einer Menge Lehrer sprichst.“

„Und so geht es auch bei unserer Haus-Justiz, bei Vervortheilungen und Klagen, bei Zucht und Strafe. Manchmal ist's kaum zu erleben, bis du den Gewaltthätigkeiten wehrst, den Eigensinn strafst. Seyd Ihr Männer warm im Kopf, oder genirt Euch was, so dürfen die Kinder kaum laut werden, so gibt's Strafpredigten; ein andermal toben die Kinder, daß man kein vernünftiges Wort hört, aber Ihr seyd gerade mit Euch selbst vergnügt, und lasset Euch alles gefallen. Auf unser Zureden nehmt Ihr aber gleichförmigere Maximen an."

„Denn gesteh es nur, Lieber! daß man Euch im Kämmerchen doch manches sagen kann, was Euch sonst verdrießen würde. Ein Theil unserer Kinder ist herangewachsen; es ist nicht anständig, daß sie ihre Klagen und Einwendungen dem Vater so ins Gesicht sagen, es gibt böses Blut, die Söhne werden leicht grob, die Töchter weinen. Der Mutter steht es an, die Wünsche, die Einsichten der Volljährigen vor den Vater zu bringen. Da bin ich denn die eingefleischte Freimüthigkeit, und du nimmst es nicht übel. Du nennst mich freilich zuweilen im Scherz dein liebes Hauskreuz, besonders wenn ich von dem (Lands-) Kindergeschrei ein Bischen verstimmt bin, und dir mit Diesem und Jenem, was du nicht gerne hörst, in den Ohren liege. Du beschuldigst mich dann wohl, ich hätte dich gern anders, und die Liebe sey in einem Theil

meines Herzens erstorben. Es ist aber nur so eine weibliche Anwandlung, besonders wenn wir zuweilen ein historisches oder wirthschaftliches Buch durchblättern, und auf so manches Vortreffliche stoßen, was wir eben nicht haben, wohl auch nicht haben können."

„Es ist ein Vorrecht der Frau, daß sie spricht, wie ihr das Herz eingibt, und wenn es auch nicht immer aufs Ueberdachteste herauskommt. Sie weiß schon, daß sie, an ihre Hauswirthschaft gewöhnt, die Sachen gern im Kleinen beurtheilt, und nicht, wie der Mann, sie eher von oben und im Ganzen betrachtet."

„Aber eben durch ihre Lage hat sie, unterstützt durch ihre erwachsenen Kinder, Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, in die der Mann vor lauter Geschäften gar nicht hineinkommt. — Sie erzürnt ihn zuweilen, weil sie ihn im Besten zu hemmen scheint; auch muß sie ihn manchmal mit Bitten und Forderungen belästigen, die ihn in Harnisch jagen."

„Ja wohl! du liebe, zudringliche, eingefleischte Petition! — sagte der Gatte: — verlangst du oft wunderliche Dinge. Bald soll ich den ganzen Fuß, auf dem wir leben, zu leben gewohnt sind, umändern; dann soll ich Einrichtungen von gestern morgen aufheben; dann will das Eine von Euch dieß, das Andere das Gegentheil; oft gönnt ihr einander selbst gewisse Anschaffungen, kleine Frei-

heiten und Vorrechte nicht. Wenn ihr denn allesammt recht mißgestimmt und übellaunig seyd, so kommt eine Litanei von Anständen, Klagen, Wünschen. Da steigt mir's dann heiß auf; ich meine, weiß Gott! ihr haltet mich für einen nachlässigen Vater und übeln Haushälter — bis ich mich fasse und mir sage, daß es, weil man in allen Dingen täglich klüger wird, jedoch menschlicherweise seine Sachen nicht jeden Tag darnach einrichtet, naturgemäß so viele Reformen geben muß, als es Zweige der Haushaltung gibt, und daß, je näher der Vollkommenheit, desto mehr Correktionen vorkommen."

„Ich mißkenne nicht, daß der Hausregent, wie jeder Anordnende, Handelnde, Ausübende ein Polyphem mit einem großen Auge ist, die Regierten, Aufnehmenden, Leistenden, Tragenden aber tausend Argus-Augen haben. Er ist von thätigem Enthusiasmus erfüllt, sie empfinden als Duldende. Es sind zwei ganz verschiedene Regungen und Bewegungen des Lebens."

„So ist's eben recht! — äußerte die Gattin: — und es muß dem Hausregenten klar werden, welche Wirkungen sein Schalten und Walten hervorbringt. Ist ihm auch nicht immer angenehm, wenn das klug ausgedachte Ganze im Einzelnen so viele Anstände findet, so läßt er sich doch berichten und hintendrein bemerkt er, daß auch der beste und verständigste Mann bei einem rechten Weibe gewissermaßen

unterm Pantoffel stehe, d. h. sich der Hausordnung unterwerfe.“ —

Sie schwieg. Der Staatsmann lächelte spöttisch, und sagte: „Dein Gleichniß ist gerade nicht das schlechteste, aber es hinkt.“ — „Laß es hinken!“ entgegnete Jene. „Alle Gleichnisse hinken und müssen hinken.“

„Wie so?“ fragte er. — „Je nun,“ erwiederte sie, „Jedes fängt da an zu hinken, wo es aufhört zu passen.“

„Du sollst recht haben, publizistische constitutionelle Hausfrau! — versetzte der Gatte, sie umschließend und liebkosend; — aber was wollen wir von einer bürgerlichen oder staatsrechtlichen Ehe sagen, wo jeder Theil ein anderes Bild vom Bestand und Zweck derselben im Kopf hat, einem andern Ziele zustrebt und sich ein Geschäft daraus macht, durch Murren und Verneinen dem Gatten, wie einem Gegner, das Leben sauer zu machen? — wenn Beide einander nicht verstehen, nicht verstehen wollen?“

„Ei das heißt ja wie Hund und Katze hausen — rief die Gattin: — Leben wir etwa so, Alter!“ —

Wahrnehmungen und Bemerkungen.

Dritte Folge.

Staats-Geheimnisse.

Es gäbe — sagt man — keine Geheimnisse der Politik mehr; Alles werde verrathen, entdeckt, besprochen, verhandelt, ans Licht des Tages gezogen, vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gebracht; ja die Politik sey in unsern Tagen selbst viel offenherziger, als ehedem. — Sonst — zu wenig; jetzt — zu viel.

Durch parteiische Entstellung, allzeitfertige Lügen der Journalisten, Uebertreibung von Tollköpfen, Verzerrung von Thoren und Schelmen wird jetzt das Wahre und Rechte so verhüllt, daß es ebenso schwer herauszufinden ist, als wäre es das tiefste Geheimniß.

Handel.

Staatswirthschaftlich betrachtet, ist der Handel eine Art Weberei. Der Frachtfahrer, wie der Weber, nennt seine Instrumente: Schiff und Geschirr. Es ist Produktion, ob das Schiff zwischen Welttheilen, der Frachtwagen zwischen Ländern, oder

die Weberspuhle zwischen den Enden des Zettels hin und wieder fährt.

Neu-Deutschland.

Kaum hat der gute, richtige Sinn etwas Vernunft- und Zweckmäßiges ausgesprochen, so kommen Phantasterei, Hochmuth, Schlauheit und machen etwas Aberwitziges oder Unheilvolles daraus.

Wer sich Kraft genug zutraut, der thut wohl, wenn er allein auswandert und mit Umsicht sich alles Fördernde zu eigen macht.

Familien mögen sich zusammenhalten, guten Rath annehmen, und gemeinsam Beschwerde und Gefahr leichter überwinden. Größere Gesellschaften unterliegen schon den Bedenklichkeiten der Spekulation. Wo große Capitale zusammengeschossen werden, können auch große Summen verloren gehen.

Aber eine Gründung von Neu-Deutschland, um dem alten, abgelebten ein Schnippchen zu schlagen — das sieht einem Luftschlosse so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Schon der Name enthält eine Thorheit, denn so hat noch kein Ding auf Erden angefangen, aus dem im Verfolg der Jahre, Jahrzehende oder Jahrhunderte etwas Rechtes, Großes geworden ist.

Uns dauern nur die armen, leichtglaubigen Leute, die Hab und Gut an ein solches Phantom rücken wollen. Eben so gern möchte ich in einer Hut-

Schachtel den Niagara herabschiffen, als mit Phantasien der neuen Welt zusegeln.

Frage und Gegenfrage.

Politikus: Was gibt's Neues, Schmuhl?

Trödeljude: Alle Tag' was Anderes! — Gibt's bei Ihnen nichts Altes?

Näherung.

Die Zeit wird durch Entdeckungen, der Raum durch Erfindungen kürzer; das Entfernte in beiden rückt einander durch Kenntnisse näher.

Reformen.

Keiner vermißt sich, das Gebäude der Religion, des Cultus umzustoßen; aber Tausende erkühnen sich, den Bau des Staates einreißen zu wollen.

So wenig sich die Ueberzeugungen eines tüchtigen Mannes ändern, wenn auch das ganze Kirchengebäude renovirt würde; so wenig wird er sich sittlich-rechtlich anders fühlen und benehmen, wenn der Staatsbau zerstört und neu aufgerichtet würde.

Auslegung.

Wenn unser Herrgott ein Gesetz gibt, so sagt die Schlange: Ich will ihm und euch beweisen, daß er das Gegentheil befohlen hat.

Narren-Maß.

In aufgeregten Zeiten ist die Unterscheidung der Menschen in Kluge, Thoren und Halbnarren nicht mehr hinreichend. Da wachsen auch Viertels-, Zehentels-, ja Hundertstels-Narren, und man thut wohl, sich von Zeit zu Zeit, wenn man auf gewisse Punkte kommt, an den Kopf zu langen, ob man nicht selbst so ein Bruch von einem ist.

Stabilität der Meinung.

Wie lächerlich, einem Staatsmanne vorzuhalten, wie er unter angeblich ähnlichen Umständen vor drei, zehn, zwanzig Jahren ganz andere Behauptungen habe von sich kommen lassen!

Soll man nicht lernen, sich erweitern, fortrücken? Sind je die Sachen dieselben?

Der Vorwurf kommt meist von solchen Starrköpfen, die unter allen Umständen dieselbe stereotype Meinung behalten, und, wie Waldvögel, immer dasselbe Lied pfeifen.

Popularität.

Offizier der Runde; Nichts Neues?

Schildwache vom Bürgercorps: Nein, Herr Hauptmann! — Wissen Sie nichts?

Stimmung und Stimme.

Wenn mancher Philister das neblichte, höchstverworrene Bild, das er sich von den welthistorischen

Vorgängen, von den wichtigsten Staats-Interessen, ja oft von nahen, bürgerlichen Zuständen und Angelegenheiten macht, sich vorhielte, er würde sich schämen, seine subjektive Anwandlung und instinktmäßige Stimmung als politisch und rechtlich gelten sollende Stimme einem öffentlichen Aktenstück zu untersetzen.

Ist's etwas Anderes als Brutalität, wenn sich eine Menge, um recht schwer zu wägen, mit Steinen im Sack auf die Staatswaage stellt?

Mißbrauch der Bibel.

Sie möchten immer gern die Religion als Autorität für ihr politisches Treiben benützen, welche jedoch ganz einen vernünftig legitimen Geist hegt und den Menschen von allem äussern, ungeeigneten, vordringlichen, superklugen, anmaßlichen Wesen auf ein duldendes Benehmen, mildes Zurechtweisen, vor allem auf Selbstprüfung, Reinigung seines innersten Wesens, Erfüllen der nächsten Pflicht, Thun dessen, was Noth und seines Amtes ist, hinweiset. —

„Durchdringt aber" — möchte man fragen — „Religion nicht unser ganzes politisch-bürgerlich-häusliches Leben bis ins kleinste Getheil? Warum sollten hier nicht überall ihre Kernsprüche anschlagen?"

Wer in ihrem Sinne denkt und die Sachen der Menschheit in ihrem Geiste betrachtet, der wird keine frivole Anwendung von ihren Aussprüchen ma-

chen. Frevelhaft aber klingt es, wenn sie in befangenem, kleingeistischem Partei-Sinn citirt werden. Ihr Allgemeines kann nie über objektive, concrete, bestehende Institute, lebende Menschen absprechen wollen; — sie soll unsere subjektive Ansicht, unsern Sinn erhöhen, damit wir das Objektive in würdigem Lichte schauen und darüber nie anders als besonnen, gleichsam im Angesichte des höhern Wesens reden.

Kurz — Religion leidet nur eine religiöse Anwendung.

Stabilität, Legitimität.

Die Stabilität ist als Statistik des Faktischen nicht ohne Leben und Entwicklung. Die Legitimität ist als Causalität der Ansprüche nicht eine starre Reihe von Grund Folge, sondern eine Evolution der Wechselwirkungen von Vertrauen und Besitz.

Standpunkt.

Der Standpunkt der Männer der Bewegung ist von dem der Freunde des Bestehenden und ruhiger Entwicklung sehr verschieden. Diese haben die ganze Vergangenheit hinter sich, die Gegenwart leibhaft vor sich, und der Akt der Entfaltung schließt sich naturgemäß an. Bei Jenen geht aber der erste Schritt vom Boden des Wirklichen in die Luft der Gedankendinge, vom Cap Finis Terrä in das un-

endliche Meer der Möglichkeiten und Zufälligkeiten unbestimmbarer Zukunft.

Bewegungslust.

Nachdem die Menschen mit liebendem Ernst den Bau der Achtung und Würde aufgeführt, lassen sie sich nun durch die krassen Ausdrücke: Stabilität, Legitimität, Aristokratie ꝛc. schrecken. Ist denn nicht alles Ehrwürdige auch ein Stabiles, alles Achtunggebietende auch ein Legitimes?

Diese Schreckensworte im absoluten Ausdruck verhalten sich zu ihrem reinmenschlichen, historisch-politischen Sinn, wie das starre Dogma zum Glauben und Schauen. So verhält sich die eines Neuseeländers würdige Ansicht: anzubeten sind ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel — zu derjenigen, welche gewisse Geheimnisse in ihrer nothwendigen Entstehung und Fortbildung begreift.

Aber so ist die Welt! nachdem sie die Rathhäuser, Paläste und Kirchen auf festen Grund gebaut und stabil gemacht hat, möchte sie dieselben nun auf Rollwagen setzen, um sie nach Belieben da und dorthin kutschiren zu können.

Der gesunde Menschenverstand.

Der gesunde Menschenverstand soll in unsern Tagen auch mehr leisten, als er kann, wie alle Volks-Instrumente. Ohne gesunden Menschenverstand

ist man freilich nur ein halber Mensch, geschweige denn ein Philosoph, Geschichtskundiger, Staatsmann ꝛc. — Jede Fachgelehrsamkeit fordert ihn zur Grundlage.

Wie aber Lessing sagt: „Man ist noch sehr wenig, wenn man nur ein ehrlicher Mann ist!“ — so könnte man auch sagen: „Man weiß noch sehr wenig, wenn man nur einen gesunden Menschenverstand hat!“

Wir wollen zwar nicht behaupten, daß er nur ein bloßes Seelenvermögen, eine reine leere Tafel sey. Er setzt eine zweckmäßige Erziehung, eine Uebung des Denkens in den gewöhnlichen Lebens-Verhältnissen voraus, und wir finden ihn stets bei Leuten, die im nächsten Kreise das Ihrige mit Aufmerksamkeit beobachtet, mit Gewissenhaftigkeit gethan haben.

Dennoch sehen wir den gesunden Menschenverstand oft sehr thöricht über Verhältnisse urtheilen, die über seinen Horizont gehen, während er es subjektiv gut meint. — Er ist in höhern oder verwickelten Dingen eine simple Jury, die einen den Gegenstand erläuternden, das Zerstreute zusammenfassenden Informations-Richter braucht. Wo ist aber im Leben, im öffentlichen Treiben immer so ein besonnener Vorsitzer? Wie oft tragen hier Thoren, Schelme vor, wie oft führen schellenlaute Schreier das Wort?

Geheimes Band.

In dem Bestand eines jeden Vereins ist ein mystisches Walten, ohne das er nicht zusammenhält. Dieß gilt von dem Bunde der Freundschaft, der Liebe und Ehe bis zum Volksverein und Völkerbunde. Eine objektive Wesenheit muß allen subjektiven Gelüsten und Ansichten, allen Anwandlungen der Zeit Widerstand leisten.

Zerstörungslust.

Die politischen Fanatiker und Radikalen zerschlagen die Webstühle der Geschichte, zerreißen die Weifen des National-Lebens und fahren mit ihren Weberschifflein und leeren Spulen in der blauen Luft umher.

Wahn ist ihr Zettel, Anmaßung ihr Einschlag. Heil dem Gewebe!

Volksmündigkeit.

Sie soll vornehmlich darin bestehen, daß der Staatsbürger seine Verfassung kenne.

Was das heiße, hat uns die Auffassung eines einzigen Paragraphen gezeigt, über dessen Sinn sich die Staats-Intelligenzen nach vielseitigster Beleuchtung und langem Streite nicht vereinigen konnten.

Der Anstand betraf eine Form. Wie nun erst, wenn von dem wesentlichen Inhalt der Gesetze,

von der Materie des rechtlichen, sittlichen, wirthschaftlichen National-Lebens die Frage ist?

Soll denn aber der Bürger des constitutionellen Staates so theilnamslos, so unwissend bleiben, als ein absoluter Unterthan?

Das nicht! — aber es lernt doch und weiß kein Mensch mehr, als er klar sieht. Diese Wahrheit beweist sich selbst an denjenigen, die nicht bloß gehorchen, sondern mitrathen und thaten sollen.

Es kann Jeder in Dem klug werden, was ihn angeht, was er betreibt.

Savoir-faire.

Censur und Preßgesetz können dem Denkstoffe der Nation viel weniger anhaben, als seiner in der Sprache ausgestellten Form. Ein Kluger könnte mit einem Exaltirten wetten, daß er ihm alle Censurlücken wieder ausfüllen wolle, wie Bienen die in ihre Honigwaben gemachten Lücken.

Man hat die Censurlücken mit Zahnlücken verglichen; nun ja! eine solche ist immer besser, als ein hohler, übelriechender Zahn.

Und sey auch ein spitziger Hundszahn verloren gegangen; so kann man dafür einen flachen, schaufelichten einsetzen lassen. Ist er nicht bissig, so schneidet er doch.

Lebensart.

Unsere Zeit fordert eine Vereinigung sehr entgegengesetzter Eigenschaften von ihren Menschen. Der rauhe Held soll auch ein gewandter Staatsmann, der mit Geschäften überladene Minister auch ein anmuthiger Gesellschafter seyn.

Im Kampfe der Wahrheit und des Rechts soll der Mann als ein Winkelried zehn Lanzen gegen seine Brust drücken; im Leben soll er als ein Vestris über die Aehrenspitzen der Rücksichten hinwegtanzen, ohne die Halme zu knicken.

Auch der gewöhnliche Mensch soll seinen Kraftvorrath auf einen Punkt, seine Berufspflicht, versammeln und doch lockt ihn die Welt zur Zersplitterung; er soll einen festen Charakter zeigen und doch gegen hundert Unentschiedene nicht anstoßen.

Wer lehrt uns, den Eiertanz des conventionellen Lebens mit Sicherheit nnd Grazie zu tanzen?

Furcht der Furcht.

Der Einfältige fürchtet Gespenster, der Weise die Gespensterfurcht. Dieß gilt auch bei politischen Phantomen und Popanzen.

Die Opposition.

Wir wollen zuerst an das, was im Staatsleben überhaupt das Unumschränkte des Willens, des Durchgreifens hemmen, bedingen kann, denken.

Hier sehen wir nun den Regenten in seinem absoluten Herrscherthum zuweilen von den Großen des Reichs, von gewaltigen Senaten, vom alt-ehrwürdigen Herkommen, oder durch fortgeerbte Reichs-Rechte, durch unantastbare heilige Gebräuche, oder durch Landes-Verträge, Verfassungs-Urkunden bedingt.

Die Minister haben die Verantwortlichkeit über sich genommen, daß nichts Verfassungswidriges angeordnet, durchgesetzt werde. Sie sind also die zweite Schranke etwaiger Willkühr des Regenten und bilden in gewissen Fällen, je nach der Persönlichkeit desselben, eine regulatorische Opposition.

Bei der Unterordnung der Staats-Gewalten und Aemter sucht oft die dem Leben und der Anwendung näher stehende Behörde gewisse gesetzliche Limitationen geltend zu machen, und das Allgemeine den Forderungen der Umstände näher zu bringen.

Auch im Schooße der collegialen Behörden selbst macht sich oft ein Prinzip der Opposition bemerklich, das durch eine freie, helle Ansicht dem aristokratischen Widerstande gegen das zweckmäßige Neue gegenübertritt.

Niemand möge bei dem Wahne beharren; daß jeder Staatsdiener bei seinem Amtsantritt seine eigene Ansicht, seinen freien Willen abschwöre, und von nun an von einem Terrorismus der Vorgesetzten sich regieren lasse.

Umgekehrt würde sich in jedem verfassungsmäßig regierten Staate die Opposition des rechtlichen Beamten gegen unrechtliche Anmuthungen nur um so entschiedener regen und aussprechen.

Der Staats-Regierung steht die ständische Kammer als bedingendes Prinzip gegenüber. In ihrem Schooße gestaltet sich aber selbst eine Seite, die kennbarer und schärfer das Recht der Beschränkung, der Verneinung gegen die Heischesätze des Gouvernements geltend zu machen sucht.

Im ganzen Volke lebt überdieß eine Partei, die Allem, was von Regierungswegen geschieht, befohlen, gefordert wird, gewissermaßen instinktmäßig den negativen Pol in Gesinnung, Rede und Schrift zukehrt.

Wir wollen nun aber, nach Andeutung einer vielgestaltig erscheinenden Opposition im Staatsleben, dieselbe im gewöhnlichen Sinne genommen, und

nicht als äußerſte linke Seite einer Kammer, ins Auge faſſen.

Nur das Schlechte verſchuldet direkten Widerſtand, nur eine ſchlechte Regierung weckt eine Oppoſition, die ſich als Gegnerinn derſelben aufſtellt. Die rechte Oppoſition muß ſich als Organ des vernünftigſten, redlichſten, friedliebendſten Theils des Volkes denken laſſen, ſie muß die beſonnenſten Vaterlandsfreunde auf ihrer Seite haben.

Gut heißen wir eine in ihrem Hauptſtreben einſichtig-wohlwollende Regierung, eine ſolche, die nicht etwa unter pfäffiſchen oder ariſtokratiſchen Einflüſſen ſteht oder dem Zuge einer übermüthigen Faktion oder dem Machtwort eines mißwollenden Herrſchers nachgeben muß, ſondern deren Glieder den verſchiedenſten Ständen des Volkes ſelbſt durch wiſſenſchaftliche und praktiſche Zubildung entnommen worden, in welcher man alſo eine Durchdringung volksthümlicher Begriffe und Intereſſen, und wenigſtens die mittlere Sittlichkeit der gebildeten Klaſſe annehmen muß. Eine Regierung, der man Humanität in jeder Beziehung zutrauen darf, weil man ſie ſonſt ohne weiters auch den würdigſten Familien des Landes abſprechen müßte, eine ſolche kann ſich keine Oppoſition im feindlichen Sinn und im Wortverſtand erwecken, die ſich gegneriſch, widerſacheriſch bezeugen müßte.

Die Regierung hat ſich in Deutſchland die Land-

stände als Erfahrung erweiterndes, zuleitendes, umsichtig rathendes, wohlthätig hemmendes Prinzip gegenüber gestellt. Es ist schon einmal das eheliche Verhältniß vergleichend beigezogen, es sind die Stände mit der Gattin und den volljährigen Kindern paralleli-sirt, das Institut scherzweise, aber ernsthaft gemeint, eine Staats-Ehe genannt worden.

So ist es auch, und die rechte Opposition muß sich, wenn sie nicht durch die Kammer im Ganzen und in ihrem reinsten, würdigsten Ausdruck dargestellt ist, doch als eine Seite derselben, als die kritische, wie wir sie nennen wollen, mit Achtung denken lassen.

Aber auch dieser Kritizismus muß aus gereifter Erfahrung, klarer Einsicht, Wohlwollen und sittlicher Strenge hervorgehen. Wie Gattin und erwachsene Kinder den Familien-Vorstand einerseits auf gewisse Eigenheiten, Gewöhnungen, Nachläßigkeiten mit liebender Achtung aufmerksam machen, anderseits über dessen Plane, Berechnungen, Anordnungen, Lieblings-Ideen ꝛc. manches verständige Bedenken äussern, so auch die Kammer, die nach der lebendigsten Besprechung dem gewonnenen Resultat das Siegel der Zweckmäßigkeit und Volksthümlichkeit aufdrückt.

Welch ein widriges Bild gewährt aber Familien-Hader? wer mag gutheißen, wenn des Vaters ganzes Wesen und Thun verdächtigt, verhöhnt, wenn

seine Gedanken, seine Reden verdreht, seine Handlungen zerrbildlich dargestellt, das ganze Walten als ein zerrütteter Haushalt dargestellt werden?

Wollen wir uns unter der Presse des Tages den Hausfreund denken, so mag auch er als einsichtig, unparteiisch, beobachtend, offen, treu, in bedenklichen, entscheidenden Fällen streng, jedoch immer menschlichmilde die Umstände berücksichtigend, — wohl gelitten seyn im Hause.

Wenn er in vorkommenden Fällen gut heißt, lobt, so hat das, insofern er nicht Schwächen beschönigt, Schlechtes bedeckt, nicht viel auf sich; aber wenn er vor den Angehörigen dem Vater Fehler vorhält, seine Schritte tadelt, seine Maximen schilt, dann soll und muß er wohlgewaffnet seyn, er muß beweisen.

Schweigen, beifällig sich äußern, loben kann und darf man aus gutem Glauben, aber der Tadler, der Angeber, der Kläger — muß wissen.

Welchen Eindruck müßte es machen, wenn der besagte Hausfreund der Stadt täglich eine Ladung von Notizen über die in jenem Haus im Schwange gehenden Mißbräuche, Verschwendung, Pracht, Wohlleben, Indolenz, Hochmuth, Unwissenheit, Unsittlichkeit, Dienstboten-Luxus, Abnehmen des Geschäfts, Sinken des Kredits, inneres Mißverständniß, tadelnswürdige Gesinnungen, zurückstoßendes Wesen ꝛc. Preis geben würde, während, in der Nähe

beſehen, ſich Alles anders, nämlich eben ſo befände, wie es in zahlreichen Familien von mittlerm Wohlſtande gewöhnlich iſt und kaum anders ſeyn kann?

Wir haben vielleicht zu lange bei dieſem Gleichniſſe uns verweilt, und kehren zur unumwundenen Rede zurück.

In einem angenommenen Staate, den wir im Ganzen wohlgeordnet nennen wollen, weil er bei dem Stammes-Karakter des Volks, den Beſtandtheilen deſſelben, ſeinem Geſchick, ſeiner Bildungsſtufe in materieller und geiſtig-ſittlicher Hinſicht kaum anders ſeyn kann, der durch Einſicht und thätiges Wohlwollen des Fürſten, durch Popularität der Regierung und Stände in zweckmäßiger Ausbildung ſeiner öffentlichen Anſtalten und Einrichtungen vorſchreitet, — in einem ſolchen Staate heiße er, wie er wolle, kann eine Oppoſition, wenn ſie ſich gern dieſen imponiren ſollenden Schreckens-Namen beilegen will, ſich nur dann Achtung und Beachtung erwerben, wenn ſie als aus der Einſicht, Lebens-Erfahrung, Sachkenntniß, den Hauptanliegen, Grund-Intereſſen des Volkes, aus dem Durchſchauen der Inſtitutionen, aus dem richtigen, praktiſchen Takt für die jeweilige Gegenwart, aus einem freiſinnigen Ueberſchauen des Ganzen, aus einem wohlwollenden Volksgemüth entſprungen erſcheint und gedacht werden kann.

Mögen immerhin auch jüngere ſtrebende Geiſter

sich ihr beigesellen, sie wird doch den Karakter gereiften, durch eine tüchtige Schule des Lebens und mannigfacher Thätigkeit gegangenen Alters, oder, um es in einem faßlichen Bilde zu sagen, sie wird eine Portrait-Aehnlichkeit mit der geistigen Physiognomie eines Franklin, Schlözer, Möser oder Moser haben müssen.

Die Opposition ist in ihrem wohlverstandenen Karakter kein Mephistopheles oder Kontradiktor der Regierung. Sie zeigt die Rückseite der öffentlichen Verhältnisse, die Schattenpartieen mancher Institute, den Minus-Pol mancher Verwaltungs-Gegenstände.

Es ist ein trostloses Beginnen, bei allen Einrichtungen als Todtenkäuzlein zu prophezeihen, es müsse damit nothwendig dem Verderben zugehen.

Denken wir an die Journalistik, so ist durch das tägliche Aufbringen von einem halben Dutzend Uebelständen, wovon sich vielleicht die Hälfte nicht bewahrheitet, was dann den Glauben an das Vorhandenseyn der andern schwächt, die Opposition noch nicht zu ihrem Berufe legitimirt; denn häufig sind derlei Mängel und Mißbräuche von so specieller und individueller Art, daß man nicht nur diese, sondern noch tausend andere, als in allen Sphären des öffentlichen und Privatlebens herrschend, zugeben kann, ohne daß sie eben viel mehr bewiesen, als die nothwendige Unvollkommenheit aller mensch-

lichen Einrichtungen, den ewigen Konflikt der Pflichttreue mit der Selbstheit, der Tugend mit dem Eigennutz, der Sittlichkeit mit dem Triebe, eine Wahrnehmung, die sich Jedem in allen Momenten des Lebens darbietet, und auch darbieten würde, wenn an die Stelle der bestehenden Verhältnisse die wohlerwogensten anderer Art gesetzt würden.

Es ist also dieser gedruckte Jammer ein unendlich kleiner Theil des im Leben in latentem Zustand vorkommenden, durch die Presse aber frei und offenkundig gewordenen Uebels, eine Parzelle des menschlichen Elends, das so alt ist, als die Menschheit selbst.

Denkt man hiebei unwillkührlich an Salzmann, so liegt auch der Gedanke an Salz nahe, und so sey denn gesagt, daß die Opposition einer humanen Regierung das rechte Salz haben müsse, das der Weisheit, des Witzes, des Humors, der Ironie, der guten Laune.

Sie muß das Geeignete, Passende, Treffende gleichsam spielend vorbringen, und uns dabei auf einen noch reichern Hintergrund von Erkenntniß und Erfahrung blicken lassen. Ein Wohlhäbiger gibt mit Anmuth, nicht mit krampfhafter Anstrengung.

Es muß uns gewissermaßen wohl bei ihr seyn, nicht aber unheimlich, wie wenn uns Spieß in die Gemächer des Jammers und in die Höhlen des Unglücks führte; sonst trauen wir uns, ins Freie tre-

tend, kaum, einen frohen Blick in Gottes heitere Welt und in die Werke seiner emsigen Menschenkinder zu thun, oder wir klagen uns um das wohlthuende Gefühl an, mit dem wir ihr Thun und Lassen im Ganzen als gut und förderlich begrüßen.

Die journalistische Opposition, statt als Partei Alles an sich zu ziehen, was nur immer gegen die Regierung gekehrt ist, und ohne Wahl es mit dem Gefühl aufzustellen: hab ich doch meine Freude daran, wenn es dich ärgert — möchte würdiger dastehen als Intelligenz, also warnend, rathend, belehrend, wenigstens andeutend, ermunternd.

Sie wird also oft in den Fall kommen, Vorschläge des Bessern zu machen, und da ihr die Ueberlegung der Regierungsbehörden, die Berathungen der Stände vorangehen, so hat sie bei der Vielseitigkeit jedes einzelnen Gegenstandes, bei der Verschlungenheit der bürgerlichen Verhältnisse leicht, neue Seiten zu entdecken, hie oder da für Erweiterung oder Einschränkung zu stimmen. Da aber jene Verhandlungen ganz auf praktischem Boden stehen und das für sich haben, daß sie von Geschäftsmännern, von Unterrichteten, die sich mit ihrem Gegenstande vielseitig vertraut gemacht, gepflogen worden sind, so wäre es ein eitles Unternehmen, gegen das, was der praktischen Wirklichkeit entnommen ist, und wieder in verbesserter Gestalt in sie zurückgeführt werden soll, mit Idealen, mit

Theorien, mit utopiſchen Phantaſien auftreten zu wollen.

Wer dem Andern aufpaßt, findet leicht einen Tadel. Das Gefühl des Belugtwerdens iſt immer läſtig! wer aber dem Andern das Argument korrigiren will, muß der Sprache mächtig ſeyn, und keine gröſsere Schnitzer machen, als der Zögling.

Es gibt allerdings ein Mittel, das Wahre, das Richtigere, das beſſere Neue zu finden; es iſt aber weder ſo naheliegend, als ein grämliches Verneinen und Tadeln, noch ſo plauſibel, als ein phantaſtiſches Schwindeln. Es heißt: Verſammeln ſeiner Geiſteskraft auf ein Gegebenes, Fixirung ſeines Blickes, genaues Hineinſchauen, Unterſuchen und Forſchen von Grund aus, Benützung des Rathes und der Erfahrung der Männer vom Fache, der Betheiligten, Fortführen des Erfundes bis zum Moment der Gegenwart, zum neueſten Stande der Sache.

Die Vorſchläge der Oppoſition zum Beſſern müſſen alſo auf flacher Hand praktikabel und unter bloßer Vorausſetzung des guten Willens einführbar ſeyn. Hiebei tritt aber die Relation ein, daß man bei einem Volke, bei einem Inſtitute Nichts ins Leben einführen kann und ſoll, was deſſen Grundeigenthümlichkeit, heilſamen Herkommen, deſſen Stammeskarakter, Sitten, Grundeinrichtungen und

andern Fundamentalverhältnissen widerspricht und ihrer organischen Lebens-Entfaltung widerstrebt.

Wollte die Opposition einwenden, durch derlei Skrupel werde jede wohlthätige Aenderung abgelehnt und der Schlendrian geheiligt, so könnte man fragen, ob die Oppositionsglieder nicht auch Familien-, Gesellschafts-, Vereins-, Gemeinde-Glieder seyen, und ob sie nicht das Gesagte in dem Sinne zu nehmen belieben wollen, in welchem es sich ihnen täglich und stündlich in all diesen Beziehungen als Lebenserfahrung bethätigt; ja ob sie nicht an ihrer eigenen Person, als einer Welt, einem Staat im Kleinen, die organische Entwicklung ihres Daseyns in seinem Gesammtausdruck und deren Naturgesetzlichkeit, in welcher, wenn man nur überhaupt auf gutem Weg ist, eben die sicherste Garantie eines zweckmäßigen Lebens liegt, von manchen relativen, willkührlichen, der Freiheit, Selbsterkenntniß und sittlichen Entschlüssen anheimgestellten Entfaltungen, Gewohnheiten, Thätigkeiten ꝛc. zu unterscheiden geneigt seyen, und ob sich denn bei der Nation Naturgang und Bildungsfähigkeit in Beziehung auf ihre Einrichtungen nicht eben so verhalten, nämlich als eine folgenrechte Entwicklung ihrer Geschichte, ihres Geschickes? —

Daß aber unter allen moralischen Personen der Staat am wenigsten zum bloßen Experimentiren taüge, und alle theoretische Versuche durch den würdigen

Ernſt ſeines praktiſchen Lebensganges zurückweiſe, bezweifelt wohl Niemand.

Freilich iſt eine publiciſtiſche oder journaliſtiſche Oppoſition, die ſich ein ganz anderes Bild des National-Lebens in die Zukunft hinaus entworfen hat, als die Gegenwart darbietet, die etwas ſpezifiſch von dem Beſtehenden Verſchiedenes ins Leben rufen will, die alſo einen ganz andern Stoff behandelt, als die in der Gegenwart waltende Regierung, dieſer in gerader Richtung entgegengeſezt; ſie wird, da ſie ſich immer etwas anderes denkt, als jene, von ihr nicht verſtanden, und will ſie hinwieder nicht verſtehen.

Wenn aber auch ihre beiderſeitigen Wege nicht wegen Zweiheit der Ziele bei jedem Schritt auseinander gehen, ſo nimmt doch die ſich ſelbſt gefliſſentlich als ſolche ſetzende und geberdende Oppoſition gern den advokatiſchen oder gar rabuliſtiſchen Ton des beſtändigen Verneinens und Behauptens des lezten Wortes an, was ſchon darum läſtig wird, weil es zu viel unnöthigen, geſuchten Worten führt, oder ſie ſpielt den polternden Alten, der bei allen, auch den unſchuldigſten Vorkommenheiten brummt und zankt, und es nicht über ſich gewinnt, einmal liebreich „Ja" zu ſagen, oder anders als grinſend zu lächeln.

Es iſt aber die Gewohnheit ſolcher nur auf den Bretern gern geſehenen, im Leben aber verwünſch-

ten polternden Alten, gewisse abstruse Personnagen zu begünstigen und ihnen alles hingehen zu lassen, dagegen, wenn den Uebrigen etwas Menschliches begegnet, ein ungemeines Spektackel darüber zu machen.

Eine andere lästige Gewohnheit derselben ist, daß sie, so oft Jemand den Mund zu einer Behauptung, Meinungs-Aeusserung öffnet, ihm sogleich mit „Nein! nicht so, sondern ꝛc.“ in die Rede fallen, oder, wenn sie Jemand etwas machen sehen, es ihm hastig aus der Hand nehmen, und unter Verweisung seiner Ungeschicklichkeit es anders machen. Sie hegen das stille Bewußtseyn, daß Alles falsch sei, was andere denken, Alles verkehrt, was sie thun.

Zu einer solchen Persuasion kommt oft auch die Opposition und leicht lebt sie sich in die Ueberzeugung hinein, die Regierung sei bei allem, was sie thue, in bösem Glauben und bösem Willen befangen.

Wenn man nun im Allgemeinen, und abgesehen von gewissen bestimmten Regierungen, denen man vielleicht so etwas mit Fug nachsagen könnte, was aber doch meist sehr speziell räumlich und zeitlich ist, fragen will, ob denn die Wahrscheinlichkeit, die Voraussetzung, daß in bösem Glauben und mit bösem Willen gehandelt werde, mehr gegen die Regierung oder mehr gegen die journalistische und publicistische Opposition spreche; so kann man keinen

Grund haben, der einen Partei schon a priori weniger Gutes zuzutrauen, als der andern, oder, was kein schönes Licht auf unser Geschlecht werfen möchte, anzunehmen, die Präsumtion spreche dafür, daß die Menschen das Gegentheil von dem thun, was Vernunft, Klugheit, Gewissen, Eid und Pflicht von ihnen heischen, was ihre Mitbürger, ihr Vaterland, die Welt von ihnen erwarten, was ihnen allein Kraft zur Thätigkeit, Selbstbefriedigung und wahre Ruhe geben kann.

Es berechtigt uns nichts, anzunehmen, daß im Ganzen die Sittlichkeit der Staatsbeamten eine andere sey, als die der gebildeten Volksklasse, und ebenso ist ihre Einsicht ein Ausfluß der allgemeinen Volks-Intelligenz und mißt sich nach dem Stande der intellektuellen Erziehung der Nation.

Wäre es anders, so gälte dieß auch für die übrigen Stände und Klassen des Volkes und hier möchte dann, da eine Generation die andere erzieht, guter Rath zur Besserung theuer seyn.

Ist in der Sphäre der Opposition, als Volks-Erscheinung, ein richtiger, nationeller Sinn, so muß er auch naturgemäß in bemerkbarem Grade auf den Stand der Staatsbeamten übergehen und als Erkenntniß des Bessern, Zeitgemäßen, die Einsichten und Anordnungen der Regierung durchdringen.

Es möchte leicht seyn, auch bei uns die Spuren dieses eigentlich und in höherer Bedeutung populär

waltenden Sinnes in den meisten Zweigen der Staatsverwaltung aufzufinden.

Wäre eine Nation so entsittlicht, daß der gröſsere Theil der in ihrem Dienst Arbeitenden, namentlich die mit den höhern Würden Betrauten sich gegen das wahre Wohl derselben gleichsam verschwören könnten, so möchte ich fragen, aus welch' sittlich edelm Stamme denn diejenigen entsprossen seien, die sich berufen glauben, den aus den Fugen getriebenen Staat wieder einrichten zu müssen?

Andere sind sie, vielleicht ebenso Gute, aber darum nicht Bessere. Auch sie sind aus dem Volke, nicht gröſser, als die Nation; wie denn selbst die höchsten Genien, von denen man in anderer Beziehung behauptet, daß sie ihrer Nation vorangeschritten, doch nur der Extrakt derselben sind, und Mühe haben, das Gesammtwesen derselben zu begreifen, geschweige es in sich auszuprägen.

Während aber die Opposition nach Mißbräuchen und Uebelständen ausschlägt, hat sie sich vorzusehen, daß sie nicht selbst ein personifizirter Mißbrauch und Uebelstand sei, und, das Prinzip der Unruhe und Unbotmäßigkeit in sich aufnehmend, eine Hauptveranlassung des Volksjammers werde, den sie, wie in einem Nachbarreiche der Fall seyn dürfte, mit hochtönenden Phrasen zu beseitigen sucht.

Die öffentliche Meinung.

Mit der „öffentlichen Meinung" wird viel Spuck getrieben. Sie ist ein Ding wie der „Zeitgeist", den auch jeder so sieht und und findet, wie er ihn braucht. Beide sind jedoch mehr im Munde der Partei der Bewegung als der des Widerstandes, denn das Unwiderstehliche des Zeitgeistes, wie das unnachsichtlich Richtende der öffentlichen Meinung werden als Ehrfurcht gebietende, ja schreckende Gewalten denjenigen dargestellt, die sich etwa beigehen lassen könnten, gewisse Bewegungen aufzuhalten.

Dennoch wollen wir Beiden unsere Achtung nicht unbedingt zollen. Es gab Zeiten eines recht verkehrten Zeitgeistes, und ebenso oft sieht man Nationen in neueste Mode-Ansichten und Bestrebungen läppisch verliebt, als andere durch altfränkische Ideen und Gewöhnungen sich lächerlich machen.

Wer will behaupten und nachweisen, daß der jeweilige Zeitgeist stets das Rechte wolle? Die Hauptrichtung der regen Geister einer Zeit wirft sich aus irgend einem Naturgesetz, sey es das der Entfaltung, oder des Widerstandes, oder des Contrastes, oder der Sattheit, der Langenweile, des

Eckels, der Nachahmung, der Verführung ꝛc., auf eine Entwicklungsseite des Reiches des Wissens, des Glaubens, des Anschauens und Empfindens, der einrichtenden Thätigkeit, der Bildungslust ꝛc. Wer will behaupten, daß die Richtung stets ursprünglich eine normale sey, oder daß sie nicht von der mittlern Lebensbahn, von dem Thalweg des Reinmenschlichen sich verlaufen könne? An Unmaß, Uebertreibung wird es nie fehlen.

Mit der öffentlichen Meinung hat es eine ähnliche Bewandtniß. Ueber allgemeine, in Zeit und Raum verbreitete, volksthümlich sich darstellende Verhältnisse mag sie sich selten irren. Sie gestaltet sich ja in diesem Falle eben erst nach einem längern Verlaufe und vielen Andeutungen; daher sie über das Wesen, die Sittlichkeit der öffentlichen Personen, über die Zweckmäßigkeit gemeinnützig seyn sollender Einrichtungen, über die grössere oder geringere Fühlbarkeit von Beschränkungen und Lasten selten im Irrthum ist.

Aber allen Glauben muß man ihr entziehen bei einzelnen Fällen, in ihrem Erzählen und Richten von individuellen Verhältnissen, bestimmten Vorgängen und Thaten. Hier hat die öffentliche Meinung die unreine Stadt- und Landsage zur Quelle, die sich auf ihrem Laufe mit den Zuflüssen aus den Häusern und Höfen aller Anwohner schwellt und beschmutzt.

Wo zum Urtheil über ein beſtimmtes Verhältniß oder Ereigniß reine Anſchauung, offener Sinn, Einſicht, Unparteilichkeit gehören, da ſind eigentlich nur die Unterrichteten, Eingeweihten urtheilsfähig, und ſtatt daß das Verbreitetſeyn einer Meinung für ihre Richtigkeit beweiſen ſollte, macht es ſie vielmehr verdächtig. Was in kritiſchen Fällen die ganze Stadt ſagt, das wird dem Klugen erſt recht zweifelhaft, eben weil es ſeinen Lauf durch Unkenntniß, Dummheit, Lügenhaftigkeit, Bosheit, im beſten Fall durch die poetiſche Ader der Tages-Fama genommen hat, die alles dem gemeinſten Faſſungskreiſe, den umlaufenden materiellſten Intereſſen anbequemt.

Wie die Meinung des einzelnen Menſchen ſich nach ſeinen Wünſchen, Abſichten, Gelüſten, Anliegen ꝛc. richtet, ſo auch die Meinung von Geſellſchaften, Vereinen, Inſtituten, Caſten, Klaſſen, Parteien. Sollten dieſe ſogenannten moraliſchen Perſonen nicht auch unmoraliſchen Anwandlungen unterworfen ſeyn eben ſo gut, wie der Menſch? Sind ſie immer über Einfalt, Modethorheit, Leichtſinn, Phantaſterei, Frivolität, Unſittlichkeit und Irreligioſität erhoben? Was ſpricht die Geſchichte?

Wie man alſo genau auf den Gegenſtand zu achten hat, über welchen ſich die öffentliche Meinung ausſpricht, ob er ein allgemein anſchaulicher, fühlbarer, begreiflicher iſt, oder ob ſein Weſen,

ein tieferliegendes, esoterisches, nur von den Vertrauten erfaßt werden kann, so muß man anderseits, um nicht durch die sogenannte öffentliche Meinung terrorisirt zu werden, fragen, wo und wie denn dieselbe sich verbreitet, und sich vorhalten, daß die „Meinung" etwas Unwillkührliches, Persönliches ist, was sich aus der Menge der Vorschnellen, Vorlauten am stärksten zur „Oeffentlichkeit" drängt, von der Besonnenheit aber bis zu näherer Untersuchung der Sache schweigsam zurückgehalten wird.

Es muß einem Jeden überlassen bleiben, wie und in welchem Licht er sich der öffentlichen Meinung darstellen will. Die Klugheit räth, dem gemeinen Wesen keinen unnöthigen Anstoß zu geben; dem Gesitteten ist das Verlangen tief eingepflanzt, von seinen Mitbürgern, seinen Zeitgenossen geachtet, ja, wenn es möglich ist, geliebt zu werden, und es schmerzt, sich hierin unschuldig oder durch Mißgriffe getäuscht zu sehen. — Aber es gibt Fälle, wo der Mann auf solche Genüsse verzichten und seinem Gewissen, seinem Charakter auch auf die Gefahr hin, daß die öffentliche Meinung ein Aergerniß daran nehme, folgen muß.

Produzenten und Consumenten.

Für unsere Zeit will sich die Theilung der Staatsbürger in Produzenten und Consumenten in Schaffende und Verzehrende nicht mehr geziemen. Wo der Intelligenz eine große Gewalt im Staat, über den Staat eingeräumt wird, da gehört Alles, was das Leben und Entwickeln des Staats fördert, zum Schaffen. Der gemeine Sinn kann sich an unergiebiger Arbeit abmühen; die Einsicht wird ein zweckmäßigeres Verfahren an die Hand geben, ergiebigere Erwerbszweige eröffnen. Dadurch ist viel mehr geschaffen, als mit dem Beharren gemeiner Emsigkeit im täglichen Schlendrian. In einer Zeit, wo sich die Nationen in raffinirter Technik überbieten, da heißt: das Längstgewohnte thun — zurückbleiben.

Geht aber auch viel Einsicht eben wieder von gebildeten Produzenten aus, so dankt man doch einen Theil davon spekulativen Consumenten; ja die Bildung jener fließt auch großentheils von Männern und Anstalten, welche der Sprachgebrauch consumirende nennt.

Wie möchte man aber die Wissenschaften und Künste, die ausübenden Fakultäten, die Schöpfungen des Geistes und Geschmacks, die sich auch an kaufmännischem Gut verkörpern, — wie möchte man die Dienste fürs öffentliche, fürs bürgerliche Gemeinwesen, und was für die Erhebung des Gemüths zum Höhern geschieht, in welchem Allem so viel schaffende Kraft liegt, ohne welche die Fähigkeit, der Antrieb zum körperlichen Hervorbringen kaum denkbar ist, wie möchte man selbst die Hofhaltungen, insofern von ihnen so oft die Anregungen zu den mannichfaltigsten Thätigkeiten des Geistes, des Geschmacks, des Handgeschicks ausgehen, — wie möchte man sie alle bloß verzehrend nennen?

Die Nation ist, als hervorbringend, ein großes Individuum. Wie nun der einzelne Mensch bald träge, läßig, mißmuthig, schleudernd, geschäftignichtsthuend, — bald aber freudig, kräftig, thätig auf sein Werk gerichtet, es einsichtig, schnell fördernd erscheint, je nachdem es ihm innerlich zu Muth ist, je nachdem er sich körperlich schwach oder stark, von den Umständen gehemmt oder gefördert fühlt, kurz — je nachdem er psychisch-physisch mit sich und der Welt daran ist, — ebenso auch eine Nation. Wie ein Mensch aufgeregt, ermuntert, auffallend mehr thätig ist, und bei freudiger Aussicht auf günstigen Erfolg überraschend schnell und viel hervorbringt, eben so auch eine Nation.

Wer also dazu beiträgt, die physische Stärke, die intellektuelle, die sittliche Kraft der Nation zu wecken, rege zu erhalten, der produzirt, und alle Vorkehrungen und Institute, die dahin wirken, sind hervorbringender Natur.

Diejenigen Stände und Anstalten, die ein solches geistig-sittliches Leben erregen und tragen helfen, antasten, verkümmern, heißt Produktion hemmen.

Es verdient ferner Erwägung, daß zu feinern, selbst körperlichen, geschweige geistigen Produktionen Muße und Erholung, ja zuweilen eine Ruhe und Stille des Gemüths gehört, welche vom derben Produzenten Müssiggang gescholten wird.

Während bei einem solchen mit dem Aufstehen vom Arbeits-Schemel alles Schaffen aufhört, ist mancher Consument genau besehen immer produzirend, weil seine spekulativen, künstlerischen, technischen, intellektuellen Interessen stets mit ihm gehen, aus seinen Erholungen Nahrung ziehen, überall homogenen Stoff suchen und ihn selbst in seine Träume begleiten.

Es kann Jeder an sich selbst bemerken, daß er nie eifriger, rüstiger arbeitet, als wenn er eine nahe Veranlassung dazu hat, wenn er muß. Dieß geht so weit, daß ein eigentlich niemals müssig Gehender doch, wenn er getrieben ist, zwei-, dreimal soviel arbeitet, als wenn er auf Hoffnung, in Vorrath schaffen soll.

Wo die Nachfrage ſchwach, die Ausſicht auf Lohn ungewiß iſt, da legen alle Bequeme die Hände in den Schooß und Faule und Ungeſchickte darben. Das Auffinden von Abnehmern iſt aber Sache des Verſtandes, und Arbeitſamkeit unter nicht lockenden Verhältniſſen ein ſittlicher Vorzug.

Dieſen produktiven Geiſt in einem Volke rege zu erhalten, ihm innere Antriebe zu verſchaffen, gleich als wäre es von außen zum Arbeiten aufgemuntert, dieß beruht zum größten Theil auf geiſtigen Anregungen, die von dem ſogenannten conſumirenden Theile der Nation ausgehen.

Andererſeits ſind es oft die Produzenten, die einander gegenſeitig das Leben verkümmern; und bei gar manchen Produktionen im Staate heißt es mit Recht: „Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt!“

Es verdient in dieſer Hinſicht Erwägung, daß ein großer Produzent, der als Wohlthäter des Landes erſcheint, indem er vielleicht mehrere hundert Hände beſchäftigt, durch ſeinen Luxus auch ein ebenſo großer Conſument ſeyn kann, und daß, wenn ein Solcher durch gewagte Spekulationen Bankerott macht, dieſer Verluſt, je nachdem es fällt, nicht nur ihn allein, ſondern auch das Land trifft, weil er als eine unglückliche Wette mit dem Auslande betrachtet werden kann.

Sparen.

„Sparen" ist das Stich- und Schlagwort der Kammern, ein Schreckenswort für die Regierungen. Es wird niemals schweigen, weil es vom Volke gerne gehört wird, indem Zahlen stets lästig ist, und fast Niemand in der Welt genug hat oder so von der Idee des Rechts und der Ordnung erfüllt ist, daß er mit Freuden gibt.

Auch ist nicht zu läugnen, daß sämmtliche Organe der Regierung ihrer Natur nach sich zu erheben, auszuweiten, unentbehrlich zu machen trachten, daß man im Herrendienst in der Regel nicht zu knicken pflegt.

Als gebietendes Motiv zum Sparen wird gewöhnlich aufgestellt: die Noth des Volkes. Diese aber, wenn sie nicht mit zu grellen Farben geschildert worden, ist viel öfter ein Naturereigniß, als eine Folge von Staatsgebrechen. Sie fließt gewöhnlich aus besondern, zeitlichen, räumlichen Verhältnissen, und die Abhülfe dringt nicht aus der großen Staats-Pulsader in diese einzelnen feinen Verzweigungen; sie muß in größerer Nähe des Schadens eingreifen.

Frage doch, ob mit einer beträchtlichen Herabsetzung des Staats-Aufwandes dem Armen geholfen sey. Er wird nach wie vor oft den Groschen zum Salz nicht haben, weil er überhaupt oft ohne baares Geld ist.

Volksnoth ist nicht das Hauptmotiv, warum man sparen soll. Die Staats-Ausgaben sind nicht reines Verzehren, wie etwa das Verpuffen des Pulvers bei Feuerwerk und Freudenschüssen, (ein ungemeiner Vernichtungsprozeß in Weinländern, gegen den sich keine Stimme erhebt, weil er volksthümlich ist) oder der Lampenverbrauch bei Beleuchtungen. Ein beträchtlicher Theil davon schafft sogar Kapitale, wenn auch keine zählbaren. Durch ihr Einschränken hebt sich die Consumtion dieser Summe nicht auf, sie gestaltet sich nur anders; ja nicht selten würde, was jetzt fruchtbringend wirkt, ein reines Verzehren werden. Mancher Thätige erwirbt auch, während er diese öffentliche Last abzutragen sich anstrengt, noch mehr als ihren Betrag.

Abgesehen von dem Aufwand auf Straßen, Brücken, nutzbare Gebäude, auf Salz- und Bergwerke u. dgl. ist auch mancher andere Staatsaufwand reproduktiv, den nicht Jedermann für einen solchen hält, und mancher haushälterisch kluge Sinn wird nur schwindelig, wenn er sein Aug' zu Auffassung des großen Staatshaushaltes erweitern soll.

So wird von den Besoldungen ein großer Theil

durch Erziehung und Schule auf Kenntniſſe verwendet, die man ein wahres Induſtrie-Capital nennen kann. — So wirken die Koſten auf Unterrichts-Anſtalten, auf den Cultus, auf das Sanitäts-Weſen oft reproduktiv; ſo kann ſelbſt ein Irrenhaus, indem es die Geiſteskranken in ſich aufnimmt und vielleicht geheilt entläßt, die Produktivität ihrer Familien mittelbar durch Wegnahme einer beſtändigen Hemmung befördern.

Strafanſtalten wirken auf ähnliche Weiſe in der großen Staatsfamilie. — Ueberhaupt iſt Alles, was den Umſchwung der Ideen, den Austauſch der Kenntniſſe, Einſichten und Erfahrungen, den Verkehr der materiellen Güter befördert, Störungen dabei entfernt, die Ordnung des öffentlichen Haushaltes im Gang erhält, und die Friktion der Staatsmaſchine mildert, als ein Aufwand zu betrachten, den man mit Recht zur reproduktiven Conſumtion zählt.

Wie ein guter Haushälter muß nur die Regierung mit den Ständen immer fragen: Was wächst durch dieſe Ausgabe mittelbar oder unmittelbar meiner Lebens-Thätigkeit, meinem Produktions-Fonds zu?

Freuen mag ſich der Staatsbürger, wenn im großen Haushalte der Sinn des Sparens herrſcht; aber Mitleid verdient ſeine Unkenntniß, wenn er

in einem ſchon geordneten Staate hierin eine bedeutende, fühlbare Erleichterung erwartet.

Möchte uns nicht jenes leichtſinnige Bäuerlein hiebei einfallen, der, als er erfahren, daß künftig eine Viertels-Million im Lande jährlich erſpart werde, einen tüchtigen Weinrauſch trank, und dem ſein Weib, als er den folgenden Tag arbeits-untüchtig hinterm Ofen ſaß, zurief: Leichtſinniger Mann! — jetzt haſt du deinen Theil an der Erſparniß auf Einmal die Gurgel hinunter gejagt!

Nenne man immerhin die Abgaben den Schweiß der Unterthanen, um die Anſtrengung derſelben bei ihrer Aufbringung zu bezeichnen; — ſparen ſoll man nicht um irgend einer fixen Abſicht willen, und nenne ſie ſich auch, wie Diejenigen wollen, die durch hohe Zahlen Erſtaunen, Schrecken, Mißmuth verbreiten, „Volksnoth" — ſondern um eines vernünftigen allgemeinen Zweckes, einer reinmenſchlichen Idee willen. Es iſt der Sinn der Mäßigung, der klugen Unterordnung, der weiſen Anwendung, welcher uns „ſparen" heißt.

So ſoll man in der reichſten, wie in der ärmſten Haushaltung, im Palaſte wie in der Hütte ſparen, damit das Nothwendigſte überall zuerſt beſorgt werde, und an willkührlichen Luxus, an das Entbehrliche zuletzt die Reihe komme.

Nicht krämeriſch-marktend ſey alſo dieſes Sparen, und auf alle Ausgabe-Artikel ſich werfend,

ſondern im häuslich-organiſchen Sinne weiſer Mäßigung. Oft iſt aber die Zweckmäßigkeit eine relative, und was heute als überflüſſig erſcheint, kann morgen räthlich, ja beziehungsweiſe nothwendig werden, ſo z. B. eine koſtſpielige Baute, die, noch erſt verſchieblich, jetzt dient, eine Anzahl armer Menſchen zu beſchäftigen.

Faſt widrig klingt der unausgeſetzte Ruf des Sparens aus dem Munde ſolcher, die, an den unbedeutendſten Poſten marktend, Unſummen zu verwilligen geneigt wären, wenn es gälte, einem Phantome der Zeit, einer eingebildeten Größe und Bedeutſamkeit, einer phantaſtiſchen Einheit ein Opfer zu bringen.

Wie aber oft am Groſchen geſpart wird, während der Thaler verloren geht, ſahen wir an zwei ungeheuern Ausgaben europäiſcher Staaten, beide von problematiſcher Zweckmäßigkeit, die eine gegen politiſche, die andere gegen natürliche Schrecken gerichtet, an der Bewaffnung und den Cholera-Cordons.

So wird ſehr oft, was der Menſch, was der Staat im Einzelnen und Geringfügigen täglich waltend thut, durch das verſpottet und paralyſirt, was er im Ganzen und Großen, vom eigenen Wahn oder von Umſtänden getrieben, vorkehren zu müſſen glaubt.

Das Recht und das Rechte.

Das „Recht" ist nicht immer das „Rechte." Wir sehen in vielen Reichen das sich folgerecht forterbende ursprüngliche Recht, einst auch ein Rechtes, im Verfolge der Jahrhunderte sich zu einem wachsenden natürlich Unrechten gestalten. Wird der Uebelstand zu groß, auffallend, schreiend, so drückt er auf die Achtung vor dem Recht, auf die Ehrfurcht vor der heiligen Ordnung.

Hier schreiten weise Regierungen in Zeiten ein, und beruhigen Verstand und Gemüther durch sachgemäße Umgestaltung, damit, wo nicht auf einmal, doch nach und nach, das Recht sich dem Rechten wieder nähere. Schon durch diese Aussicht lassen sich die Menschen gewöhnlich zufriedenstellen.

Beharren aber Regierungen oder bevorrechtete Inhaber von Befugnissen auf Einhaltung widernatürlicher Servituten und lästiger Leistungen, so wird, namentlich in ohnehin bewegten Zeiten, die Naturforderung bei den Bedrückten frei, die Achtung vor dem Recht wird erstickt durch ein unbändiges Verlangen nach dem Rechten, die Aussicht

auf einen endlosen Mißstand macht sie toll, und nicht achtend das Unrecht der Mittel, drängen sie mit Ungestüm, von Rohheit und Verbrechen begleitet, auf den Zustand los, den sie für den rechten halten.

Um so bedauerlicher ist, daß es zu solcher Unbändigkeit gekommen, weil der gereizte, leidenschaftlich Fordernde aller Schrankenlosigkeit der Begierden, allem Unmaß der Wünsche, allem Unsinn des Wahns, aller Wuth der feindseligsten Gesinnung, aller Unersättlichkeit der Rache Raum gibt, und dadurch einen Widerstand aufruft, der, wenn er den Sturm mit Gewalt besiegt, sich zu keinem mittlern Resultate bereit finden läßt.

Wohl jedem Land, in welchem das Recht so nahehin als möglich das Rechte, Zweckmäßige, Vernünftige, Heilsame ist, wo nicht, wie in einem mächtigen, wegen seiner Volksfreiheit hochbelobten Reiche, großartige und durchgreifende Institute sich in einen Zustand auffallendster Unnatur, schreiendsten Unrechts, grellster Gegensätze hineingelebt haben, aus welchem sie die höchste Staatsweisheit nicht zu erlösen vermag!

Die Farbe abgeschiedener und lebender Geister.

Man kann nicht an einen verstorbenen großen Geist denken, ohne sich zu fragen: wie hätte er wohl die wichtigsten Ereignisse unserer von ihm nicht mehr erlebten Zeit angesehen? Ja, wie man sich bei Allem, was die Seele tiefer bewegt, in den Geist seiner größten Zeitgenossen hineindenkt und gern aus ihren Augen schauen möchte, so kann man fragen: wie sieht ein abgeschiedener Geist, z. B. Schillers, aus seiner höhern, reinern Region unsere Zeit an?

Der noch Lebende — hätte er diese Zustände dichterisch, idealisirt, enthusiastisch ergriffen; — oder historisch-pragmatisch in ihrem verzweigten genetischen Wesen, in ihrer stätigen Entwicklung; — oder politisch-praktisch, von seinem Standpunkt aus als deutscher Philosoph und Dichter intellektuell einwirkend; — oder diplomatisch-fein, mit Rücksichtnahme auf mögliche Erfolge, Mißdeutung, Excesse auf eine solche Autorität hin, wie etwa bei den Räubern; — oder menschlich-unentschieden über

das Verhängnißvolle, Gewichtige, Tiefgründende, Verschlungene solcher streitenden Weltelemente, schüchtern, schwankend in der Entscheidung, mehr beobachtend und staunend, als urtheilend und bestimmend, — oder ruhig, klar, vertraut, ohne Leidenschaft herabschauend auf Freud und Leid, Wonne und Entsetzen, wie das Auge Gottes?

Jeder Fragende mag sich das nach seiner Eigenthümlichkeit beantworten.

Warum der lebende Dichter nicht als Sänger, Seher, Prophet ermunternd, mahnend, strafend, drohend, bei großen Ereignissen seiner Nation oder anderer Antheil fordernder Völker auftrete?

Dieß klingt im Munde der Männer der Bewegung als Vorwurf. Aber gerade dieser Partei vorzutreten, wäre das Gewagteste, was ein im Elemente gleichschwebender Temperatur lebender poetischer Idealist thun könnte. Er dürfte wohl eher hemmend einzuschreiten für gut finden.

Der Dichter ist nicht eben ein Sänger des Augenblicks, ausser bei friedlich heitern Ereignissen, oder zur Milderung der Trauer, zu Anfachung frischer Lebenshoffnungen; denn Ermunterung, Vertrauen, Muth und Heiterkeit kommen dem Bedrängten immer zu Statten; Sinnigkeit und Mäßigung sind dem Glücklichen zu empfehlen.

Eine aufgeregte, in Parteiungen getheilte Gegenwart ist aber nie ohne rhetorische Hülfsmittel zu

behandeln, zu bearbeiten, zu welchen sich der wahre Dichter nicht heranlassen will. Ihn macht schweigsam, daß er die Parteien leidenschaftlich sieht, und daß jedes gemäßigte, Kunstgesetzen entsprechende Bild unter den grellen Umgebungen der Gegenwart farblos erscheinen würde.

Dennoch läßt sich kaum denken, daß ein hochstehender, klar denkender, starkfühlender Geist allen Antheil an den wichtigsten Interessen seiner Zeit von sich ablehne, und, ohne Einfluß auf die tiefsten Anliegen seiner Zeitgenossen, sich ganz außerhalb des Bereichs der Bewegungen kalt anschauend halte. In seinem Geist denken und handeln die Freunde seiner Muse; in bedeutenden bedenklichen Fällen treten die Sprüche seiner Weisheit erwecklich oder abmahnend vor ihre Seele; und steht er in höheren Verhältnissen, näher den Gewaltshabern, so mag seine Ansicht wohl auch in seiner Umgebung, ja in weitern Kreisen kund werden und sich Beachtung erwerben. Hat doch jeder auch nicht so erleuchtete und weitleuchtende Geist, dem man eine freie Ansicht zutraut, eine Sphäre um sich, in welcher er sie ausspricht und geltend macht, und die Wirksamkeit eines selbstständigen Urtheils ist nicht leicht zu bemessen.

Daß aber jede bewegte Zeit auch ihre Partei-Dichter ziehe, daß namentlich die thätigste, offenste, von der öffentlichen Meinung begünstigtste Partei die

kräftigsten, wärmsten finde, und, wie viele chemische Prozesse von Licht und Wärme, so politische Entwicklungen von Reden und Liedern begleitet sind, findet wohl Jedermann naturgemäß.

Der Hochgestellte, in Zeiten der Ruhe, des bürgerlichen Friedens von der Nation verehrt, wird, sobald sie sich in politische Parteien spaltet, und eine Seite seines Wirkens nach der einen oder andern hinzuneigen scheint, von der begünstigten Partei vergöttert, von der andern verhöhnt, verwünscht.

Auch die siebenfach freie Kunst ist in solchen Fällen rigorös, die Critik fanatisch blind, und Alles, was ein solcher Geist geschaffen hat, scheint eine parteiliche Tendenz zu haben.

Der Geschmack wird dann abgesetzt, das Urtheil faßt nur das Materielle, Stoffmäßige an. Geschilderte Verhältnisse werden gleichsam peinlich justizmäßig untersucht, Charaktere wie Inculpaten und Zeugen vernommen, und der im Reiche des Schönen schöpferisch waltende Genius, seinen Verehrern ein Halbgott, ein Begeisterter, ein Seher — erscheint seinen Gegnern, wie jeder Mensch dem Criminal-Richter, als ein möglicher Verbrecher, und denen, die ihn näher kennen wollen, als ein wirklicher.

Hiebei kann denn aber, je nachdem man einen Geist vor sich hat in Betrachtung kommen, daß er vielleicht lediglich nichts nach den kleinern, momentanen politischen oder bürgerlich-öffentlichen Ver-

hältnissen fragt, oder daß er mit seiner Ansicht über all den Parteien und ihrem Treiben steht, daß ihm im Grund keine recht behagen will, oder daß es ihm um die classische Mitte, den Kern des Nationellen und um ruhige Entfaltung aller zweckmäßigen Institute und reine Evolution des Bildungsganges seines Zeitalters zu thun ist, oder daß er allerdings eine Partei etwas mehr begünstigt, als die andere, weil sie von letzterer nicht etwa nur im Schach gehalten, sondern ganz matt gemacht werden will, oder, daß ihm seine Stellung Vorsicht nach oben und nach unten gebietet, daß er gewisse Formen, — sonst löblich und anständig gefunden und empfohlen, jetzt verhaßt und lächerlich gemacht, — aus einer verzeihlichen Anwandlung von Widerspruchsgeist gerade jetzt anwendet, wo sie für ein Zeichen serviler Gesinnung gehalten werden.

Ein freier Geist, auf rechtes Maß in allen Dingen haltend, wird es bei Gelegenheit mit den Uebermäßigen aller Factionen seiner Zeit verderben. Ein Alter vom Berge wird sich aber immerhin als jugendkräftig legitimiren, wenn er den vorlauten Jungen von Zeit zu Zeit den Kopf waſcht.

Wahrnehmungen und Bemerkungen.

Vierte Folge.

Staats-Fabrik.

Ein Geschäft, das ins Große gehen und nicht zuviel Zeit und Geld kosten soll, muß fabrikmäßig betrieben werden. Auch ein Theil der Staatsverwaltungs-, der Canzlei-Geschäfte wird so vollbracht, und wenn dieß nur mit Geschick, Fleiß und Gewissenhaftigkeit geschieht, so kann man zufrieden seyn.

Die journalistische Opposition will aber, daß jede einzelne unbedeutende Arbeit mit dem Antheil eines enthusiastischen Liebhabers und zugleich mit der Sorgsamkeit eines Pedanten stückweise vorgenommen werde. Und obwohl ein solches Verfahren bei weitem theurer und langsamer wäre, als das bisherige, so jammert diese Partei schon über die ungeheuern Kosten dieses Letztern.

Manches Oppositions-Blatt könnte schon aus seinem eigenen Betrieb, aus seinen Druck-, Sprach-, Sinn- und Sachfehlern abnehmen, wie es in mensch-

lichen Dingen, bei dringenden Geschäften, bei Verschiedenheit der Arbeiter ꝛc. zugeht, und wie jeder Tag ein kleines Sündenregister mit sich bringt.

Liberalität.

Welcher vernünftige Mensch wird denn nicht auch liberal seyn? — liberal in seiner Gesinnung, achtend alles Menschliche, schonend, was wohlgemeint auch nicht seiner Ueberzeugung lebt; — liberal in seinen Ansichten, das Bestehende in seinem tiefen Grunde, in seinem relativ guten Wesen würdigend, das mögliche Bessere freisinnig, mit Aufopferung der Selbstheit anerkennend; — liberal in seinem Thun, solche Gesinnung durch jeden Schritt seines Lebens, im Gesammt-Umfang seiner Pflichten, in den kleinen Vorfällen des Daseyns, in kritischen Lagen, beim Konflikt der Rücksichten bethätigend.

Wir wollen an Liberalität bei solchem Erfunde glauben, wie auch das politische Bekenntniß laute; — wir mögen an ihr zweifeln, wenn es hier irgendwo merklich fehlt, und ob auch der Mann sich als Vorfechter der liberalen Ideen ankündigt.

Regel und Ausnahme.

Die Welt ist mit der Regel. Wer eine Ausnahme durchsetzen will, hat sich wohl vorzusehen. Die Welt sieht der gewagten Thätigkeit zu, sie beklatscht den schwer errungenen Sieg; für die ver-

lorne Sache hat sie jedoch nur ein unfruchtbares Mitleiden. Diese ist ein Fertiges, von dem sie nach einigem trüben Anstarren zu anderweiten frischen Lebensregungen übergeht.

Antheil.

Am meisten nimmt das Mitleiden in Anspruch: individuelles Leiden, der Moment des nächsten Anschauens. Schmerz und Tod von Hunderten, Tausenden gibt der Seele kein solches Schreckensbild, als die Marter, der Untergang von Einem, von Wenigen. Daher kann man sagen:

Und hör' ich erst von tausend Qualen,
So kann's die Seele nimmer malen.

Anziehungskraft.

Der Einsichtigste sogar muß sich bewahren, daß er, dem Treiben der einen, fanatischen Partei abhold, nicht zu stark nach ihrer Gegenpartei hinneige und derselben in seinem Herzen Recht gebe, ihr Schalten bei sich zurecht lege. Während die eine Faktion durch Anziehung den Gemäßigten aus seiner Mitte zu bringen und in ihre Richtung zu ziehen trachtet, steigt durch sein Widerstreben die Hinneigung zur andern. — So entsteht durch die Anziehungskraft des Mondes und durch die Renitenz der Erde auch auf der von ihm abgekehrten Seite Fluth.

Berufs-Einfluß.

Einseitig Beschäftigte, namentlich einsame Maschinenarbeiter, werden leicht Sektirer, Separatisten, Pietisten; — die gesellig Arbeitenden Fanatiker oder Frivole.

Licenz.

Bevormundete, Unfreie machen bei Gelegenheit eine natürliche Freiheit, die des Unfugs, des zügellosen Schreiens, Tobens, der Impertinenz, des Excesses, der sich hinter der Masse verbirgt, gegen ihre Vormünder instinktmäßig geltend, wie etwa ein Gefangener vor dem Eisenmeister, seiner Nothwendigkeit, eine Unanständigkeit begeht, um doch eine Seite seiner natürlichen Freiheit zu zeigen.

Keine Ruhe.

Unser Gemüth strebt stets der Ruhe, dem Frieden, der Ausgleichung jeder Entzweiung zu; wir arbeiten unwillkührlich innerlich an der Versöhnung der Interessen Portugals, Spaniens, Frankreichs, Belgiens, Englands, Deutschlands, Polens, Griechenlands ꝛc. Und doch ist nicht sobald eine Ausgleichung hergestellt, so strebt der Geist der Unruhe sogleich wieder der Differenz zu, wie im Scheitelwinkel die in einem Punkte vereinigten Linien wieder auseinanderlaufen.

Respekt.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo der Bauer sagte: „Es muß wahr seyn, es steht ja gedruckt.“ Namentlich stoßt er sich an das Gedruckte, welches auf ihn drückt. Aber Tausende, Bauern und Nichtbauern, halten das Gedruckte für wahr, weil es mit ihrer Neigung, ihrem Eigennutz, ihren beschränkten Ansichten harmonirt.

Immer oder nie.

Mit dem Spruch: „Die Wahrheit kommt doch endlich an's Licht!“ ist's, wie mit dem: „Das Gute wird siegen.“ — Das Gute siegt stets und nie, jenes bei den Guten, dieses bei den Bösen. Die Wahrheit kommt an's Licht bei den Vernünftigen; sie ist verhüllt den Thoren. — Der Leichtgläubige, Oberflächliche, Beschränkte, in neblichte oder phantastische Ansichten Vertraute kommt nie zur Erkenntniß. Ja selbst viele vernünftige, aber nicht selbstdenkende, forschende Menschen werden durch kecke, vorlaute Darstellungen oft lange irre geführt. — Darum gehört zum Sieg der Wahrheit, daß, während Thoren und Schelme schreien, die Klugen und Redlichen wenigstens vernehmlich reden.

Nach Salomo.

Nichts wesentlich Neues unter der Sonne! Jede Zeit-Epoche wiederholt die alten, welthistorischen

Thorheiten und Frevel, nur Zeit, Land, Umständen gemäß; Unsinn und Gewaltthat, Phantasterei und Pedantismus — neu in die Scene gesetzt.

Schlechte Schule.

Warum steht es so schlecht mit der Welt? Weil die wenigsten Menschen ihre Schule recht gemacht haben; und dieß von unten bis oben. — Es gäbe für die Meisten noch Manches zu lernen, bis sie ihre Sache recht zu machen verständen. Sie können nicht, was sie thun, und thun nicht, was sie sollen. — Heil jedem Lande, wo es volksthümlich ist, daß Jeder das Rechte recht thut!

Propheten-Strenge.

Das Politische macht so viel zu sprechen und zu schaffen, weil man so selten das Rechte aussprechen und thun will.

Man traktirt mit der massivsten Denkungsart, man capitulirt mit Rohheit, Schlechtheit, man ignorirt das Verbrechen.

Auf dem Standpunkte der Sittlichkeit schwankt die Wage viel weniger, und religiös betrachtet, wird schnell entschieden, was gut und böse sey.

Was ein verständiger, bescheidener, sittlich gebildeter, gottesfürchtiger Mann verwirft, dem versp[illegible]richt man ohne weiters üble Folgen.

In der sittlich-religiösen Sphäre bewegt sich der

Mensch in Gesinnungen und Handlungen sicherer, kürzer, enger geschlossen, und sagt sich leicht und bestimmt, was das Rechte sey.

Ein politischer Denker, Schriftsteller lavirt um das Bedenkliche, Zweifelhafte, Gefährliche herum, sucht geschichtliche, staatsrechtliche, staatswirthschaftliche, sociale, psychologische Entschuldigungen, Beschönigungen auf; — ein Prophet steht offen, entschieden den Fürsten und Völkern gegenüber und spricht es unumwunden aus: Was mit Frevel begonnen, endet mit Schmach!

Geschichte.

Mit der Geschichte ist es immer eine problematische Sache. Der Jetztwelt sagt man: „Wir stehen den Ereignissen und Charakteren noch zu nahe; in fünfzig Jahren erst wird man die Geschichte unserer Zeit unparteiisch schreiben.“ Aber unsere Nachfahrer haben die Begegnisse nicht angeschaut, miterlebt; von anderen Ansichten und Interessen erfüllt, begreifen sie kaum mehr, was uns so bewegen konnte. Sie haben wohl einen freieren Standpunkt außerhalb der Sache, in der wir befangen sind, aber es fragt sich, ob sie dadurch nicht kalt, theilnahmslos, bloß verstandeshell werden und in's Allgemeine schildern, während doch eigentlich nur das Genaue wahr, das Einzelnste interessant ist.

Ein klarer, unparteiischer Zeitgenosse bleibt immer

der beste Geschichtschreiber seiner Zeit; einer der Vorzeit — derjenige, der geistreich, gemüthvoll die Gegenwart in sich bewegend, mit ihren Analogien die Vergangenheit zu begreifen trachtet, und so in die besten, ursprünglichen Quellen der Archive und Bücherschätze eine rückwärts wahrsagende Gabe der lebendigen Anschauung und Vergegenwärtigung bringt.

Wer in den ungeheuern Labyrinthen der Vor- und Mitwelt sucht, der muß schon wissen, wo er findet, und wer findet, wie er's verwenden soll.

National-Prozeß.

Jede Umwälzung ist ein Petitorium, das mit dem Possessorium auf Leben und Tod prozessiren will.

Alte und neue Welt.

In der alten Welt, der europäischen, findet das Neue schwer Eingang; — in der neuen Welt, der amerikanischen, das Alte. Beides ist naturgemäß, und es wäre ebenso fatal, wenn die alte Welt hierin leichtblütig, sanguinisch — als wenn die neue pedantisch seyn wollte. Die alte Welt schaut auf die älteste zurück, die neue auf die neueste vorwärts.

Klarer Sinn.

Man darf sich überzeugt halten, daß man in der richtigen Würdigung der Zeit, der Ereignisse, der Bewegungen und Kämpfe der Parteien alle Men-

ſchen von reinem, offenem Sinn und rechtſchaffener, auf das Wohl des Ganzen gerichteten Denkungsart auf ſeiner Seite habe. Das iſt die eigentliche Majorität, die auf dem Markte, dem Rathhauſe, den öffentlichen Orten vielleicht ſchweigſame, aber in den Ueberzeugungen laut ſprechende Mehrzahl; darunter ſind die Tauſende Nichtſtimmfähiger, Kinder, Jünglinge und Mädchen, Frauen, Greiſe, Arme, Kranke, Gefangene ꝛc.

So klar aber ein unverdorbener Sinn wahrnimmt, ſo ſieht er doch nicht ſogleich durch die Verworrenheit der Zeitereigniſſe, durch den Conflikt der Zufälle und Umtriebe hindurch. Man muß ihm das Weſentliche im kürzeſten Ausdrucke bringen, dann wird ſein Ahnen und neblichtes Schauen ein hellſehendes Bejahen.

Wer in ſchwereren Sachen, in verworrenen Zuſtänden ein faßliches Bild zu geben weiß, der gewinnt viel über die Menſchen; denn, ſo klar ſie auch ihre eigenen Sachen anſchauen und betreiben mögen, in öffentlichen Angelegenheiten ſind die Meiſten arge Nebuliſten.

Es wäre überhaupt das Meiſte in der Welt faßlich, wenn man es nicht gefliſſentlich trüb machte und den Standpunkt verrückte. Bringt man es den Menſchen in den rechten Sehwinkel, ſo ſind ſie über ihren eigenen Verſtand erfreut, weil ſie ſich der unſchädlichen Selbſtberedung hingeben, ſie hätten das

der Welt und dem Laufe der Dinge abgesehen, was man ihnen doch zuvor gesammelt, geordnet in's rechte Licht rücken mußte.

Bildungstrieb.

Von unten auf betrachtet sind die rastlosen Bemühungen der Menschen, der Institute, Vereine erfreulich, ersprießlich, nothwendig, und manches Lobliche wird erzielt. Von oben herab, von der Höhe der Kunst, der Wissenschaft, der Staatsweisheit, der Völkergeschicke gesehen, erscheint dieses ewige Streben und Zusammenarbeiten oft sehr unzulänglich. Wie der Bienenstock eine Königin, so will jeder Grundstock der Nation Genien erzeugen.

Da hältst du denn ein altes Bild in der Hand und rufst wehmüthig aus: Was sollen euer endloses Kunstgerede, diese Bildungs-Anstalten, dieses Aufstreben der Künstler! Ein solches Werk bringen sie nicht zu Stande! Du lieſest ein Dichterwerk und sagst: Kein Lebender vermag mit allen Behelfen neuerer Theorie, genährt von den besten Mustern älterer und seiner Zeit, erfüllt von den Gaben eines reichen, interessanten Lebens, zu werden, wie dieser abgeschiedene Geist.

So siehst du in aller Kunst, wie die Zeit ringt und Kräfte sammelt, etwas Klassisches zu schaffen, und wie sie es nicht erzwingt, während sie so vieles Herrliche der Vorzeit verkennt, vernachlässigt, in den Staub tritt.

Man kann dem Großen und Schönen den Weg bahnen; — sein Erscheinen ist aber immer ein Glück. Unser Thun hiebei erscheint gegen das Walten günstiger Zeit immer wie ein Goldmachenwollen im Tiegel gegen das Golderzeugen in den Gebirgsgängen.

Geschmack.

Man möchte manchen Tagblatts-Satirikern wünschen, daß sie ihren Aerger besser einkleideten, daß sie so gebildet wären, wie Luzian, so witzig wie Aristophanes, so humoristisch wie ein guter Bouffon oder Hanswurst, so geschmackvoll wie Iffland und Kotzebue, wenn diese den Aristokraten, den Vornehmen und Reichen derbe Wahrheiten durch ihre Biedermänner sagen lassen.

Aber oft klingen die Insolenzen neuerer Blätter nicht anders, als das Schimpfen eines Coulissen-Meißers, der als Held, Ritter ꝛc. den Juhhe zum lauten Beifall hinreißen will.

Die Fürsten und die Völker.

Es gibt Gegensätze, deren bloße Aufstellung in gewissen Zeiten schon einen Irrthum und eine Ungerechtigkeit enthält. So in unsern Tagen der Gegensatz: „Die Fürsten und die Völker" — als entzweiter, fast unvereinbarer Wesenheiten.

Wer sie als solche aufstellt und in grellen Zügen ihren thätigen Contrast vor dem Publikum ausmalt, der gewöhnt dasselbe an ein feindseliges Anschauen der Fürsten.

Der Fürst achtet, liebt der Natur nach und in der Regel sein Volk; er ist ein Sohn des Volks, drückt in sich dessen Gesinnung, Charakter, Sitten aus; er will auf dasselbe, mit demselben wirken, will von ihm geachtet, geliebt seyn.

So ist hinwieder dem Volk Achtung und Liebe gegen seine Fürsten angeboren, anerzogen. Das Regentenhaus ist seine Normalfamilie, sein Vorbild; es nimmt gern und leicht Eindrücke von seinem Fürsten, dessen Reden und Handlungen an, und möchte auf alle ersinnliche Weise auf seine Ge-

ſinnungen, Gefühle und Entſchließungen zurück-wirken.

Das Alles iſt weltgeſetzlich, weltgeſchichtlich, iſt naturgemäße Regel, von der es leidige und nicht immer ſeltene Ausnahmen gibt. Dennoch möchten wir es verkehrt und tadelnswerth, ja unter gewiſſen Umſtänden verbrecheriſch, hochverrätheriſch nennen, wenn Jemand nicht nur ſtets ſogleich auf dieſe Ausnahmen hinſieht, hindeutet, ſondern ſogar behauptet, dieſe ſeyen die Regel, und darauf praktiſche Forderungen, Aufrufe zu Einſchreitungen gründet.

Es gibt ein älteres Buch über die Päbſte; demnach wäre an Keinem derſelben vom Erſten bis zum Letzten eine gute Faſer geweſen; und — wie viel hat es dennoch gute, weiſe Päbſte gegeben? — Eine kluge und gerechte Geſchichtsforſchung wird noch viele Brandmale aus der Welthiſtorie herausätzen, wie ſie auch in unſerer nähern Geſchichte der öffentlichen Meinung einige Juſtizmorde nachweiſen kann.

Wie viele vortreffliche Fürſten, liebende Väter, einſichtige Wächter ihres Volks gab es nicht? wie viele herrliche, bleibend ſegenreiche Anſtalten ſind nicht Werke derſelben? und ſelbſt unter den ſogenannten böſen Herrſchern mögen manche mißverſtandene ſeyn.

Der Fürſt ſteht überhaupt nicht dem Volke gegenüber. Das fürſtliche Element geht durch die Fa-

milie, die Großen, die Minister und Räthe, die des Vertrauens Gewürdigten, durch eine unendliche Verzweigung persönlicher und sächlicher Bande in das National-Element über. Der Regent wirkt auf seine Nation und kann die Rückwirkung derselben auf sich nicht abwenden.

Wie die Bienen-Königin ein Erzeugniß ihres Stocks, so ist der Fürst ein Produkt seines Volkes, und es wird meistens zutreffen, wenn man behauptet: Jede Nation erhält den Fürsten, den sie werth ist.

Politische Klassifikation.

Die meisten Menschen halten das Faßlichste für wahr, und sind darum oft im Irrthum, weil sie nur das Derbste fassen, die grellsten Unterschiede, die massivsten Eintheilungen begreifen können. Selbst Viele, die sich für Gebildete halten und geben, tragen sich mit solchen oberflächlichen Sonderungen. Sie heißen, mit dem gemeinen Sinn, den Wallfisch einen Fisch, ob er gleich ein Säugthier ist. Man muß oft froh seyn, wenn sie nicht aus Unbedachtsamkeit oder Ignoranz — die Fledermaus einen Vogel nennen.

So ist's mit der Benennung und Taxirung der politischen Parteien. — Die Fürsten und die Völker, — die Regierung und die Unterthanen, — die Befehlenden und die Gehorchenden, — die Ultras und die Liberalen, — die Consumenten und die Produzenten ꝛc., das sind die handgreiflichen Gegensätze, in welche der gemeine Sinn die Staatsbewohner eintheilt, denen er spezifische, einander entgegengesetzte, unvereinbare, feindliche Interessen zutheilt. Je nach dem Standpunkt des parteilich Urtheilenden wird dann die befreundete Seite in Schutz genommen, die andere verdammt.

Diese fast allgemein beliebte Eintheilung ist aber, wenn sie im Partei-Sinne gebraucht wird, höchst unrichtig, ungerecht, begriffverwirrend und unpraktisch, und in Beziehung auf das Leben und Weben des Staates und die Wirksamkeit seiner Glieder fordert die gesunde Vernunft eine ganz andere Sonderung und Charakteristik. Namen sind Tand, mit denen ein beschränkter Sinn aus Liebe, Furcht oder Grimm seine Puppen und Popanze belegt.

Wir versuchen eine Andeutung, dem Weisern ein näheres Hintreffen überlassend und gönnend. Die Staatsangehörigen theilen sich in rechtlicher Hinsicht: in die Gesetzachtenden und die Unbotmäßigen, in die Rechtlichen und die Verbrecher; — in intellektueller Hinsicht: in Einsichtige, Freisinnige, welche das Wesen des Bestehenden erkennen,

die Möglichkeit der Entwicklung zum Bessern richtig fassen, und das Naheliegende vom Entfernteren unterscheiden, — und in Beschränkte, welche entweder störrig am Alten, Veralteten haften, weil sich ihre Selbstsucht gegen jeden Fortschritt sträubt, oder welche mit Vorurtheil das Wirkliche für ein bloß Zufälliges, durch und durch Fehlervolles halten, die relative Nothwendigkeit bestehender Zustände nicht anerkennen, die geschichtliche Bahn der National-Entwicklung nicht ahnen, die ein Unthunliches, Verderbliches oder Unmögliches an die Stelle des bloß Verbesserlichen setzen möchten; — in moralischer Hinsicht: in Rechtschaffene, die ihres Amtes und Wirkungskreises treu und redlich warten und sorgen, daß ihr Beruf und Haushalt zum Ganzen der Gemeinde, des Staates gut stimme, und in Unsittliche, Selbstische, Böse, die die Sinnen- und Genüßthswelt in ihrem Egoismus verschlingen möchten.

Rechtlichkeit, Einsicht, Sittlichkeit der Staatsangehörigen im Einzelnen bilden in ihrem Zusammenwirken ins Ganze den gesetzlichen, klugen, moralischen Staatshaushalt.

Ein Fürst, der gut und klug regiert, erfüllt sein Amt, seinen Beruf, sein Tagewerk, wie irgend einer seiner Unterthanen; er huldigt dem Gesetz, das er verwaltet. Die Räthe, die anordnen, befehlen, sie gehorchen im nämlichen Augenblick den Forderungen

ihres Dienstes, ihrer Einsicht, ihres Gewissens; sie fühlen sich als von ihrer Amtspflicht Regierte, während wir sie als Regierende betrachten.

Der Bürger aber, den wir den Unterthan, den Regierten, Gehorchenden nennen, er ist dieß um desto weniger, je mehr er ohne Geheiß seinen Bürgerpflichten nachkommt und der gesetzlichen Ordnung sich gleichsam instinktmäßig fügt. Er fühlt sich, insofern er in seiner Sphäre freithätig ist, als ein Entwerfer, Anordner, Vollzieher, und wird sich seines Unterthanen-Verhältnisses viel weniger bewußt, als seiner herrschenden Wirksamkeit.

Ein Consument kann in seinem Lande Thätigkeit erwecken, fördern, erleichtern, ein Produzent durch falsche Spekulationen sich und dem Staate ungeheuern Schaden zufügen. Ein Liberaler kann den ärgsten Terrorismus ausüben, ein Aristokrat die liberalsten Gesinnungen hegen und in seinem Kreise verbreiten.

Mit diesen Benennungen werden der Welt unbeschreibliche Blendwerke vorgemacht. — Man könnte zwar einwenden, die Parteien, wie man sie in der politischen Welt charakterisire, seyen ja etwas Faktisches, Geschichtliches, und ihre Erscheinung sey nicht abzuläugnen, ihre Aktivität nicht zu ignoriren, Ursachen und Wirkungen liegen am Tage.

Dagegen läßt sich aber füglich erwiedern, daß zwar gewisse Zeitgegenstände die Menschen der ver-

schiedensten Stände, Bildungsstufen rc. zu sich rufen, um sich versammeln, zur Meinungs-Aeußerung, Stimmgebung, Einschreitung veranlassen, daß aber diese Massen so wenig durch Continuität eine moralische Person, eine juridische Partei bilden, als etwa eine Menge, die sich um einen frappanten Gegenstand, ein Spektakel versammelt und sich darüber ausspricht, eine moralische Person, z. B. „die neugierige Partei" genannt werden kann.

Es ist schon lange anerkannt, daß das „Publikum" keine moralische oder Begriffs-Person ist, weßhalb man sich immer das Wort vorhalten sollte: „Das Publikum sind Publika."

So sehr also auch eine Partei als compakte Masse mit bleibender Schwerkraft erscheinen, historisch gelten und benannt werden mag, so herrscht doch bei ihr ein immerwährendes Zu- und Abtreten der Personalitäten nach ihren jeweiligen besondern Ansichten und Interessen. Selbst die Notabeln wechseln nach Umständen ihre Rollen, wie wir an den politischen Parteien Englands sehen; besonders muß bei entscheidenden Schritten an die Motive der Parteiführer der moralische Maßstab gelegt werden.

Was dem oberflächlichen Blick als gediegene Masse erscheint, ist im Grund ein Conglomerat von lauter einzelnen subjektiven Ansichten und sittlichen oder unsittlichen Regungen, auf welche unsere Zurechnung stets in Gedanken zurückgehen muß.

Wer obenhin sprechen will, mag sich in vorkommenden Fällen immerhin der gewohnten und beliebten Bezeichnungen bedienen; wer aber seinen innern Richter über die öffentliche That einer Mehrheit im Staate, über einen interessanten, folgereichen, lautsprechenden Vorgang im bürgerlichen Leben abhört, der sage niemals: Das haben die Liberalen gethan oder die Ultras, die Demokraten oder die Aristokraten ꝛc.

Und warum dieß nicht? — Weil man bei keinem Menschen wissen kann, ob nicht seine politische Farbe durch eine Absicht hindurchgegangen, von ihr tingirt worden ist. Absichten spielen aber mit Bekenntnissen, wie mit Gewändern und Masken, und wer heute aus Absichten Der ist, kann morgen ein Anderer seyn. Das Bleibende, das innere Wesen an dem Menschen aber ist: Rechtlichkeit, Einsicht, Sittlichkeit, und — ihre leidigen Gegentheile.

Was also im Staat gegen Ordnung und Gesetz geschieht, vom Aufstand bis zur Katzenmusik, das haben Unrechtliche gethan. Ist irgend ein Greuel geschehen, so geschah er von Verbrechern.

Alles Unkluge, Thörichte haben Beschränkte und Thoren verschuldet, so wie alles Unsittliche aus verdorbenen Gemüthern stammt.

Geht hinwieder das Staatswesen seinen rechtlichen Gang, so danken wir dieß den Rechtlichen aller Parteien; herrscht überschauende Intelligenz

bei der Regierung, bei den Vertretern des Volks, so gebührt die Anerkennung den Staatsweisen aller Farben, und „Sittlichkeit" ist noch keine Faktion so hochmüthig gewesen, sich allein oder in erhöhtem Maße beizumessen.

Wir haben gesehen, daß die Einseitigkeit, Vordringlichkeit, der Eigenwille jeder der sogenannten Parteien, oder anders ausgedrückt, daß Unrechtlichkeit, Dünkel, Unsittlichkeit, wo sie sich bei öffentlichen Akten zudrangen, Rückschritte machen mußten. Rechtlichkeit, Einsicht, Moralität haben das nicht nöthig. Diesen also gebührt Huldigung, welche anzunehmen sie aber meist zu bescheiden sind, während Apotheosen, von Parteien den Parteiführern veranstaltet, weiter keine tiefere Bedeutung haben, als äußere Form und oberflächliche Farbe.

So groß auch eine Menge, welche von gewissen politischen Interessen durchdrungen zu seyn scheint, so imponirend eine Masse seyn mag, welche ihre Gesammtthätigkeit aufs öffentliche Leben richtet, — bei jedem Vorgange von Bedeutung frage man nicht etwa nach der politischen Farbe der Handelnden, nach der Zeitpartei, an welche sich diese Vielheit anlehnen mag, sondern stets und bei jedem Einzelnen: hat er gesetzlich, rechtlich gehandelt? hat er Verstand, Einsicht in die Natur der Sache beurkundet? ist er durch ein sittlich gutes Motiv getrieben worden?

Die polizeiliche Rücksicht, die Staatspolitik mag sich gegen Massen auch massiver Maßregeln bedienen, aber unser innerer Richter kann Verbrecher, Thoren, Schelme mit Rechtlichen, Verständigen, Sittlichen von ähnlicher politischer Ansicht und äußerm Anstrich, sey es nun ein sogenannter aristokratischer oder ein liberaler, niemals auf die gleiche Stufe stellen, unsere strenge Zurechnung muß tiefer in die bewegenden Kräfte blicken, und, gleichsam im Sinn eines höhern Richters, den Einzelnen nach jenen drei ihn treibenden Gewalten wägen.

Das politische Einreihen, die in der öffentlichen Meinung umlaufenden Parteilisten verlieren also bei genauerer Nachfrage viel von ihrem Werth. Der umgehängte Parteimantel ist oft nur der Deckmantel einer ganz entgegengesetzten Gesinnung, wie die Frömmigkeitslarve zuweilen von Eigennutz und Sinnlichkeit heuchlerisch vorgehalten wird. Der an eine Faktion sich anhängende Troß von Unruhigen, Tollköpfen, Eigensüchtigen, Uebelwollenden hat, wie die Schleppe eines Gewandes bei schmutzigem Wetter, eigentlich keine Farbe als die des Kothes.

Ist aber von gewichtigen Männern die Rede, so fängt bei Parteihäuptern und politischen Notabilitäten, wenn auch ihr Bekenntniß offen vorliegt, die Frage nach ihrem eigentlichen Wesen und Charakter dennoch erst da an, wo politische Farbe und Parteizüge aufhören charakteristisch zu seyn;

weßhalb wir auch, wenn ein ſolcher Mann zu einer ausgeſprochenen Wirkſamkeit gerufen wird, uns durch die gewöhnliche Bezeichnung nach Partei-unterſchieden nicht mehr hinreichend befriedigt finden, ſondern genauer hinſehen und fragen, ob er ein öffentlich rechtlicher, geſetz- und ordnungsliebender — ob er ein weiſer, kluger, die Gegenwart begreifender, den Moment wahrnehmender — endlich ob er ein ſittlich guter, in all ſeinem Thun wahrhaftiger und zuverläßiger Mann ſey.

Das, und nur das allein iſt uns eine ſichere Garantie ſeines öffentlichen Wirkens.

So löste ſich eine gewaltige Partei-Maſſe der neueſten Zeit, als ihre Bearbeiter und Sprecher durch ein freches Wagſtück das Recht, die Vernunft, die Moralität zu der lauten Frage herausforderten: Iſt's geſetzlich? iſt's klug? iſt's ſittlich? — durch die einem Jeden von innen vernehmliche Stimme, wie durch einen paralytiſchen Schlag auf. In dieſer Hinſicht geſchah der guten Sache der Dienſt, daß die Führer der ſchlimmen durch ihr Hinauftreiben zum Aeußerſten einen Abſchluß herbeiführten.

Das lästige Regiment.

So sehr der Staat alle Lebensverhältnisse umschließt und durchdringt, so ist für den Menschen das Regiment doch nur da, insofern und insoweit er es empfindet. Es läßt sich recht gut denken, daß ein mit seinen eigenen Sachen ernst beschäftigter Staatsbürger monate- und jahrelang vergißt, daß er regiert wird, während ein Anderer, der den Staat für einen Stachel-Gürtel ansieht, um so stärker dessen Stiche empfindet, weil er sich immer ungeberdig darin anläßt.

Schlimm ist es, wenn sich die Staatsbürger in Dingen regiert wähnen, in denen sie sich selber regieren, oder es thun sollen, oder wenn die Mißvergnügten der Regierung Naturverhältnisse zur Last legen.

Ist nicht der Staat ein großes Individuum mit eigenem Schicksale? Regierung und Volk sind in dieser Beziehung mit einander in einem Naturzustande. Sind Fruchtbarkeit des Jahres, Feuer, Wasser, Kälte, Hitze, Nothwendigkeit großer Bauten, Gelegenheit zu Eröffnung bedeutender Fabri-

kationen, Handelszug durch Weltverhältniſſe, Wandlungen auf dem Weltmarkte, Krieg, Seuchen, politiſch-merkantiliſche Verbindungen, geiſtige, techniſche, politiſche Entwicklungen und manches andere Einflußreiche, Unvorhergeſehene, Unberechenbare, Unausweichliche nicht lauter Geſchicks-Momente? Eine Regen-, eine Froſtnacht nützt oder ſchadet oft um mehr, als um den Betrag einer ganzen Jahresſteuer.

Der Staat iſt nur da, wo er regiert; außerdem kann ſich jeder in vollſtändigſter Freiheit betrachten, und von ihr Gebrauch machen. Wie wenig wirſt du regiert in deinem Fleiße, deinem täglichen Erwerbe, in deiner Umſicht, deinem Geſchäftsakte, in deinem geordneten Haushalte, deinem Sparen von Zeit, Kraft, Geld und Gut, in deiner Klugheit, deinem richtigen Maße?

Um Entſchuldigung für deine Läſſigkeit oder Abhülfe in deinem unabwendbaren Schickſale zu finden, hängſt du dem falſchen Begriffe nach, der Staat ſey Alles, leite, durchgreife Alles. Aber ſiehe nur zu, wie wenig er hineindringt in dein natürliches Weſen, dein menſchliches Thun.

Er regiert nicht deine Geſinnungen, deine Meinungen, deinen Glauben, deine Sittlichkeit, deine Hausordnung, dein Familienleben, den Fuß, auf dem du es treiben willſt, dein Weben und Wirken; er legt ſich nicht in deine innerſten Anliegen, deine

tiefſten Leiden, deine innigſten Freuden. Er iſt überhaupt für dich, wenn du willſt, nicht mehr, als eine Art Gedankending, ein Organismus ſo luftiger Art, daß du ihn nach allen Richtungen mit einer kräftigen Wirkſamkeit ohne den mindeſten Widerſtand durchdringen kannſt, daß du ihn ſo wenig empfindeſt, als den Druck der Luft.

Es hat große Geiſter gegeben, die über ernſtem Forſchen, über der täglichen Erweiterung ihres Anſchauungs-, Erfahrungs-, Ideenkreiſes, über froher und ernſter Geſelligkeit ganz und gar überſahen und überhörten, daß es einen Staat gab, in dem ſie lebten; die nach den Neuigkeiten des Tages, nach dem verworrenen kleinen Getriebe, nach dem Schwirren und Sumſen der unverbürgten Nachrichten, der Uebertreibungen, der Lügen, der leeren Hoffnungen und Aengſte, der Staats-Aktionen nichts fragten, weil ſie ihnen nur die Evolution der weſentlichen Schickſale der Nationen verdeckten oder entſtellten, und die das Neue nur dann an ſich kommen ließen, wenn es ſchon Geſchichte der Zeit geworden war.

Manche und, je mehr ſich der Sinn auf öffentliche Dinge richtet, immer mehrere, empfinden aber das Band des Staates als einen ſpaniſchen Mantel, den ſie mit Aerger und Widerſtreben tragen; ſie fühlen mit reizbarem Bewußtſeyn die leiſeſten Bezüge des Bürgers zu den Behörden, und wägen

aufpassend das geringste Zuviel und Zuwenig, haben aber um so mehr Pein davon, als sie, außerhalb der Verwaltung und der relativen Nothwendigkeit des Geschäftsganges stehend, der richtigen Würdigung entbehren und lauter Uebelstände, Mißbräuche wahrzunehmen glauben, dann aus reformatorischem Kitzel sich einen Staat auf eigene Hand entwerfen und nun vollends alle Erscheinungen des Wirklichen schon a priori verneinend auffassen.

Das Nöthige.

Was ist gut? — das Nöthige! denn dieses ist stets von guten Folgen begleitet; wogegen das Unnöthige immer zweideutig, wo nicht schädlich ist.

Man könnte das Gesammtwohl und Uebel der Welt von diesen Beiden herleiten. Würden alle Menschen das Nöthige thun, es stände in allen Dingen gut mit der Welt.

Woran wird aber das Nöthige erkannt? — Es kündigt nicht etwa aus der Ferne sich an, sondern stets ganz in der Nähe der Zeit und des Raumes; der Moment rückt es uns vor die Seele. Der Ruf des Augenblicks ist es, auf welchen wir hören

müssen. Tausende sterben, ohne ihn recht gehört zu haben. Sie waren mit der nähern oder entferntern Vergangenheit oder mit der Zukunft beschäftigt; sie thaten, was schon gethan, sie schufen, was schon da war, oder sie wollten ins Leben rufen, was noch im Keim schlummern und später blühen sollte. Sie aßen nur entweder gedörrte oder Treibhausfrüchte und schmeckten nie die Süße der frischen, blau duftigen Pflaume der Gegenwart.

Wer etwas Nöthigeres werden sollte, als ein Künstler, der ärgert die Welt mit schlechten Kunstwerken. Wer in dem Augenblick, wo er dichtet, etwas Anderes thun könnte oder sollte, der macht ein schlechtes Gedicht. Catalani mußte täglich singen und Paganini täglich spielen; wie trostlos, aushöhlend ist das viele unnöthige Singen und Musiziren, das beruf- — bedürfnißlose Künsteln, der unselige Mode-Dilettantismus? Das Nothwendige ist immer die Forderung einer Zweckmäßigkeit, das Ueberflüssige dient nur einer Absicht. Jenes ist eine gerade Richtung, dieses eine Seitenbewegung; jenes trifft, dieses weicht ab.

Wer das Nöthige thut, vollendet sein Geschäft bis zu dem erfreulichen Grad möglichster Vollkommenheit; wer sich mit Unnöthigem befaßt, der läßt das Meiste unvollendet, vielleicht unbrauchbar aus der Hand fallen.

In dem Gedränge der Sorgen und Rücksichten,

die eine Familie erfordert, kann nur tägliches, stündliches Thun und Gestatten des Nöthigsten Ruhe geben und Ordnung erhalten. So wird nur derjenige sein Geschäft, seinen Beruf mit Erfolg, mit Segen betreiben, der dem Nothwendigen den Vortritt läßt. Glänzendes Talent und Glück gehen oft am Unnöthigen verloren.

Ein Kunstzögling, der stets das Nöthige einübt, wird bedeutend, und bei der Unermeßlichkeit des Wissenswürdigen bewahrt sich der Geist nur dadurch vor Verflüchtigung, daß er das Gewissen fragt: was ist heute, jetzt Pflicht, zu lernen?

Selbst unsere Freuden stehen unter dieser Regel, und diejenigen Vergnügungen werden von uns immer am reinsten empfunden, die mit einer natürlichen Nöthigung als Erholungen an die Arbeit gränzen, und sich an diesem dunkeln Rande um so höher färben.

Alle Tugend ist ein gewohntes Thun des Nöthigsten mit Ueberwindung untergeordneter, sich vordrängender Nöthigungen; alles Laster ist ein Hingegebensein an Ueberflüssiges, an eine relative Nöthigung zum Uebermaße.

Einem ernsten, frommen, sittlich guten Zwecke leben — dieß führt zum jeweiligen Thun des Nöthigsten und wird von dem Laufe der Welt gefördert, wie es diesen wieder fördern hilft, weil der

Hauptzug der Welt auf Darstellung des Nothwendigen geht.

Wer aber in Selbstheit einer Absicht lebt, der wird die Welt mit vielem Unnöthigen behelligen. Die Absicht benützt, mißbraucht die Welt, und auf diesem Wege werden wir von einem Uebermaß von Reden und Thaten, von Umtrieben und Intriken, von gelehrten und Kunstwerken belästigt, welche sich alle für absolut nothwendig geben wollen, während sie es bloß beziehungsweise für ihre Urheber, als Mittel zu Erreichung ihrer Absichten sind. Dieses Ueberflüssige geht dann entweder in Vergessenheit unter, oder es zieht verwandte absichtliche Geister an sich, die ihre Sachen daran knüpfen, macht sich Raum, wird als Zeitinteresse, Mode, öffentliche Angelegenheit geschichtlich, und nimmt der reinen, organisch nothwendigen und zweckmäßigen National-Entwicklung Kraft und Antheil hinweg.

Vernünftige Zwecke gehen ihrer Natur nach auf eine mit der Volksbildung harmonirende Personal-Entwicklung, sammeln und stärken das Nationalleben; Absichten, die sich an die Stelle von Zwecken setzen, zerstreuen und schwächen es. Sie despotisiren, während jene gewähren lassen.

Das, was Noth thut, in jedem Augenblicke des Lebens als solches zu erkennen, ist eine geistige Gabe, eine sittliche Gewöhnung, um so schwerer zu üben, je breiter das Gewebe eines Lebens an-

gelegt ist, eine Forderung, zu welcher wir täglich erwachen, deren Befriedigung aber dem Verstande nur im Bunde mit religiöser Selbsterziehung möglich wird; eine Aufgabe, die auch der Bessere in den meisten Fällen nur annähernd zu lösen vermag.

Es wäre der Welt mit einem kurzen Sprüchlein zu helfen; sie mag es aber nicht befolgen: — „Thue Jeder das Nächste, das Beste, — das, was seines Amtes ist!“

Sage ja Niemand, der Thor und der Schalk wähnen auch zu thun, was ihres Amtes ist.

Es fehlt Beiden nicht an Andeutungen und Mahnungen, daß ihr Thun eine verpönte Liebhaberei, eine verbotene Lust sey. Das Rechtthun begleitet aber stets auch die klare Ueberzeugung, daß es das Rechte sey.

Die Unverbesserlichen.

Hoffe nicht einen Radikalen radikal zu kuriren, einen Reformer zu reformiren. Ein Entschiedener, Absichtlicher, in seine Theoreme Verrannter, Fertiger ꝛc. bleibt, der er ist; sein Bekenntniß hat er in sich beschworen, sein Beharren ist sein Beruf;

er ist der Sklave seiner Ansicht, der Knecht seiner Partei, der Söldner seiner Fahne.

Von ihnen gilt das Wort des Thuzydides: „Sie sind nach ihrer Gemüthsart dazu gemacht, weder selbst Ruhe zu haben, noch andern Menschen Ruhe zu lassen.“

Daher dieses immerwährende Wiederaufrühren des alten Quarks in den neuern und neuesten Blättern der Bewegungs-Partei. Sie will eine andere Welt, als die bestehende, ein vom jetzigen spezifisch verschiedenes Deutschland. Daher ist alle Gegenrede, aller Nachweis, daß es nicht so schauerlich in deutschen Landen aussehe, als sie glaube und es schildere, umsonst. Sie will es so sehen und die Verzweiflungskur versuchen.

Aber auch ihre Zöglinge fahren unaufhaltsam fort im Lernen. Der Jüngling namentlich hat eine naturgemäße Scheu vor der konventionellen Welt, die er soll kennen lernen, in der er so bedingt arbeiten, wirken soll. Nicht etwa einzelne Gebrechen findet er daran; ihr Gemeines behagt seinem Sinn für's Ungemeine im Ganzen nicht, und dieß um so mehr, je weniger er sie kennt. Im Weh seines Kopfes und Herzens nimmt er die neue Weisheit gierig auf; dem Leichtsinnigen, Läßigen, Bequemen, — dem Fleißigen, Ernsten, Schwerblütigen, allen ist die Hoffnung auf einen nach theoretischen Prinzipien gereinigten, einfachen Zustand gleich

willkommen; den Bücher-Satten lockt das praktische Eingreifen, den Eiteln die Aussicht auf Geltung.

Der Eine nimmt die große Sache mehr burschikos, der Andere mehr revolutionär, ein Dritter mehr rousseauisch, naturzuständlich, ein Vierter mehr mittelalterlich-religiös, ein Fünfter mehr pietistisch auf.

Eine helleuchtende Zeit-Idee wird nothwendig von empfänglichen Geistern einsam und gesellig durchgearbeitet, und muß, ehe irgend eine klare Besinnung, ein Vernehmen der Andersdenkenden möglich ist, zuvor den ganzen Kreis ihrer Anschauung, ihrer spärlichen Erfahrung durchmachen.

Bei politischen Eleven von einigermaßen lebhafter Complexion fängt die Revolution in ihrem eigenen Geist an und durchwandelt alle Regionen ihres Wissens und Empfindens. — Was verfangen gegen diesen Gedanken- und Ansichten-Zersetzungs-Prozeß wohlgemeinte Worte reiferer Einsicht, bewährter Erfahrung?

Man möchte sagen, eben so wenig seyen die Stock-Absoluten zu bekehren, und der aristokratische Nachwuchs halte es gerade so, wie der junge Schwarm der Bewegungslustigen. Dem mag allerdings so seyn, nur haben wir es jetzt mit diesen nicht zu thun, weil sie weniger laut und thatlustig auftreten und nur sanft im Bestehenden verharren wollen.

Wenn nun aber die Partei der Exaltirten als unverbesserlich erscheint, wenn aller Liebe Müh umsonst ist, alle ernste Mahnung an ihrer Beharrlichkeit abgeleitet, wofür denn jedes fernere Wort? —

Wir sind der Meinung, die Freunde der gesetzlichen und weiter auszubildenden Ordnung, des Fortbaues auf dem soliden Grunde des Bestehenden und der Entwicklung der durch die Zeit geheiligten Institute müssen reden, reden, so laut und eindringlich sie können, müssen nicht etwa durch Wortschwall und Tiradenschwulst, sondern, wenn sie es vermögen, durch die Kraft der Gedanken die Gegner zu überbieten trachten, und dieß aus dreierlei Gründen. Einmal, weil, wer schweigt, während jene so laut auf ihre Sache pochen, die Forderungen zu bewilligen, die Vorwürfe zuzugestehen scheint; — dann, weil doch auf die Masse der Unentschiedenen, der nicht thätig Eingreifenden, aber mit ihrer Ansicht im Volke Zählenden einzuwirken ist; — endlich und hauptsächlich, obwohl dieses Moment Vielen wie nichts erscheinen mag, damit der Nation einigermaßen die Mächtigkeit der verschiedenen Parteien klar werde, damit die Majorität sich quantitativ und qualitativ herausstelle, damit kein Theil mit den Machtworten: Volk, öffentliche Meinung, Geist der Zeit, Volksmündigkeit kokettire oder terrorisire.

Man möchte fragen, wie diese politische Recog-

noszirung ohne Zählung, Messen oder Wägen, durch die bloße Erhebung der Stimme und Anruf möglich sey.

Ebenso, wie man einen natürlichen oder architektonischen, nicht erschaubaren Raum durch eine laute Stimme an dem Anklang, den diese findet, am Nachhall, den sie bewirkt, ungefähr zu schätzen vermag.

Der Zweck heiligt das Mittel.

Schändlicher ist nie eine Maxime ausgesprochen worden. Wer sie methodisch zu der seinigen macht, vor dem mag sich das Menschengeschlecht in Acht nehmen.

Man kommt oft in den Fall, über die Wahl der Mittel zu einem löblichen Zweck unentschieden, ja in Verlegenheit zu seyn, und manches im Prospekte sich darstellende Gute muß ein frommer Wunsch bleiben, weil kein erlaubtes Mittel zu seiner Verwirklichung führt. Das heißt mit andern Worten: Jenes Gute ist vor der Hand ein bloßes Gedankending, ein Ideal, weil die Umstände nicht günstig sind, weil die Welt in ihre Entwicklung es nicht aufnehmen will und kann, weil die Zeit nicht reif dazu ist.

„Der Zweck heiligt die Mittel" — kann man nur dann veranlaßt seyn, vorzuwenden, wenn die Mittel einer solchen Heiligung bedürfen, wenn sie anstößig, gesetzwidrig, gegen die Menschenordnung, verbrecherisch sind.

Hier muß man aber gerade das Gegentheil aussprechen: „Ein schlechtes Mittel schändet den besten Zweck!"

Eine Freveltat ist nur Eine, ein Verbrechen ist faktisch, individuell, momentan, und die Strafe sucht das Gleichgewicht in der menschlichen Gesellschaft wieder herzustellen.

Auch gibt es viele Handlungen, welche die Natur zu fordern scheint, die aber Religion und Staat aus höhern Rücksichten verbieten. — Hier walten Conflikte der Selbstheit mit der Pflicht im Einzelnen ob.

Wer aber den Grundsatz ausbringt: die gute Absicht entschuldige das frevelhafte Mittel, der spricht eine schändliche Maxime aus, und eine solche kann in ihrem Einflusse gleich tausend Verbrechen seyn.

Eine Unthat ist vielleicht die Wirkung einer Aufwallung, der Leidenschaft, der Noth, der Verirrung in halbem Wahnsinn; eine schlechte Maxime ist aber besonnen, berechnet, schlau, ja übermüthig.

Die Ordnung der Welt ist so organisch, daß wohl niemals casuistische, verzweiflungsvolle Alternativen für den Handelnden eintreten. Wer thut, was Noth, was seines Berufes und Amtes ist, der findet für

sein Gewissen immer etwas kategorisch als Nächstes, Bestes bezeichnet.

Casuistische Fragen brauchen nicht beantwortet zu werden, denn alles Problematische, Hochkritische im Leben findet eben nur in der richtigsten Anschauung des Gegebenen, in der gewissenhaftesten Beurtheilung der Wirklichkeit seine Lösung.

Und so kann man kühn die Behauptung aufstellen, es sey nicht recht, daß der Geringsten Einem gesetzwidrig Leid geschehe, damit dem Ganzen geholfen werde, und wäre es auch nicht darum, weil das Unrecht gewiß, die Abhülfe aber zweifelhaft ist.

Es ist von vielen Weltmännern vorgebracht worden, daß man im conventionellen, im bürgerlichen, im Geschäfts-, im politischen Leben nicht immer und überall ganz offen seyn könne, wie ja schon das häusliche Beisammenseyn gewisse Täuschungen, Hehle, kleine Unredlichkeiten fast nothwendig mache.

Dem sey, wie ihm wolle, der Rechtschaffene wird nie ohne einige innere Scham sich die kleinste gesellige Lüge erlauben.

Die redlichste Offenheit schließt eine kluge Wahl der Mittel, diese aber deren Rechtlichkeit nicht aus. Rechtlichkeit aber allein garantirt den Bestand der Welt.

Lebenszwecke werden, als ein Unendliches, niemals durch ein einzelnes, gewagtes, unrechtliches

Mittel, sondern durch unzählige Mittelschritte im Verlaufe des Lebens und nie vollständig erreicht.

Jene Maxime aber zu Erreichung einer zeitlichen Absicht verwenden, heißt den Verbrecher hinter den Jesuiten verstecken.

„Nächtlicher Sturm — erzählte ein Reisender — trieb mich in eine unheimliche Waldherberge. — In mein Schlafgemach drangen Räuber, der Wirth unter ihnen. Mein Tod war beschlossen. Ich dachte an Gattin und Kinder und wollte verzweifeln. Vergebens bot ich ihnen auch meine verborgene Baarschaft; umsonst war mein verzweiflungsvolles Flehen. Der Wirth trieb am eifrigsten zum Mord. — Da schwur ich ihnen in höchster Seelenangst einen furchtbaren Eid, daß ich sie und diesen Ort nicht verrathen wolle. — Sie strauchelten; endlich glaubten sie meiner Betheurung. — Ich zog von dannen, und — verrieth sie nicht."

Nicht? — Sie waren es dem Staate schuldig! — hieß es.

„Der Staat mag auf seine Jauner fahnden. Ich hatte es mir und Gott zugeschworen. Sie glaubten und wagten. Ich würde selbst dem Teufel Wort halten, wenn er auf meinen Eid baute."

Finanzielle Lebensfrage.

Die Altglaubigen sagen, die Einnahmen des Staatshaushaltes müssen nach Maßgabe der Ausgaben erhoben werden; die Neuerer fordern, daß sich die Ausgaben nach den Einnahmen richten.

Hiebei drängen sich allerhand Skrupel auf. Wer sagt uns, was im Staatshaushalt unumgänglich nothwendige Ausgabe sey? Sind die Uebergänge zum Nützlichen, Räthlichen, Verschieblichen, Ueberflüssigen, Schädlichen nicht unmerklich?

Wenn aber eine gewisse Summe nothwendig ausgegeben werden müßte, wer wollte behaupten, sie könne und solle nicht erhoben werden? Kann nicht die öffentliche Ausgabe so dringend seyn, daß man dem Bürger die Belästigung nicht ersparen darf? Wer fragt zur Zeit des Kriegs, der Hungersnoth oder bei sonstigem Landes-Unglück, ob die Steuerlast mehr oder weniger drückend sey?

Wer berechnet uns, wieviel ein Land tragen könne? Ich möchte keinen Finanz-Operateur darüber fragen; er würde sagen, einem kräftigen Körper könne man nach der ganzen Aderlaß-Tafel Blut

abzapfen, nur nicht zuviel an einem Ort und auf einmal; es ersetze sich bald wieder.

Es wäre aber auch ungerecht, den Maßstab von Kriegsjahren, großen Durchzügen herzunehmen, wo oft arme Gemeinden einen unbegreiflich großen Aufwand unausweichlich machen müssen.

Andererseits würde eine Umfrage bei den Unterthanen: was sie wohl ohne große Belästigung zu tragen vermögen — kein erkleckliches Resultat gewähren.

Es ist sehr natürlich, daß bei einem Privatmanne sich die Ausgaben nach der Einnahme richten müssen, weil er, wenn diese letztere fest steht, sonst ein schlechter Haushalter genannt werden müßte.

Dennoch tritt auch hier sehr oft der Fall ein, daß sich die Einnahme nach den nothwendigen Ausgaben richtet, sey es nun, daß der Hausvater, von der heranwachsenden Familie gedrungen, seine Einnahmsquellen durch eine besondere Anstrengung, die ihm nur aus solcher Veranlassung gelingt, zu vermehren weiß, oder daß durch eine Gunst der Vorsehung, durch eine wohlthätige Fügung, wie Viele zu ihrem Trost wahrgenommen, sich die Einnahmen in gleichem Maße mit den vermehrten Bedürfnissen von Jahr zu Jahr auch erhöhen.

Im Staatsleben dürfte etwas Analoges nicht ganz zu verkennen seyn. Sind die Auflagen nur

nicht von der Größe, daß sie den National-Wohlstand in seiner Wurzel angreifen und Blut und Schweiß der Unterthanen aufzehren, so wirkt die Nothwendigkeit des Aufbringens unläugbar erregend auf die Produktion; denn wer einmal bezahlen muß, sucht den Ausfall durch Einnahme zu decken, den Ertrag zu vermehren, die Kosten zu vermindern, wer Staatslasten abkauft, Frohndienste in Kapital oder Rente verwandeln läßt, der sucht sich durch Anspannung leiblicher und geistiger Kraft, zweckmäßige Einrichtung, Vermeidung jeder unnützen Ausgabe dazu in Stand zu setzen.

Warum wollen wir andererseits nicht auch im öffentlichen Leben der Nationen wohlthätige höhere Fügungen anerkennen, die oft, wo Volksnoth schon vor der Thüre lauscht, durch reichliche Ernten, günstigen Absatz, erwünschten Handelszug unerwartet Rath schaffen?

Einen geordneten Staatshaushalt werden wir aber nicht etwa einem auf hohem Fuße lebenden Hause, sondern dem eines frugalen Mittelmannes vergleichen dürfen.

Hier tritt jedoch in Beziehung auf das Verhältniß der Einnahmen zu den Ausgaben ein bemerkungswerther Unterschied zwischen Beiden ein. Die Ausgabe des Privatmannes mißt sich nach seiner Einnahme auch schon darum, weil jene großentheils ein reines Verzehren, Verbrauchen, eine Konsum-

tion im eigentlichsten Sinn ist, indem nur das, was auf bleibende, unabnutzbare Anschaffungen, auf Lehre und Studium ꝛc. verwendet wird, als eine Vermehrung des Grundstocks, als eine Art Kapital angesehen werden kann; mithin, wenn nicht etwa die letztgenannten Rubriken eine Mehrausgabe mit Credit-Eröffnung räthlich machen, kein geordneter Haushalter seinen Ausgabs-Etat im Verhältniß zu dem der Einnahme überschreiten wird.

Beim Staatshaushalt aber ist die Ausgabe nicht in demselben Maße reines Verzehren; ein bei weitem größerer Theil, als bei der Familie, wird zu dauernden, nützlichen Anschaffungen, Bauten, Vermehrung, Verbesserung des Grundstocks, bleibend fruchtbringenden Einrichtungen verwendet, und was auch als reine Konsumtion durch Besoldungen, Pensionen, Gagen, Renten, Zinse ꝛc. erscheint, kommt bei den Produzenten des Landes in Einnahme; es bleibt, wie man sagt, im Lande, vergrößert den Nahrungsstand und fließt nur mittelbar und im allgemeinen Verkehr, zum Theil für Einfuhr, ins Ausland.

Dieß scheint nicht national-wirthschaftlich gesprochen, weil ja von den Consumenten die für Geld erkauften Werthe verzehrt, also zernichtet werden. Aber einerseits wird hievon wieder ein guter Theil durch zweckmäßige Verwendung, durch Erziehung, Unterricht, gesammelte Kenntnisse und Erfahrun-

gen ꝛc. zu einem Industrie-Kapital, andererseits wirkt der Markt, den die Consumenten bilden, anregend auf die Thätigkeit der Produzenten, die ihre Abnehmer täglich und in der Nähe finden.

Ferner kommt in Betracht, daß, wenn nun einmal die Ordnung des Staates, die öffentlichen Geschäfte, sein äußeres und inneres Leben und Fortbestand einen gewissen, zum Theil durch Steuern möglich zu machenden Aufwand fordern, dieser, wenn auch nicht streng national-ökonomisch, doch geschichtlich und philosophisch betrachtet, eben durch die Hebung und Fortleitung der Staatskraft und allgemeinen Lebensthätigkeit eine unzweifelhafte Reproduktivkraft in sich trägt.

Gesetzt es würde die ganze jährliche Staatslast dem Volke abgenommen und in der Staats-Rechnung gestrichen, so wäre nicht, wie ein Familienvater, so der Staat um diese Summe reicher; denn er hätte sie nicht rein erübrigt, er könnte nicht dem Ausland um diese Summe mehr zum Umsatz anbieten.

Wir wollen uns nicht verbergen, daß beim Nachlaß sämmtlicher Abgaben ein Theil der sie enthaltenden Werthe wegen Mangel an Sporn, wegen menschlicher Indolenz nicht produzirt, ein anderer wegen fehlender Abnehmer unerschaffen zurückbleiben, ein dritter von den erleichterten Produzenten selbst unproduktiv verzehrt, ein vierter der repro-

duktiven Verwendung des Staats entzogen werden würde; so daß immer unentschieden bliebe, um wie viel denn eine so steuerfreie Nation wirklich jährlich reicher werden möchte.

Oeffentliches, wie Privat-Wohl, hängt von richtigen Verhältnissen der Lebens-Elemente ab, von einem zweckmäßigen Schweben zwischen Zuviel und Zuwenig.

Der Streit über Erschwinglichkeit oder Nichterschwinglichkeit der Abgaben erscheint aber auch darum als ein leerer, unfruchtbarer, weil es sich in einem im Ganzen wohlgeordneten Staate nicht von Milderung einer augenscheinlich und an deutlichen Spuren, schlagenden Beispielen wahrnehmbaren Ueberbürdung, wachsenden Armuth und Noth, sondern von einem Mehr oder Weniger, einem Unterschiede handelt, dessen Betrag kein recht sinnlich fühlbarer Streitgegenstand ist und, daß ich so sage, keine appellable Summe darstellt.

Nicht also an der Unerschwinglichkeit der Abgaben eines im Ganzen zweckmäßig eingerichteten Haushaltes wird sich das Zuviel derselben herausstellen, sondern an der Einsicht in das Wesen der Abgaben als Einnahme und als Ausgabe, an der Ueberzeugung, daß die Last ungleich vertheilt sey, und daß da und dort, unbeschadet der Staatsverwaltung, Ersparungen eintreten können.

Wollte man aber sagen, die Annahme, ein be-

stimmter Staatshaushalt sey zweckmäßig und geordnet, erscheine als eine warmblütige und als eine petitio principii, denn darum handle es sich ja eben, daß in einem Staate die Abgaben nicht als Last gefühlt werden müssen, wenn sein Haushalt wohlgeordnet wolle genannt werden, die Hypothese verrücke den Standpunkt, — so ist zu antworten, ein Staatshaushalt könne mit Fug so genannt werden, wenn bei ihm die bedeutendsten Ersparnisse und Last-Erleichterungen nachgewiesen seyen und — die Kammer als Commission, namentlich die Opposition als strenge Untersucherin betrachtet — wenn nach der Einsicht der verständigsten Vaterlandsfreunde die möglichste Verringerung der Staatslast nicht wohl mehr betragen könne, als das Ein-, Zwei-, höchstens Dreifache des Betrages der Commissionskosten.

Da nun bei so bewandten Umständen die Frage: **was kann das Land erschwingen?** sonderbar klingt, da man weit entfernt ist, dem Körper so viel Blut abzuzapfen, als er, ohne ohnmächtig zu werden, lassen kann, — da die Differenz, über welche verhandelt wird, nicht der Exponent zwischen Erschwinglichkeit und Unerschwinglichkeit ist, sondern ein Relatives, dessen Maß der Verstand, die Einsicht in die Zweckmäßigkeit der Ausgaben festsetzt, so möchte wohl auch der Vorschlag, die Staats-Ausgaben sollen nach den jährlich zu bemessenden

Kräften des Landes erhoben werden, als ganz unpraktisch erscheinen, wenn er sich nicht noch überdieß fast von allen Seiten als ein leeres Gedankending darstellte, das nach Utopien verwiesen werden muß.

Die Art von Rathgebern und Warnern, die derlei Unmöglichkeiten dem bestehenden Möglichen und Wirklichen gegenüber stellt, ist aber andererseits, wenn von Ausgaben für ihre Lieblingswünsche die Rede wäre, weit traktabler, und würde in gewissen Fällen dem guten Volke die blutigsten Opfer an Leib und Gut zumuthen, wenn es gälte, eine poetische Idee auszuführen, die jedoch in eine bedenkliche, gefährliche Wirklichkeit für das Land ausschlagen könnte.

Mit dem Vorangehenden sey nun keineswegs gesagt, daß sich die Einnahmen des Staats nach dessen Ausgaben richten müssen; es soll nicht einmal von den nothwendigen Ausgaben behauptet werden, weil die absolut nothwendigen wohl jeder Staat, und wenn auch am Ende mit Kredit-Eröffnung, deckt, die beziehungsweise nothwendigen aber sich unmerklich in die verschieblichen und überflüssigen verlaufen und in concreten Fällen die Maxime in ihrem kategorischen Ausdruck Anstoß finden möchte.

Ebenso wenig können sich die Ausgaben nach den Einnahmen richten, weil deren Bestimmung

ebenfalls in Relationen von der Leichtflüssigkeit bis zum strengen Betrieb hinausläuft.

Somit bliebe nichts übrig, als das, was bei mild regierten Nationen von selbst geschieht — daß sich Einnahmen und Ausgaben gegenseitig nach einander richten und balanciren.

Die erste Frage bleibt stets: Was braucht der Staat? und daß er nicht wenig braucht, das liegt in der Form unserer neuzeitlichen Verhältnisse, im Wesen unsers öffentlichen und Privatlebens, in der Stellung der Nationen zu einander, in der Einrichtung aller Institute.

Die zweite Frage ist: Kann das Volk es geben? Die Schwierigkeit, mit der dieß fast immer betrieben wird, hat ihm Vertreter erweckt, und weil nun bei der reichen und wohlhabenden Klasse des Volks, die sich nicht absolut gedrückt fühlt, dennoch die berechnende Klugheit und etwa momentane Verlegenheiten sich gegen die Last sträuben — bei der ärmern Klasse aber der angestammte, durch Unglück, durch Selbstverschulden, durch zeitliche Ungunst der Nahrungs-Verhältnisse, Mißwachs ꝛc. gegründete Nothstand auch die kleinern baaren Leistungen an den Staat empfindlich fühlen läßt, so faßt die Intelligenz der Beamten und der Volksvertreter diese Zustände zusammen, und Letztere suchen sie durch Anträge auf Verminderung der Abgaben zu versöhnen.

Liegt doch ein solches Balanciren von Kraft und Last, von zwei entgegengesetzten Elementen uns allen im täglichen Leben so nahe. — Es fragen wohl Kinder die Aeltern, woher es denn komme, daß die Marktwaaren gerade so und so viel, an dem einen Markttage mehr, an dem andern weniger kosten, ob die Landleute die Preise bestimmen oder die Stadtleute, und es wird wohl nicht allen Aeltern klar, wie das Verhältniß der Konkurrenz zwischen Verkäufern und Käufern die Preise bildet.

Landtage sind aber in gewissem Sinne Markttage, wo Einsicht, Klugheit, Klarheit, Entschiedenheit die Wagschale der Konkurrenz auf ihre Seite zu ziehen suchen.

Zwei Haupt-Momente stellen Staats-Kraft und Last ins Gleichgewicht: Sinn der Regierung und Volkssinn.

Jene muß, statt den Personalstand und das Sächliche zu erweitern, durch Vereinfachung sorgen, daß nur Zweckmäßiges vom Fleiße vollbracht werde, daß nirgend müßiger Glanz herrsche. Das fast Wichtigere ist, daß die haushälterische Emsigkeit des Volkes durch Aufmunterung und Nachhülfe in größter Nähe genährt werde.

Der Mann im Gartenhause.

Von Zeit zu Zeit besuche ich einen Sonderling in seinem abgelegenen Garten. Er bewohnt ein einstöckiges Haus und hat sich der Magie ergeben. Etwas astrologisch sieht es wenigstens bei ihm aus; alles ist mit mathematischen, astronomischen Instrumenten, Manuscripten und Büchern vollgepfropft, staubig, verworren, dunstig. Ein Doktor Faust, der aber kein Gretchen mehr sucht und finden wird, und der sein eigener Mephistopheles ist. — Sonst ein herzguter Mensch.

Er ist als Mathematiker zu stark in die Zahlen des Propheten Daniel und in die Offenbarung hineingerathen, und will unter Anderm den Eintritt des tausendjährigen Reiches ausrechnen.

Wenn ich den etwas abstrusen Mann, der mir Vieles zu gut hält, worüber er Andern die Thüre weisen würde, zugänglich finde, so gehe ich ihm zuweilen auf den Leib, und halte ihm vor, wie unbiblisch diese Ansichten, wie leer diese Bemühungen seyen.

Wie können Sie glauben, daß die heilige Schrift uns statt Wahrheiten und hoher Anschauungen — Räthsel aufgegeben, — daß sie die Ereigniſſe irgend einer Zukunft in myſtiſchen Zahlen verſteckt halte, — daß ſie, ſtatt durch die Kraft ihres Inhalts das Geſchick des Menſchengeſchlechts zu beſtimmen, zu leiten, zu reinigen, auf das Eintreten äußerer geſchichtlicher Phaenomene von ſo ſpezifiker Art in beſtimmtem Jahre hindeute?

Und welches Phänomen? wie ungeſchichtlich, wie außermenſchlich, wie unreligiös, wie unmöglich!

Eine tauſendjährige, abſolute Herrſchaft der Frommen!

Wie muß man, — nehmen Sie mirs, würdigſter Profeſſor! nicht übel — das Leben und Weben des Menſchengeſchlechts, die Miſchung der Guten und Böſen, oder, wenn Sie wollen, der Kinder des Lichts und der Finſterniß, die Erziehung der Einen durch die Andern, und ſo des ganzen Geſchlechts durch ſich ſelbſt, ja, wie muß man den Menſchen, der ſtets zugleich gut und böſe iſt und das Prinzip des Lichts und der Finſterniß in ſich beherbergt, mißverſtehen, wenn man dem Chiliasmus zugethan iſt?

Mir will es ſcheinen — fuhr ich fort, als er über meine Laienhaftigkeit mitleidig die Achſel zuckte — als ſey dieſe ganze abſtruſe Lehre eine Ausgeburt des Hochmuths der ſich für fromm Haltenden, die

einmal so recht im Ganzen und als eine äußerlich schaubare unermeßliche Gemeinde sich kund machen und zur Herrschaft kommen möchten.

Da sind mir denn die bessern Weltkinder lieber, die, ihrer Pflicht in der Welt, wie sie ist, und wohl bleiben wird, eingedenk, redlich das Ihrige schaffen, und an ihrem Theil nicht etwa einem bloß tausendjährigen Reiche der Auserwählten zum Durchbruch zu verhelfen, sondern dem ewigen Reiche der Wahrheit und des Rechts wo nicht den allgemeinen Sieg, doch um sie her möglichst Raum zu gewinnen trachten. —

Unser freundschaftlicher Streit endigte jedesmal, wie alle dergleichen Debatten; — Jeder von uns blieb bei seiner Meinung; er rechnete fort und ich ließ den lieben Gott waltend, wohl wissend, daß dergleichen Köpfe, wenn ihnen der Unerforschliche bei ihren Prophezeihungen so zu sagen aus der Hand geht, sogleich wieder ein Auskunftsmittel für ihre Schwärmereien finden.

Als Astronom mußte er von mir auch manches Paradoxe anhören. Sein Telescop war nicht, wie die physi- und musikalischen Instrumente der halben Welt, in Unordnung, sondern allerdings im besten Zustand, und reinlicher, als sein ganzer übriger Hausrath. Er behauptete, durch dasselbe werde ihm die Schöpfung größer. Ich verneinte es, und brachte vor, einem christlichen Gemüth sey die Welt

groß genug, und bei einem äußerlichen Hineinschauen in die räumliche Schöpfung sey auch ein Zuwachs von Sonnensystemen und Milchstraßen doch nur eine unendlich kleine Annäherung an die Größe der innerlich angeschauten religiösen Weltsphäre.

Der Astronom zeigte auf das Objektivglas seines Telescops und sagte: Dieses vier Zoll weite Glas müssen Sie sich als eine um ebensoviel erweiterte Pupille Ihres Auges denken. Welcher Zuwachs an Sehkraft! welche Zunahme an Vermögen des Hineinblicks in die Wunder der Allmacht!

Allerdings! — erwiederte ich; — doch gehört dazu das hineinblickende, kundige Auge eines Forschers, und ist nicht für kleine und große Kinder.

Aber die Resultate des Suchens und Findens? — fragte er.

Ebensowenig! — versetzte ich entschieden. — Die äußere, räumliche Natur ist freilich auch ein Weg, zum Höchsten zu gelangen, aber der längste. Mit dem erweiterten Blick, dem Zuwachs der Erscheinungen wächst auch die Anforderung an einen zusammenfassenden, ordnenden philosophischen Geist. Kindliche Seelen haben bei ihrer religiösen Weltanschauung innerlich und ohne Gefahr der imaginären Zerstreuung schon das System des Weltganzen.

Unser Zeitalter macht sich groß mit seiner populären Astronomie und gibt seinen Kindern das kompendiose Ganze der Sternkunde, das Weltkugeln-Wesen, als

ein niedliches Pater-Noster in die Hand. Es thut, was es nicht lassen kann. Die Erde wird zu einem Sonnenstäubchen, — was sind dann die Völker, die Menschenkinder? — Ein Milbenvolk!

Ist aber darum die Erde weniger unermeßlich? — waren die Alten darum weniger groß? und ist ein erhabener, ein heiliger Mensch darum kleiner, weil sein Wohnplatz anderthalb tausendmal kleiner ist, als der Jupiter? —

Ich wollte, man betriebe jede Wissenschaft niemals anders, als streng wissenschaftlich, und unsere kirchliche Lehre streng religiös, ohne störende Seitenblicke auf andere Szienzen. Der Geist des Mannes kann sich fixiren, isoliren, die Standpunkte wechseln; Kinder und Laien vermengen in ihrer Einbildungskraft Alles, und ihr kleiner Geist faßt auch das Unendliche in dem verjüngten Maßstab des Schulbuchs und Kinder-Atlasses. —

Der Astronom ließ mich gewähren und wies mir, als ich geendet, wunderliche Zeichen eines Buches. Kennen Sie das? — fragte er.

Es war eine Schrift über den Magnetismus. Es gehört — sagte ich — unter die vorgemerkte, aufgeschobene Lektüre, wie bei einem Beschäftigten so manches Interessante. Aber sonderbar! es ist mir nach dem, was ich früher in diesem Fache gelesen, und nach bekannten Beurtheilungen vorliegender Schrift, als werde ich das Meiste nicht in

mich aufnehmen können. So kann — ſagte ich mir ſchon vorläufig — ſo darf die Welt nicht ausſehen und beſchaffen ſeyn, in der ich leben, athmen, wirken und mich freuen ſoll! — Dieſen Spuck läugne ich a priori, bis ich ihn ſelbſt erlebe, was der Himmel verhüte. — Das ganze Ergebniß mag vielleicht für mich am Ende das ſeyn, daß ich meinen Begriff vom „Sehen" erweitern muß, ohne ihn jedoch auf ein Reich von Geſpenſtern und Poltergeiſtern zu erſtrecken.

Dagegen will ich mich nicht ſträuben; was aber tranſcendente Rapporte betrifft, ſo iſt mir in meinem ganzen Leben noch Nichts vorgekommen, was die geringſte Analogie damit gehabt hätte. Es gibt aber in unſerm Geiſt und Gemüth eine gewiſſe Ueberzeugung von der klaren Tiefe des Daſeyns, eine Garantie des Heimiſchen aller Lebensſphären, an denen alle Beſorgniſſe gewiſſer finſterer Unheimlichkeiten ſcheitern. —

Wir haben eben zweierlei Augen! — ſagte der Aſtrolog.

Die Parteien.

Mein Astrolog in seiner Garten-Einsamkeit war mir, während er mich mit seinen Mystizismen in's Blaue führte und mein Wesen zersplitterte, als Mathematiker viel lieber. Als solcher übte er eine sammelnde, beschwichtigende Gewalt über mich; und zum Glück wollte er die Schöpfung nicht zu einer gefrornen Mathematik oder geronnenen Musik machen.

Er las nur eine einzige Zeitung, eine politische Hausmannskost, und faßte das unendliche Treiben der Parteien ein wenig pedantisch an. Er entwarf mir eine Skala derselben, die ich zu geben suche, vielleicht durch einige Zuthat vermehrt.

Wenn man sich, — sagte er: — die politische Welt als einen Globus denkt, der von einer magnetisch sich polarisirenden Kraft durchdrungen ist, so verhält sich der Minuspol der politischen Tendenzen zurückstoßend gegen alles Neue, der Pluspol gegen alles Alte; in der Mitte der Achse ist die Indifferenzirung der Spannungen. Die Achsenlinie wäre demnach zu bezeichnen: Alt; Alt-Neu;

Neu; — oder: — Abſolut-Veraltet; relativ Neu; ſpezifiſch Neu.

Nun gibt es aber unglaublich wenige Welt- und Staatsbürger, die dieſe politiſche Achſe aus reinſter Ueberzeugung, aus wahrem Intereſſe an dem Weſen und der Entwicklung der öffentlichen Dinge darſtellen, während andererſeits nicht leicht ein denkender Menſch ohne Hinneigung zu dem einen oder andern Pol oder zur Mitte gefunden werden mag; wie wir denn ja die untergeordnetſten Naturen da oder dorthin gezogen ſehen.

Wir bringen uns aber das Gewirre der Parteiungen auf einen faßlichern Ausdruck, wenn wir uns ſagen, daß jeder thue, was er nicht laſſen kann; daß er alſo, je nachdem er nach ſeinem Geſammtweſen und Gemeinfühl vom Alten oder Neuen mehr oder weniger hofft oder fürchtet, ſich näher dem einen oder dem andern Pole ſtelle; daß die Theilnahme an politiſchen Dingen faſt allgemein, die Motive aber zum größten Theil nicht politiſcher Natur ſeyen, und die Stellung auf den Knoten der politiſchen Achſe mehr nur eine Andeutung des übrigen nicht politiſchen Weſens des Menſchen ſeyn dürfte.

Dieſen Maßſtab jedoch beim Einzelnen anzulegen, iſt ſehr bedenklich. Ueber den ſittlichen und geiſtigen Werth des Menſchen entſcheidet er nichts, denn es ſtehen die verſchiedenſten Subjekte auf der

gleichen Theilungslinie, und es könnte leicht ein Marquis Posa neben einem Marat zu stehen kommen, wo denn die Stellung des Einen das Werk des reinsten Antheils, der innigsten Ueberzeugung wäre, die des Andern aber in den verwerflichsten Nebenabsichten ihren Grund hätte.

Ich unterbrach den Mathematiker durch die Frage: Warum von ihm zu Bildung der politischen Reihe die allgemeine Bezeichnung „Alt und Neu", und nicht vielmehr die näher hintreffende: „Absolutismus und Liberalismus" gewählt, und die Achse etwa so abgetheilt worden: Absoluter Monarchismus, — verfassungsmäßiges Königthum, — Volksherrschaft.

Es sind — erwiederte er — diese Verhältnisse, obwohl geschichtlich begründet, doch nicht so constant, als jene; — denn obwohl bei Männern von Grundsätzen die Ueberzeugungen nicht leicht wechseln, und ihre Handlungsweise letztern gemäß ist, so sehen wir doch bei der großen Masse oft die eine Form in die entgegengesetzte umschlagen, wenn ihre Absichten bei solcher Umstülpung ihre Rechnung finden. Wir erleben in neuester Gegenwart, daß in einem Nachbarreiche Freunde vergangener Despotie und eventueller Volks-Souverainetät einander die Hände reichen — und Eitelkeit, Verlangen nach Einfluß, Ruhm, Beute ꝛc. bringen manche Gegensätze sich näher.

Wollen wir uns aber unter der einen Bezeichnung für jetzt und den Zeitumständen gemäß auch die andere denken, so sind wir durch nichts gehindert, und können die Parteien, abgesehen von dem Haufen der aus schlauer Absichtlichkeit und roher Selbstheit Beitretenden, noch ferner so charakterisiren.

Die Freunde des Veralteten und Alten haben einige Imagination, zehren an Erinnerung, halten den Besitz für ein starkes Recht, die Form für wesentlich, die Gewohnheit für löblich, die Ruhe für behaglich, das Beharrliche für ein großes Lebensgut, und die Ehrfurcht für unerläßlich.

Insofern nun wirklich einiger Sinn in diesen Begriffen ist, sind sie nicht ganz verwerflich.

Die Gemäßigten, die Freunde organischer Entwicklung, welche ein Verlassen des Veralteten, ein zeitgemäßes Umgestalten des Alten und einen sanften Uebergang zum Neuen wünschen, besitzen Verstand und Gemüth; sie haben Sinn und Takt für die Gegenwart, loben zweckmäßigen Erwerb; die Form ist ihnen eine Offenbarung des innern Wesens; sie lösen das Stockende der Gewohnheit und des Schleudrians durch frische Uebung und Gewöhnung, genießen die Ruhe nur durch Thätigkeit, und indem sie auf das Bleibende im Wechsel schauen, schonen sie auch die in zerfallenden Instituten noch fortlebende Würde.

Die zum Neuen Strebenden, die Exaltirten, haben Phantaſie, Enthuſiasmus, Temperament; ſie wenden ſich an die Zukunft, rechnen auf Gewinn, vernachläßigen, ja verachten die Form als hemmend, erfreuen ſich des Neuen nur im Gegenſatz eines Veralteten, opfern das Recht dem Rechten, nehmen ganze Maßregeln, finden die Mittel durch den Zweck geheiligt, wenigſtens entſchuldigt, lieben unter den Bewegungen beſonders Sprung, Stoß, Flug, erkennen kein Beharrendes an, ſondern einen ewigen Wechſel, zerſtören den Nimbus durch ein materielles Anfaſſen, entſtellen das Alte zur Karikatur, während ſie ihr poetiſches Vermögen idealiſirend an das Kommende wenden.

Dieß ſind, — ſagte ich: — wie Sie mir wohl zugeſtehen werden, nur mit breiten Pinſelſtrichen ſkizzirte Züge, durch welche die verſchiedenen Parteien ſchon aus der Ferne an ihrer Phyſiognomie im Ganzen kennbar gemacht werden mögen, während in der Nähe jede Faktion wieder mehrere Fraktionen unterſcheiden läßt, und Naturell, Welt- und Lebens-Anſicht, Ueberzeugung, konventionelle Stellung, beſondere Abſichten und allgemeine Zwecke in den politiſchen Glaubensbekenntniſſen die verſchiedenſten Nüancen und Mitteltinten bewirken, auch wohl Schlauheit und Tücke ein ganz anderes Reden und Benehmen vorkehren, als dasjenige wäre, welches der innern Stimme entſpräche.

Ueber die sogenannte „rechte Mitte" — die Partei der Gemäßigten — möchte ich aber noch einige Bemerkungen machen.

Mir kommt oft, wenn ich nach den charakteristischen Merkmalen der Hauptparteien unserer Zeit frage, als fände ich sie bei den Faktionen unserer kleinern Staaten nicht. Die Regierungen sind nicht absolut genug, der Adel, die Staatsbeamten nicht aristokratisch bis zur Starrheit, die Opposition mag oft nicht weit vom richtigen Ziele seyn, und, was sich so zur rechten Mitte zählen will, ist manchmal unentschieden, schweigsam, hin und her schwankend, lavirend, so daß die Entschlossenen mancherlei böse Sprichwörter auf sie anwenden.

Wo der Adel über seine Privilegien mit sich traktiren läßt, wo die Regierung sich durch freisinnige, unterrichtete Staatsbeamte selbst an die Spitze der Reformation, der Weiterentwicklung zeitgemäßer Institute stellt, wo selbst in der Opposition immer Mehrere die Unmöglichkeit einer Radikalreform einsehen und deßhalb nur noch defensiv fechten, sich verwahrend zugestehen, da ist eigentlich jede Stimme, die etwas zu Beherzigendes oder Zweckmäßiges angibt, komme sie von welcher Seite sie wolle, eine aus der „rechten Mitte", und so lassen sie sich auch wechselsweise vernehmen, wenigstens wo von positiven, praktischen Dingen die Rede ist.

Man kann — äußerte der Mathematiker — von Parteien eigentlich nur da reden, wo sie so recht im Original, in entschiedenem Contrast und in charakterischen Zügen auftreten.

Jede Partei hat etwas Absolutistisches in ihrem Wesen, ist ihrer Natur nach einseitig, störrisch, feindselig.

In großen Reichen, bei verwickelten, oft verzweiflungsvollen äußern und innern Verhältnissen haben nur wenige eine Zählung dessen, was die Gegenwart verlangt und zuläßt, Maß und Milde für die Zeit, genaues Abwägen, richtiges Balanciren. Es ist hier nicht um Extreme zu thun, um Einseitigkeiten, um ein spezifisch neues Leben. Ganze Maßregeln sind nur da anwendbar, wo die That durch die Nothwendigkeit geboten, der Erfolg gewiß ist.

Es spricht sich aber in den meisten civilisirten Staaten von Versöhnung entzweiter Interessen, vom Vereinen des unvereinbar Scheinenden, vom Beruhigen feindlicher Kräfte, von Fortbewegung zwischen bedingenden Schranken.

Die schroffen Partei-Enthusiasten lernen aber durch Jahre von Erfahrungen und Warnungen hindurch nichts, und setzen ihr monotones, stereotypes Geschrei fort.

Die sogenannte „rechte Mitte" ist hier aber, genau betrachtet, keine Partei, sondern eine Intel-

ligenz, keine politische Ansicht, sondern Einsicht in das Wesen der Sache, keine Meinung, sondern eine Thätigkeit, kein Treiben, sondern ein Lenken; sie ist keine starre Richtung des Sinnes, sondern eine Bogenlinie des Lebens, kein Streit, sondern eine Lösung, keine Absicht, sondern ein Zweck, keine Extravaganz, sondern eine leise Fühlung des Moments.

Die rechte Mitte stellt sich in größern Reichen reiner in einem klugen, weisen, sittlichen und entschiedenen Staatsmanne, Staatslenker, als in seinem Anhange dar.

Die sogenannte rechte Mitte, die oft weder kalt noch warm ist, und von rechts und links angefeindet wird, steht hindernd zwischen beiden Seiten. Die wahre rechte Mitte muß fördernd über beiden stehen, weil sich zwei feindliche Theile, von denen es keiner gewinnen soll, nur durch eine höhere Rücksicht, eine imponirende Geistesgewalt versöhnen lassen.

Die wahre Politik ist keine Spekulation, sie ist ein Handeln. Bei einem großen Minister, wie bei einem hohen Gesandten, Helden, Fürsten, ist's nicht darum zu thun, daß er Vieles weiß und im Auge hat, Manches meisterhaft versteht, welches die Vorzüge von Parteihäuptern seyn können; — sondern daß er in seiner Sphäre Alles weiß, überschaut, beherrscht.

Wesentliche Lücken können hier zu gefährlichen Einseitigkeiten, geistreichen Mißgriffen führen, weil sie gewöhnlich von einer gewissen Störrigkeit des Charakters begleitet sind.

Des möglichen Guten und Schlimmen, des problematisch Klugen und Thörichten ist im öffentlichen Leben Legion; das relativ Beste und Zweckmäßigste ist aber stets nur Eines, und dieses zu finden, ist jedesmal die Sache Weniger.

Ein Volksvertreter kann also sich nicht durch sein politisches Glaubensbekenntniß zur rechten Mitte vorherbestimmen, ohne damit zugleich sagen zu wollen: Ich bin ein Staats-Genie und treffe den Nothnagel stets auf den Kopf!

In kleinern Staaten läßt sich die rechte Mitte nicht als compakte Partie denken. Es sind zerstreute Einsichten in praktische Verhältnisse, die sich im Allgemeinen an der Anerkennung des bestehenden Guten, an dem gefühlten Bedürfniß des Fortschrittes in zeit- und sachgemäßen Entwicklungen erkennen, die aber ihre Ueberzeugung sich für jeden besondern Fall frei und offen behalten, während die Ultras beider Extreme schon prädeterminirt bei jeder Sache ihre Stellung „für" oder „gegen" nehmen. Bei uns kann und soll die Stimme der „rechten Mitte" jedesmal erst aus dem Ideen- und Ansichten-Verkehr, der durch die Anträge, die Berichte der Commissionen, die öffentlichen Stimmen, die Debatten

und andere Läuterungs-Prozesse entsteht, hervorgehen. Ihr Leitfaden soll der Lebensfaden der Nation seyn. —

Der Mathematikus nickte beifällig, obwohl vielleicht nur dem Klange meiner Worte, indem er, während ich sprach, an das gedacht haben mochte, was er sagen wollte.

Die grell contrastirenden Partei-Farben — bemerkte er: — sehen wir in größern, mit sich im Innersten entzweiten, von fortgeerbten lästigen Instituten gedrückten, in mittelalterliche Düsterheit und moderne Aufhellung getheilten, über verjährten Besitz und natürlichen Anspruch prozessirenden, über die Prinzipien und Lebensfragen: „Krone oder Mütze?" — sich streitenden Reichen.

Indem nun hier die „rechte Mitte" bloß in rechter Einsicht dessen, was Noth thut im Sturm und Drang, mithin in einem das ganze Getrieb überschauenden, politisch-praktischen Sinn und Takt bestehen kann, so ist derjenige Mann, der sie repräsentiren soll, nicht eigentlich ein Mittler zwischen der Partei, die nichts geschehen, sondern es beim Alten lassen will, und der andern, welche ein Unthunliches verlangt. Es ist überhaupt kein Durchschnitt des Beharrens und des Umwendens, des Stillstandes und des Sprunges, des absoluten Königthums und der Republik denkbar. Das, was nach Erforderniß der politischen Umstände geschehen

kann und soll, ist ein von diesen Beiden ganz verschiedenes Höheres und meist ein Solches, was diese nicht wollen; es ist das Rechte, aber ohne Dank und Lohn von Beiden.

Da, wo nun die Entzweiung zu entschieden, das Zerwürfniß weltgeschichtlich ist, da weiß nur ein großer Charakter die rechte Mitte zu halten. Bei einer durch des Himmels Ungestüm zersprengten, oder durch frühere schlechte Huth verhetzten Volksheerde können wir uns den Völker-Hirtenstab, der die Pflegbefohlenen in rechter mittlerer Bahn leiten soll, nicht wohl als einen sanft gewundenen Krummstab denken, sondern als einen solchen, wie ihn tüchtige Hirten führen, die mit dessen Wurfschaufel die an fetten Rainen zurückbleibenden Schafe mahnend bewerfen, mit dem Hacken aber den störrig verschießenden Schafböcken hemmend in den Pelz fahren.

Das Gleichniß machte mich lachen. Möchten wir — sagte ich — in unsern kleinen öffentlichen Angelegenheiten kein solches in unversöhnlich scheinendem Streit liegendes Volk nachahmen. Ein fortgesetzter Hader ruft am Ende stets einen Gewaltigen hervor, dessen schlichtender Scepter dann der bessern Wucht wegen mit Blei ausgegossen ist.

Verdrießlich ist in Zeiten der Parteiungen, daß Alles darnach gemessen wird, ob es nach Absolutismus, Aristokratismus rieche, oder der Liberalität

und Volksthümlichkeit die Ehre gebe, als könnte nichts neben oder über dieser Alternative bestehen.

„Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns.“ Dieses barsche Wort verfolgt uns selbst in die friedlich-geselligen Zirkel. Am Ende wird sich selbst der liebe Herr Gott über seine politischen Gesinnungen erklären sollen. Nun ich denke, man könne, ohne ihn zu lästern, sagen, er sey der liberalste Absolute oder der absoluteste Liberale.

Das politische Räthsel — sagte der Mathematikus — ist nur auf staatswirthschaftlichem Wege zu lösen, denn auch die massivste Macht steht im Grund auf dieser Basis. Da aber die Wissenschaft der großen National-Oekonomie die allerschwerste, zugleich spekulativste und angewandteste, Algebra und Rechnung in benannten Zahlen, Calcul und Wirthschaftsbuchführung ist, so darf Niemand Wunder nehmen, daß, während die größten Staats-Mathematiker über die verwickelten Aufgaben der Zeit in Verlegenheit sind und sich in Gleichungen abmühen, die kleinen politischen Rechenmeister unendlich viel falsche Ansätze machen und ganze Ballen mit Exempeln vollschmieren, deren keines ein richtiges Fazit gibt.

Wie konnte nur — dachte ich — wer so klug spricht, an das tausendjährige Reich glauben?

Ueber Volks-Verſammlungen.

Zwei abgeſchiedene große Geiſter haben ſich über das Anſchauen des Hohen, deſſen Ausbildung und Darſtellung ſie zum Geſchäft ihres Lebens machten, auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe ausgedrückt.

Schiller nannte es im Sinne des neuern dualiſtiſchen Zeitalters einen Zurücktritt aus der bedingten Wirklichkeit, ein Hinabſteigen in ſeine innere Welt, eine Flucht aus dem engen dumpfen Leben in das Reich der Ideale.

Göthe konnte im Geiſte der alten Zeit die innere Welt nur für ein Abbild der Größen des wirklichen Lebens, die Kunſt nur für einen Reflektor des Daſeyns nehmen und ihm mußte die Geſchichte des Menſchengeſchlechts als eine Darſtellung des Göttlichen im Menſchen auch äußerlich gelten.

Wie nun aber ein Gebildeter die Erſcheinungen des Lebens auch auffaſſen mag, ob mehr von der ſubjektiven Seite, gleich Jenem, oder von der objektiven, gleich Dieſem, ſo müſſen wir doch Alle zugeben, daß dem innerlich Hohen ein äußerliches entſprechen müſſe, daß alles Wirkſame, Schaffende,

Einflußreiche auch in Zeit und Raum ſich auszubreiten ſuche, daß alle reine Bewegungen des Innern es auf das Wohl der Welt abſehen.

Iſt ja das Daſeyn im Ganzen, als Ausfluß der Gottheit, ebenſo in gleichem Grad ein Innerliches, ein Reich der Geiſter, der beſeelten Weſen, als eine äußere, räumlich-zeitliche Schöpfung.

So nun iſt es auch mit einzelnen Lebens-Erſcheinungen. Wenn alſo auch das Große, das Erhabene nicht eigentlich im Raum, in der Ausdehnung und Menge wohnt, ſo helfen doch Letztere ſehr oft, jenes zur Erſcheinung zu bringen.

Im Kreiſe des Menſchlichen gehört der Anblick einer zum ernſten, oder wohl auch zum heitern Zweck verſammelten Menge, eines Volkstheils, der dem ſinnigen Beſchauer und ſich ſelbſt das geſammte Volk repräſentiren kann, zu den erhebendſten Erſcheinungen des Lebens.

Nach Jean Paul und Stephan Schütze iſt zwar der Pluralis näher dem Komiſchen und Lächerlichen, als der Singularis. Dieß iſt aber nur der Fall, wenn die erſcheinende Vielheit unbewußt unter einer gewiſſen unſchädlichen Nöthigung ſteht, die mit ihrer Willensfreiheit ein loſes Spiel treibt.

So können Prozeſſionen leicht komiſch werden, weil der Anblick des Zwanges, das Vorüberziehen der verſchiedenen in ihre Körper- und Kleider-Hülle gleichſam genöthigten Perſonnagen unſere Lachluſt

kitzelt. Man sieht oft sogar Leidtragen-Sollende über sich selbst lachen.

Aber wo wir eine große Versammlung mit Freiheit zum würdigen Zwecke vereint sehen, da erfüllt uns das Gefühl verstärkten, erhobenen Menschenthums.

o

Der Mensch verlangt nach Geselligkeit, nach sichtbarem Antheil; er glaubt nicht an verbreitete, an allgemeine Theilnahme, wenn er nicht eine schaubare Versammlung davon erfüllt sieht.

So hat der in einem unsichtbaren Bund intelligenter Geister Lebende in allen Stunden der Abspannung oder des Zweifels an dem lebendigen Fortbestande des Reiches der Wahrheit und des Lichtes zu beklagen, daß kein in der Gegenwart sinnlich wahrnehmbarer Verein den Glauben an dieses Reich aufrecht erhält und seine Theilnehmer zu weiterm Ringen und Forschen ermuntert.

Ist irgend eine neue Erscheinung im Kreise der Kunst, des religiösen, des öffentlichen oder bürgerlichen Lebens, welche die Gegenwart beschäftigt, so will der Mensch seiner Anregung nicht für sich allein, sondern unter einem möglichst zahlreichen Publikum in verstärktem Maße sich bewußt werden.

Wenn Manches im Leben, in der Stille des Gemüths, in der Einsamkeit, in der Einbildungskraft genossen, dem Gemüth am reinsten zu Theil

wird, ſo verlangt wieder Anderes ſeinen Reſonnanz in einer Verſammlung, ſeine Wiederſpieglung von Auge zu Auge, von Gemüth zu Gemüth.

Es würde zu weit führen, wenn man mehr thun, als an die Erhebungen bloß erinnern wollte, welche unſerer Kunſtliebe, unſerer Andacht, unſerer Dankbarkeit und Ehrfurcht, unſerer überſtrömenden Zuneigung durch Löſung und Befriedigung ihres tiefen Bedürfniſſes in einer durch gleichen Drang vereinigten Menge zufließen.

Schon im gewöhnlichen geſelligen Leben tritt man in jeden Kreis mit der angenehmen Erwartung, im Verlauf der Stunden durch Wechſelberührung der einzelnen Anweſenden zum Genuß der Geſellſchaft im Ganzen zu gelangen, ſein eigenes Weſen ihrem ernſten oder heitern Geiſte gemäß zu erweitern.

Habe nun aber der zur Geſelligkeit, zu Vereinen geborene Menſch das Fehlſchlagen ſolcher Hoffnungen in allen Sphären des Lebens oft und viel zu bedauern, ſtets wird er wieder dem ſüßen Zuge nachgeben, dem Bedürfniſſe gemeinſamer Erhebung folgen, dem Gefühl einer Garantie ſeines individuellen Denkens und Benehmens durch die Uebereinſtimmung mit vielen andern vernünftigen Menſchen ſich hingeben. Was wollen wir noch weiter Zeugniß über dieſes Bedürfniß! Können wir uns

ja das ewige Leben nur als eine Verſammlung der himmliſchen Heerſchaaren vorſtellen.

*

Wenn es ſich von öffentlichen Verhältniſſen, von Sachen der Kirche, des Staates, der Verwaltung handelt, — ſollte hier, wo es um die wichtigſten, heiligſten Rechte, Befugniſſe und Pflichten zu thun iſt, das Volk ſich nicht gemeinſam zu beſprechen, zu berathen, ſeine Meinung oder Meinungen auszuſprechen, ſeine Anſichten und Wünſche in ein öffentliches Protokoll zur Mittheilung an den nicht verſammelt geweſenen Theil, zur Uebergabe an die Regierung aufgenommen zu ſehen wünſchen?

Das tägliche, geſellige Bearbeiten der konſtitutionellen Intereſſen, an welchen in unſern Tagen jeder halbwegs Gebildete, ja ſelbſt der Ungebildete, nach Temperament und Faſſungskraft, Antheil nimmt und es vorzugsweiſe zum Gegenſtand der Unterhaltung macht, weil ſich in ihnen die Geſchichte ſeiner Zeit ſich entwickelt und er überdieß noch ſein eigenſtes, engſtes Leben und Weben davon mehr oder weniger berührt ſieht, — ſollte es nicht in einer großen Verſammlung einen höhern, verſtärkten Ausdruck erhalten?

Wo könnte — fragt man — das Volk in ſeiner Majeſtät, aus welcher doch, wenigſtens der Idee nach, alle Gewalten ſtammen, ſo daß ſie nur als

an die Hochbetrauten übertragen erscheinen, am hellsten und leuchtendsten sich klar, am herrlichsten sich derselben bewußt werden, als da, wo es sich in einer unendlichen, belebt wogenden Masse selbst beschaut, in viel Tausend Stimmen, im Donner eines hehren Unisono sich selbst vernimmt?

*

Wo ein junges, lebensfrisches, zu Gesetz und Ordnung reifendes Volk auf neuen oder erweiterten Wohnsitzen seine Altäre baut, einen Thron gründet, an die Mächtigsten seine Scepter und Stäbe, an die Weisesten heilige Würden vergibt; wo die Gegenstände der Berathung einfach, faßlich sind, die Verhältnisse dem schlichten Sinne zu Tage liegen, da sind Volksversammlungen, Maifelder, Märzfelder ꝛc. geschichtlich hergebracht und zweckgemäß.

In kleinen, ächt-demokratischen Staaten kann bei der Tagsatzung das ganze versammelte Volk, sich seiner Souverainetät sinnlich anschaubar bewußt, in seiner Thätigkeit sich kund werden.

Gewöhnlich sind solche Versammlungen durch den Kampf der individuellen mit den gemeinsamen Interessen sehr stürmisch.

In England, einem Reiche, das die schroffsten Gegensätze des öffentlichen und Privatlebens in sich trägt, wo der Gesetzes-Buchstabe tödtet, und, wäh-

rend die Form eine tyranniſche Gewalt übt, in den fortgeerbten Inſtituten das Gemüth des im Beſitze Lebenden ſich den natürlichen Forderungen entwöhnt und gegen die wachſende Ungeſtalt der Lebensverhältniſſe in kaltem Egoismus verhärtet; hier werden die geſetzlich ſanktionirten Mißbräuche, die Verhöhnungen der Vernunft und geſunden Natur endlich ſo ſchreiend, daß zu Abwendung derſelben, namentlich zu Herſtellung einer den im Verlauf der Zeit ganz veränderten Verhältniſſen gemäßern Verfaſſung, Repräſention ꝛc., politiſche Vereine eine Art Gegenmacht zu bilden verſuchen, und das Volk, von rührigen Sprechern an- und aufgeregt, ſich da und dort in großer Zahl verſammelt, um Letztere über ſeine neueſten Anliegen in lauter Rede zu vernehmen, ſich Rath ertheilen zu laſſen und durch Addreſſen mit einer Unzahl von Unterſchriften der Regierung mit ſeinen dargelegten Wünſchen zu imponiren.

Das Geſetz, das jeden Engländer zu einer freien, gewiſſermaßen unantaſtbaren Perſon macht, das herkömmlich ungeſtörte Bewegen der Volksmaſſen, die Scheu der Regierung, einer Nation, die unter furchtbar ariſtokratiſchen Mißgeſtaltungen leiden muß, das demokratiſche Prinzip zu verkümmern, die Theilnahme des Volks an allen öffentlichen Verhandlungen, das Intereſſe deſſelben bei den Wahlen ſeiner Vertreter und an dem Charakter

und parlamentarischen Wirken derselben, seine Freiheit und sein Druck, seine privative Schweigsamkeit, seine Bildung zum öffentlichen Reden — diese Momente sind es, die zu Volksversammlungen führen.

Es ist aber bekannt, daß dieses Volk eine solche angestammte Achtung vor Gesetz und Obrigkeit hat, daß eine kleine Schaar wehrloser Constabler die brausende Menge in Zaum zu halten weiß. Gleichwohl findet sich die englische Regierung oft veranlaßt, gegen politische Vereine und Versammlungen verbietend einzuschreiten.

*

In absolut monarchischen Staaten sind Volksversammlungen für politisch-bürgerliche Absichten verboten, weil das Volk nur regiert wird, nicht aber regieren hilft und helfen soll; aber auch in den meisten konstitutionellen Staaten sind politische Vereine, Volksversammlungen, die nicht die Feier der Verfassung oder verfassungsmäßiger Gegenstände zum Zweck haben, bei denen es vielmehr auf Besprechung, Berathung, öffentliche Reden abgesehen ist, untersagt.

Man könnte fragen, ob das Volk hiedurch nicht in seinem konstitutionellen Leben verkürzt, in seinem Mündigwerden verkümmert sey.

Die Doktrinellen antworten: Das Volk hat die

mehr oder weniger freie Presse, es hat die freie Wahl seiner Vertreter, es hat den freien Gedankenverkehr auf geselligem Wege, es hat, über politisches Leben und seine Erscheinungen sich zu belehren, die nämlichen Hülfsmittel und Gelegenheiten, die ihm für seine Wißbegierde in andern Sphären der Natur, des Menschenthums und der höhern Angelegenheiten zu Gebote stehen.

Und wie dieß nun einerseits den Aufnehmenden, Lernenden gilt, so findet es auch andererseits auf die Schaffenden, Lehrenden seine Anwendung, denen auf verschiedenen gesetzlichen Wegen Gelegenheit gegeben ist, politische Ideen zu produziren und ins Publikum zu bringen.

o

Ein Bedenken regt sich hiebei. Das Leben des Menschen ist eine Schule, sein Reifen zur Erkenntniß in politischen Dingen ist nur eine Fortsetzung seiner Jugend-Lehrzeit.

Es ist aber außer Zweifel, daß im gemeinsamen, öffentlichen Lernen der Schule viel Vorschub thuendes liegt. Das bekannte Lob der „viva vox" ist nicht ein leeres. An den lebendigen Vortrag heftet sich eine Menge mnemonischer Mittel, eindringlicher Behelfe.

Wäre es anders, so könnte sich der Studirende den kostspieligen Besuch der Hochschule ersparen, und zu Hause sich an akademischen Heften weiden.

Und wie stünde es um unsere religiöse Erhebung, wenn sich Jeder an seine Hauspostille hielte? Könnte er — möchte ein Mephistopheles fragen — sich's nicht etwa mit der Sonntagsfeier noch leichter machen, und durch kursorisches Lesen sich ein Viertel- oder halbes Jährchen avanciren?

Er wäre dann in den erübrigten Sonntagen ganz sein eigener Herr. —

Sollte aber die politische Aufklärung nicht eben so gut einer Schule bedürfen, als die eigentlich wissenschaftliche? Sollte die Erhöhung des bürgerlich konstitutionellen Gefühls nicht auch eine Art von Kultus zulassen, wie es bei den religiösen Empfindungen der Fall ist?

Wir wollen später eine Antwort auf diese Fragen suchen.

*

Wir bemühen uns um das Wesen der „Volksversammlungen", und sollten zuerst fragen: Was heißt „Volk"?

In Zeiten, wo ein besonderer Accent auf dieses Wort gelegt wird, braucht jede Partei dasselbe in dem ihr nach Umständen am besten zusagenden und dienlichen Sinne.

Jetzt ist vielleicht das „Volk" in der Totalität seiner Idee gemeint, da wäre dann z. B. „Deutschheit" ein Wesen, das durch alle Zeitgeschichte

webet, aber sich nie rein fixirt und dargestellt hat, kurz, das Ideal unsers National-Charakters.

Dann meint man wieder die historisch statistische Erscheinung; — dann vielleicht die politische Volks-Majestät nach staatsrechtlichem Begriffe; — dann etwa den Bürger- und Bauernstand gegenüber von den mehr aristokratischen und privilegirten Ständen, den Honoratioren ꝛc. — dann die Volksstimme, die aus der wirklichen Stimmung laut wird; — für solche schwärzen sich aber nicht selten die Stimmen ein, die vorlaut den Ton angeben, wo öffentliche Verhältnisse zur Sprache kommen.

Nicht selten nennt die Partei der Bewegung sich selbst das „Volk" mit Ignorirung der andern Parteien.

Wo man der Regierung aufpaßt, da heißt alles „Volk", was sich regieren lassen soll.

Wenn eine gewisse Partei sich einer Masse zum Vorschieben bedient, so meint sie unter „Volk" den wilden Pöbel.

Manchmal besteht aber auch das sogenannte „Volk" aus weiter Niemand, als aus den Volksmännern und ihrem Anhange.

Am seltensten wird wohl bei Nennung des „Volks" auf das ächte „Volk im Volke" hingewiesen; auf die Summe der Hellen, Einsichtigen, Wissenden, in allgemeinen und besondern Dingen Erfahrenen, mit allem Reinmenschlichen und Nationellen Vertrau-

ten, das Gemüth und die Intelligenz der Nation ungetrübt und ungeschwächt Darstellenden, der Biedermänner und Frauen aller Stände.

Wer nun in jedem einzelnen Falle das „Volk" sey, ist wohl zu beachten.

*

Das Volk — nicht der Pöbel — will nach dem alten Sprichwort: Brod und Spiele; es will Feste. Selbst der gebildetere Theil hat nicht genug an den Erhebungen der Phantasie durch die religiösen, historischen und poetischen Höhen; — auch er, und noch mehr der ungebildetere Theil, will das Jahr, in Fest-Epochen getheilt, und die glänzenden Tage, selbst in Erwartung, Erfüllung und Erinnerung feiern.

Aber ein Volksfest blickt seiner Natur nach rückwärts, wie das religiöse. Es feiert ein Andenken, den jährlichen Fortschritt eines fröhlichen Beginnes, und ermuntert zu sorgsamer, stiller Weiterbildung.

Eine Volksversammlung sieht aber in die Zukunft; sie hofft, erwartet, und wünscht zu handeln.

Die Anordner von Volksversammlungen sehen mitleidig auf die Behörden, welche Volksfeste veranstalten. Lasset aber eine Volksversammlung sich

zehnmal wiederholen, und sehet, wie der Enthusiasmus schwindet!

Es mag seyn, daß Volksfeste nicht immer ihrer Idee entsprechen; es ist aber naturgemäß, daß der sinnlich genießende Mensch ungenügsamer ist, als der phantastisch erregte, und daß leichter in einer Volksversammlung Einheit der Theilnahme herrscht als bei einem Volksfeste.

Wer wollte das Großartige, das Rührende einer Volksversammlung läugnen? Kaum möchte es dem Anwesenden, dessen Ansichten auch weit von den An- und Absichten der Anordner und Sprecher verschieden wären, gelingen, den hehern Eindruck der erwartungsvoll zuströmenden Schaaren, der versammelt harrenden Masse, die sichtbare große Wirkung einer enthusiastischen Rede auf viele tausend sie in sich bewegende Gemüther, der donnernden Antwort des Beifalls, und andere großartige Erscheinungen, im Gegensatz mit dem kaum faßlichen Getheil der einzelnen bezeichnenden Scenen — bei sich durch verneinende, absprechende, satirische oder hämische Bemerkungen zu stören.

Wer einmal da ist, der hat die Pflicht, die Erscheinung in ihrer Ganzheit und Tiefe aufzunehmen, sey nun diese von heiterm, ernstem oder gar von betrübendem, verletzendem Charakter.

Wo der Mensch in einer Vielheit, die man ein Unendliches nennen kann, auftritt, da rührt sein

Anblick; nur wo er als eine in Wuth gerathene Masse in wilder Bestialität einherrast, da fliehen wir von Entsetzen erfüllt.

Der Eindruck einer Volksversammlung lebt dem Verfasser aus seiner Jugend wieder auf; und wenn das Volk das Bedürfniß der Selbstbeschauung und Selbstvernehmung hat, und dieses nicht auf bedenklichem Wege befriedigen soll, so wäre vielleicht zu wünschen, daß Versammlungen jener gesetzlichen Art nicht abgegangen seyn möchten.

Es war der sich jährlich wiederholende Tag, wo der neu ins Amt tretende Bürgermeister den auf geräumigem Platze in anständigem Kostüm versammelten Zünften der Bürgerschaft den Eid der Treue in die Hände des abgetretenen Vorstandes der Gemeinde ablegte, und den ihrigen annahm.

Der ihm nachgesprochene Schwur klang tief, dumpf, schaurig ergreifend, wie man sich den Ton der Meeresbrandung einbilden mag.

Sprach sich's in jenen Tagen und bei dieser Versammlung auch nicht von dem Wohl Deutschlands, so hatte doch der Bestand des Gemeinwesens ein faßliches Verhältniß zu der Versammlung; — doch waren auch in jenem schon Elemente rege, die als Vorboten jener politischen Cholera erkannt wurden, welche nicht lange darauf allen civilisirten Staaten mehr oder weniger zu schaffen machte.

Wenn das Volk öffentliche Akte, Feste, Versammlungen, Reden, Aufklärung in dem täglich auf daſſelbe andringenden politiſchen Intereſſen, Hellſehen in den verwickelten, laſtenden bürgerlichen Zuſtänden verlangt, ſo iſt das naturgemäß.

Es iſt aber damit nicht anders, als wie mit vielen andern poetiſchen Wünſchen, die nach Erfüllung ſeufzen.

Und wenn die ſich ſo nennenden Volksfreunde gern ihrer Einſichten, ihrer Staatsweisheit, ihres Mittheilungs-Eifers loswerden und des Glückes der Anerkennung ihrer Redner-Gabe, des lautſchallenden Beifalls und einer öffentlichen Huldigung, welche in unſern Tagen den gekrönten Häuptern, den guten Regenten kaum mehr gezollt wird, theilhaftig werden möchten, ſo denkt man auch nur an menſchliche Regungen.

Ebenſo wünſcht alle Welt Reichthum, Ehre, Einfluß, Geſundheit, Gedeihen, Höherſteigen, Macht, Freiheit, Verbündung der Gleichgeſinnten, Sieg der liebſten Ideen, und was alles noch zum politiſch-bürgerlichen Himmel auf Erden gehören mag.

Der Beſcheidenſte wünſcht Einſichten, Erfahrungen, Weisheit.

Der Menſch begreift oft nicht, warum das Schickſal oder die Macht der beſtehenden Verhältniſſe ſolche ſchöne Erdendinge nicht realiſiren laſſen will.

Wir wollen an einige Bedenklichkeiten erinnern, die hiebei eintreten.

Eine Volksversammlung entsteht nicht durch das individuelle Zusammenstreben von Tausenden, sondern durch Veranstaltung der Volksfreunde, Volksleiter, Bearbeiter, Demagogen.

Sie übt eine Anziehungskraft aus, wie jede Masse, und weil Viele kommen, so strömen noch weit mehr herbei; dieß nimmt in Wechselwirkung zu.

Die Menschen sind lernbegierig; aber noch mehr neugierig als jenes, noch mehr einseitig und beschränkt, als neugierig, und noch mehr ungeduldig und zerstreut, als einseitig. — So sehen wir die Menge versammelt und harrend.

Eine solche Versammlung bearbeitet nun unter Anleitung ihres Redners entweder einen einzigen, vorliegenden, dringenden, drückenden Gegenstand, wie wir in England dergleichen in allen politisch-bürgerlichen Entwicklungs-Stadien sehen, — oder sie will ihr öffentliches Leben überhaupt, namentlich von der Seite der neuesten Interessen, der Regungen der Gegenwart her selbst besprechen und rhetorisch besprochen hören.

Im erstern Falle könnte man fragen: Soll die Versammlung eine Majorität im Volke zur Erscheinung bringen?

Wer zur Versammlung kommt, weiß gewöhnlich schon, was besprochen werden soll, ja auch, auf welche Seite hin sich die Ansicht des Volksredners und der Versammlung neigt. Er kommt der Bestätigung seiner eigenen Ansicht, der Krönung seines Wunsches wegen, und nicht etwa, um mit einer Minorität etwas Beschränkendes, entgegengesetztes oder zwei Parteien Versöhnendes vorzubringen.

Es erscheint also und tritt auf — die Partei.

Wer zählt aber die Häupter, wer wiegt die Intelligenz der Nichtkommenden? Eine sogenannte Majorität von 10,000 rufenden Männern deutet auf eine eigentliche Mehrheit von 100,000, ja von einer oder mehreren Millionen schweigender Männer, die vielleicht zum größten Theil anderer Meinung sind.

Wir sehen hinweg von den ebenfalls wesentlichen Bestandtheilen des Volks, die mitleben, tragen, und in das politisch-bürgerliche Leben, in das ökonomische und geistig-sittliche Wesen der Nation breit und tief verwachsen sind, von den Alten, den Frauen, der reifern Jugend, und wollen nicht daran erinnern, daß manche ruhige Familie weit mehr Einsicht hat, als ihr exaltirter Vorstand.

Was wollen nun die Volksführer mit der Versammlung, bei gemeinsamer Besprechung einer wichtigen, dringenden Angelegenheit?

Mit ihr der nicht versammelten Nation, und besonders der Regierung, als mit einer unendlichen, gewaltigen, zu fürchtenden Masse imponiren?

Wo ist einer solchen Erscheinung, eines solchen Einschreitens, als eines gesetzlich erlaubten oder geduldeten Akts, in den Staatsformen gedacht? Wie verhält er sich zu Ordnung und Achtung für's Gesetz? Kann irgend eine hemmend oder treibend, drohend, einschüchternd auftretende Macht die zweckmäßige Entwicklung der öffentlichen Dinge etwas anderes, als — stören?

Im andern Falle, wo die Versammlung unter dem Aushängschild eines Volksfestes sich über Interessen des Vaterlandes, der politischen Zeitläufe überhaupt durch das rhetorische Vehikel ihrer Redner abhören will, erscheint wieder — oder spricht und handelt wenigstens nur — die Partei der Bewegung.

An das Prädikat „Majorität, Organ des Zeitgeistes, der Volksstimme, der öffentlichen Meinung ꝛc." hat sie demnach keinen grösern Anspruch, als jene von einem bestimmten Gegenstand erfüllte Volksversammlung.

Es ist ein Zusammenfluß von Menschen des verschiedensten Wesens, von den verschiedensten Neigungen und Absichten getrieben, eine Masse, die, so zusammengesetzt, daß die Einheit der Bewegungs-Tendenz trüb durch sie hindurchscheint, gar kein

wahrnehmbares und wägbares Verhältniß zur Nation, zu den eigentlichen Trägern der Intelligenz und öffentlichen Meinung, zu den im besten Sinn aktiven Staatsbürgern hat; eine Menge, die, was sie als numeräre, zur Einheit erhobene Größe zu gewinnen scheint, als demagogisch bearbeitet, sich selbst zur Einseitigkeit terrorisirend, wieder verliert; ein Publikum, das als ein der Dinge, die da kommen sollen, harrendes, als ein aufnehmendes, leidendes, das Gemüth des freisinnigen Beschauers mit Rührung, als stimmgebend-handelndes, für die Zukunft beschließendes aber nur mit Wehmuth, mit Entsetzen erfüllen kann.

*

Wollen wir das so leicht mißverstandene Wort „Volkssouverainität" noch einmal gebrauchen, so kann eine solche in organisirten Staaten nun und nimmer in unorganischer Form mehr zur Erscheinung kommen. Die Majestät des Volks ist von nun an nur an ihm, gegenüber von den Gewalten, denen es sich vertraut hat, schaubar. Wo es ohne oder gegen diese in wilder Selbstheit oder in beharrlichem Entschluß des Widerstrebens auftritt, da — erweckt es Grauen.

Das „Volk" ist nicht bloß eine Menge, Masse, eine Summe von Köpfen, Seelen, sondern eine organische Ganzheit, denn jeder Einzelne ist ein irgendwo und wie zählender, wirkender,

geltender Theil des Ganzen. So sind die Regierungsgewalten und Formen organisch eingerichtet, so die Verfassung, die Volksvertretung.

Eine „Volksversammlung" ist aber eine zufällig zusammengeflossene Menge; sie mag auch noch so sehr von vorherbestimmten Gefühlen und Ansichten erfüllt seyn, ihre Aeußerungen sind zufällig und willkührlich.

Das gedruckte Wort unterstellt sich den Gesetzen, es beachtet die Normen der Oeffentlichkeit, der Literatur.

Das Wort der freien, geselligen Mittheilung ruft Gegenworte auf, mancherlei Ansichten machen sich geltend; selbst die Wortführer des Klubbs stehen unter den Gesetzen des gesellschaftlichen Ideen-Verkehrs.

Die Rede des Volksführers ist absolut, durchherrschend, nicht kontrolirt, nicht verantwortlich, schrankenlos. Darf er einmal reden, so erkennt er kein Maß an, als das seiner freien Willkühr.

•

Erhebend ist's, zu einer dichtgeschaarten, gespannten Versammlung zu reden, ein tausendfaches Denken und Fühlen als einen unendlichen Stralenschweif mit seiner elektrischen Spitze auf sein bewegtes Herz zu leiten, zehntausend Blicke, wie süß verwundende Pfeile, auf seine Person gerichtet zu sehen, das Hochgefühl des allgeliebten und bewun-

derten Künstlers und des hochgefeierten Kanzelredners mit Stolz in sich vereint zu genießen. Aber um welchen Preis wird diese Huldigung gewöhnlich und naturgemäß erkauft?

Der Künstler stellt das Schöne dar, dessen Grundlage das Maß, die Ordnung, die Anmuth sind. Er mißt und wiegt den Inhalt, er wacht über die Form in Geberde und Ton bis auf die fast unmerkliche Linie.

Der Lehrer der Gemeinde ermahnt uns, das Irdische mit dem Geist des Höhern zu durchdringen; er lehrt die Tugenden der Sanftmuth, Milde, Duldung, Selbstbeherrschung; er weist uns an das, was nahe liegt, was Noth thut; er zeigt, wie wir täglich zu neuem, ernstem Erfassen unserer eigensten, häuslichen und Berufspflichten, zum fröhlichen, rechtschaffenen Wandel, zum Vertrauen auf eine höhere Leitung, zum Glauben an den Sieg des Rechten und Guten in unsern und den öffentlichen Dingen erwachen sollen; er lehrt uns die Unendlichkeit des sittlichen Moments, die Fülle jeweiliger Gegenwart kennen, und heißt uns um richtige Einsicht, um Weisheit beten.

Wenn wir hierin den Geist der heiligen Bücher, die Stimme, die aus den höchsten Geisteswerken aller Nationen und Zeiten spricht, zu vernehmen glauben, und uns in solcher Gesinnung mit den edelsten Bestrebungen unseres Geschlechts harmo-

niſch finden, — wie wird uns zu Muthe, wenn wir hören, wie der Volksſprecher die wogende Maſſe demagogiſch faßt und bearbeitet?

Schreiende Gegenſätze ſind freilich für eine ſolche Menge das Faßlichſte, und im Excentriſchen kann man weniger fehlgreifen, als in den verwickelten Beziehungen des Sächlichen.

Freiheit! Gleichheit! — wer verſtünde dieſe Glanzworte nicht?

Deſpoten-Willkühr, Beamten-Tyrannei, Satrapen-Brutalität, Feudal-Laſten, Staatsabgaben-Druck, Preß-Zwang, Bevormundung, Fürſten-Schwelgerei, Volksnoth! — Welchen Spießbürger überwallt es hiebei nicht mit edelm Grimme? Welcher Philiſter legt in dieſe hohlen, weiten Begriffe nicht hinein, was ihn in ſeinem eigenen Leben bedingt, beengt, und ballt nicht die Fäuſte, als gälte es, ſchmähliche Feſſeln zu ſprengen?

Abſolutismus und Volksſouverainität; — ariſtokratiſcher Egoismus und aufopfernder Patriotismus; Stabilität und Fortſchritt zur Mündigkeit; Zwingherrſchaft und liberale Ideen; — wer könnte blind ſeyn gegen den grellen Contraſt von Finſterniß und Licht, Schwarz und Weiß?

In dieſen Gegenſätzen bewegt ſich aber die emphatiſche Rede des Demagogen; und dieſe politiſchen Capuzinaden machten in unſern Tagen auf einige Theile des Volks ganz dieſelbe Wirkung,

wie sonst die Haranguen der braunen Kutten, in welchen sie Tugend und Laster, Sünde und Bekehrung, Fegfeuer, Himmel und Hölle, Engel und Teufel in den krassesten, grellfarbig angestrichenen Gestalten schilderten.

Es läßt sich überhaupt bemerken, wie beschränkte, schwärmerische Köpfe viel eher zu fanatischem Fechten mit Popanzen und Windmühlen, als zum tapfern Kampf mit wirklichen, leibhaften Feinden zu bringen sind.

Nie sind Kenntnisse und reger Geist volksverführerischer, als wenn sie sich mit Hochmuth, Phantasterei und Rhetorik verbinden. Mit allgemeinen Ideen und etwas Jesuitismus könnte ein malitiöser Dämon die ganze praktische Welt zu Grunde richten.

Dieses Dämonische tritt aber gewöhnlich am Volkssprecher recht unverkennbar hervor. Er ist eitler, als eine Cokette, und kann ohne Erröthen größere Huldigungen ertragen, als ein stolzer Fürst; ihn betäubt ein tausendstimmiges „Vivat" nicht, er verzieht keine Miene unter qualmenden Weihrauchwolken; die von ihm gepriesene Menschenwürde darf eine Ausnahme machen, — um seinen Triumphwagen zu ziehen.

Die demagogische Diplomatik erlaubt sich unter einem jesuitischen geistigen Hinterhalt auch zu lügen, wenn es geschehen muß, um die Regierung, gleich einem Simpel, zum Besten zu haben. Sie dispen-

für sich überhaupt bei Gelegenheit von allen Tugenden und Pflichten, die sie empfiehlt, von allen Anforderungen, die sie an Andere macht; sie gestattet der illegalen Gewalt ein Benehmen, das sie bei der gesetzlichen mit dem höchsten Schimpf belegen würde.

*

Steht eine Volksversammlung allein da? — Nein! — Die Aufreger waren in allen Landen zerstreut, und überall sah ihr Auge nach historischen Bergkuppen und faustrechtlichen Burgruinen empor, ob sich nicht ein lebensfrischer, mündiger Volksschwarm unter ihrem bienenkönigischen Vorfluge da ansetzen und sich in lichten Freiheits-Ideen sonnen könnte.

Der Hang macht alle Phasen der Mode durch, bis er endlich an den liberalen Dorfschulmeister kommt, der mit der lieben Jugend auf dem Dorf-Anger ein Hambacher Fest begeht.

Was ist denn nun in dieser Generalneigung für ein Sinn? Ist es etwa bloß um Selbstbeschauung, gemeinsame Fühlung, Besprechung vorliegender Interessen, klare Belehrung über das Bestehende oder vernünftig Wünschenswerthe zu thun? —

Mit nichten! Es sollte Etwas geschehen! Aber etwas Rechtes, Allgemeines, Großes, Welthistorisches sollte vollbracht werden.

Einzelnen Anliegen ſtehen einzelne Hinderniſſe, einzelnen Abſichten einzelne Rückſichten entgegen; mit Relativitäten und Mäßigungen macht man bei einer materialiſtiſchen Maſſe kein Glück. Da könnte ſich wohl gar ein ſanfter Melanchthon einfallen laſſen, der Verſammlung zuzumuthen, es ſolle jeder pflichtmäßig zu Hauſe das Seinige thun, und bei Gelegenheit in ſeinem Kreiſe ein verſtändiges, mannhaftes Wort ſprechen, ſo werde es ſchon nach und nach mit dem Ganzen auch beſſer werden.

Hinweg mit ſolcher beſcheidenen Schüchternheit! Hier müſſen Wort-Paukenſchläge und Phraſen-Trompetenſtöße erſchallen.

Nicht der Erkenntniß und des Feſtgenuſſes wegen iſt man verſammelt; nein! einen Entſchluß ſoll man faſſen, eine Großthat ſoll man vorbereiten.

Wehe dem! der ſich hier in erhebender Natur, im gottgeſegneten Gau, am deutſchen Strom unter der vielſtämmigen Menge der wunderbaren Einrichtung des deutſchen Haushaltes, durch den ſeit Jahrhunderten ſo viel des Guten und Schönen zum Leben gekommen, in welchem ſich, wie bei einer im mittlern Wohlſtande hauſenden Familie, ſo viel Verſtand, Wohlwollen und offener Sinn thätig bewährt, freuen könnte; — eine Falte tiefen Ernſtes, patriotiſcher Unzufriedenheit ſoll die Stirne jedes Mannes furchen, und das ganze Nationalweſen

ihm nur als ein ungeheurer Mißstand, ein Knaul von Willkühr und Mißbräuchen erscheinen.

Derjenige Theil der Deutschen, bei welchem sich ein oberflächliches Wissen in Sachen der Politik und des Staatshaushalts mit egoistischem Dünkel und eigenem Unbehagen verbindet, scheint dazu verdammt zu seyn, alle Krankheiten und Gebrechen fremder Staatskörper auch am vaterländischen wahrzunehmen, heilen und operiren zu wollen.

Möchten wir aber noch lieber Pariser Kopfputze als Pariser Kopfübel nachahmen!

Unsere Krankheit ist aber am Ende nichts als unsere Unzufriedenheit mit einer bloß relativen Gesundheit.

Diese politische Migräne ist eine besonders tadelnswerthe Einbildung bei den Volksmännern eines Staates, der durch Liberalität der Verwaltung, Mäßigkeit der Abgaben, geordneten Haushalt, Wohlstand aus Naturgunst und Fleiß, durch Sittlichkeit, Bildung und Biederkeit der Bewohner vielen, ja den meisten andern voransteht und ihre Beneidung erregt.

Wenn nun aber jene Unzufriedenheit in bürgerlichen und politischen Dingen sich kontagiös immer weiter verbreitet und durch miasmatische Einflüsse von Nachbarstaaten genährt wird, so sucht sie endlich, allen Palliativ-Kuren trotzend, bis zu einer Idee hindurch, von deren Verwirklichung radikale

Hülfe kommen soll. In ihr vereinigen sich alle Wünsche, in ihr verstehen sich alle Kranke, dahin richten sich alle Blicke der Mißvergnügten.

Eine solche Idee ist nun: „Einheit Deutschlands.“ Diese schmückt sofort die krankhaft gereizte Phantasie mit allen poetischen Schönheiten, mit Volkssouverainität, Republikenbund unter einem Bürgerfürsten, freisinnigster Verfassung, einfachster Verwaltung, mannhaftester Wehr, volksthümlichsten Anstalten ꝛc. aus, während sie die bestehenden Staatenverhältnisse und Institute als die langweiligste Prosa alten Schlendrians zürnend von sich stößt.

Und diese „Einheit Deutschlands“ ist nun die Zeit des neuen Bundes, der heilige Christ, für den sich der Volksredner als St. Niklaus oder Knecht Ruprecht in den Pelz hüllt, mit seinem Schellengeklingel die (Lands-) Kinder zum Beten nöthigt, und vergoldete Nüsse und Lebkuchen unter sie wirft.

Welcher Weg führt zu dieser phantasmagorischen Einheit, in deren nebelhafter Unbestimmbarkeit jeder oberflächliche Geist seine Lieblingsgestalten sieht?

Die Demagogen machten kein Geheimniß mehr daraus. Sie trieben und drangen, es war ein Tagen, Rathen und Thaten. Sie hatten deß kein Hehl, daß, wenn es nicht in Lieb und Güte gehe, wie wohl schwerlich zu hoffen stehe, es mit Gewalt gehen müsse.

Wie kommt's, daß sie hie und da noch mit halber Stimme redeten und es nicht laut aussprachen und die Parole gaben: Revolution!

Die bisherigen Bemühungen vereinten sich alle dahin, das Rad an den Abhang zu rollen und es dann seinem eigenen Umschwunge zu überlassen.

Daß nur diesen von einem unendlichen Geisteshochmuth und selbstischen Dünkel erfüllten Köpfen nicht vor ihrem eigenen Hirngespennst graut, wenn sie sich das Zusammenbrechen der ruhigen, nur durch sie gestörten Zustände, des Aufbaues der Ordnung und Sittlichkeit in allen deutschen Landen vergegenwärtigen!

Das ist wohl die krasseste politische Philisterei, die mit dem Entsetzlichen spielt.

Den ehrwürdigen Dom will sie auf den Abbruch verkaufen, um eine moderne Macherei von Konditor-Arbeit an seine Stelle zu setzen.

Glück auf! zu dem babylonischen Thurmbau! zu dem Bauriß, von hundert weisen Meistern gezeichnet, von einer Million jugendlicher Gesellen ausgeführt!

Der Ton der Besprechung im versammelten Baurathe, die vorläufig gehaltenen Baureden berechtigen zu den kühnsten Hoffnungen.

Bei einer Nation von weitverbreiteter Kultur und feiner Civiliſation geht die Bildung hie und da bis zur eigenen Aushöhlung. Kenntniſſe, praktiſcher Sinn und Sittlichkeit ſtehen oft in umgekehrtem Verhältniſſe und weichen einander zur Seite aus; das Wiſſen gattet ſich mit der ſchwärmeriſchen Narrheit, der Takt mit der Intrike, Einbildungskraft und Darſtellungsgabe mit der Heuchelei und Lüge.

Hier geht dann die Hauptfrage bei allem öffentlich Ausgebrachten und ans Publikum zum Weiterwirken Gerichteten nicht dahin, ob es von Geiſtesbildung und redneriſcher Gewandtheit zeuge, ob ihm eine Kraft zu erregen, Gefühle zu wecken inwohne.

Es iſt im Laufe der Geſchichte der Menſchheit vielleicht mehr Geiſt an's Thörichte und Schlechte verwendet worden, als an's Kluge und Heilſame. Manches relativ Geiſtreiche iſt ein abſoluter Unſinn, und manches im Getheil ſich gut Anlaſſende iſt im Ganzen eine Niederträchtigkeit; manche Kelchreichung unter Heilsworten — eine Nachtmahlvergiftung.

Wir müſſen jeder freien Darſtellung nur ſogleich aufs's innerſte Mark dringen und fragen: Iſt ſie von einem rechtlichen, ſittlich guten Motiv geſchaffen und getragen?

Wo nicht, ſo iſt ſie, alſo namentlich die das

verſammelte Volk an- und aufregende Rede — ein Verbrechen; — eine Sünde gegen den Verſtand, die Einſicht, den reinen Sinn, den Geſchmack, das religiöſe Gefühl der Nation, ein Frevel gegen ihre häusliche, bürgerliche und öffentliche Ordnung.

Und ſo wollen wir das Anſtößigſte von dem, was neueſtens von gewiſſen Volksrednern vorgekommen, nur geradezu beim rechten Namen: — ein Verbrechen nennen. — Mögen es auch Andersdenkende auf der Wage des einſeitigen Geiſtes, rhetoriſcher Styliſtik, politiſcher Polemik entſchuldigen oder gar hochſtellen, es bleibt — ein blumicht aufgeſtutzter, phraſeologiſch ausgeſchmückter Hochverrath.

*

Es hat ſich, wie vorauszuſehen war, Streit erhoben, ob die Regierung das Recht habe, im Wege der Verordnung Volksverſammlungen zu verbieten oder auch nur deren Veranſtaltung von einer zuvor einzuholenden polizeilichen Erlaubniß abhängig zu machen.

Während nun die betheiligte Partei alles phraſeologiſch Allgemeine gegen eine ſolche Beſchränkung des Volkslebens vorbringt, alles ihr Dienliche ins hellſte Licht ſtellt, alles Gegentheilige umgeht, hört ſie gerade da auf zu perroriren, wo dere inſichtige Staatsmann zu reden eigentlich anfangen müßte.

Es kommt am Ende gar nicht darauf an, ob

irgend ein früheres Gesetz Volksversammlungen des speziellen neuern Charakters gestattet oder verbietet.

Ein formloser, unübersehbar zahlreicher Zusammenfluß von Menschen jeder Klasse, im Allgemeinen von dem Wunsch nach einer veränderten Gestalt der bürgerlichen Dinge in unbestimmtem Gefühl erfüllt, eine durch die Umstände bewegte, höherer Aufregung fähige, für starke Eindrücke höchst empfängliche Masse vernimmt von willkührlich auftretenden Individuen verschiedenen Alters und Standes, problematischer intellektueller und sittlicher Bildung, Reden von entschieden politischem Inhalt, von der unverhehlten Tendenz, auf Verfassung und Verwaltung des Staats durch irgend zu Gebot stehende Mittel, durch materielles, massiges Imponiren, oder durch moralisches Ablehnen oder praktische Renitenzen einzuwirken, die Sache des Vaterlandes, die des gesammten Deutschlands rascher, als von den Regierungen voraussichtlich geschehen wird, vorwärts und einem bald mehr erkennbaren, bald idealisch unbestimmten Ziele zuzuführen.

Es werden Lieder, dasselbe Streben mit kühnster Lizenz in die stärksten Ausdrücke fassend, abgesungen, Sprüche, Toasts desselben Sinnes, nur noch enger und schroffer, noch faßlicher und eben darum gefühlerregender, die Ansicht einseitig bestimmender, ausgebracht. —

Es liegt nun schon im Begriff eines wohlorga-

niſirten Staates, daß Alles, wodurch die Regierung kompromittirt werden kann, der ſtaatspolizeilichen Aufſicht und Vorbeurtheilung ſich unterſtellen muß, daß alles Mitregieren wollen auf demokratiſch-unorganiſchem Wege ein Verbot aufrufen kann, daß die Staats-Polizei eine Verſammlung, eine Maſſe von Menſchen, In- und Ausländern, von politiſcher Tendenz, die alſo durch ihre eigene und von Volksrednern beförderte Kraft-Entwicklung einen nicht voraus erkennbaren, zu bedenklichen Anſichten und Entſchlüſſen ſich ſteigernden Charakter annehmen kann, welcher die den Verſammlungsort umwohnenden Staatsbürger in ihrem bürgerlichen Weſen, die Regierung und deren im Lande vertheilte Organe in ihrem geſetzlichen Walten, die Vertreter des Volkes in ihrer Unbefangenheit zu ſtören im Stande wäre, mithin einen maſſiven Terrorismus entwickeln könnte, — daß — ſage ich — die Staats-Polizei eine derartige Verſammlung nicht als eine freie Evolution des Volkslebens vorweg gewähren laſſen kann.

Die Regierung hat jederzeit das Recht, Geſtaltungen des öffentlichen Lebens, welche das bürgerliche und politiſche Wohl des Ganzen, vorübergehend oder geſchichtlich nachwirkend, gefährden könnten, ſtaatspolizeilich zu verhindern.

Kann ſie das Abhalten neuer kirchlicher Feiertage, wenn etwa von ſolchen unter dem Volke die

Rede wäre, und möchten sie auch zur Stärkung des christlichen Sinnes dienen, untersagen, so muß sie eben so gut, ja noch mehr, politische Kirmsen verbieten können, deren wohlthätiger Einfluß auf den Bürgersinn sehr problematisch seyn dürfte.

So gut man dem Volke sagt, es möge mit seinen bisherigen kirchlichen Heiligen sich begnügen, ebensogut kann man es verhindern, zu neuen politischen Heiligen seine Stationen zu machen. — Gewiß kann der konstitutionelle Kultus auf manche andere minder bedenkliche, mehr ersprießliche Art vollzogen werden, und Niemand möge es der Staats-Intelligenz verargen, wenn sie ihn zur Manie zu werden, in Karikatur auszuarten oder in Albernheit zu erlahmen verhindert, wenn sie der Prostitution des Volks vor sich selbst und andern Nationen durch Travestirung des Forums oder Marsfeldes in ein Campo Vaccino zuvorkommt.

Es zeigt eine besondere Liebe zur politischen Deklamation, von Schmälerung konstitutioneller Freiheit der Gedanken, der Rede und geselligen Verbindung zu sprechen, wo der Charakter der fraglichen Versammlungen so sichtbar auch in seinem mildern Erscheinen auf Paralysirung der Landes-Verfassungen hinneigt, — sich auf Gesetz und Ordnung zu berufen, wo durch eine unförmliche Massen-Erscheinung diesen ja eben Gefahr droht und in einem Muster-Vorgange Hohn ge-

ſprochen worden, — und eine beſonnene Regierungsmaßregel von verſchiedenen Seiten her anzugreifen, die der Möglichkeit einer irreparabeln, die National-Geſchichte auf ewige Zeiten beflecken den, durch Umſtände nur zu leicht veranlaßten Exploſion des Fanatismus, der Rohheit ꝛc. zuvorkommen wollte.

Wenn die Volksmänner das Unwahrſcheinliche, nämlich das Vorrücken deſpotiſcher Uebermacht, ſchon wie ein Wirkliches empfinden und die Lärmtrommeln dagegen ertönen laſſen, ſo muß die vorſichtige Regierung doch wohl dem Möglichen und Näherliegenden eine relative Wahrſcheinlichkeit beimeſſen und es abwenden dürfen. Iſt ja eben das von Jenen Gefürchtete, was durch eine Folge von Unbeſonnenheiten endlich in die Wirklichkeit gerufen werden könnte.

Welcher maſſive Geiſt, welcher Verehrer der quantitativen Größen kam doch auf den Gedanken der Volks-Verſammlungen, ohne weiters des unbehülflichſten Vehikels, den Sinn für Recht und Geſetzlichkeit, für Ordnung und wirklichen Fortſchritt zu wecken, den Menſchen, den Staatsbürger über ſeine Stellung, ſeine ernſten Pflichten, ſeinen wirklichen, rechtmäßigen Antheil am öffentlichen Leben aufzuhellen?

Ein wahrhaft dämoniſcher Einfall, die göttliche Intention der Bergpredigt ins Politiſche zu tra-

vestiren, und das arme Volk mit unvergohrnem Brod und faulen Fischen zu speisen.

Mit religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen wächst der Mensch auf und durch eine geistliche Rede kann er an jedem Tag und Ort erbaut werden. Das Historisch-Politische bedarf aber vieler Kenntnisse und fortgesetzter Forschungen, und auf einer Volksversammlung sich im Politischen zu perfektioniren, heißt eben so viel, als an einem bergabrollenden Heuwagen Botanik studiren wollen.

Es ist in neuern Zeiten durch Vereine viel Gutes bewirkt worden; es wird immer mehr nöthig, zerstreute Kräfte auf einen Zweck zu konzentriren; — Volksversammlungen neuern Styls aber können nur zerstreuend auf den richtigen Sinn des Volks wirken und es, statt an ein helles Hinblicken auf das Gegebene, Erkennbare, Faßliche — an ein begriff-verwirrendes, politisch-bürgerliches Faseln gewöhnen.

*

Wer sein Leben Schritt für Schritt mit gutem Gewissen und bester Einsicht nach den vorliegenden Verhältnissen einrichtet und über dessen organischen Verlauf im Ganzen der höhern Macht vertraut, der kann beruhigt sagen: „Mein Daseyn steht in Gottes Hand!“

Wer dieses aber mit einer berechnenden Absichtlichkeit in die ungewisse Zukunft hinaus selbst be-

ſtimmt und demſelben einem weltklugen Wahrſcheinlichkeits-Spiel, einem Schooskind von Neigung zu lieb eine ſtarre Richtung gibt, der trägt alle Erfolge, auch die unvorhergeſehenen, auf ſeinem Gewiſſen und büßt das bei der Engheit und Kurzſichtigkeit des menſchlichen Blickes meiſtens eintretende Fehlſchlagen oft mit Reue und Verzweiflung.

In noch höherem Maße iſt die Vorherbeſtimmung und Leitung der National-Dinge Gewiſſensſache. Der einfache, redliche Sinn ſtaunt billig über die eiſerne Stirne ſolcher Menſchen, die unberufen, mit einer gewöhnlichen theoretiſchen Bildung, aber mit deſtomehr Einbildung und feindſeliger Leidenſchaft den ganzen Nationalzuſtand von Grund aus aufzuwühlen und dem Schickſal eines Volks nach vorgefaßtem Bilde ſeine Richtung anzuweiſen die Kühnheit haben; die, gleichſam als wäre das Geſchick unſeres Geſchlechts ein menſchliches Fabrikat, ihm ſeine Geſchichte machen wollen, während ſelbſt die Gewalthaber und ihre Räthe, wie wir Alle wohl ahnen und aus öffentlichen Kunden entnehmen können, die Zügel des Regiments nicht ohne eine bange Vorſicht und mit kluger Beachtung des Moments der Gegenwart in den Händen halten, und während wohl auch die Eigenmächtigſten und Hochfahrendſten über ſich, als Waltenden, ein Allwaltendes erkennen und vor ihm in bedenklichen Lagen, in Zeiten der Gefahr ſich demüthig beugen.

Wer aber auf eigene Faust ein Werk, eine That von weiter wirkender Kraft zur Oeffentlichkeit bringt, der verschuldet nicht nur den unmittelbaren, voraussichtlichen Erfolg, sondern auch den Eindruck, den sie auf Weise und Thoren, auf Gute und Schlechte machen; — der verantworte auch die ganze Summe dessen, was er ohne Noth, Pflicht, höhern Beruf aufgeregt und in die Wirklichkeit gewaltsam eingeführt hat.

So trage ein unberufener Volksredner die Schuld aller Unbotmäßigkeiten und Impertinenzen, zu denen er die Pöbelseelen nah und fern aufgemuntert, aller querköpfigen Ideen, die er in schwachen Geistern geweckt, alles Unwillens, den er bei den Wohlmeinenden erregt hat.

Der eigentliche Plan wird scheitern, das Werk wird mißlingen; den Kinder-bratenden Moloch der „Revolution" werdet Ihr nicht zu Stande bringen; der deutsche Granitfels ist zu fest für eure bleiernen Meisel!

Könnte doch die Nation all' ihre Versucher (nicht die ächten Volksfreunde und wahrhaft freisinnigen Männer) auf einem Häuflein erblicken und ihnen recht unter die Augen sehen, — nicht etwa, um sich ihrer zu versichern, sondern um — sich entschieden von ihnen abzuwenden.

In dieser Hinsicht fehlt dem Publikum ein Werk, das äußerst lehrreich und fruchtbringend seyn würde,

nämlich: Biographieen der entschiedensten Bewegungs-Männer. — Aber wer wäre der Mann, ein solches zu schreiben, in welchem das Leben dieser zum Theil dunkeln, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsenen Leute, ihr Werden von Familie und Schule aus, ihr eigenstes Thun und Lassen getreu, charakteristisch geschildert wäre? Wohlgetroffene Bildnisse möchten wohl auch dabei wünschenswerth seyn.

An manchem großen Mann ist eben nicht viel zu sehen; der Anblick solcher, die gerne Große wären, bleibt immer interessant.

In Beziehung auf neuere bekannte öffentliche Vorgänge haben sich die Wohlgesinnten tröstlich gesagt, daß der guten und klugen Sache kein besserer Dienst geschehe, als wenn die Schelme und Thoren die ihrige je eher je lieber auf die höchste Spitze der Absurdität treiben.

Möchte diese Ansicht in der Weiter-Entwicklung deutscher Zustände sich durch temporäre Anomalien hindurch als richtig bewähren!

Die Prüfung der Weltverbesserer.

In der Hauptstadt stand ich auf einem großen Platz im Angesicht eines imposanten Gebäudes von neuerm Styl und las schon aus einiger Ferne die Aufschrift am Portikus: „Tribunal der Weltverbesserung."

Eine Menge Neugieriger war vor dem Gebäude versammelt; ein Zug näherte sich. — Wer sind diese? — fragte ich einen wohlgekleideten Mann neben mir. — Es sind — erwiederte er — die Candidaten der Weltverbesserungskunst; sie sollen heute ihre Prüfung bestehen.

Es freut mich, — sagte ich — daß eine solche wichtige Angelegenheit hier zu Land organisch und systematisch gelehrt und gelernt wird. Bisher fand ich sie immer als eine freie Kunst und Liebhaberei betrieben, und da war sie nicht immer in den besten Händen.

Er lächelte und bemerkte weiter: Die Candidaten sind, so viel ich weiß, Studirende, junge Staatsbeamte, Rechtsgelehrte, Schriftsteller, Jüng-

linge aus den höhern und mittlern Ständen; auch mancher Mann von vorgerückten Jahren iſt, wie ich ſehe, darunter, der noch kein Examen gemacht hat.

Als die Prozeſſion hineingezogen war, traten auch wir Beide unter die Säulenhalle.

Iſt die Prüfung öffentlich? — fragte ich meinen Gefährten. — Er bejahete es als Etwas ſich von ſelbſt verſtehendes.

Ueber dem eigentlichen Eingange fiel uns wieder eine Aufſchrift ins Auge. Sie lautete:

„Lerne das Geweſene, das Nothwendige, — das Seyende, das Wirkliche, — das Werdende, das Mögliche kennen!“

In dem Vorſaal umgaben uns Niſchen mit halberhabener Arbeit, deren verſchiedene Bedeutung uns nicht verborgen blieb. Manches erklärte ſich ſelbſt; meine Ungeduld nahm aber die Unterſchriften zu Hülfe: „Veraltetes; Brauchbares; Neues; — Beharren; Fortſchritt; Reform; Umſturz ꝛc.“

Wir ſchritten von Zimmer zu Zimmer, denn alle waren aufgethan, und weil wir nicht, wie die übrige Menge, flüchtig durchwandelten, ſondern das Einzelne betrachteten, ſo geſellte ſich ſchon im erſten Zimmer ein Cuſtos zu uns, der ſich bereit finden ließ, uns gewünſchte Erklärungen zu geben.

Mir gefiel, daß das Tribunal mit Ordnung und Bequemlichkeit bei ſich ſelbſt anfing.

An schön geformten Schränken lasen wir die Aufschriften der Fächer, in denen die Akten der Weltverbesserungs-Anstalt sich aufbewahrt fanden. Schon die Inhaltsanzeigen waren belehrend; ihre Folge gab uns ein Bild von dem, was die Prüfungsbehörde von den Candidaten fordern mochte.

Wir lasen: „Hülfskenntnisse: — Geschichte der Menschheit, der Völker, der Staaten, des Vaterlandes. — Staatswissenschaft, Nationalwirthschaft."

Dieses letztere Fach — bemerkte der Custos — wird, da es unendlich, unerschöpflich und doch so einflußreich ist, von den Zöglingen in ziemlicher Tiefe gefordert.

„Politik. Gegenseitige Staatenverhältnisse; Geist der Cabinette; Neueste Tendenzen; Gegenwart."

„Staatsrecht. Verfassung auswärtiger Staaten, die vaterländische Gesetzkunde, Verwaltungskunde."

Ein großer Schrank enthielt: „National-Geschick; National-Charakter und Naturell; Sittlichkeit; Cultur; Sitten und Gebräuche; Wohlstand und Noth; Naturverhältnisse, commerzielle Stellung; Unglück; Unverstand; Verwaltungs-Mißgriffe ꝛc."

In dem folgenden Zimmer begann wieder eine Reihe von Schränken, und die Aufschriften hatten eine andere Farbe. Ich las: „Heilige Geschichte. Heiligthümer. Cultus. Vorsehung und Menschen-Schicksal.

Ich fragte den Custos um die Bedeutung der letztern Aufschrift.

Es wird — sagte er — eine richtige Einsicht in das Leben der Menschen, und wie sich aus ihren Ueberzeugungen über weltliche und geistliche Dinge, ihrem Verstande, ihrer Thätigkeit, ihrem Vertrauen und ihrer Hingebung ihr Geschick im Ganzen gestaltet — von den Candidaten gefordert.

Sie sollen wissen, wie die Menschen überhaupt Nothwendiges und Zufälliges, Glück und Unstern aufnehmen, tragen, überwinden; wie die Einen es zum Guten, die andern zum Schlimmen kehren. Besonders wird auf eine klare Anschauung des religiös-sittlichen Lebens unseres Volkes gedrungen, weil, wie die Obern sagen, nur in diesem gewisse Mißverhältnisse und Anfechtungen des Zeitlichen wo nicht ganz ausgeglichen, doch zum Erträglichen beschwichtigt werden.

Mir war bei dieser Mittheilung des verständigen Custos nicht so recht klar, wie denn über derlei Verhältnisse, die auf eigenthümlichen Wahrnehmungen beruhen, mit den Candidaten der Weltverbesserungskunst eine Prüfung könne angestellt werden. —

Er erklärte sich dahin, daß hierüber mündliche und schriftliche Fragen gestellt, Abhandlungen, Schilderungen aus Erfahrung und Phantasie aufgegeben, daß namentlich Fragmente aus dem eigenen

Familienleben des Candidaten in Beziehung auf dieſe Seite der Menſchen- und Lebenskunde gefordert werden.

Wir wandelten weiter. — Ein folgendes Zimmer enthielt die Verhandlungen über die Perſönlichkeiten der Candidaten. An den Fächern waren die verlangten, wie die mißfälligen Eigenſchaften, als ſymboliſche Geſtalten, Grau in Grau gemalt, angebracht.

Wir erhielten die Auskunft, daß das bisherige Leben des Candidaten durch möglichſt genaue und vollſtändige Belege gleichſam vor den Obern aufgeſchlagen daliegen müſſe. Sie ſehen zu, ob er ſeine eigenen Sachen vernünftig, ſorgfältig, mit Einſicht und reinlicher Ordnung eingerichtet, ob er in ſeinem engern Kreiſe Proben vom Treffen des Richtigen, klaren Sinn für das Vorhandene, und was unter den gegebenen Umſtänden zweckmäßig iſt, gegeben habe.

Die Urtheile der Anverwandten, der Freunde, der Hausgenoſſen und Nachbarn, der frühern Lehrer ſeyen ſorgfältig zuſammengeſtellt, und unverdientes Lob oder Verſchweigen der Fehler, wie es in den gewöhnlichen Atteſtaten ſo häufig vorkomme, werde von den Obern mit ſcharfen Rügen zurückgewieſen.

Ueberdieß müſſe der Candidat ſelbſt die Zeugniſſe gewiſſenhaft verantworten, anerkennen oder berichtigen.

Komme vor, daß er irgend einmal in einem entscheidenden Falle sich einen Betrug, eine falsche Darstellung, eine Lüge habe zu Schulden kommen lassen, so werde er, wenn das Vergehen jünger ist, als zehn Jahre, schon vor der Prüfung weggewiesen.

Eine Aufschrift sagte mir, daß ein bestimmtes Alter, nämlich das zurückgelegte dreißigste Jahr, bei den Zöglingen zu Erlangung des Grades der „Berufenen" vorausgesetzt werde.

Die Obern — bemerkte unser Custos — weisen selbst die frühreifen Geister von sich, von der Ueberzeugung geleitet, daß die Erfahrung, — unter welcher sie die Fähigkeit verstehen, das faktische Einzelne unter seine Gesetzmäßigkeiten zu reihen und es in vorkommenden Fällen wieder zu erkennen, — sich nur durch eine Wiederholung sprechender, wohlverstandener Erscheinungen bilde, und daß die Unterscheidung, was an diesen Erscheinungen individuell, zufällig, momentan — und was allgemein, organisch nothwendig und bleibend sey, nur an einer im Laufe der Jahre erlebten hinreichenden Summe solcher Lebensvorfälle erlernt werden könne.

Ich äußerte die Meinung, daß wohl hie und da ein Subjekt besonders ausgezeichnet seyn und eine frühere Mündigkeits-Erklärung verdienen könnte.

Das Tribunal — wandte der Custos ein — ist für die Regel und gestattet sich selbst keine Aus-

nahmen und Dispensationen. Es sey, behaupten die Obern, gut, wenn für gewisse Berufswege auch äußere Bestimmungen, Termine festgesetzt werden; die innere Würdigkeit lasse sich innerhalb dieser Grenzen dann schon eher finden. Alle menschliche Wahl müsse stets auch von äußern Bedingungen abhängig gemacht werden.

Träfe es sich nun auch, daß ein wahres Genie für Weltverbesserung wegen Minderjährigkeit noch einige Jahre zurückstehen müßte, so sey dadurch im Ganzen nichts verloren, denn es gewinne nur an Zubildung, und überhaupt habe es mit der Weltverbesserung keine solche Eile, daß die schon Zugelassenen mit ihrer jeweiligen Aufgabe etwa nicht fertig werden könnten.

Die erleuchteten Obern mögen recht haben — sagte mein Gefährte; — hat ja doch der Candidat Gelegenheit, mittlerweile seine eigenen nächsten Geschäfte aufs sorgfältigste zu betreiben. Es ist das, was die meisten Menschen allein als Beitrag zur allgemeinen Weltverbesserung leisten können, was aber gar nicht mit einem so hohen Namen belegt, sondern schlechthin „Pflicht und Schuldigkeit" genannt wird.

Ganz richtig! — fügte ich bei; — und nehmen wir an, daß von tausend Millionen lebender Menschen Jeder das Seinige nach Wissen und Gewissen thue, so müßte wohl die Welt von selbst besser

werden, und — flüsterte ich meinem Nebenmann in's Ohr — das Tribunal hätte lediglich nichts mehr zu thun.

Ein folgendes Zimmer enthielt die Akten über die praktische Laufbahn der Candidaten. Sie theilen sich, nach unserm Custos, in Verhandlungen über das praktische Noviziat und in solche über den wirklichen Beruf.

Jenes ist eine Probezeit, in welcher die Candidaten gewisse kleinere Geschäftskreise angewiesen erhalten, um die daran obwaltenden Unordnungen und Verwicklungen zu lösen, Klarheit und Ordnung herzustellen.

Zu der Auswahl der Sphären haben die Candidaten mitzusprechen und zu sagen, für welche Art von Verbesserungen sie sich geschickt halten. Wer sich aber des zu Großen, Schwierigen vermißt, der wird auf einen bei weitem geringfügigeren Meliorations-Geschäftszweig zurückgesetzt.

So traf es sich vor ein Paar Jahren, daß ein Zögling sich anheischig machte, in seinem Noviziat-Leben ein großes, nach etwas veralteten ökonomischen Grundsätzen administrirtes Landgut nach den neuesten Cultur-Regeln zu verwalten.

Das Tribunal hat eine Musteranstalt, die jedoch dieser Candidat weit zu übersehen glaubte. Er wirthschaftete aber so übel, daß im zweiten Jahre dem Landgut Eß- und Saatfrüchte, Vieh und Ge-

flügel zugeführt werden mußten, weil im ersten Jahr Alles auf- und zu Grund gegangen war.

Dieser Weltverbesserungs-Candidat wurde dann zur Correktion seiner Anmaßung als Häuer-Vogt einem Geflügelhofe vorgesetzt.

Wir Beide mußten lachen. Hiebei fällt mir — sagte ich — meines Nachbars Peter ein, der beim Holztragen immer die größten Klötze nahm, dann aber fallen ließ und sich auf solche hinsetzte. Beim Erbsenlesen zog er auch stets den größten Haufen an sich, machte es aber so unsauber, daß er das Ganze verdarb.

Besondere Rügen und Zurücksetzungen treten ein — fuhr der Custos fort — wenn ein Novize oder Berufener thörichte Vorschläge macht, bestehendes Gutes tadelt, Vorgänge entstellt, redlich Wirkende in Mißkredit bringt, oder bei'm Volk durch pomphafte Phraseologie ein Verlangen nach unausführbaren Dingen oder Unzufriedenheit über nothwendige Beschränkungen erweckt.

Es ist noch nicht lange her, daß ein Verbesserer einen scharfen Verweis erhielt, weil er bei einer Schützen-Compagnie, die aus Gebirgssöhnen bestand, aber im flachen Lande diente, den Kühreigen hatte blasen und singen lassen, wodurch sie fast alle heimwehkrank wurden und nicht eher genasen, als bis man ihnen Urlaub versprach.

Das ist — sagte mein Gefährte — ein symbolisches Beispiel von unzeitiger Volksthümlichkeit.

Wir traten in einen Corridor, wo uns eine Gemälde-Gallerie aufs angenehmste überraschte. Was bisher unser Nachdenken beschäftigt, unsern Geist angestrengt hatte, es trat in schönen Bildern als die heiterste, lebendigste Gegenwart uns vor's Auge.

Es waren geistliche, weltliche Historien, Legenden ꝛc. — alle Szenen auf Weltverbesserung, Fortrücken zum Bessern sich beziehend. Nicht ohne Lächeln fand ich auch darunter die Legende von Hans Sachs: „Sankt Peter mit der Geiß;" und die nicht minder lehrreich-ergötzliche von Göthe: „Das Hufeisen" in welchen bekanntlich der Apostel auch als Weltverbesserer auftritt.

Gern hätte ich mich länger an diesem anziehenden Orte verweilen mögen; aber mein Gefährte trieb und unser gefälliger Cicerone wurde abgerufen.

Am Ende der Gallerie befanden wir uns bei'm Eingange zu dem Prüfungs-Saale; der den Zuhörern eingeräumte Platz war gedrängt voll und das Publikum so von Vorliebe für die Angelegenheit der Weltverbesserung eingenommen, und von Neugier, wie es damit zugehe, erfüllt, daß Manche ihre eigene Sache darüber versäumten.

Ich konnte von der Prüfung lange nichts vernehmen, denn die Zuhörer enthielten sich nicht, sich

gegenseitig wenigstens durch Murmeln den Beifall zu erkennen zu geben, mit dem sie gewisse Antworten der Candidaten, das Mißfallen, mit dem sie strenge Fragen und Zurechtweisungen der Examinatoren aufnahmen, obwohl das Eine und Andere verboten war.

Jetzt trug einer der Zöglinge mit sonorer Stimme, deren Beiklang von burschikosem Braunbier-Baß aber in dem schönstylisirten Saal eine sonderbare Wirkung auf mein Ohr machte, eine Prob-Rede vor, welcher männiglich mit gespannter Aufmerksamkeit und Stille horchte.

Sie war an's Volk gerichtet und hatte kein untergeordnetes Thema, sondern das höchste, umfassendste: „Deutsche Volksmajestät" zum Gegenstande. — Die hehren Substantiva: Gleichheit, Freiheit, Mündigkeit, unmittelbare Vertretung am Mittelpunkte der demokratischen Regierung, Lasten-Erleichtung durch Eigenthums-Ausgleichung, Recht zu Volksversammlungen, absolute Preßfreiheit ꝛc. waren nicht gespart. — Der Redner sprach in höchster Ekstase. Die Zuhörer konnten sich, als er geendet, nicht enthalten, dem jungen Rhetor lautesten Beifall zu zollen.

Der Vorstand der Prüfungs-Behörde sprach, als sich der Lärm gelegt, mit gefalteter Stirne die ernsten Worte:

Ehe der Geist an's Ideale gelangt und sich

daran von den Bedingtheiten des Lebens erholt, ſoll er zuvor die Wirklichkeit in ihrem Weſen erkennen und anerkennen. Unter allen Poeſieen iſt für den tauſendfach beengten Menſchen die politiſche Poeſie die bedenklichſte, weil ſie, was ſie ſchaut, nicht erhält, und, wo ſie handeln will, die Ordnung einreißt.

Zuerſt iſt es darum zu thun, daß das Volk ſich ſeinen Bedarf zu ſchaffen wiſſe; dann, daß Jeder ſein beſcheiden Theil erhalte; dann, daß er es in Ruhe würdig genieße; dann, daß er für das Allgemeine ſeinen Abtrag gebe; dann, daß er zu ſeinem Schöpfer und Erhalter dankbar aufblicke.

Geſchieht dieß Alles, dann wollen wir im Tempel ſingen: „Wohl ſtets im Land!“

Ich gebe dem Candidaten nun zur Buße für ſeine kühne und unſerer Geſinnung ganz widerſtrebende Rede auf, den Schwank eines berühmten Meiſterſängers zu eigener und allgemeiner Beherzigung vorzutragen.

Er reichte dem Errötheten ein altes Buch hin, und dieſer las:

„Sanct Peter mit der Geiß.“

Da noch auf Erden ging Chriſtus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins Tags aus eim Dorf mit ihm ging,
Bei einer Wegſcheid Petrus anfing:

O Herre Gott und Meiſter mein!
Mich wundert ſehr der Güte dein;
Weil Du doch Gott allmächtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller Friſt
In aller Welt, gleich wie es geht,
Wie Habagut ſagt der Prophet:
Frevel und Gewalt geht für Recht;
Der Gottlos übervortheilt ſchlecht
Mit Schalkheit den Grechten und Frommen.
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen,
Die Lehr geh durch einander ſehr,
Eben gleich wie die Fiſch im Meer,
Da immer Eins den Andern verſchlünd,
Der Bös den Guten überwünd;
Deß ſteh es übel an allen Enden,
In obern und in niedern Ständen.
Deß ſiehſt Du zu und ſchweigeſt ſtill,
Sam kümmer Dich die Sach nit viel,
Und geh Dich eben glatt nichts an.
Könnſt doch alls Uebel unterſtahn,
Nehmſt recht in d'Händ die Herrſchaft dein.
O ſollt ich ein Jahr Herrgott ſeyn,
Und ſollt den Gwalt haben wie Du,
Ich wollt anderſt ſchauen darzu,
Führn viel ein beſſer Regiment,
Auf Erderich durch alle Ständ;
Ich wollt ſteuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand;
Ich wollt anrichten ein ruhig Leben. —
Der Herr ſprach: Petre! ſag mir eben,
Meinſt, du wollſt je beſſer regieren,
All Ding auf Erd baß ordiniren,
Die Frommen ſchützn, die Böſen plagen?

Sanct Peter thät hinwider ſagen:
Ja, es müßt in der Welt daß ſtehn,
Nit alſo durch einander gehn.
Ich wollt viel beſſer Ordnung halten.
Der Herr ſprach: Nun ſo mußt verwalten,
Petre! die hohe Herrſchaft mein!
Heut den Tag ſollt du Herrgott ſeyn!
Schaff und gebeut alls, was du willt;
Sey hart, ſtreng, gütig oder mild;
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib ſchön Wetter, Wind oder Regen.
Du magſt ſtrafen oder belohnen,
Plagen, ſchützen oder verſchonen,
In Summa, mein ganz Regiment
Sey heut den Tag in deiner Händ!
Darmit reichet der Herr ſein Stab
Petro, dem in ſein Hände gab.
Petrus war deß gar wohlgemuth,
Daucht ſich der Herrlichkeit ſehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrißnen Kleid,
Die trieb ihr Geiß hin auf die Weid.
Da ſie mit auf die Wegſcheid kam,
Sprach ſie: Geh hin in Gottes Nam!
Gott hüt und beſchütz dich immerdar,
Daß dir kein Uebel widerfahr
Von Wölfen oder Ungewitter,
Denn ich kann warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heut ich ſonſt nichts zu eſſen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin, wo du Weid thuſt finden.

Gott, der bhüt dich mit seiner Händ!
Mit dem die Frau wiederumb wend
Ins Dorf, so ging die Geiß ihr Straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
Petre! hast das Gebet der Armen
Gehört? Du mußt dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herrgott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Geiß nimmst in dein Huth,
Wie sie von Herzen bitten thut,
Und behüt sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nit verwirr im Hag,
Nit fall, noch mög gestohlen wern,
Noch sie zerreissen Wölf und Bärn,
Daß auf den Abend wiederumb
Die Geiß unbeschädigt heim kumb
Der armen Frauen in ihr Haus.
Geh hin und richt die Sach wohl aus!
Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein Huth an dem Ort,
Und trieb sie an die Weid hindan,
Sich fing Sanct Peters Unruh an:
Die Geiß war muthig, jung und frech,
Und bliebe gar nit in der Näch,
Lief auf der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auf, den andern nider,
Und schloff hin und her durch die Stauden;
Petrus mit Aechzn, Blasn und Schnauden
Mußt immer nachtrollen der Geiß,
Und schien die Sonn gar über heiß,
Der Schweiß über sein Leib abrann,
Mit Unruh verzehrt der alt Mann
Den Tag, bis auf den Abend spat

Machtlos, hellig, ganz müd und matt
Die Geiß wiederumb heimhin bracht.
Der Herr sah Petrum an und lacht,
Sprach: Petre! willt mein Regiment
Noch länger bhalten in deiner Händ?
Petrus sprach: Lieber Herre mein!
Nimm wieder hin den Stabe dein,
Und dein Gwalt; ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk, daß mein Weisheit kaum töcht,
Daß ich ein Geiß regieren möcht
Mit groser Angst, Müh und Arbeit.
O Herr! vergib mir mein Thorheit!
Ich will fort der Regierung Dein
Weil ich leb nit mehr reden ein!
Der Herr sprach: Petre! dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Und vertrau mir in meine Händ
Das allmächtige Regiment.

*

Diese Fabel ist von den Alten
Uns zur Vermahnung fürgehalten,
Daß der Mensch hie in dieser Zeit
Gottes unerforschlich Weisheit,
Und seim allmächtigen Gewalt,
Wie er Himmel und Erd erhalt,
Und die verborgenlich regier,
Nach seinem Willen ordinir
Alle Geschöpf und Creatur
Als der allmächtig Schöpfer pur, —
Daß er dem sag Lob, Preis und Ehr,
Und forsch darnach nit weiter mehr,

Aus Fürwitz, muthwillig und frech,
Warumb Dieß oder Jenes gſchech,
Warumb Gott ſolch Uebel verhäng,
Sein Straf verzieh ſich in die Läng,
Und die Bosheit ſo ob laß ſchweben;
All ſolch Gedanken kommen eben
Geſloſſen her aus Fleiſch und Blut,
Das aus Thorheit urtheilen thut,
Und läßt ſich dunken in den Sachen,
Es wöll ein Ding viel beſſer machen,
Denn Gott ſelber auf ſeinem Thron,
Und wenns ihm etwan Noth ſollt thun,
Sollt er mit Müh, Noth und Angſtſchweiß
Auch hie regieren kaum ein Geiß.
O Menſch! erkenn dein Unvermügen,
Daß dein Weisheit und Kraft nicht tügen,
Nachzuforſchen götttlichem Willen.
Laß den Glauben dein Herze ſtillen,
Daß Gott ohn Urſach nichtſen thu,
Sonder aufs Beſt, und ſey zur Ruh.
Dergleich urtheil in dieſer Zeit
Auch nit die weltlich Obrigkeit,
Sam ſollts Das thun und Jenes laſſen,
Dieweil ſie iſt von Gott dermaßen
Zu regieren hie auſſerwählt,
Und ſeim Volk zu gut fürgeſtellt,
Daß ſie Gottes Befelch ausricht.
Und ob ſie gleich daſſelb thut nicht,
Sonder eben das Widerſpiel,
So iſt es doch aus Gottes Will,
Zu Straf der großen Sünde dein;
Sie wird tragen das Urtheil ſein,
Derhalb mans auch nit urtheiln ſoll;

Bitten und Beten mag man wohl,
Daß uns Gott woll die Sünd verzeihen,
Und sein Gunst und Genad verleihen,
Der Obrigkeit im Regiment,
Weil ihr Herz steht in seiner Händ,
Auf daß Ruh und Fried auferwachs
In christlicher Gmein, — wünscht Hans Sachs.

Das Publikum nahm auch diese Legende wo nicht mit lebhaftem, doch mit sichtbarem Beifall auf, eben als wäre ihr Inhalt mit dem der vorigen Rede ganz harmonisch gewesen. Zum Schlusse trug ein Zögling von sanfter Tenorstimme eine Erzählung aus seinem eigenen Leben vor, die mich durch ihren gemüthlichen Humor alsobald an Hebels Weise mahnte; er hatte sie überschrieben: „Wie ich einem armen Schreiner unter die Arme greifen und ihn auf einen grünen Zweig bringen wollte."

Die Schwierigkeit, auch nur im Kleinen seinem Nächsten Gutes zu thun, die Hindernisse, die sich der geringsten Ausnahme von der organischen Ordnung und Bewegung der Welt entgegenstellen, waren heiter, zu Verstand und Herzen sprechend gezeichnet.

Wurden die Tiraden des Reformers, wurde Hans Sachsens Hausmanns-Klugheit wohl aufgenommen, so erregte auch diese lebendige Schilderung nicht wenig Antheil.

Wunderlich! — sagte ich zu meinem Begleiter. — Die verschiedenartigsten Gemälde machen auf diese

Zuhörer dieselbe Wirkung; sie können, gleich hungrigen, mit guten Verdauungswerkzeugen versehenen Gästen, die ungleichartigsten Speisen zugleich ertragen.

Drum ist es ihnen — erwiederte Jener — eigentlich nicht um den tiefen Sinn des Stoffes und um die daraus fließende Lehre für die Zukunft zu thun, sondern lediglich um eine ansprechende Gegenwart, die ihren Geist, ihr Gemüth erregt. — Sie wollen eine derbe Wirkung; die verschiedenartigen Folgerungen kümmern sie nicht.

Der Vorstand, ein Greis von würdiger Haltung, beschloß den Akt mit den Worten:

„Die Bürden unsers Geschäfts wachsen, nicht wie die Mühen der meisten irdischen Berufe, mit der Ausdehnung und Allgemeinheit, sondern mit der Bestimmtheit und Enge des Kreises.

Es ist am leichtesten ein Cosmopolit zu seyn und die Menschen mit hohen Reden zu entflammen, — schwerer ist's ein Patriot, noch schwerer, ein tüchtiger Geschäftsmann, am schwersten ein guter Gatte, Vater, Freund und Christ zu seyn.

Laßt uns Alle in jedem Stand und Amte dem Guten obliegen, dann wird's besser werden!" —

Wenn wir von der Erscheinung des Methodischen, der strengen Schule, wo nicht gar von der Anschauung der Virtuosität in irgend einem Fache, herkommen, so ist uns Sinn und Geist für die Schwächen aller untergeordneten Bemühungen geschärft.

So geſchahe mir, als wir Beide, von dem nachdrängenden Publikum geſchoben, wieder unter die Halle kamen und ich in die offene Welt hinausblickte. — Das Treiben derſelben, namentlich was die Capitel der Staats- und Weltverbeſſerung betrifft, erſchien mir ſo locker, dilettantiſch, leichtſinnig, ja bei nicht Wenigen ſo anmaßlich und frivol, daß ich mich eines widrigen Gefühls nicht erwehren konnte, wie es mich immer befällt, wenn ich das, was Ernſt, Luſt und Liebe betreiben ſollten, zur Mode, zur Sucht und Wuth werden ſehe.

Ueberdieß trat nun auch ein Rückſchlag auf mich ſelbſt ein, den ich meinem Begleiter ſo wenig verbarg, als das eben beſchriebene bittere Gefühl.

Ich fragte mich rigorös, ob ich denn in meinen eigenen Sachen den Anforderungen der Regel, der Theorie, der Harmonie genüge. — Die Antwort meines Innern will ich verſchweigen und einem Jeden überlaſſen, ſich ſelbſt mit ſeinem Gewiſſen an meine Stelle zu ſetzen.

Wir drückten uns beim Auseinandergehen die Hände. „Sie thun eben auch — ſagte mein neuer Freund — was Sie nicht laſſen können. Der Menſch iſt oft über ſich ſelbſt im Irrthum, aber je öfter er ſich ſtreng befragt, deſto richtiger werden die Antworten.“

Wahrnehmungen und Bemerkungen.

Fünfte Folge.

Suada.

Die Parteien bezeichnet die Redſeligkeit. Das Leben wird ideal, die Wirklichkeit, die Zukunft theoretiſch aufgefaßt. So wird bei den Extremſten der Sinn zum Unſinn, das treffend verſtändige Wort zum leeren Geſchwätz, der Geſchmack zur Geſchmackloſigkeit verzerrt, verwaſchen.

In der Politik ſprechen die Parteien am meiſten, das Cabinet am wenigſten. Die Steuermänner des Staatsſchiffs halten keine lange Reden, ſchreiben keine Abhandlungen. Sie wiſſen wohl, warum?

Der Tag lehrt den Tag, der Moment den Moment. In Augenblicken der Gegenwart webt ſich das politiſche Gewebe aus da und dorther laufenden Fäden zuſammen. Kluge ſind ſchweigſam über Faktiſches. Da gilt kein Allgemeinreden, kein Tiradenweſen, da hilft kein Gemeinplatz durch, da wird alle Theorie zu Schanden.

Je entfernter vom Triebwerk des Mahlganges, deſto lauter der Umſchwung der plätſchernden Waſſerräder, das Sauſen der Windmühlenflügel.

Gleichheit.

Eine Gleichheit der Bürger vor dem Geſetz und in den Anſprüchen an die Staatsverwaltung iſt darum nicht auch eine ſolche im Gefühl und der geſelligen äußern Achtung. Noch eher nimmt ein Mann den andern als Mann; Weiber und Kinder ſind geborne Ariſtokraten.

In größern Städten ſind die Unterſchiede der Stände ziemlich verwiſcht; auf dem Dorfe werden ſie deutlich wahrgenommen. Ohne Pedanterie laſſen ſich hier vom Beamten bis zum Beſenbinder abwärts zehn Rangſtufen aufzählen, wovon ſich keine mit der andern vermiſchen will, ein Gefühl, das dem Menſchen ſelbſt in die Kirche unter die Augen des Höchſten folgt.

Mißgriffe in gutem und böſen Glauben.

Kein Wunder, daß auch der beſſern Regierung ſtets und überall Mißgriffe nachgewieſen werden können. Jeder Entwerfende iſt in gewiſſem Grad eingenommen, enthuſiaſtiſch. Das Fertige, die That und ihre nächſten Wirkungen machen ihn um eine Erfahrung reicher; ſie finden ihn klarer, kälter, klüger, gewarnt, und die ferneren Folgen enthüllen

neben der günstigen auch viele nachtheilige Seiten der Sache.

Das ist das Schicksal alles Handelns, alles thätigen Lebens. Wir sehen stets auf uns als beschränkt Gewesene zurück, und gehen mit dem besten Willen doch neuen Uebereilungen und Fehlgriffen entgegen.

Die Männer des Volkes mögen aber hauptsächlich dahin blicken, ob die mit Verantwortlichkeit das Staatsruder Führenden das Zweckmäßige, Heilsame wenigstens aufrichtig wollen und gutem Rathe zugänglich sind; sie mögen der unter mancherlei Gestalt sich eindringenden Selbstsucht entschieden entgegenwirken.

Diese stellt sich in ihren Hauptformen dar, als:

Egoismus der vermeintlichen Einsicht, des theoretischen Dünkels, der Organisir-Sucht.
Egoismus der steckenpferdischen Liebhaberei.
Egoismus des Eigennutzes, der Habsucht.
Egoismus des Nepotismus.
Egoismus des Widerstandes, des Verneinens, des bequemen Verharrens, der Störrigkeit der Ignoranz.

Derlei böse Eigenschaften bringen radikale Gebrechen in das Staatsleben, während die unvermeidlichen Täuschungen des Verstandes und guten Willens nur vorübergehende Störungen herbeiführen,

die ſich im Verfolge durch beſſere Erfahrung oder klugen Rath leicht heben laſſen.

Conſtitutionelle Reſerve.

Es gibt neben der Intelligenz der Regierung und der Volksvertretung, als organiſchen Stellen, noch eine ſporadiſch im Lande lebende, — die der Sachverſtändigen, welche im erforderlichen Falle, wie eine Reſerve im Kriege, zur Thätigkeit könnte aufgerufen werden.

Nichts macht im öffentlichen wie im Privatleben mehr zu ſprechen, zu ſtreiten, als das Problematiſche von bedeutenden Folgen, das Bedenkliche, das noch nicht Gereifte. Es erregt alle Imaginationen, weckt alle Egoismen, alle Divinationen. Wenige wiſſen ihre Zu- oder Abneigung zu mäßigen, und alle Springfedern kommen in Bewegung.

Weſſen Amt es iſt, eine neue organiſche Verfügung oder eine ſpezielle Einrichtung im Staatsleben in Vortrag zu bringen, ſey es als Ausfluß der Regierungsgewalt oder nach dem Wunſche des Volkes, der kann ſeiner Einſicht, ſeinem Gewiſſen nicht beſſer Genüge thun, als wenn er zunächſt die Betheiligten vernimmt und ihre meiſt durch Selbſtheit motivirten Meinungen abwiegt. Kein Auge ſieht ſo ſcharf, als das des Eigennutzes, aber keine Stimme ſpricht ſo einſeitig, als die des Egoismus.

Zur gegenseitigen Correction dieser Urtheile dient die Vernehmung der durch ihre Lage unparteiischen sachkundigen Fachmänner im Lande, welche zu unumwundenem Gutachten aufzufordern, der Mühe lohnt. Nicht leicht wird eine wichtige Seite der Sache, ein Hauptanstand so unberührt bleiben.

Um nun das Rechte zu finden, ist freilich das unbefangene reinpatriotische Ueberschauen des Staatsmannes erforderlich, der die Regierung nur als umsichtige, treue Verwalterin der ganzen Nationalsache im Auge hat.

Er wird hiedurch vielen Mißgriffen entgehen, und etwaigen Mißdeutungen furchtlos die Stirne bieten. Die Virtuosität, die praktische Genialität der Staatseinsicht ist nur durch eine geschickte Combination zerstreuter Talente zu ersetzen.

Nährer und Zehrer.

Im Staate wirkt derjenige sehr wohlthätig und produktiv, der da zeigt, wie man Geschäfte abkürzen und den Personalstand verkleinern kann. Der Geschäftsgang gleicht dann einer sinnreichen Maschine, bei welcher Hände erspart werden. Das Fabrikat wird dem Lande um soviel wohlfeiler geliefert.

Bei Staatsgeschäften, die nun aber absolut oder wenigstens für jetzt noch relativ nothwendig sind, können wir jeden zweckmäßig Fleißigen für Wohl

fördernd, also produktiv annehmen. Der Faule ist Consument.

Wo Zwei statt Eines arbeiten, sind Beide nur halbe Produzenten oder Einer, der Fleißige, allein.

Dieß gilt aber nicht nur von den öffentlichen Geschäften, deren Vollzieher man Consumenten nennt, sondern in noch bei weitem ausgebreiteterem Maße von den Produzenten jedes Standes.

Man würde sehr irren, wenn man bloß Sinecuristen, Pensionärs ꝛc. Zehrer nennen wollte. Mancher Rentirer, mancher Principal mit großer Firma ist nichts Anders! so jeder Bürger, der sein Schäfchen ins Trockne gebracht hat, und sich's wohl seyn läßt.

Jeder läßige Arbeiter ist nach dem Grade seiner Faulheit ein Zehrer; wo zwei Diener, zwei Mägde sich in die Arbeit einer Menschenkraft theilen, sind sie zur Hälfte Consumenten. An die Bettler reihet sich im Volke noch eine Menge von Vize-Consumenten: Pferde, Hunde, Vögel.

Wer sich mit Erzeugung von leeren Tändeleien nährt und das Volk zu deren Verbrauch reizt, was hat denn der eigentlich produzirt? Ja, hat er nicht vielleicht einen brauchbaren Stoff zernichtet?

So ist auch jeder Arbeiter in dem Grade Zehrer, in welchem er seinen Grund und Boden, seinen Stoff ungeschickt, schädlich bearbeitet, und einen produktivern Arbeiter verdrängt.

Ein solches ist das Loosen bei der Militär-Aushebung. Es sollte im Staatsleben kein so erhebliches Zufallsspiel vorkommen. Von manchen andern, ja den meisten Glücks- und Unglücksfällen könnte man sagen:

Sey dein Schrecken noch so panisch —
Auch das Unglück ist organisch!

Damit ist gemeint, daß in den sogenannten Zufällen des Lebens eine erkennbare, wenn auch nicht immer erkannte organische Bildung und Gestaltung herrscht. Aber wenn die Aermsten und Reichsten zu einer Loosziehung genöthigt werden, wo ein Interesse, das der Summe von 400 Gulden gleich geachtet wird, von einem Griffe in die Pandorae-Büchse abhängt, da tritt der Zufall gar zu alleinherrschend auf, eine Erscheinung, die im Staat, als einer organischen Rechts-Sphäre, so wenig vorkommen sollte, als bei der Strafverhängung über ein Regiment das Dezimiren criminalrechtsförmlich seyn möchte.

Der Staat bedarf einer Zahl Waffenkundiger; der Geübte bleibt es; ein Wechsel, der Mehrere, aber zu kürzerm Dienste, zuzöge, würde Mühe und Kosten der Einübung vermehren. Aber die Ausgabe der Familie für den Ausgehobenen, die fortwährenden Zuschüsse an Einen, der vielleicht, bei

seinem Berufe gelassen, arme Angehörige unterstützt haben würde, können vergütet werden.

Warum sollte nicht jeder Dienstpflichtige einen Beitrag geben können? Man sollte selbst die Untauglichen, die wegen Familienverhältnissen und Berufs Befreiten beiziehen, könnte jedoch auf diese Verhältnisse und auf Vermögensstand Rücksicht nehmen, und verschiedene Klassen bilden, ganz Arme aber frei lassen.

Weniger als der vierte Theil der Militärpflichtigen kömmt zur Fahne. Von je eilftausend Familien wäre wohl eine Summe zu erheben, mit welcher dreitausend Individuen unterstützt werden könnten, daß sie den Austritt aus ihrem Berufe weniger empfindlich fühlen würden. Wer seinen Sohn loskaufen wollte, der bliebe aber bei der Vertheilung unberücksichtigt, denn die Beiträge wären keineswegs darum da, die Loskaufung zu erleichtern.

Die freiwilligen Vereine taugen nichts, weil Gewinn und Verlust in keinem Verhältnisse stehen. Nur durch allgemeine, also gesetzlich nothwendige Theilnahme gleicht sich das Mißverhältniß aus.

An der Ausführbarkeit ist kaum zu zweifeln, ebensowenig aber auch an mancherlei Schwierigkeiten, durch welche man sich jedoch nicht abschrecken lassen kann, wenn von Recht und Billigkeit die Rede ist.

Ich enthalte mich einer nähern Ausführung, weil eine solche zwecklos wäre, wenn der Grundgedanke verworfen wird, den ja jeder Kundige selbst organisch ausbilden kann.

Zeitgeist.

Der Einfluß des Zeitgeistes ist so unwiderstehlich und durchdringend, daß wir seine Spur auch noch in den kleinsten Theilen der wissenschaftlichen, dichterischen, künstlerischen Hervorbringungen der neuesten Zeit wahrnehmen. So ist bei Schriftstellern, die sich ihm hingeben, in keiner Zeile klassische Ruhe und Milde, bei Dichtern in keinem Verse heitere Anmuth, bei Malern kein Pinselstrich heller, froher Gegenwart, bei Tonkünstlern kein Takt sanfter Wellenbewegung.

Bei der Musik stellt sich das am lautesten und deutlichsten heraus. Man höre jetzt eine Symphonie von Haydn, eine Oper von Mozart. Das Chaos der „Schöpfung" ist ein wahres Paradies gegen das Elemente-Rasen einer neuesten Introduction, und das stürmische Finale in „Don Juan" eine gemüthliche, klare Unterhaltung gegen das Toben der guten Sozietät einer Konversations-Oper.

Wie der Zeitgeist auf die Geselligkeit wirkt, davon wäre gar viel zu sagen.

Aristokratie der Bildung.

Wenn der Gegensatz der klassischen und der Real-Bildung erst durchgeführt wird, so entsteht eine neue Aristokratie dem Volksthum gegenüber oder über demselben, die wissenschaftlich-künstlerische. Die Realisten werden von den uns überlieferten Ideen, Werken und Thaten der Alten nicht gelten lassen, daß sie groß und tief, musterhaft, unerreichbar seyen, sie werden sich in Ausbildung der verschiedensten Virtuositäten nach allen Richtungen hin gefallen und sich in dieser unruhigen Rührigkeit und vielseitigen Beweglichkeit von den Classischen nicht sagen lassen, daß wahre Größe nur in der Einheit und tiefer Ernst nur in der Ruhe sey.

Wer aber sich und den Andern begreift, wer in seiner Zeit eine Tochter der alten erkennt, wer da weiß, daß das Beste schon da gewesen, und nur ein Erfassen des Neuen, eine Weiter-Entwicklung desselben im Sinn und Geist des Alten das Rechte sey, der steht naturgemäß über dem Andern, welcher sich fast immer überschätzt, weil er sich für einen Erfinder dessen hält, was er in höherer Vollkommenheit nur benützen dürfte.

Schulbildung eröffnet oder verschließt ganze Sphären der Anschauung, des Wissens, gibt oder nimmt Maßstäbe. — An unserer Zeit wäre, alte Schätze ohne Pedanterie zugänglich zu machen.

National-Kräfte.

Es wohnt eine unwiderstehliche Kraft in den Besonnenen, Ruhigen, Tüchtigen, und in einer Nation, wo viel Einsicht im ganzen Volke rege ist, möchten auf dem Wege stätiger Entwicklung die Uebelstände und Mißbräuche nach und nach auf ein Minimum gebracht werden. Denn es sind nicht etwa einzelne Talente und Intelligenzen, welche das Volkswohl schaffen, sondern der Gesammt-Volks-Verstand, die National-Tugend und Sittlichkeit — sie sind es, die es gründen und befestigen. Das Bestgemeinteste, Klugersonnenste scheitert an einer ungebildeten, geht unter in einer unsittlichen Nation; denn alles Gute und Zweckmäßige nimmt den Weg durch der Menschen Sinn und Hände ins Leben. Sie sind es, die den theoretischen Gedanken, das buchstäbliche Gesetz, vernünftig anwenden oder verkehrt befolgen, diese beleben oder umbringen.

Hier sind nun die recht aktiven Thoren und Schlechten den Klugen und Rechtschaffenen stets im Wege, indem sie die in jedem Volk vorhandene Masse von Thorheit und Böswilligkeit aufregen und zum Widerstande gegen das Heilsame reizen. Der weiseste Regent, die wohlgesinnteste Regierung können in einer von Wahn und Unsittlichkeit durchdrungenen Volksmasse ihre besten Verfügungen nicht

durchsetzen, wogegen im umgekehrten Falle selbst ein eigenwilliger Herrscher, ein absolutes Gouvernement der sittlichen und intellektuellen Bildung, dem tüchtigen Bürgersinn des Haupt-National-Stammes nicht in die Länge zu widerstehen vermögen.

Gesetzliche Ordnung.

Wer sich etwa ein halbes Jahrhundert hindurch in den Zufälligkeiten der Weltdinge umgetrieben und endlich durch vielfache Wiederkehr der Erscheinungen einigermaßen orientiren gelernt hat, dem ist es in der Natur und Geschichte, im großen Staatshaushalt und im geselligen Leben um das Gesetzmäßige zu thun.

Ein solcher Geist ist seiner innersten Natur nach aller Gesetzlosigkeit abhold und blickt mit Wehmuth und Indignation auf jeden Versuch, der auf Losbinden von Ordnung und Gesetz zielt. — Ist doch das Halten an der strengen Pflicht selbst für den Gesitteten, Gebildeten zuweilen eine schwere Aufgabe; wohin soll es führen, wenn man demjenigen Theil des Volks, der ohnehin schon zur Selbstentbindung von Gesetz und Ordnung hinneigt, den Exceß als einen Uebergang zu einer schönern Ordnung, die Verachtung des bestehenden Gesetzes als den Weg zu einer zweckmäßigern Gesetzgebung darstellt?

Der Beiwächter.

Mir träumte, ich sey endlich in die Höhe gekommen und etwas Rechtes geworden, nämlich Wächter auf dem hiesigen kleinen Stadtkirchthurme.

Unzufriedene nehmen gewöhnlich an allen Dingen sogleich die fatale Seite wahr, Genügsame die schöne. Ich dachte an die reine Luft, die freie Umsicht, die Sonnen-Auf- und Untergänge, die erwünschte Isolirung über dem Stadtgewühl ꝛc.

Erst nachdem ich für diesen Erwerb dem Schicksal gedankt, erlaubte ich mir, auch an einige Glücksbeschränkungen zu denken.

Da war denn mein Nachbar, der größere Thurm, das Erste, was mir in's Auge trat. Es war nicht Mißgunst über die bedeutendere Höhe, von welcher sein Hochwächter auf Stadt und Land herabsah. Lag doch auch eben darum Alles verjüngter, verkürzter unter ihm, und waren optische Täuschungen und akustische Mißverständnisse leichter bei ihm möglich.

Darüber, daß er mir kurze Sonnen- und Mondsfinsternisse bewirkte und immer einige Sternbe-

deckungen verursachte, konnte ich mich trösten; denn nach vorübergehender Verhüllung dieser Himmelslichter traten sie doch stets wieder leuchtend hinter ihm hervor. Sein über die Stadt ins Land hinausreichender Schattenkegel verdüsterte wohl immer auch mich und meinen Thurm. Konnte ich denn aber nicht von diesem wandelnden Dunkel ganz hinweg und auf den viel grösern beleuchteten Kreis des Panorama's mein Auge richten?

Zuweilen erschien er mir in seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Thurm im Schachspiel, dem Rochen. Wenn er nun durch seinen Hochwächter „Schach" bot, konnte ich mir nicht einbilden, ich fahre ihm als Läufer oder Springer dazwischen und durch den Sinn?

In stiller Nacht wandelte ich pflichtgemäß auf meinem Kranz umher und blickte auf die schlafende Stadt hinab. Wunderlich! — dachte ich; — jetzt schlummern alle böse Gedanken, alle feindliche Leidenschaften, alle Thorheiten, alle Sorgen. Mit dem ersten Erwachen ziehen diese Dämonen, diese Quälgeister wieder in die Köpfe und Herzen der armen Sterblichen ein. Möchten sie doch mit reinem Sinn und ohne dieses wüste Getriebe, diese fortwebende böse Gewohnheit dem kommenden Tag ihr Aug' öffnen! In der Schlafesnacht gibt's keine Verbrecher, keine Farben, weder optische noch politische, keine Thorheiten, als die der Träume.

Am Tage ſchaute ich von meiner Thurmzinne auf die dampfende, ſummende Stadt mit unverhaltenem Antheil hinab. Mein Blick verwirrte ſich in dem Marktgewühl; wenn ich aber dem Einen oder Andern auf ſeinem Wege folgte, ſo entwirrte ſich mir Alles; jeder ging ſeiner Abſicht nach, die Andern durchkreuzend, behielt ſeine Richtung und erreichte ſein Ziel.

Was bewegt dieſe Menſchen im Ganzen? — fragte ich mich. — Welche wiederkehrende Intereſſen, welche ſtehende Anliegen und Wünſche beſonders in öffentlichen Dingen erfüllen ihre Gemüther? welche Anſichten beherbergt der Sinn der Mündigen, Selbſtſtändigen?

Wie war es damit vor Jahren, — als man jenen modernen fürſtlichen Palaſt baute? — als man dieſen feſtungsartigen Bau gründete? — wie, als man dieſe Kirche mit ihren Thürmen errichtete? —

Mein inneres Auge ſahe die Menſchen zuerſt in Harniſchen, dann in ſpaniſchen Mänteln, dann in Kleidern mit breiten Schößen und Allonge-Perücken einherſchreiten.

Jene Geſchlechter fragten nichts nach den Gegenſtänden, die uns ſo tief beſchäftigen. Uns läßt kalt, was ihre Seele erfüllt haben mag. —

Ich rief durch mein Sprachrohr zu dem Hochwächter des größern Thurmes, der durch ſeinen Tubus da und dorthin lugte, hinüber: Was iſt

es, das diese Stadtbewohner bewegt? Ist es ein Größeres oder Kleineres, als was ihre Väter beschäftigt hat?

„Der Lebende hat recht! — rief er durch sein Sprachrohr zu mir herüber. Die Gegenwart steht über jeder Vergangenheit. Wir haben Jahrhunderte erlebt. Theilnahme an öffentlichen Dingen, an Zeit- und Weltverhältnissen ist überall rege. Noch nie hat der einzelne, beschränkte Mensch so deutlich den Bezug der entlegensten Bewegungen und Entwicklungen der Nationen auf seine Gemeinde empfunden, wie jetzt. In unsern Tagen erwacht der Bürger und denkt klar den Rapport seines eigensten Verhältnisses zur Welt.“

Ich rief durch meine Tuba hinüber: Das dem Menschen Nächste, das Ursprüngliche, Reinmenschliche, Naturnothwendige bleibt sich in Zeiten und Räumen gleich. Jeder ist Patriarch auf seinem Hofe; jeder enggesellige Kreis ist homerisch; in diesen unschuldig-heitern Momenten webt das Daseyn fort. — Freud und Leid, Neigung und Abneigung, Liebe und Haß treten seit urweltlichen Zeiten in derselben Gestalt auf, sprechen seit Adam in denselben Naturtönen.

Der Hochwächter umlief mit starken Tritten und, wie mir schien, ärgerlich seinen Kranz, und rief mir dann in gestoßenen Lauten zu: „Im Verlaufe der Jahrzehnte, Jahrhunderte sind von diesem fa-

militären Weſen hinauswärts in die bürgerliche, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche, politiſche, religiöſe Sphäre, kurz, in die Geſchichte in wechſelnder Folge andere und andere Intereſſen, Anſichten, Gefühls- und Denk-Objekte eingerückt.“

Der Redewechſel durchs Sprachrohr ging nun fort:

Ich: Halten wir uns frei von Wahn, Zeithochmuth, Modethorheit! Es kommt nicht ſo ſehr auf den Stoff an, mit dem ſich die Menſchen einer Zeit geiſtig, ſittlich, techniſch abgeben, als auf die ſchöne Form der Bearbeitung, und ob ein heilſames, förderndes Motiv, ob ein guter und ſchöner Sinn darin walte.

Er: „Biſt du blind, Collega! — für die allgemeine Theilnahme an der Entwicklung der Weltbegebenheiten, die aufgeregten Intereſſen?“

Ich: Berufs-Treue geht über eine oberflächliche, dürftige, philiſtröſe Auffaſſung großer Verhältniſſe.

Er: „Ich ſehe Kraft-Entwicklung, Thätigkeit, Zuſammenwirken, erhöhtes Selbſtbewußtſeyn, Begriff vom Staat und ſeinen Organen.“

Ich: Wo iſt Harmonie von Wohlgeſinnten, Sicherheit des Erfolges, heitere Ausſicht, inniger Verein? Siehſt du nicht die verworren verwirrende, wild-phantaſtiſche, Achtung und Zartgefühl in ſich zurückdrängende, Anmaßung, Neid, Dünkel vorkehrende Maſſe?

Er: „Verkennſt du die Theilnahme der Stadt

und Landbewohner am Verfassungswerk, die Richtung ihrer Blicke auf tüchtige Männer, den allgemeinen Eifer für das Staatswohl?"

Ich: Hast du nicht bemerkt den Zustand der Spannung, die Loslassung der Springfedern zur Volksbearbeitung, die Aufregung friedlicher Elemente, ruhiger Zustände, die Gerinnung in Parteien, das Spiel der Absichten, der Intriken, der bösen Neigungen, das Erwachen schlafender Leidenschaften, die kaum mehr zu beschwichtigende Zwietracht der Gemeinden, der Familien? —

Der Hochwächter wandte sich erzürnt weg. Er griff nach seinem Tubus und zielte auf eine Straße hin, aus der ein Getöse zu uns herauf tönte. Es mochte dort eine harte Rede, ein Scheltwort, vielleicht gar ein Nasenstüber oder eine Ohrfeige an den Unrechten gekommen seyn.

Er rief mit gewaltiger Stimme zu mir herüber: „Die Bauern sollen ins vorderste Feld des Gegners, dann werdens hohe Figuren. Wir adeln sie, wie wir sie brauchen, um den Gegner schach und matt zu machen!"

Er zog dann die große Glocke, so daß alle Köpfe der Stadt und Umgegend sich staunend erhoben.

Ich nahm aber mein Sprachrohr und rief hinab:

„Concordia ist sie getauft;
Und Friede nur sey ihr Geläute!"

Miſchlinge.

Alles ſey wahr, was Du ſagſt, doch ſage nicht Alles, was wahr iſt.
Lügſt und verläumdeſt du gar! ſag, iſt das Freche denn frei?

*

Der Schelmen Tück', der Thoren Rath
Gibt oft ein heilſam Reſultat.
Unſinn genug von allen Seiten
Bereitet wohl vernünft'ge Zeiten.

*

S' iſt nichts ſo ſuperfein geſponnen,
Ein Bauer merkt, wie es erſonnen.

*

Die Ignoranz hat Vielerlei zu ſagen;
Die Inſolenz kein Wörtchen kann ertragen.
Die Negligenz will alle Welt verklagen.
Die Indolenz ſpricht gar vom Atlas-tragen.

*

Folg eig'nem Sinne frei, jetzt thätig, jetzt paſſiv!
Der Klubb macht ſich kompakt, die Maſſe wirkt maſſiv.

Unſinn! Unſinn! — ruft du aus,
Haſt ihn morgen ſelbſt zu Haus.

•

Nur Geiſtesmacht erringt den Sieg
Mit wiſſenſchaftlichem Panier;
Erklärſt du frech den Federnkrieg,
So ſinkt im Courſe dein Papier.

•

Fehlt das Schöne, wankt das Gute,
Halte dich an die Minute!

•

Was Euch als ſchöner Geiſt erſcheint,
Iſt oft verhüllter Frevel.
Und wo Ihr Rührungs-Thränen weint,
Da riech' ich Pech und Schwefel.

•

Wer Sich nur gerne reden hört,
Läßt keinen Andern gelten;
Wer zu der blauen Fahne ſchwört,
Der wird die weiße ſchelten;
Und iſt ein Thor erſt recht bethört,
So ſchimpft er ganze Welten.

•

Zerſtreut muß in Zerſtreuungswuth
Ich Zeit und Kraft verlieren.
Wohl wär' ich fleißig, wäre gut,
Könnt' ich mich iſoliren.

•

Es iſt für Uns und Euch noch Platz
Auf des Parnaſſus Kegel.
Was drückt die Alten Ihr hinab,
Ihr inſolente Flegel!

Wirkſam iſt und wirket weiter fort,
Wenn zur rechten Zeit, am rechten Ort
Spricht der rechte Mann das rechte Wort.

•

Die alten Frauen grüßen,
Die Mädchen nicken kalt.
Iſt das nicht zum verdrießen?
Wie ſchnell wird man doch alt!

•

Das nennt man Licht, was ſelber brennt;
Mein Sohn, du biſt nur transparent!

•

Der Leu iſt dir ein Dorn im Aug,
Du ſchiltſt ihn eine Katze.
Der Kater krallt ein wenig nur,
Tod bringt des Löwen Tatze.
Die Katze mit dem Mäuslein ſpielt,
Und ſchmaust es dann ein wenig.
Machſt du's dem Löwen gar zu bunt,
Frißt dich der Thiere König.

•

Wer genießt,
Es oftmals büßt.
Wer entbehrt,
Iſt Alles werth.

•

Ihr nach Rechts und Links Entzweite,
Laßt doch, obſtinate Leute!
Euch in ſolchem leeren Streite
Von dem Ruhigen berathen.
Zwiſchen Vor- und Hinterſeite
Liegt das Gold ja des Dukaten.

Ariſtokratiſche Schraube,
Demokratiſcher Keil,
Haben in der Mechanik
Neben einander feil.

•

Er lieſt den Göthe,
Sie den Schiller;
Er blaſt die Flöte,
Sie ſchlägt Triller.
Er iſt politiſch,
Sie iſt kritiſch.
Was machen Küche,
Ambos, Hammer?
Da gibt es Flüche,
Noth und Jammer.

•

Auf Ihr, Katzenmuſikanten!
Bringt dem ſtarren Obſcuranten
Unter wilden Volkes Schwärmen
Euren Charivari-Lärmen.
Euer Pereat dem Dunkeln,
Der nur trachtet zu vermitteln,
Gute Sache zu vermunkeln. —
Ihm, der uns mit Wort-Carfunkeln
Aus dem Schlafe weiß zu ſchütteln,
Unſerm hohen Patrioten,
Der der Willkühr Trotz geboten,
Dieſem Manne hochbetraut
Schalle Vivats-Donnerlaut.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

So eben wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Cardinäle, Bischöfe und Priester

als

Liebesabenteurer

durch

Cölibatgebot und jesuitische Grundsätze.

Historisch geschildert

von

Santo-Domingo.

Aus dem Französischen.

8. broschirt. Preis 20 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Im Verlage der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart, sind ferner erschienen:

Schiller's Heimathjahre.

Vaterländischer Roman

von

Hermann Kurz.

Drei Bände.

8. elegant geheftet.

Wir übergeben mit diesem Werke dem Publikum den ersten Vaterländischen Roman, den die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Wenn es schon ein höchst glücklicher Gedanke des Verfassers zu nennen ist, Schiller, den edelsten Dichter der Nation zum Helden eines Romans zu machen, (obgleich er ihn nicht als solchen vorgeschoben hat) so muß das Interesse für das Werk noch gesteigert werden, wenn man erfährt, daß die in demselben erzählten Züge aus dem Jugendleben Schiller's, historisch wahr sind, welche die künstlerische Phantasie des Verfassers von „Schillers Heimathjahre", nach mündlichen Ueberlieferungen von noch lebenden Zeitgenossen Schillers, in Ein lebensvolles Gemälde gebracht hat, wozu Schwaben, das an Naturschönheiten so reichbegabte, den Rahmen bildet. Doch nicht allein Schiller der Unvergeßliche, wird in diesem Romane gefeiert, mit ebensoviel Pietät wie Kunst hat der Verfasser dem Dichter Schubart in dem Werke ein Denkmal gesetzt, das von der Gegenwart mit nicht minderem Dank und Anerkennung aufgenommen werden wird, wie sie die nicht allzulange Vergangenheit dem unschuldig verfolgten Dichter zollte; das Ganze aber bildet ein Gemälde von deutschen Zuständen, wie sie sich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darstellten, mit einer poetischen Wahrheit, ja mit einer solch dramatischen Lebendigkeit geschildert, die den Verfasser: Hermann Kurz, ohne Widerrede an die Seite der ausgezeichnetsten Novellisten der deutschen Literatur stellen wird!

Die

Prima Donna.

oder

Theater-Roman.

Die

Prima Donna.

Theater-Roman

von

F. L. Bübrlen.

Erſter Theil

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung.
1844

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

FRESENIUS

Erſter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

1

Mit auffallend heiterm Antlitz trat Adam, ein rüstiger, gedrungener Fünfziger, in das Zimmer des Regierungs-Sekretärs Bader, den er im Lehnstuhle, den Kopf auf die Hand, den Arm auf dessen Lehne gestützt, antraf. Sein froher, laut aus tüchtiger Brust tönender Gruß wurde von dem bleichen Jugendfreund in schwachem, heiserm Ton erwiedert.

Sein Zartgefühl empfand wohl, daß jedes frischrothe Gesicht den Kränkelnden an sein gelblichtes mahnen mußte. Dennoch vermochte er einen jetzt ungeeigneten Reiz zum Lachen nicht ganz zu bemeistern.

Er trat aber, wie seine Heiterkeit abbittend, zu Jenem hin, legte seinen Arm sanft auf dessen Schulter und fragte theilnehmend: Warum so nachdenklich, Freundchen?

Warum lachst du? — lautete die etwas grämliche Gegenfrage.

Nun ja! erwiederte der aufgeräumt Redselige ich will zuerst antworten. Weiß ich ja doch, daß man von einer trüben Stimmung den Grund nicht immer alsobald angeben kann oder will.'

Allerdings! — sagte Bader. — Man hat im Leben zehn Ursachen und verhüllte Gründe, ernst zu sein, gegen Einen zum Frohsinn. Wer aber lacht, der muß doch wissen, warum? — damit man nicht ein böses Sprüchlein auf ihn anwende. —

Um in Kurzem die Hauptzüge von den beiden Männern zu geben, so haben wir uns in dem Regierungssekretär Bader einen Mann zu denken, der, mit Amtsgeschäften reichlich beladen, selten dazu gelangt, seinen Lebensinteressen nachzugehen, die für Herz und Gemüth heilsamen Gegensätze seiner Kanzlei-Stunden, Natur, Geselligkeit, Kunst, gehörig zu pflegen, dem es nicht gelingen will, mit seinem angeborn leichtflüssigen Blut über einen Zug von Melancholie, der sich aus frühern beengten Familienverhältnissen in sein Wesen gezogen, nachhaltig Herr zu werden.

Freund Adam war besser daran. Von Haus aus wohlhabend, als Arzt beliebt, durch Familienverbindungen in eine glänzende Praxis eingeführt, im Verlaufe der Zeit durch diese bereichert, hatte er sich

vor einigen Jahren zum Vortheil eines Anverwandten und tüchtigen Gehülfen der Ausübung derselben begeben und sich darauf beschränkt, Familien, die ihm lieb waren, fortwährend ärztlicher Hausfreund, auch wohl in andern Beziehungen Mittler, Gewissensrath, weltlicher Beichtvater zu seyn.

Ueber Angebornes, über Anlage und Erziehung hatte er viele Beobachtungen gemacht, auf Talente für bestimmte Fächer, namentlich für Künste, hatte er immer sein Augenmerk gerichtet, auch wohl sie mit Rath und That unterstützt.

Er sah die Kunst durch die Natur hindurch und in ihr; er besaß eine kleine Sammlung von guten Gemälden; er bemühte sich, sie zu verstehen, ohne zu wähnen, daß sein Bilderschatz lauter Unschätzbarkeiten enthalte. Er war auf Naturschönheiten und Effekte so aufmerksam als auf dargestellte; er ging ihnen täglich zu lieb und lachte über Kunstenthusiasten, die, über ein Effektbildchen entzückt, die unnachahmlichsten Glanze's der wirklichen Natur in philiströsem Gespräch übersahen. —

Es sey! — erwiederte Adam auf die letzte, anzügliche Bemerkung seines Freundes. — Wer lacht, mag wohl auch reden! Ich verkenne den Ernst des

Lebens nicht. Was hilft aber das Gesichter-Schneiden? Es geschieht, was wir mit dem besten Willen nicht ändern können. Das ist mir dann Gottes Wille; damit bin ich fertig. — Lebe den Tag! — Tag um Tag sind wohl zu bewältigen, wenn dir das Jahr zu schwer fällt. Sind denn Rüben und Falten, Sorgen und Runzeln so notwendige Gefährten? Heiterer Verstand ist beim Himmel eine Gewissenssache.

Herrliche Weisheitlein! leicht gesagt! — fiel Bader ein. — Ich will von nächsten Anliegen nicht reden, aber der Mensch, ist er nicht ein Atom im unendlichen Weltganzen, dessen ungeheure Kräfte allgewaltig gegen seinen kleinen Kopf, gegen seine schwache Brust drücken?

O Freundchen! — versetzte wieder lachend der philosophische Arzt — das geht noch über den politischen Weltschmerz. Die atmosphärische Luft drückt auch zentnerschwer auf deinen Körper, der ihr mit ein Paar Lothen eigener Luft widersteht. Auch ich fühle mich bald größer, bald kleiner, als der Tag, die Stunde; bald Hammer, bald Amboß. Der Gebildete empfindet das deutlicher, als der Gemeine. Aber — nur das Auge recht hell offen behalten, in die Brust immer recht frischen, tiefen Athem gezogen! So bleibt man

ſtets oben ſchwimmend. Wir ſchreiben in die Welt hinaus, und vermögen doch ſo wenig über unſern Nächſten. Laß dir doch zuweilen Charlotten mein Doppel-Lied ſingen: „Warum ſollt ich nicht trübe ſeyn?“ — „Warum ſollt ich nicht heiter ſeyn?“ — Ich thue mir was darauf zu gut. Auch die Melodie iſt von mir und ſie ſingt es allerliebſt.

Du reiteſt ſtets auf deinem dreibeinigen, ſteifen Ganzleibock. Das geht ſo in einer Spirallinie um dein Grab, jedes Jährchen einen Kreis enger, bis du von ihm herab — und hineinſinkſt. —

Adam rückte ungeduldig über die alte Leier ſeines wortreichen Freundes den Stuhl und ſah ihn fragend an.

Nun ja denn! Warum ich vorhin gelacht? — fuhr dieſer fort — Deine Trübſeligkeit ſtach luſtig ab gegen das, was ich unmittelbar vorher geſehen. Ich ging leiſe die Treppe herauf, um Euch zu überraſchen. Die Thüre deines Sommerſtübchens war angelehnt: ich blickte hinein. Deine Charlotte bewegte ſich darin hin und her; ſie merkte meine Nähe nicht und ſetzte ungeſtört ihre pantomimiſchen und Tanz-Uebungen fort.

Sie machte aber die Sache gegen ihr eigenes Spiegelbild ſo anmuthig, ſo graziös, ſo launig, daß es mich ordentlich am Herzen kitzelte.

Es möchte ſchwer zu ſagen ſeyn, warum uns nicht etwa nur das Ungeſchickte, das Plumpe, das überraſchend Holpernde, ſondern auch ſein Gegentheil, das künſtleriſch Gewandte, das fliegend Leichte, das ſieghaft Gelungene zuweilen zum Lachen ſtachle.

Ich überwand es, um das Kind nicht aufzuſchrecken; aber dein froſtiger Anblick war ein gar zu komiſcher Gegenſatz zu den wellenlinichten Geſtikulationen und zierlichen Wendungen deiner Charlotte. Ich mußte nur Luft machen.

Lache nur zu! — äußerte Vater mit ſauerſüßer Miene. — Was dich in ſeiner unerwarteten Erſcheinung ergötzlich anſprach und kitzelte, das iſt mir in ſeiner nähern Bedeutung eine Quelle der Beſorgniß, des ſchweren Anliegens.

Meine Tochter, die ſich meinen Gedanken nach einmal dem Erziehungsfache widmen ſollte, bildet im Stillen ein Talent an ſich aus, das zur öffentlichen Darſtellung dringt, und das, wenn man es nicht bloß als geſellige Kunſt zur Erheiterung vertraulicher Kreiſe betreibt, ſondern mit Virtuoſität ausüben möchte, den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt und auf eine Lebensbahn hinzieht, auf welcher ſeiner Ruhe, ſeinem ſittlichen Weſen Gefahr droht.

Du ahneſt wohl, Freund! was ich meine? — Daß ich's kurz ausſpreche: Charlotte will auf's Theater! — Adam ſtutzte. Du ſiehſt, — ſagte er — ich lache nicht mehr. Doch wollen wir, ehe wir uns grämen, die Sache näher ins Auge faſſen.

Sonderbar! fuhr Vater fort. — In Septima rief der alte Rektor einmal, als ich ihm eine ſchiefe Antwort gab, in einer Anwandlung von jovialem Zorn unter ſeiner gleichfalls ſchief ſitzenden Stutzperücke hervor mir zu: Er gibt eben einſt einen Komödianten ab, und ſonſt nichts! — Mich dünkte der Ausſpruch lächerlich; meine jugendliche, faſt unüberwindliche Schüchternheit hatte mich nie an dergleichen denken laſſen. Durch das öffentliche Singen — ich ſtamme ja aus einer muſikaliſchen Familie — bezwang ich ſie einigermaßen; aber an das Tanzen kam ich lange nicht. Weil ich nun aber ſah, daß meine Jugendfreunde auf Bällen ſich ſchnell mit den ſchönſten Mädchen in Rapport ſetzten, während ich das Zuſehen hatte und vergebens ſchmachtend kaum hie und da einen Blick, ein Wort an ſie brachte, ſo machte ich mich mit dem entſagenden Entſchluß groß, daß ich nicht tanzen wolle, wie alte Jungfern mit dem kategoriſchen Ausſpruch, daß ſie aus Grundſatz nicht heiratben

Im Stillen wünschte ich aber nicht bloß so ein walzendes Trebichaf zu werden, sondern die Ballettänzer, die künstlichern, graziösern Wendungen mir eigen zu machen, um einmal unerwartet auf einem solchen Balle durch ein improvisirtes Tanzsolo alle meine Genossen zu überbieten und sie durch eine bei mir nicht geahnete künstlerische Darstellung meiner Gestalt in den Augen meiner Huldinnen auszustechen.

Es war aber weniger Eifersucht oder Eitelkeit, als wirklich ein inneres Verlangen, über meinen Körper bis zur schönen Produktion Herr zu werden. Zur methodischen Schule kam ich nicht; es blieb bei zerstreuten Versuchen der Selbstübung, mit denen ich aus Furcht vor Prostitution kaum zum Spaß zuweilen herausrückte.

Sollte etwa die Bemerkung recht haben, daß eine lange verhaltene Neigung der Alten gewöhnlich an den Kindern ausbreche, daß das von Jenen gewaltsam Zurückgedrängte bei Diesen sich dann übermächtig, unwiderstehlich äußere?

Adam wurde auf diese Eröffnung nachdenklich, der Laie berührte hier den Erfahrungskreis des Fachmannes. Der erste Eindruck rief ihn eben nicht zur Beistimmung auf; er sagte bei sich: Nein! Aber je mehr

er die Sache überdachte, deſto weniger hatte er gegen ſie einzuwenden.

Du weißt — fuhr Bader fort, — daß die Intendanz in öffentlichen Blättern Aeltern und Vormünder aufgerufen hat, ihr zur Nachbildung von Schauſpielern, Sängern und Tänzern Kinder von Talent und Neigung vorzuführen, welche nach vorgenommener Prüfung und Auswahl in jenen Künſten unentgeldlich ſollen unterrichtet und für die Bühne gebildet werden. Der verſtorbene Fürſt hat bekanntlich eine ähnliche Schule für die darſtellenden Künſte gehabt, aus welcher manches wohl ausgebildete Talent hervorging. — Ich las die wiederholten Aufrufe und dachte an nichts. Unter dem jungen Volk aber entſtand eine gewaltige Aufregung. Es träumte ſich Paradieſe und goldne Berge darin. Jedes ſah ſich ſchon als Virtuos hochgeprieſen, beklatſcht, bekränzt, hochbelohnt, ja manches leichtfertige Herz dachte wohl gar an Eroberungen und Siege anderer Art.

Nun nun! — unterbrach ihn Adam, — du zielſt wohl nicht auf deine Charlotte?

Das eben nicht! — erwiederte Bader; — aber auch ſie wurde von der verführeriſchen Idee angeſteckt. Jedes Weſen bildet ſich in ſolchen Fällen die zukünftigen Möglichkeiten nach ſeinen Wünſchen und Gefühlen aus. Sie

mochte wohl im Stillen unsere Lage, die Gegenwart und das Kommende bei sich erwogen haben. Wie sehr wir uns bei unseren ökonomischen Verhältnissen zusammennehmen müssen, empfindet sie täglich, wenig dessen, was ihre wohlhabendern Gespielinnen genießen, wird ihr zu Theil; ihr Leben ist eine Reihe von Entbehrungen. Das hat sein Gutes: das Gemüth wird innerlicher und lernt sich mehr an das Wesentliche und Höhere im Leben halten. Da sie aber für alles Schöne Sinn hat, so drückt es doch in vorkommenden Fällen ihren kindlich bildungsfrohen Sinn, wenn sie sich um meinetwillen so manches Dargebotene, was zur Erheiterung, zur Geisteserhebung dienen würde, versagen muß. Da mag sie nun im Gefühl ihrer Befähigung zur Kunst an die Möglichkeit des Eintritts in dieses Feenreich gedacht haben. Die Concurrenz der Mittelmäßigen ist groß; der Lohn klein, aber die Matadore werden enorm bezahlt, und welcher Zögling träumt nicht von den höchsten Künstlerhöhen? Entging mir doch nicht, daß ihr Talent seit einigen Wochen einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Dieses erscheint nur, wenn ich ihre Uebungen verstohlen beobachte, wie eine Pflanze, die, durch Frost oder Trockniß im Keime zurückgehalten, nach einem warmen Regen plötzlich sich erschließt und fast zusehends mit gewaltigem

Triebe nach verſchiedenen Seiten hin ſproßt. Sie iſt eine ganz andere: ſie lebt und webt in Geſang und Tanz; ſie wacht und träumt davon; ja kaum vermag ſie es mehr über ſich, vor mir ſich zu verſtellen. —

Charlotte trat herein. Ohne Widerrede ein allerliebſtes Kind von vierzehn Jahren, ſchnell aufgeſchoſſen, doch nicht bedenklich enge gebaut. Sie blühte in kernhafter Geſundheit; der ruhig helle Blick ihrer großen blauen Augen deutete auf eine unſchuldige Seele, auf einen verſtändigen Geiſt. Sie mochte wohl wiſſen, daß ſie ſchöner war, als viele Andere; doch ſchien ſie im ſtillen Vertrauen, daß dieſe unverdiente Gabe des Himmels ſich von ſelbſt geltend machen würde, nichts Beſonderes damit zu wollen.

Adam konnte ſich, nachdem er das ſchlanke Kind eine Weile betrachtet, nicht entbrechen, an das kleine Clavier zu treten, und die erſten Takte ſeines Doppelliedes zu greifen. Er blickte dazu lächelnd nickend gegen Charlotten hin, welche ſich dann ihrerſeits auch nicht entblödete, zuerſt leiſe, dann immer lauter das Lied zu ſingen. Welcher Silberklang der jugendlichen Stimme! Ihre Bruſttöne waren ſtark; ihre Höhe ſchien faſt unbegrenzt, als könnte die zartgebaute Kehle ſich ins Unendliche verengern und in ihren kürzeſten Fibern noch

ſchwungen. Bloß Geläufigkeit, ein freies, künſtleriſches Spiel mit Verzierungen ſchien ihr noch abzugehen. Adam zweifelte nicht, daß ſie einſt alle Schwierigkeiten überwinden, daß ſie ſingen würde, was ſie nur wollte, daß ſie vortragen würde, was ihr Gefühl ihr eingeben mochte.

Der Vater hielt ſich ſtille; er ſchien durch das Ohr des Hausfreundes zu hören und nun auch der Rührung ſich kaum erwehren zu können, als jener ſeine frohe Ueberraſchung laut werden ließ. So hatte das Kind noch nie geſungen.

Adam lenkte abſichtlich das Geſpräch wieder auf den Plan der Theater-Intendanz und fragte Charlotten im Tone des Scherzes, ob ſie nicht auch Luſt hätte, ſich für die Bühne ausbilden. Er nannte einige gepriesene Künſtlerinnen ihres Geſchlechts als Vorbilder. Sie ſchwieg. Vater warf ihm von der Seite einen abwehrenden Blick zu. Er erhob ſich und ging trillernd auf und ab. Dann machte er, wie es ſchien durch den Geſang in die beſte Laune verſetzt, einige künſtliche Pas, und rief dann lachend aus: Das ſind noch ſo alte Reſte von ehemaliger Tanzkunſt. Wäre ich fünfzehn Jahre alt, ich würde mich auch zur Tanzſchule melden. Dann ſetzte er ſich wieder ans Clavier und ſpielte eine beliebte Polonaiſe.

Charlotte wechselte jeden Augenblick den Ort; eine innere Unruhe schien sie hin und her zu treiben. Adam blickte nach ihr hin und nickte wieder bittend, wie vorhin. Sie sah den Vater an, der gegen das Fenster gewandt, theilnahmslos andern Gedanken nachzuhängen schien. Adam spielte mit markirten Griffen. Nur ein Paar Entrechats, liebe Charlotte! — rief er dann.

Sie schüttelte verneinend, setzte sich aber doch in Positur und begann mit ihrem niedlichen Füßchen einige Pas zu machen. Adam spielte energischer. Charlotte vergaß über dieser Lockung ihre Befangenheit vor dem Vater. Ihr schlanker Körper bog sich, wie ein schwankes Rohr im Abendhauch, von der Musik angefacht, in sanften Wellenlinien; ihre Arme beschrieben herüber, hinüber graziöse Bogenschwingungen. Sie schwebte wie gewichtlos auf den Zehenspitzen und ein siegendes Lächeln der Kunstfreude glänzte aus ihren feurigen Augen.

Ihr Vater sah mit dem Gefühl von Schrecken und Lust diesem Spiele zu. Es war ihm unbegreiflich, wie sie so in Kurzem zu dieser Fertigkeit gelangt, in welcher sie ihm wie ein fremdes Wesen erschien. Es war, als hätten die flüchtigen Erscheinungen einiger Ballette sich ihr in die Seele eingebrannt und als hätte sie durch kunstgierige Auffassung und geheime Uebung ihre Lehrerin

einholen wollen. Er hielt nicht länger mehr an sich. Was machst du, grausamer Freund! — rief er, griff dann nach den Armen seiner Tochter, zog sie an sich und benetzte ihre Stirne, ihre hocherröteten Wangen mit Thränen der rührendsten Besorgniß.

Dahin ist es gekommen! — fuhr er bewegt fort — Ich sehe, ich will es nur gestehen, habe ich beim Anblick von Künstlern dieses Faches gewünscht, du möchtest deinen schnell aufgeschossenen Körper von der unbeholfenen schlechten Haltung, die ich an dir bemerkte, und die wohl eben eine Folge des beschleunigten Wachsthums war, durch solche Kunstübung losmachen. Aber so war es nicht gemeint! Jetzt beängstigt mich dein Talent, denn es hat deinen Sinn bestrickt, dein Gemüth entzündet; es strebt hinaus in die Welt; es will sich öffentlich zeigen, sich darstellen, will Anerkennung, Lob.

Der Freund schwieg; Charlotte stand verschämt da und entfernte sich dann mit feuchtem Aug unter einer anmuthig-ernsten Verbeugung.

Ist sie doch — sagte der ihr nachblickende Vater — mit ihren Gedanken augenscheinlich schon außer unserm Hause und mir entwachsen, und wenn ich dich recht ansehe, so will michs bedünken, du habest diese Szene geflissentlich herbeigeführt, ja du steckest mit im Complot.

Niemand ist mir schrecklicher, als wer eine verhüllte Absicht mit mir hat.

Woher dieser Verdacht? — fragte Adam — Kam es nicht ungesucht?

Wer die Welt kennen lernen will, — erwiederte Vater, — muß mißtrauisch seyn und die Leute mit ihren Augen anschauen. Das Wahre ist meistens nicht sehr fern, ist in bestimmten Rücksichten zu suchen. Die Menschen wechseln; die Interessen bleiben ziemlich dieselben, und drehen sich nahebin um die gleichen Zielpunkte. Was habe ich nicht Alles über Charlottens Zukunft geträumt, gesorgt! — und nun wendet sich ihr Gemüth, ihre Neigung einer Sphäre zu, gegen die sich mein Inneres sträubt.

Keine unnöthigen Grillen! — wendete Adam ein. — Was seyn soll, schickt sich wohl, und du mußt das Unabwendbare am Ende doch geschehen lassen, wenn du des Kindes Wesen nicht zerreißen willst. Mit der Erziehung ist es eine eigene Sache. Du bist wenig zu Haus und um sie. Nach den Berufsmühen suchst du dich unter Bekannten zu erholen. Derweile sitzt das junge Blut daheim und weil es keinen lebendig-raschen Wechsel der Gegenwart hat, so gestattet es sich einen phantastischen in die Zukunft hinaus, von Rechts wegen in eine reizende, lockende, thatenreiche nach seiner Art.

und bildet im Stillen sein angebornes Talent dafür aus. Das sind ja wohl die schönsten Momente, wo wir lernend, uns übend, vervollkommnend für die Welt heimlich beschäftigt, frei thätig sind.

Denke dir eine junge, hochstämmige Erle am Lebensbache gewurzelt, wie sie vom feuchten Element angezogen ihren Wipfel allmählich gegen das Wasser hinneigt. Du tritst nun auf die andere Seite und schießest mit stumpfen Bolzen, ich meine die Sittensprüche und Abmahnungen, gegen sie, um ihr die Neigung zu verleiden. Das wird viel fruchten! — Ich denke, du solltest Charlotten gewähren lassen!

Seelenverkäufer! — schrie Vater in halbem Ernste — Wie kannst du dazu rathen? Du bist mit dem Intendanten im Bunde! Du bist sein Emissär! Ich sehe immer tiefer hinein!

Adam lachte. — Ich will es nur gestehen, — sagte er — mich interessirt die Kunst, mich beschäftigen aufkeimende Talente. Mich ärgert, daß in diesem Gebiet so Vieles dem Zufall, dem Unverstand, der Anmaßung, dem Mißgeschick, der Unsittlichkeit überlassen bleiben soll. Denn sind nicht meist sie es, die unsere Anstalten für darstellende Kunst bevölkern?

Ich sehe so viele Stümper, die sich, wie auf den

Parnaß, ſo auch in die Kunſthallen drängen, das Schöne, das Heilige entwürdigen, den Geſchmack beleidigen, das Publikum verderben. Statt dieſem das ächte und rechte Maß vorzuhalten, gefallen ſie ſich in geſchmackloſem Unmaß; ſie verbreiten das äſthetiſch Böſe und Schlechte, um ſich gute Tage zu machen. Ich bin aber lebendig überzeugt, daß das Schöne nur auf dem Boden einer ſittlich guten Erziehung, einer tüchtigen Schule gedeihen kann. So oft die Kunſt gefallen, iſt ſie durch irgend eine Unſittlichkeit gefallen. Der wahre Geſchmack iſt auch eine Gewiſſensſache. —

Ihr Geſpräch wurde durch ein Trommeln übertönt, das auf der Straße näher rückte. Es war die Theaterwache. Vater kam hierüber in eine ſichtbare Unruhe. Charlotte trat wieder ein und blickte durchs Fenſter. Es galt wohl nicht dem ſchmucken Lieutenant, der die kleine Soldatenſchaar anführte. Noch eher hing ſie dem Gedanken nach, daß heute ein bedeutendes Stück aufgeführt wurde. Adam fragte verſtellt nach demſelben. „Preziosa“ wird gegeben — ſagte Charlotte mit gepreßtem Ton, das Auge faſt thränenfeucht auf den Hausfreund gerichtet.

Wer ſpielt die Hauptrolle? — fragte er weiter. — Fräulein Alten — war die Antwort. — Sie iſt eine

gebildete gewandte Künſtlerin — fuhr er fort — aber ſie kann weder tanzen noch ſingen und das iſt doch unerläßlich bei dieſer Rolle, denn ihr Eindruck iſt ja augenſcheinlich auf das Zuſammenwirken ſo verſchiedener Vermögen berechnet, bei welchem ohne weiters die Wirklichkeit mit der theatraliſchen Illuſion zuſammenfallen muß.

Ja wohl! — ſagte Charlotte mit einem Seufzer. In ihm lag die ſüße Schwermuth, daß ſie noch nicht ſo weit ſey, daß ſie aber dieſes Ziel und vielleicht bald erreichen zu können ſich getraute.

Adam zog lächelnd ein Theaterbillet aus der Taſche und reichte es Charlotten hin. Mit Erlaubniß, Freund! — ſagte er — es iſt auf eine Loge und ich begleite meine Tochter hin. Du wirſt ihr die Unterhaltung wohl gönnen. Einer Kunſtſchülerin iſt ſo ein Abend viel weniger eine Zerſtreuung, als eine Sammlung, eine Verſammlung ihres künſtleriſchen Sinnes und aller Gemüthskräfte auf die Darſtellung, auf alle die Talent-Offenbarungen, die zu ihrem Wohlgelingen zuſammenwirken müſſen. Sie iſt in beſtändigem Nachſchaffen thätig; ja es kann ſich treffen, daß ſie Manches in ſich während der Aufführung neu und wohl beſſer ſchafft.

Charlotte ward, vor Verlangen und Erwartung errötheud, einen bittend fragenden Blick auf ihren Vater, der nach einigem Schweigen unter Achselzucken willfahrend nickte. Sie entfernte ſich beſcheiden langſam; man konnte aber vernehmen, wie ſie im Sprung ihrem Zimmer zulief, um ſich ſchnell fertig zu machen.

Höre, wie das gute Kind hüpft — ſagte Adam. — Es gebt mir ein Stich durchs Herz über ihre Freude — äußerte der Vater. — Das unſchuldige Hüpfen des Lämmchens kann ſich in ein verwegenes, unſittliches Springen oder in ein tiefſinniges Schleichen verwandeln.

Was du nur immer ſo beſorglich drein ſiehſt' — wandte Adam ein. — Für ein reines Herz und einen zur Feſtigkeit erzogenen Charakter iſt ein Beruf wie der andere. An Verführung fehlt es in der Welt nicht; in allen Sphären des Lebens widerſteht ihr dieſelbe ſittliche Gewalt. Sind denn die Beiſpiele ſo ſelten, daß darſtellende Künſtlerinnen der Tugend treu geblieben ſind? Ich ſollte meinen, wohl alle Diejenigen möchten es ſeyn, die auch auf andern Wegen ihren guten Ruf bewahrt hätten.

Ich habe mich — ſagte Vater — von jeher enthalten, mein Schickſal ſelbſt mit Abſicht zu beſtimmen. Ich bringe mich ſchwer dazu, über die Zukunft meines Kindes

auf eine ſo bedenkliche, wenn ich nicht ſagen ſoll, irre leitende Weiſe zu verfügen. Es gibt unverkennbare Rufe von oben; das Räthliche, das Nützliche, verbirgt ſich uns Sterblichen nicht; das Nothwendige kündigt ſich als ſolches an.

Verzeih Freund! — fiel Adam ein. — Wir wollen in die Kataſtrophen unſres Lebens hineingezogen oder geſtoßen werden, damit wir die Schuld auf das Geſchick ſchieben können. Wir heißen Das ein Nothwendiges, was wir nicht mehr rückgängig machen können und vergeſſen, daß wir durch tauſend kleine Akte der Freiheit und Willkühr, der Klugheit und Thorheit, der Strenge und Nachläßigkeit dieſe ſogenannte Nothwendigkeit herbeigeführt haben. Deine Tochter iſt nicht über Nacht ſo geworden; ſie hat es von dir, von deiner ſeligen Gattin, du haſt es geſchehen laſſen, ja zum Theil ſelbſt weitergebildet. Und ſo es nun zur Reife drängt, willſt du es zurückhalten, willſt auf einen deutlichen Wink des Schickſals, auf eine Offenbarung des göttlichen Willens, auf die Zuſtimmung der Welt mit all ihren Herr-Vettern und Frau-Baſen warten. Weißt du was? Verbiete Charlotten alle Kunſtübung, ihr Singen und Tanzen auch die Gedanken daran, banne ſie an Näh- und Strickzeug und dann ſiehe zu, wo die Natur ſonſt durch

bricht. Ich verſpreche dir, daß ich dich in deinen Experimenten nicht ſtören will.

Charlotte war fertig, ſie hatte ſich in größter Eile allerliebſt herausgeputzt. Der Vater ſah den Beiden mit ſtreitenden Gefühlen nach.

2

Der öffentliche Aufruf der Theater-Intendanz wegen Errichtung einer dramatiſchen Schule, worin Geſang, Tanz und Deklamation mit Mimik unentgeldlich gelehrt werden, die Zöglinge aber ſich dann der Bühne verpflichten ſollten, hatte die Anmeldung von vielen Kindern durch Aeltern und Vormünder zur Folge. Neben einer hübſchen, viel verſprechenden Jugend wurden auch viele Untüchtige, Schlechtgebaute, Talent- und Organloſe gebracht. Das Publikum war in Aufregung; jedermann glaubte an der Sache, als einer die Sittlichkeit und künftige Wohlfahrt der Kinder berührenden, bedrohenden, Antheil nehmen zu müſſen. Die Meiſten ſchalten die Alten, welche ihre Kinder zu einem ſo frivolen Zwecke hergaben. Was im einzelnen Falle mit Stillſchweigen übergangen, nach Umſtänden wohl gelobt worden wäre,

das machte jetzt eine gewaltige Sensation. Hie und da gab's einen Spaß, wenn man sich von dem oder jenem Simpel oder Knirps erzählte, den seine thörichten Angehörigen zum Künstler umbilden lassen wollten, als könnte da von Kunst die Rede seyn, wo noch nicht einmal tüchtige Natur ist.

Die Strengen und Skrupulösen stimmten mit den Leichtsinnigen denselben Ton an, ja Solche, die eben für keine Tugendmuster gelten konnten, machten den ärgsten Lärm über den Abgrund von Unsittlichkeit, in welchen die unschuldigen Kindlein hineingezogen würden. Nachrenklich wurde auch der Weltmann, während den Frommen das Herz blutete über den jungen Apostaten und Renegaten.

Wo man nicht handelnd eingreifen konnte, sprach man desto mehr und eifriger, wie immer in Sachen von problematischem Wesen und Erfolg. So vergingen einige Wochen, die Intendanz musterte, machte Auswahl, behielt die Besten, Hoffnungsvollsten, die dramatische Trivialschule begann, und im Publikum war die Sache vergessen.

Meist bestand der künstlerische Nachwuchs aus Kindern von solchen Aeltern, die wenig für dieselben thun, kaum die nöthige Sorgfalt auf ihre Erziehung verwen-

den, ihre ſittliche Ausbildung nicht verbürgen konnten. Die Mädchen ſtanden zum Theil in den kritiſchen Entſcheidungsjahren, an dem gefährlichen Kreuzwege, wo ſie ſich leichter auf die breite Bahn des Leichtſinns, als auf den ſchmalen und beſchwerlichen Pfad der Tugend wenden konnten.

Nun kamen die angehenden Zöglinge aus der Lockerheit des häuslich-willkührlichen Lebens und ſchlechter Kameradſchaft in eine Tagesordnung ſtrenger Schule, und das phantaſtiſche gelobte Land der Kunſt begann mit angreifenden Strapazen. Ueber dem Ernſt des Aufmerkens und anhaltender Uebung vergaßen ſie ganz die Wonne des Beifalls und der Bekränzung, welche den Matadoren auf der Bühne während dem zu Theil wurde —

Charlotte war an jenem Theaterabend aus „Preziosa“ ſehr aufgeregt nach Hauſe gekommen. Sie hatte für das Stück nur in ſo weit Sinn und Auge gehabt, als ſich die Handlung auf die Hauptrolle bezog. Selbſt die Späſſe des Peter der Plaiſir hatten ihr kaum ein Lächeln abgewinnen können. Ihr Ohr hing fortwährend an Preziosa, und weil die Schauſpielerin den Tanz nicht leiſten konnte und den Geſang an die Couliſſen gelehnt von einer dahinter ſtehenden Sängerin vortragen ließ, ſo dachte ſich das Mädchen mit ihrem Talent an die

Stelle und in lebendiger Imagination ſah ſie ſich ſpielend, tanzend, ſingend und — mit Beifall belohnt. Das beengte ihr das junge Herz. Zu Hauſe verſchloßen ihr Ueberdrang, kindliche Beſcheidenheit und, Furcht, ihre Neigung zu verrathen, den Mund. Von Eſſen und Trinken war keine Rede: ſie wünſchte nur den Vater bald zu Bette, damit ſie ungeſtört den ſie verfolgenden Bildern nachhängen konnte. Als ſie ihn ſchlafend wußte, ſetzte ſie ſich an ihr Fortepiano und ſang das Lied Preciosa's „Einſam bin ich nicht alleine ꝛc." Mit wachſendem Ausdruck, mit inniger Beſeelung kam ſie in ein neues Gefühl hinein: Thränen erſtickten am End' ihre Stimme — Sie fand die Ruhe erſt nach Mitternacht.

An der dramatiſchen Schule durfte und wollte ſie keinen Antheil nehmen. Dafür genoß ſie einen guten Privatunterricht in Geſang und Tanz, und, was in ſolchen Fällen am förderlichſten mitwirkt, ihre Seele arbeitete in ſtiller Schule emſig an ihrer künſtleriſchen Ausbildung fort. Die Lehrer waren ihr Leiter durch die Mehrheiten zu guten Vorbildern hin. Mit der eigenen unabläßigen Uebung aber drang ſie ſtets zu dem Fundament hinab und ſo konnte man ſie manche ſchwierige Aufgabe im Verlaufe der Stunden und Tage hundertmal wiederholen hören. In ihrer jugendlichen Seele

rung ſie Ane Vorahnung der höchſt möglichen Vollendung

Eine Geſellſchaft von Liebhabern gab kleinere Konzerte, in welchen auch Mitglieder der Oper als gern gehörte Gäſte auftraten Charlotte, bekannt als ein junges, mit einem guten Organ begabtes Talent, wurde ebenfalls dazu eingeladen Hier kam ihr das Erſtemal der Klang ihrer Stimme, im größern Raum und von einem kunſtliebenden Publikum vernommen, gleichſam als ein fremder wieder zu Ohren, ſie ward ſich ihres Geſanges in Verbindung und Wechſel mit den andern in ſeiner Eigenthümlichkeit nicht ohne einige Selbſtzufriedenheit bewußt

Wie nun aber das erziehende Schickſal den Anſtrebenden keine Luſt ungeſchmälert zufließen läßt, — die Solopartieen hatten ſchon ihre Privilegirten, meiſt aus den höhern Ständen Ihr wurden in Rückſicht auf Jugend und Herkunft nur Chorſtimmen zu Theil

Mit welcher quälenden Unruhe wurde das gute Kind erfüllt, wenn eine Sängerin ihrem Part nicht recht gewachſen war, ihn taktlos, detonirend vortrug, während ſie, dieſer ins Notenblatt ſchielend, die Partie ohne weiters vom Blatte weg rein und fehlerlos zu ſingen ſich getraut hätte Sie konnte ſich oft nicht enthalten, der Stockenden leiſe fortzuhelfen

In den Proben fehlte meiſt die eine oder andere Dilettantin, wie es denn ſchwer iſt, junge Frauenzimmer zu einem ſchönen Kunſtzwecke zuſammen zu bringen. Hier wurde denn Charlotte, die ſich pflichtmäßig einfand, aufgerufen, die Partie aus der Partitur zu ſingen, damit man das Enſemble höre. Sie leiſtete es mit Luſt und Geſchick und ſagte ſich nicht ohne geheimen Stolz, daß Manches in der Probe beſſer gegangen, als ſpäter in der Aufführung ſelbſt. Nie erfolgte aber von Seite des Direktors oder der Kunſtgenoſſen ein Wort des Beifalls, nicht ein Blick ſagte ihr, ob ſie gefallen habe oder nicht.

Einmal traf ſich's, daß in einem Mozartiſchen Sextett eine Stimme nicht beſetzt werden konnte, weil ein zartes, hyſteriſches Fräulein den Schnupfen hatte. Man ſah ſich unter den anweſenden Choriſtinnen um. Charlotten pochte das Herz, je eifriger des Dirigenten Blick ſie ſtreifte. Endlich gab er das Blatt einer Nachbarin von ihr hin. — Dieſe lehnte das Anerbieten ab, weil ſie vorausſichtlich falſch beſtanden wäre. Es erfolgte eine Umfrage. Alle nickten verneinend. Charlotte war in der höchſten Verlegenheit, ob ſie den Verſuch machen ſolle. Endlich reichte ihr der Dirigent die Stimme ziemlich kalt hin und ſagte: Singen Sie es, ſo gut Sie können, nur daß wir nicht aufgehalten ſind.

Sie war bestürzt und überglücklich. Sie durchlief die Notenlinien und glaubte, die kleinen Schwierigkeiten bezwingen zu können. Das Ganze war ihr nicht unbekannt, der Vortrag konnte sich im Moment geben, doch überlas sie den Text mehrmals. Sie merkte ihm ab, daß sie, als Kammermädchen, mit einer der ersten Opernsängerinnen, als Herrin, mehrmals im Gesange zu wechseln hatte. Das kitzelte ihren Ehrgeiz. Als die Stellen näher rückten, schlug ihr die Brust so stark, daß es ihr den Athem zersetzte.

Die Prima Donna hatte kein Arges; fast mitleidig auf das junge Ding herabsehend trug sie die Partie mit gewohnter Leichtigkeit ohne viel Nachdruck vor. Sie hatte ein starkes Organ, das aber den Ton nicht ohne einiges Kraftaufgebot hergab, weßhalb sie im Anfange gewöhnlich etwas unrein sang und in die Töne hineinzog. Das Publikum war das schon gewohnt, ja einige Liebhaberinnen ahmten sogar dieses Ineinanderziehen der Töne nach, als gehörte es zur Sache. Sie copirten den Fehler, um nur Etwas mit der Bravoursängerin gemein zu haben.

Als die Partie des Kammermädchens eintrat, glaubte Charlotte ersticken zu müssen. Kaum hatte sie aber einige Töne mit Herzensbeklemmung hervorgebracht und sich

selbst vernommen, so wuchs ihr der Mut. Sie legte alle Kraft ihres Gefühls, alle Sorgfalt ihrer Schule in die Stelle. Der Wetteifer versammelte all ihr Kunstvermögen auf diesen entscheidenden Moment; sie überbot sich selbst. Unverkennbar war ihr Vortrag weit beseelter als der der Overnsängerin; die Frische ihrer Stimme ergänzte neben dem unsichern Organ der Rivalin.

Diese schoß einen durchbohrenden Blick auf den kleinen Selbstnabel, der sich erkühnte, mit ihr, der Auserkornen, in die Schranken zu treten. Charlotte, demutsvoll vor sich hinsehend, betete im Stillen zum Himmel um ein glückliches Durchführen der Aufgabe und bemerkte nicht, was um sie verging. Im Verfolg wurde das Uebel noch ärger, die Sängerin, ergrimmt und befangen, detonirte noch stärker. Sie war einer Ohnmacht nahe. Charlotte las während der Pausen schnell das Kommende, um nur Alles ohne besondern Anstoß zu leisten, und einen wunderbaren Effekt machte es, wenn ihr Gesang im Duett sich jugendlich lieblich, empfindungsvoll um den der Herrin schlang, die nun ihre Besinnung wieder erhielt, und, unwiderstehlich in die süßesten Harmonieen hineingezogen, wie zur Versöhnung gezwungen wurde.

Kein Laut des Beifalls ließ sich vernehmen, kein Wörtchen des Dankes, der Aufmunterung. Man war

um die große Sängerin beschäftigt, die von einem plötzlichen Unwohlseyn befallen seyn wollte. — Ein nie empfundenes Gefühl erfüllte Charlotten. Sie pries die Sängerinnen glücklich, die ein kunstsinniges Publikum in Konzert und Oper einen langen Abend hindurch in glänzenden oder gemüthlichen Partieen im ganzen Umfang ihrer Kunst vergnügen, ja entzücken und die Lorbeeren des Beifalls in so überreichem Maße dafür einärnten durften. Welch eine Genugthuung, welch ein Glück, wenn sie diese Erfolge mit dem verglich, was ihr schon eine kleine Partie, wenn auch nicht von außen, doch in ihrem innern Bewußtseyn eingebracht hatte. Wie muß Jenen zu Muthe seyn, — sagte sie auf dem Heimwege — wenn mich schon ein Paar gelungene Takte, bei welchen sich erst kein Mund zum Lobe, keine Hand zum Klatschen regte, so überselig machen können?

Eine fast quälende Unruhe verfolgte sie bis an den Tag der wirklichen Aufführung, denn sie wußte nicht, ob ihr die Mitwirkung blieb und ob auch wieder Alles so gelänge. Ihr Vater hörte in der Nacht sie beten: Lieber Gott' gönne mir doch die Freude, daß ich's singen darf' Es bringt ja Niemand Schaden und mir würde es unsägliche Wonne gewähren. Ich will gewiß, wenn es auch aufs Beste gelingt, nicht hochmüthig werden

Mit dem ersten Schritt in den hellbeleuchteten Saal kam ihr die Ahnung, daß ein Unstern über ihr schwebe. Sie drückte sich in die Ecke. Unmittelbar vor dem Anfange trat der Dirigent zu ihr und forderte ihr das Notenblatt ab, dessen Inhalt sie zu Hause mit ihren schönsten Empfindungen, mit ihrem Herzblut durchdrungen hatte. — Das Fräulein S. — sagte er — ist wieder wohl und hat den Satz mit Mademoiselle M. (der Sängerin) eingeübt. Ich bin froh darüber; man will sie nun einmal hören.

Charlotte reichte die Stimme hin und wandte sich schnell ab, um dem Manne, der zu dem an sich Schmerzlichen noch eine Sottise gefügt, ihre vorschießenden Thränen zu verbergen. Ohne Sinn und Gefühl hörte sie die Musik mit an; erst als ihre Partie kam, erwachte sie aus ihrem Dumpfsinn. Die Donna trug siegreich vor; neben ihrem gewaltigen Organ nahm sich die kränklich schwache Stimme des Fräuleins wie ein Fädchen neben einem Ankertau aus. Ein bittersüßes Gefühl, gemischt aus Schadenfreude und Beneidung, erfüllte ihr Herz. Ein ungemeiner Beifall folgte der Produktion des Mozartschen Septetts. Charlotte versenkte sich schweigend in sich selbst und diese einschneidende Erfahrung lieh sie das Erstemal auf die Eigenheiten und Rücksichten der Künstler und des Publikums merken, ein Geschäft

das ſie im Verlauf ihres Lebens noch oft und ſelten zum Ruhme Beider und zu Erhöhung ihres Vertrauens und ihrer Zufriedenheit mit der Welt auszuüben Gelegenheit fand.

Etwas noch weit Verletzenderes begegnete Charlotten ſpäter, was ihr auf geraume Zeit die Luſt für jede öffentliche Produktion benahm, ja ihr eine Beſorgniß in die Seele pflanzte, welcher ſie nimmer losward.

In denſelben Liebhaber-Konzerten wurden zuweilen die muſikaliſchen Unterhaltungen von Deklamationen mit oder ohne Muſikbegleitung abgelöst. Neben Mitgliedern des Schauſpiels ließen ſich auch Dilettanten, darunter ſelbſt jüngere Talente in ernſten und komiſchen Dichtungen rezitirend vernehmen. Adam, der unabläßige Kunſt-Treiber, drang in den Vater, ſeine Tochter auch einmal Etwas vortragen zu laſſen. Sie wünſchte es ſchon lange auch und hatte manches Stück ſorgfältig eingeübt, das heißt, ſie hatte, die beſten Vorbilder der Bühne im Auge, ihre Natur, ihren innern Sinn über die wahrſte Belebung der Dichtungen, über ihre natürlichſte Vergegenwärtigung gefragt. Sie beſorgte aber in jugendlicher Demuth, es möchte mißlich geben, wenn ſie ihre Neigung laut werden laſſe. So wenig vordringlich war ihr beſcheidenes Gemüth.

Adam ſuchte dem Vater die Sache von einer andern Seite darzuſtellen. Es iſt — ſagte er — für Jünglinge und Mädchen gut, wenn ſie ihre angeborne zugroße Schüchternheit ablegen und in lautem Vortrage, ſingend, rezitirend oder mimiſch agirend, ſich vor einer Geſellſchaft produziren. Es bildet mit dem Organ und Sinn auch den Charakter. Schon ein Schulknabe fühlt ſich beſſer und mehr als redender Menſch unter Menſchen, wenn er als Confirmand oder beim Schul-Akt ſich hat vernehmen laſſen. Der junge Menſch ſoll je eher je lieber mit Geſchmack und Energie reden lernen, um zu erfahren, was auf die Menſchen einen günſtigen Eindruck macht, was erforderlich iſt, damit das Innere ins Aeußere heraustrete und in einem ſinnlichen Bilde lebendig, leibhaft werde.

Als dieß noch nicht genug verfangen wollte, und Vater dagegen manche Skrupel vorbrachte, ſteckte er es hinter einige Kunſt-Entbuſiaſten, die in einem Conzert ihre Bitten mit der des Hausfreundes vereinigten. Es wurde für das Nächſtemal zugeſagt. Charlotte übte unter Adams Leitung eine anſprechende, nicht zu lange Ballade von Uhland ein.

Die Sache ging vor ſich; ihr Vater ſtand auf der Tribüne hinter ihr: ſie überwand die jungfräuliche Angſt

dießmal schon leichter — Sie wußte sich gut in die wahre Stimmung zu versetzen: sie war mit ihrer Einbildungskraft mitten in der Szene der Ballade und sprach so naturgemäß als begegnete Alles im Moment vor den Zuhörern.

Die Versammlung hielt sich so still, daß Charlotte vor ihrer eigenen den Saal durchhallenden Stimme erschrack. Doch ihr wuchs der Muth mit jeder Verszeile. Manches hatte sie noch nie so gut, so lebendig getroffen. Mitten im Gedicht, als die Zuhörer schon über die annähernde Katastrophe in Spannung waren, vernahm sie ein leises Reden, ein Zischen, was sie um alles Gefühl zu bringen drohte.

Es kam von einem jungen Literaten, der, an sich überkritisch, noch dazu von Neid über die Dilettantin erfüllt, die mit einer Bühnenkünstlerin, seinem Idol, zu wetteifern sich erkühnte, ziemlich deutlich die Worte ausstieß: Falsch! matt! verfehlt!

Charlotte, aufs tiefste verletzt, sprach ein Hauptwort verkehrt aus. In demselben Augenblick fing im Hof unten ein Hund jämmerlich an zu heulen. Der Kritikus, diesen Casus benützend, lachte laut und zog die ihn umstehenden jungen Leute, meist auch Anbeter jener Donna, mit hinein. Unter einem Schrei des Ent-

jetzt ließ Charlotte ihr Buch fallen, wandte sich mit einer Bewegung, wie vor einem andringenden Gräuel fliehend, hinweg und stürzte ihrem Vater in den Arm. Er führte sie ins anstehende Zimmer. Adam und mehrere Bekannte traten zu ihnen, bedauerten den Vorfall, schmähten auf den Anstifter, aber an Tröstung war nicht zu denken. Leichenblaß saß das arme Mädchen da, rang die Hände und rief: ‚Fort mein Vater! fort aus diesem Hause!‘

Wie es mit ihr weiter ergangen seyn mag, kann sich Jeder denken, der da weiß, wie langsam so ein Schmerz ausheilt.

Wir wollen eine Epoche von Charlottens Leben nur kurz berühren, wo sie neben ihren häuslichen Arbeiten und dem Unterricht tüchtiger Lehrer auch dadurch sich stets künstlerisch weiter bildete, daß sie nicht nur den Leistungen der heimischen Künstler mit großer Aufmerksamkeit und stätem Rückblick auf sich selbst folgte, sondern auch auf die Virtuositäten ausgezeichneter reisender Darsteller und Sänger, die sie durch Adams Vermittlung stets sah und hörte, ein schärferes Augenmerk richtete, als jeder bloß Genießende, und wäre er auch der wärmste Kunstfreund, wie man denn in Dingen, um die man sich selbst lernend, forschend, übend bemüht,

weit mehr wahrnimmt, als jeder Laie. In der Oper hatte ſie ſogar jetzt freien Zutritt, da ſie, wiewohl nicht ohne anfängliches Widerſtreben ihres Vaters, die Chöre wenigſtens hinter den Couliſſen mitſang, was die Direktion um ſo lieber zugab, als ſie dadurch den Chor ohne Koſten verſtärkte.

Hier lernte ſie dann das Theater-Perſonal von verſchiedenen Seiten kennen, und konnte wohl ahnen, warum ſo ein Leben in der zweiten Potenz mehr gute und ſchlimme Affekte und Verwicklungen herbeiführe, als das gewöhnliche Privatleben. Sie merkte auch auf das Publikum, blickte durch die Couliſſen hindurch auf die bald ſtumpfen, phlegmatiſchen, bald reizbar erregbaren Maſſen, auf die verſchiedenartigen Spender von Lob und Tadel. Sie begriff wohl, warum die höher ſtehenden Künſtler ſo ſorgſam, ja ſtörrig auf alle Umſtände bei ihren Darſtellungen merkten, bald rivaliſirend ſich vordrängten, bald eigenſinnig, widerſtrebend Etwas ablehnten, je nachdem die Conſtellation günſtig oder ungünſtig ſich anließ.

In den Gegenſtänden ihrer Achtung und Verachtung traten wunderliche Verwandlungen ein: Unterſcheidung und Urtheil erhielten für ihre Jahre eine ſchnellere Reife und im Element der ſittlichen Lockerheit befeſtigte

ſich ihr Charakter, da ſie dasjenige nicht mehr berücken konnte, deſſen bedenkliche oder ſchädliche Folgen ſie bei Andern ihres Geſchlechts im Zuſammenhang des Lebens wie in einem Spiegel wahrnehmen konnte. — In dieſe Zeit fiel ein kleines, unbedeutend ſcheinendes Ereigniß, das dennoch nicht ohne Einfluß auf des Mädchens imaginatives Leben war, indem es ihr inneres Auge zuerſt auf die Entwicklung ihres kleinen Geſchicks lenkte.

Wie auch die ſorgſamſten Aeltern ihre Kinder doch nicht immer und überall bewachen und dieſe manches Bedenkliche in ſich aufnehmen, was guten Naturen jedoch wenig Schaden bringt, ſo geſchah es, daß Charlotte zuweilen in das abgelegene Haus einer Schulfreundin kam, deren Mutter wegen ihrer großen Gewandtheit im Kartenſchlagen bekannt war und namentlich von jüngern und ältern Mädchen, die ihren Anbetern nicht recht trauten, von überſtändigen Jungfern, die nach glänzenden Partieen angelten, außerdem von diſtinguirten Perſonen, die auf Extrafälle zu rechnen nöthig fanden, als Pythia angegangen wurde.

Obgleich die Sache als eine Art Geheimniß betrieben wurde, ſo waren die wenig beachteten Mädchen doch zuweilen Zeugen der Orakelſprüche. Charlottens ſchüchterne und fromme Seele fühlte mehr Unheimlichkeit als

Neugier dabei. Die Haustochter, ein von Geburt verſchlagenes Geſchöpf, legte einmal im Scherz die Karten für ihre Geſpielin, welche nur gezwungen ihren albernen Ausſprüchen horchte. Die Mutter, die dazu kam, gab ihr eine Ohrfeige, nahm die Karten zuſammen, richtete dann einen ſtechenden Blick auf Charlotten, als ſähe ſie dieſelbe zum Erſtenmal, miſchte das Spiel und legte es mit ernſter Miene, als gelte es die Zukunft einer Prinzeſſin, in ſeine geſetzlichen Reihen.

Charlotte ſtand bleich und zitternd neben dem Tiſch und harrte, wie mit Zauber gebannt, des Ausſpruchs der Hexe, denn als ſolche erſchien ihr auf einmal die Frau.

Wenn du einſt groß biſt — lautete ihr rauhes Wort, — ſo wird dein Geliebter in deinen Armen ermordet werden; ſpäter aber wird dich ein Prinz entführen. — Damit raffte ſie die Karten zuſammen, ſchloß ſie ein und trieb die Mädchen fort.

Kein Wunder, daß die prophetiſchen Bilder dem Kinde mehrere Tage zuſetzten, bis ſie endlich doch erbleichten. Ihrem Vater entdeckte ſie nichts davon, aus kindlicher Scham und weil ſie von ihm ein Verbot des Umgangs mit jenem Mädchen beſorgte, den ſie doch nicht gern miſſen mochte, da es ihre geſcheideſte Geſpielin

war, die gegen ſie ſtets nur die gute, bildende Seite hervorkehrte.

3

Wir wollen in dieſe Erzählung einen nicht ohne guten Humor verfaßten Bericht einſchalten, der, während er uns mit andern Perſonen bekannt macht, die uns vielleicht einiges Intereſſe einflößen, auch unſerer jungen Künſtlerin gedenkt, mit welcher Jene in heitere Verbindung gekommen.

„— Im Eilwagen hatten wir es endlich ganz zufrieden, einen Vorſprung gewonnen zu haben, der uns Nachmittags ſchon über einige Horizonte hinüber zu anders redenden, feldbauenden und wohnenden Menſchen geführt hatte, entſtiegen wir der Lärmtrommel, fanden uns in einer andern Region und reckten Arme und Beine aus einander. Mein Blondkopf zog einen langen, langen Athem und ließ ſich ſein leichtes Ränzchen unter einem Juchhe-Schrei aufbürden.

Wir wanderten durch ein fruchtbares Gau; die Mannsleute waren hochgewachſen und ſtattlich anzuſehen; die Mädchen hatten eine derbe Fülle und volle blutrothe

Wangen. Es war ein warmer Frühlingstag; wir marſchirten ſo tüchtig, daß wir dampften. Durch Gründe mit fettem Wieswachs kamen wir queer hinüber immer wieder auf Hochebenen mit Fruchtgefilden.

Das Land zog ſich allgemach höher hinauf, die Laubhölzer verſchwanden, Tannen- und Forchenwälder traten mit ernſtem Dunkel heran; aber das Gebirg, auf welches mein Carl ſich kindlich freute, wollte ſich nicht auftun. Er hatte wer weiß welches Vorbild, vielleicht eines aus der Bilderbibel vom Berge Sinai oder Libanon im Kopf. Noch ein Paarmal ging es auf und ab; wir kamen von der ſanften Abdachung her; der ſchroffe Abfall des Gebirges ging gegen Weſten.

Wir erfriſchten uns in einem guten Dorfwirthshauſe, wo auf das morgende Kirchweihfeſt eine Unzahl verſchiedener Kuchenarten gebacken wurde. Der Geruch ſtieg dem Jungen lockend in die Naſe; der Mund wäſſerte ihm. Von der vollen Scheibe eines appetitlichen Apfelkuchens ließ er mir nur das letzte Viertel übrig. Wir waren ſehr wohlgemuth.

Gegen Abend ſtellten ſich die Höhen des Waldgebirges ſchon in fühlbarer Nähe dar. In eine Seitenſchlucht zog's ſich dunkelwaldig hinab, blauliche Dunſtmaſſen qualmten aus ungeſehener Tiefe empor. Sie

kamen von Kohler-Meilern. Wir folgten einem durch das Tobel ins Thal hinab führenden Fußpfade. Carl war kaum von den Kohlenbrennern wegzubringen: sie mußten ihm ihr Geschäft, ihr Tagwerk und übriges Waldleben erzählend klar machen. Wir nahmen ein Bild von ihrem ganzen Thun mit uns.

Auf einer vorspringenden Felsenecke von rothem Gestein blickten wir hinab ins Thal, das sich mit schroffen dunkelblauen Waldwänden uns als eine ganz neue Welt darstellte. Eine Viehheerde war über den jenseitigen begrünten Abhang unter dem Waldsaume verbreitet. Das Glockengetön muthete den Knaben besonders an. Die Stallfütterung bringt uns zu Haus um diese idyllische Romantik, wie ja so oft die Poesie vom Nutzen zum Raube wird.

Ein Kloster lag unten am Flüßchen; seine gothische Kirche umgaben die modernen Gebäude der ehemaligen Oberherren, die Dorfwohnungen schloßen sich an. Der Gasthof sah stattlich aus, wie es einem einst reichen Kloster anstand, das immer zahlreiche Besuche an sich gezogen und um sich her mit milder Spende einen gewißen Wohlstand verbreitet hatte. Eine uralte Capelle mit byzantinischen Formen stand als Ruine auf einem waldbewachsenen Hügel näher am Walde.

Wir fanden uns, obwohl jene Zeiten des frommen Wohllebens vorüber waren und weltliches Treiben die gesammelten Schätze verschlungen hatte, bei den Wirthsleuten dennoch gut aufgehoben. Vieles von Möbeln und Zierrathen erinnerte noch an die alte Zeit und an einen Cultus, der dem Knaben fremd war. Abends versammelte sich eine Gesellschaft von gebildeten Männern, älteren und jüngeren, von Pensionären und von Angestellten, deren Canzleien in die Kloster-Räume verlegt waren, Freunden heiterer Conversation, die jeden Ankömmling an sich zogen, und den Fremden um so artiger behandelten, jemehr er in ihren frohen Ton einzustimmen, in ihren Kreis irgend etwas Neues, Lebensfrisches zu bringen wußte.

Sie luden uns, wer weiß durch welchen physiognomischen Takt bestimmt, an ihren Tisch und zogen uns in ihr Gespräch; unser Reise-Zweck blieb nicht verborgen. Es waren mehrere Musikfreunde in der Gesellschaft. Nicht lange, so griff man nach Notenheften und sie schienen sich heute mit besonderer Lust daraus unterhalten zu wollen. Auch wir wurden zur Theilnahme eingeladen und bald war mehrstimmiger Gesang im besten Gange, wobei dann auch dem raschen Landweine tüchtig zugesprochen und wiederholt angestoßen wurde.

Carls klare, zum Ar ſich neigende Stimme fand allgemeine Anerkennung; ich hatte nur zu wehren, daß man den Jungen nicht zu viel lobte. Sie wollten ſein Wohlſeyn ausbringen; ich wußte es zu vertuſchen. Er wanderte aus einer Umarmung in die andere.

Sollte man glauben, daß ich mich den andern Tag aus dieſem Elemente des freundlichſten Wohlwollens fortgezogen fühlte. Je größer das Zuvorkommen war, deſtomehr fürchtete ich, die Culmination dieſer Zuneigung zu überleben. In der Nacht war ein ſtarker Regen gefallen; wir erwachten zu einem kühlen Morgen. Ein Knabe diente uns zum Wegweiſer über den hohen Bergrücken; er trug unſer Reiſegepäcke. Es ging einen ſteilen Pfad den Berg hinauf; oben zog ein dichter Nebel durch die ungeheuren Tannen des Urwaldes und ihre moosbehangenen Kronen. Bald fing es an ſtark nieder zu thauen; jede Nadel wurde zu einer kleinen Cascade. Wir wurden durchnäßt und eine ziehende Morgenluft machte uns ſchaudern. Das war die melancholiſche Seite der Gebirgs-Wanderung.

Ueber Stock und Stein ging's endlich in ein enges Waldthal zu einſam gelegenen Mühlen hinab. Wir ſuchten ein ſchützendes Dach. So oft der Regen ein wenig nachließ, lief Carl an den Waldbach, um Geſteine

zu ſuchen. Er fand Cryſtalle, glänzendes Granitgeſchiebe und ſchöne blaugrüne Kupferkieſe. Seine ganze Schulweisheit kam in Aufregung; er hätte gern die größten Felsblöcke eingeſteckt. Ich mußte ihm Einhalt thun; er hätte ſich überladen; mir war es um ſeine Stimme, wenn er ſich abwechſelnd erhitzte und erkältete.

Als es ſich endlich entſchieden aufhellte, hatten wir den frappanteſten Anblick. Die Sonne übte ſogleich ihre Macht auf die niedergegangenen Waſſer aus. Nebeldunſtmaſſen dampften aus den Schluchten heraus und zogen geſpenſtiſch zwiſchen den Thalwänden umher. Wir Bewohner der Ebene, glaubten hier, wo die Waldhängen faſt ſenkrecht aufragten, in einem Theater zu ſeyn, wo die Wolkenwagen zwiſchen den Couliſſen hervorſchwebten. Carl erhob ſeine Stimme und war über den Nachhall als eine niegefühlte Erweiterung ſeines Weſens entzückt. Noch einmal ging es aufwärts; nach einer guten Stunde waren wir auf der Höhe. Wir blickten ſtaunend um uns. Hinter uns lag unabſehliche Waldung; links ragten einige höhere Gulme empor; rechts ſenkte es ſich gegen das große Hauptthal ſanft hinab, deſſen Anblick uns aber durch Nebel größtentheils entzogen war. Da und dort öffnete ſich dieſer; die Sonne erhellte bald dieſen bald jenen Landſtrich; der Strom zeigte ſich aus der

Ferne her ſilberglänzend. Den Horizont begrenzte ein langer, dunkler Gebirgszug, die Schanze eines Nachbarreiches. Das war viel, faſt zu viel für die junge Seele.

Im hochgelegenen Dorfe ſtärkten wir uns und entließen den jungen Führer. Durch einen Ausſchnitt des Gebirges gelangten wir in ein Längenthal, das uns die groteskeſten Formen zeigte. Wir wandelten zwiſchen den höchſten Gulmen; die Gegend hatte viel Schweizeriſches, nur keinen Schnee und keine Gletſcher. An ungemeinen Felswänden, an Waſſerfällen, abgeriſſenen Granitmaſſen fehlte es nicht. Sägmühlen, Hochöfen, Theerbüten, Oelſtampfen und andere Gewerke hielten unſere Aufmerkſamkeit wach. Eine Papierfabrik und eine Glashütte machten bei Carl Epoche. Von beiderlei Manipulationen hatte er ſich zuvor keinen rechten Begriff machen können.

Das Thal öffnete mehr und mehr ſeinen Schooß, die Dörfer wurden ſtattlicher; weichere Formen, ſchönbewachſene Vorhügel traten ein; oben auf den Höhen ragten Ruinen alter Burgen aus dem Wald hervor, auch war eine derſelben in mittelalterlichem Styl mit Giebeln und Zinnen wieder hergeſtellt und in bewohnbaren Stand geſtellt worden. Laubhölzer, hochſtämmige

Kaſtanien- und Nußbäume, Rebhügel verkündeten das mildere Klima. Das Hauptthal ließ ſeine wagrechten Linien, einen fernen blauduftigen Horizont freundlich erblicken. So reizend dem Knaben die grandiöſen Formen, die wilden Phyſiognomien der Gebirgswelt geweſen, ſo ſehr freute er ſich jetzt auf den Austritt in das offene Land. Der Sinn des Menſchen kann die ſchönſten Eigenthümlichkeiten nicht zu lange aushalten; er ſucht im Wechſel und Gegenſatz die Totalität der äußern und innern Natur.

Wir durchwandelten die wohlgebauten Uferdörfer, die Straßen eines gewerbfleißigen Städtchens. Flößerei und Schifffahrt belebten das Thal; Arbeitsluſt und Wohlſtand ſprachen aus der Phyſiognomie der Landſchaft, aus den Geſtalten der Menſchen und Thiere, aus Wohnungen und Anbau; ein Element, das uns Beiden wohl that.

Wir hatten im beſten Gaſthofe des Städtchens einige Tiſchgenoſſen. Es waren Schiffer, die mit Holzwaaren heute noch nach der Stadt fahren wollten. Sie waren erbötig, uns mitzunehmen. Die hohen Zinnen des Reſidenzſchloſſes, die Kirchthürme der kleinen Hauptſtadt des kleinen Fürſtenthums ragten aus der Thalebene, aber noch im Dunſt der Ferne, empor. Carl

verglich in ſeiner lebhaften Imagination die Phyſiognomie der muſikaliſchen Stadt mit einer hehren Orgel. Ich freute mich der Vergleichung und glaubte im Geiſt, ihre Melodieen und Harmonieen zu vernehmen. Wir ließen uns die bequeme Fahrt gefallen. Die Bilder des Ufers zogen in angenehmem Wechſel vorüber; wir landeten in der Dämmerung am Damme der Stadt.

Die kurze Luſtfahrt hatte mich recht vergnüglich geſtimmt, ich ſah den kommenden Tagen mit den frohеſten Erwartungen entgegen und dachte an das Beſte, was ſie uns bringen könnten.

Es iſt doch ſchön, — ſagte ich gutmüthig zu mir ſelbſt, — daß an ſolchen höher gebildeten Orten wöchentlich mehrmals die Kunſt der Töne in eine volle Blüthe ausbricht und frei von Rückſichten, Convention, Zwang und Noth, von welchen dieſe holde Himmelstochter ja gar nichts hören mag, durch harmoniſchen Verein kunſtbegabter Seelen das Höchſte und Reinſte ihrer Gefühle in ſchönſter Verkörperung zur Offenbarung kommt.

Ich verſprach meinem Ohr, meinem Herzen den herrlichſten Genuß, der die grotesken Eindrücke der wilden Natur, die Anſchauung des Lebens von größtentheils nur mit niedrigen Bedürfniſſen beſchäftigten, an

derber Befriedigung ſich labenden Menſchen wohlthuend ablöſen ſollte. Von Mühe und Schweiß, von Abgaben und Sorgen war auf unſerer Reiſe die Rede geweſen. Jetzt ſollten gleichſam die lieben Engelein im Himmel in irdiſcher Hülle mit ihren Stimmen zur Sprache kommen.

Wir machten dem Conzertmeiſter der Harmonie, einer Geſellſchaft, deren Zweck Lektüre, Geſelligkeit, Muſik- und Tanzunterhaltung war, unſere Aufwartung — Allerdings eine ſonderbare Geſtalt, unterſetzt, faſt ſo rund als lang, mit einem rauhen Baſſe, der ſich durch Rubinen ſeiner Naſe und der umliegenden Geſichtspartieen als Ergebniß reichlichen Braunbiergenuſſes erklärte. Daneben hatte er eine Falſetſtimme, mit der er, wie mit einer Spitzgeige, die ſchwierigſten Paſſagen vortragen konnte. Er machte während des Geſprächs einige ſolche Gänge, die meinen Carl, ſo ſehr er ſich zuſammennahm, dennoch zum lauten Auflachen brachten, was den Mann faſt erzürnt hätte. Wir lernten ſpäter ſeine Gabe der Nachahmung alter Schulmeiſter und Nonnen, betrunkener Studenten, burlesker Chorregenten und zänkiſcher Weiber kennen. Er hieß Klunier.

Ihm zur Seite ſtand eine ältliche Frau, Madame

Stanzel, der Fama nach seine Geliebte, eine ehemalige Prima Donna, die zur Zeit des Lüneviller Friedens in ihrer höchsten Blüthe gestanden war und nun die tiefsten Baß-Partieen im Contra-Alt hätte singen können. Aber schon das zweideutige Wort „Alt“ konnte sie nicht ausstehen. Sie sang immer das Höchste am liebsten.

Das Publikum des Residenzstädtchens N. war diese schneidenden Töne so gewohnt, wie manche Leute ihren Nachbar Sägenfeiler: ja was nicht ungefähr so sang, wie Madame Stanzel, das gefiel nicht. Mir war es aber von Anfang nicht anders, als fahre jemand mit der Messerschneide über ein Fenster.

Außer dem erwähnten Paar alter Singvögel, dem Rohrdommel und der ausgesungenen Nachtigal, waren noch einige Subjekte da, die den Solopartieen vorstanden, und, in dieses Privilegium eingegründet, einen mehrköpfigen, brüllenden und bissigen Cerberus darstellten. Sie hatten hier, wo kein anderes Talent neben ihnen aufkam, im Verlaufe der Jahre einigen Ruf erworben: man hatte die klassischen Werke durch ihren Vortrag kennen gelernt, von ihnen mißhandeln hören, und so sangen hier, wie es zuweilen auch an Kapellen und Theatern der Fall ist, vier oder fünf — gewohnte, verjährte Namen.

Zwischenein traten in den Konzerten einige schöne Kinder und junge Herren auf, die sich hier in ihren Favoritstücken vernehmen ließen. Es waren Honoratioren-Töchter und Söhne, die, an Beifall gewöhnt, den lautesten wie einen schuldigen Zoll hinnahmen.

Bei einem Chor des ersten Konzerts hörte ich zwischen den auf- und abwärts detonirenden Singstimmen einen Silberton hindurch, der in reiner Temperatur schwebte. Ich blickte hin, aus welchem Munde er erklingen mochte, und mein Auge fiel auf ein schönes Kind von etwa sechzehn Jahren. Ich fragte meinen Nachbar, einen Mann von etwas leidendem Aussehen, ob er das Mädchen im blauen Gewande nicht kenne. Es ist meine Tochter; — erwiederte er — wir sind hier fremd und sie rechnet sich's zur Ehre, als Gast mitsingen zu dürfen.

Ich blickte nach meinem Carl hin, der ebenfalls unter dem Chor stand. Auch ihm mußte diese Stimme aufgefallen sein, denn ich merkte wohl, wie er oft über sein Notenblatt weg nach der jungen Sängerin hinschielte. Ihr Vater hieß Bader und war Regierungs-Sekretär in N.

Ein Mann von vorgerückten Jahren, von scharfem physiognomischem Ausdruck und feurigem Blick aus tief

liegenden Augen, der mir an der Wirthstafel ſchon nahe geſeſſen und wegen ſeiner ſchneidenden Urtheile und Sarkasmen aufgefallen war, trat zu uns heran, als gerade ein Paar vornehm aufgeputzte Frauenzimmerchen ein Duett begannen. Er erwies ſich heute freundlich mittheilſam. Vielleicht führte ihn ſein Weltblick zu Uns, den Fremden, mit welchen er ſich lieber, als mit Einheimiſchen, zu unterhalten ſchien. — „Bruno“ hatte ich ihn nennen hören. — Von Roſſini? — wandte ich mich fragend an ihn. — Und Zelter! — erwiederte er. Ich blickte ihn zweifelnd an. Es iſt ein kühler Spaß von mir, ein ſchaler Wortwitz. Ich nenne dieſe uns immer wieder vorgeritteuen muſikaliſchen Paradepferde — Zelter. Sänger und Hörer kennen ſie längſt auswendig. Mir wird dieſes ganze Konzerttreiben je mehr und mehr zuwider. Ich lebe nun einmal hier, obwohl ich mich auch wo anders anſiedeln könnte, wo für die Kunſt beſſer geſorgt iſt. Ich bleibe, vielleicht eben weil ich täglich geben könnte. Jährliche Reiſen heilen meine Kunſtſchmerzen immer wieder aus. In meinen Jahren wird man bequem: ich kehre zur Heimat zurück, an welche mich Jugend-Erinnerungen knüpfen und wo der Gewohnheitsmenſch doch am meiſten Berührungspunkte für ſein tägliches Leben hat. — Stürmiſcher Beifall, eine konventionelle Spende, unterbrach ſeine Rede. —

Signor Flunſer — fuhr er fort — iſt im Grund ein guter, ſich ſelbſt fett machender Hammel, die Donna Stautzel aber eine Furie, die er, wenn ſie rabiat wird, wie ein Schwert fürchtet. Mich haßt ſie gründlich, mein Anblick dreht ihr das Herz im Leib um. Sie weiß, wie ich von ihrem ganzen Muſikweſen denke und glaubt, ich hetze die Mitglieder der Harmonie gegen ſie auf. Sie kämpft um ihre Exiſtenz wie eine Löwin. Und allerdings, wir Gleichgeſinnte, die das Beſſere kennen und, ſoweit die Mittel reichen, auch bei uns haben wollen, bilden in Uebereinſtimmung unſeres Geſchmacks eine täglich ſich verſtärkende Oppoſition gegen den Ungeſchmack. Ich widerſtrebe der Stautzel bloß als dem Prinzip deſſelben. Zum Affekt des Haſſes bringt ſie mich nicht; ja ich zwinge ſie, gegen mich artig zu ſeyn, während ſie mich vergiften möchte. Meine Freunde überfällt ein Grauen, wenn wir Beide einander Complimente machen oder ſcherzhafte Reden austauſchen. Sie iſt mir bloß eine Figur; ihre Abſurditäten ſind mir ein Phänomen. In ihre feuerſprühenden Augen blicke ich naturforſchend, wie in die eines Baſilisken.

Unſere, der zur guten Sache Verbündeten, erſte und entſchiedene Einſchreitung war, daß wir verlangten, am Charfreitage ſolle der „Tod Jeſu“ von Graun ge-

geben werden. Nur unſere feſte Beharrlichkeit bewirkte, daß die Stimmen vertheilt und ein Paar Vorproben gehalten wurden.

Das überſtändige Paar klammert ſich gewaltſam an den Tagesgeſchmack an und hält das ihm in der kleinen Reſidenz dargebotene Brod mit krampfhafter Unverſchämtheit feſt. Dergleichen alte Muſik — ſagen ſie — gefalle nicht mehr, ſey verſchollen; im Conzert wolle man überhaupt keine geiſtliche Muſik hören. Viele der Dilettanten ſtimmen mit ein, weil dabei der Einzelne nicht glänzen kann. Sie beißen die Soli undankbar. Allerdings vernimmt man da wenig muſikaliſche Floskeln. Die vollen, reinen, getragenen Töne gelten. Mir kommen aber die nicht aus der Blüthe ächter Kunſtbildung ſprießenden, die bloß vogelartig eingelernten Colloraturen immer vor wie Ausflüchte, wenn es mit dem Fundament der Wahrheit, der Fülle reiner Intonation aus voller Bruſt nicht recht voran will. Wie oft ſchon habe ich Sänger bellatſchen hören, die mit ſolchen muſikaliſchen Anreden herumſchwadronirten, während ſie keinen einzigen wahren Tongedanken hervorbringen konnten.

Wir ſind der Ueberzeugung, daß den Muſikfreunden nichts Claſſiſches von den älteſten Zeiten an verloren

ſeyn darf. Iſt's doch mit der Wiſſenſchaft, der Poeſie, der Lektüre auch nicht anders. Moderne Kunſt bemüht ſich vergebens, vorzeitliche Stimmung und Lebensanſchauung zu erwecken. Die Konzerte ſollen eine Geſchichte der Muſik in Beiſpielen ſeyn. Was ein Bedürfniß der Gebildeten iſt, das muß dem Publikum, in welchem der gute Sinn nicht ausſtirbt, dargebracht werden. Seine Wirkung iſt unfehlbar. Wir machen zu viel Muſik, als daß namentlich unſere moderne, überfüllte nicht endlich monoton werden ſollte.

Und dann die Virtuoſen! — die haben immer geladen. Das Publikum aber, deſſen Gemüth kein rechtes Verhältniß zu dieſen ſtupenden Künſteleien hat, fühlt ſich bald überſättigt, horcht gedankenlos, unterfängt ſich wohl gar zu gähnen, während der Virtuos ſeine halsbrechenden Läufe und Sprünge macht.

Wirken nun hier bei ſtörrigen Dirigenten, bei einem Lazareth von Sängern, bei Familien-Rückſichten und andern Einflüſſen manche widerſtrebende Gewalten zuſammen, ſo müſſen doch unſere Harmonie-Konzerte der ſoeben beſprochenen Idee nahe gebracht werden. Wir haben uns das Wort gegeben, dem Unweſen ein Ende zu machen, und von den bisher zurückgedrängten Geſangeskundigen die beſſern Talente in die Vordertreffen rücken zu laſſen.

Er fragte, ob wir noch über die Ostern hier bleiben. Wir bejahten es. War ja unser beiderseitiger Zweck derselbe, eine den Kindern zu Lieb unternommene kleine musikalische Reise. Wir waren gesonnen, die stille Woche und die Festzeit hier zu verweilen.

Ich machte den Musikfreund auf die junge Sängerin aufmerksam. Ich habe — sagte er — die fremden Singvögelchen schon herausgefunden. So Etwas entgeht mir nicht leicht. Ich höre neben dem Ganzen auch das Einzelnste. Sie werden ihre Kinder an der Aufführung von Grauns unsterblichem Werke Theil nehmen lassen. Es macht diesen gewiß Freude und erheitert ihr Andenken an die Reise. Sie müssen es mir versprechen. Ich werde sorgen, daß Sie eingeladen werden.

Das Oratorium hatte zu Haus alljährlich unsern Charfreitag-Abend mit seinen frommen, erhebenden Harmonieen geweiht. Freilich hatte ich selbst es in meiner Jugend zu einer Zeit gehört, die weniger zerstreut und von Zweifeln erhitzt war, als die jetzige. Die Versammlung vermied sogar farbige Kleider. Von meinem Carl wußte ich, daß er nicht nur seine Chorstimme, sondern das ganze Werk nahezu auswendig konnte. Dasselbe versicherte Herr Vater von seiner Tochter.

Bruno schien hocherfreut über diese Eröffnung. Er

begrüßte die Kinder nach dem Schluſſe des Conzerts auf's freundlichſte. Ich komme zu Ihnen! — ſagte er beim Abſchied. Sie müſſen beim Sturm unſere Partei verſtärken. Ich kann Ihnen nicht helfen!

4.

Herr Vader war mit ſeinem Quartier nicht zufrieden und bezog das unſrige. — Am Palmtage nach dem Gottesdienſt kam unſer Enthuſiaſt. Er ſchien von einer freudigen Unruhe aufgeregt und lief jeden Augenblick ans Fenſter. Endlich ging unſere Thüre auf: ein Fortepiano wurde hereingeſtellt. Ich beginne meine Kriegs-Operation bei Ihnen, — ſagte er. Nur keine Einreden, keine Skrupel! Ich ſtehe vor den Riß. Halten Sie mir meine Ungeduld zu gut! Zu meinem beſten Glauben fehlt mir doch noch die ſinnliche Ueberzeugung. Alſo friſch daran! — Er legte einen Clavierauszug auf und theilte die Chorſtimmen aus. Mir, der ich ihm geſprächsweiſe geſagt, daß ich Noten leſe, gab er den Tenor. Die Kinder — ſagte er — müſſen ſich auch an die Soli machen. Ich will ſchon durchhelfen. Sie werden ſie wohl aus dem Clavierauszug ſingen können —

Er spielte mit Gewandtheit und Energie. Es ging besser, als ich's gedacht.

Schon aus Brunos sonorem Sprechen hatte ich den Bassisten herausgehört; ich besaß noch ziemlich die Höhe des Tenors und so formirten wir eine kleine harmonische Capelle. Ohne sich auf Kleinigkeiten einzulassen drang er nur auf Reinheit und Klarheit der Intonation und deutete mit Wenigem die Lebendigkeit des Vortrags an.

Charlotte — so hieß die liebliche Sängerin — war besser als mein Gaul; aber der Wetteifer hob ihn über sich selbst. Sie schien mit ihrer Aufgabe durchaus vertraut zu seyn. Die Passagen der Arie „Singt dem göttlichen Propheten" quirrlten ihr aus der Kehle, wie Perlentreiben. Ueber die Deutlichkeit ihrer Aussprache ging nichts, was bei den weiblichen Sängern so selten ist, da sie gewöhnlich bloß mit ihrer Stimme kokettiren und es gar nicht für möglich halten, daß daneben dennoch dem Wort sein Recht werden könne. — Noch nie hatte ich so empfunden, daß deutliche Aussprache ein vorzüglicher Gesang ist.

Charlottens Vater, innigst erfreut über die günstigen Erfolge, welche Brunos Lehren, — das unerläßlichste Bewegungs-Prinzip bei aller Kunst, ja bei allem Schaffen — zu bewirken wußte, half aus eigenem

Antriebe bei den Chorälen und Chören mit. Er umarmte nach dem ſchönen Duett: „Ein Gebet um neue Stärke“ meinen Carl und küßte ihn herzlich: auch ſeine Tochter liebkoſte er mit väterlicher Zärtlichkeit. Wir drangen in Bruno, die Arie: „So ſtehet ein Berg Gottes“ — uns vorzutragen: er lehnte es aber entſchieden ab, eine Weigerung, die wir uns nur aus einer diplomatiſchen Grille erklären konnten, nach welcher Männer ſeiner Art ſich durchaus nichts vergeben wollen. Dagegen mußte ich das rührende: „Ihr weichgeſchaffnen Seelen“ — ſingen, was ich mit noch ziemlich erträglicher Stimme und, wie es ſchien, zu ſeiner Zufriedenheit leiſtete.

Da in uns nun bei dieſer Vorbereitung, wo in der Gegenwart eine künſtleriſch ſchwierige Aufgabe recht erwünſcht gelöst worden, manche heitere Erwartung für die Aufführung erwacht war, und ſogar einige kühnere Wünſche in den jungen Herzen ſich erhoben hatten, ſo gingen wir alleſammt den folgenden Tag mit angenehmen Empfindungen in die Probe.

Hier zeigte ſich aber bald, daß mit unzureichenden Mitteln und verſchiedenartigen Elementen ein ſo würdiges, gefühlvolles, religiöſes Muſikwerk kaum erträglich darzuſtellen iſt. Die vier Geſangs-Notabeln ließen ſich mit ihren Solo-Partieen noch gar nicht vernehmen: war

es, um die Chor-Probe nicht aufzuhalten, oder Hochmuth, der sich rar macht, oder umgekehrt ein gewisses heimliches Mißtrauen in sich selbst, das auch der Eitelste nicht ganz überwindet? Ich lasse das dahingestellt seyn.

Die Anwesenheit unserer jungen Leute kam den unsichern Chorsängern wohl zu Statten. Sie fühlten bei sich die Schwäche in Intonation und Takt, wo es sich nicht von Auswendig-Gelerntem sprach und lehnten sich an jene an. Der Konzertmeister und Donna Stautzel erschöpften sich in einer Menge Korrektionen und Mückenseigereien, die die Sache noch schwieriger machten und bei den schwachen Talenten gar nicht anschlugen.

Nun kam am grünen Donnerstage die Hauptprobe. Hier rückte endlich die musikalische Quadrupel-Allianz mit ihren Solo-Partieen hervor. Der herrliche Choral „Tu deinen Augen schließen ꝛc." nach der bekannten Melodie des Paul Gerhardtschen Liedes: „Befiehl du deine Wege ꝛc." ging leidlich. Er rief unsern Kindern wahre fromme Erhebung zurück, stimmte sie aber nur um so reizbarer für jeden Mißlaut. Kaum hatte Donna Stautzel das Rezitativ: „Gethsemane!" mit ihrer schneidenden, markdurchbohrenden Stimme begonnen, als Charlotte sich plötzlich wegwandte und hinter dem Orchester in eine Nische stellte, um einen gewaltsam hervorbrechenden

Thränenstrom der Versammlung zu verbergen. Ihr Vater trat zu ihr, um sie zu beruhigen. Er mochte die Veranlassung ihrer Bewegung ahnen. Sie schluchzte nur noch stärker und schien untröstlich zu seyn.

Mein Carl, der in jeder Pause mit Augen und Gedanken bei dem Mädchen war, begann auch zu weinen und kam ihr nach. Er mochte auch wohl aus einer Art Mitleidenschaft ihre Thränen zu deuten wissen. Ohne Zweifel war es der Schmerz über die Mißhandlung des herzrührenden Rezitativs, das sie einst von der Milder-Hauptmann auf eine wahrhaft begeisterte Weise hatte singen hören, — die unwiderstehliche Anwandlung einer Künstler-Eifersucht, die sich des bessern Vermögens bewußt war und die Zurücksetzung ihrer Jugend mit dieser kunstaristokratischen Arroganz maß.

Wir hatten Mühe, die Kinder durch Zureden nach und nach so weit zu beschwichtigen, daß sie wieder eintreten konnten, besorgten jedoch einen Rückfall Charlottens in ihren Schmerz, wenn die Donna Stautzel noch einmal auftrat und eine Arie singend zur Carikatur machte, in welche sich ihr reines Kunstgemüth mit Uebung und Gefühl vertieft hatte.

In dem schönen Chor: „Sein Odem ist schwach ꝛc." griff das Detoniren epidemisch um sich. Der sinkende

Gesang stellte den Text mit entsetzlicher Natürlichkeit dar; man meinte wirklich bei dem Chor den ausgehenden Athem zu vernehmen. Bei dem Ineinandergreifen der Stimmen in der Fuge: „Seine Seele ist voll Jammer ꝛc.“ erschollen Mißtöne, die ein eigener augenblicklicher Jammerzustand den Sängern auszupressen schien.

Der Wohllaut grenzt haarscharf an den Mißlaut, die bloße Annäherung an jenen ist übelklingender, als ein falscher Ton.

Die Arie: „Singt dem göttlichen Propheten ꝛc.“ ist von der Art, daß ihre Passagen in einer ausgesungenen Kehle leicht zu einer Staffel-Rechnung werden. Nur ein geübtes weiches Organ vermag sie annehmlich vorzutragen. Frau Stanzel, durch Chor und Fuge aus der Fassung gebracht, sang die Rouladen so gestoßen und gehackt, daß bei Vielen der Lachreiz nur durch den Ernst des Gegenstandes zurückgedrängt wurde.

Bruno flüsterte unsern zwei ärgerlich dreinschauenden Freunden den Spruch des Dichters zu:

„Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.“

Die Sache wurde immer ärger. Der erste Tenor war sichtbar in einem vernachläßigten Zustand. Ein

ſolcher Sänger ſollte ſich in kritiſchen Fällen diätetiſch wie eine Wöchnerin halten. Er hatte aber die löbliche Gewohnheit, von der Zechſtube tabackdunſtig und angetrunken erſt mit dem Stundenſchlage wegzulaufen und athemlos zur Probe herein zu ſtürzen. Man kann ſich denken, was er mit ſeiner an ſich kalten, näſelnden, wie aus einem Hühner-Schnabel dringenden Stimme aus der Arie voll Mitgefühl gemacht haben mag.

Flunier, aufs Höchſte conſternirt, brüllte ſeinen Baß bei der Stelle: „Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda“ wahrhaft löwenartig. Es war wirklich grauenvoll, dieſe Naturlaute zu hören.

Die Donna gerieth auſſer Faſſung, in überſchäumender Wuth wollte ſie auf Bruno losſtürzen, als der ja mit ſeinem verſchollenen Muſikwerk an dem ganzen Skandal ſchuld war. Sie ſtieß aber in ihrer Furie an den Contraviolon, daß er lauttönend zu Boden fiel. So doppelt proſtituirt warf ſie ſich auf einen Seſſel und rang die Hände.

Flunier, in verzweifelter Rathloſigkeit, dirigirte noch fort und zertrümmerte durch immenſes Taktſchlagen ein Notenpult.

Nun trat Bruno mit ſeinen Freunden zuſammen,

ſie hatten es voraus ſo kommen ſehen und boten jetzt Rath. Vorſorglich hatten ſie die beſten jungen Sänger des Gymnaſiums zur Probe eingeladen und in den Hintergrund geſtellt. Die Chöre waren ſchon zum öftern bei ihren Prüfungen und Schulfeſten von ihnen geſungen worden. Auf Einige derſelben, gute Treffer und wahre Notenfreſſer, konnte man ſich in den ſchwierigſten Fällen verlaſſen. Mit dieſer muſikaliſchen jungen Garde rückten ſie vor. Der Regentſchaft wurde mit Schonung das Szepter aus den Händen genommen und das Oratorium noch einmal mit der Verſtärkung durch das Hülfskorps begonnen.

Es ging ſogleich ganz erwünſcht, da die Schwachen ſich an tüchtig geſchulte, ton- und taktfeſte Subjekte anlehnen durften.

Bei ſolchen Haupt-Proben fand ſich immer eine anſehnliche Zahl von Zuhörern, Muſikfreunden, Verwandten und Bekannten der Liebhaber und Anbetern der Dilettantinnen ein. Der Saal war diesmal faſt voll gefüllt.

Charlotte, von Bruno in die erſte Sopran-Solo-Stimmen eingeſetzt, ſang vom ſüßeſten Schrecken erfüllt das herrliche Rezitativ

„Gethsemane! Gethsemane!
Wen hören denn Mauern
So bange, so verlassen trauern?
Wer ist der peinlich langsam Sterbende."

mit der Schüchternheit einer vom Glück überraschten jungen Seele. Ihr fast bebender Ton kam dem tiefwehmüthigen Texte zu Statten. Ohne affektirte Emphase sang sie wie ein unschuldiges Gemüth, das von der erhabenen Szene, dem nächtlichen Bilde des größten tragischen Ereignisses, das sein Geist fassen konnte, bedrängt ist. Dieser Ausdruck eines unverbildeten, weichen Herzens hätte ein Publikum, das nicht durch das falsche Pathos einer Donna Stanzel verdorben war, unfehlbar zu Thränen rühren müssen.

Die Fuge ging erwünscht. Bei aller kunstreichen Verwebung, Verschlingung der Stimmen und Instrumente ergab sich doch ein klares, harmonisches Ganzes. — Mir schlug das Herz vor banger Erwartung, als das Duett eintrat: „Ein Gebet um neue Stärke ꝛc." Wie ist doch religiöser Gesang aus der Brust und Kehle der Unschuldigen, Reingläubigen, Kindlichen, so ganz etwas Anderes, als wenn er zu uns von Solchen kommt, deren Sinn und Leben ihren Gesang Lügen straft, die mit derselben Kunstfertigkeit morgen Zoten vortragen. Wie zwei in frommen Liebestönen wetteifernde Engel

ſchloſſen unſere beiden Kinder, von ihrer ſchwierigen Leiſtung ſelbſt kühn gemacht die Tiefen ihrer in Harmonie getauchten Seelen auf.

Wäre der eine Theil der Hörer weniger an Falſches gewöhnt, verbildet, bornirt, der andere weniger eingeſchüchtert, eigenem Sinn und Urtheil mißtrauend geweſen, ſie hätten bald dem Rechten die Ehre geben müſſen. So aber waren die Mütter um die Geltung ihrer Töchter beſorgt und ſehr verblüfft; die Geſchäftsmänner blickten drein, als hätte plötzlich ein theurer Artikel ihres Lagers abgeſchlagen; die Kanzlei-Verwandten hatten in ihrem Kopfe keine Vorakten zu dieſem Akt. Manchem Haarbeutel wollten die Haare zu Berge ſtehen.

Wie bei einer von geſcheiden Leuten ausgehenden Staats-Umwälzung auch gewöhnlich die Narren aller Art mit ihren Albernheiten hervorrücken, weil ſie wähnen, jetzt ſey der Zeitpunkt auch für ſie gekommen, ſo regten ſich die jungen Zierbengel, welche ſich gewöhnlich vorne zwiſchen den Sitzreihen aufſtellen, um nach den Sängerinnen und Hörerinnen als Myopfe hinzulorgnettiren, riſſen allerhand Poſſen und ſuchten durch fade Späße die nebenſitzenden Schönen zum Lachen zu reizen. Ein bejahrter Muſikfreund hinter ihnen, dem dieſes frivole Gezücht, zwiſchen Knabe und Mann zwitterhaft in den

Tölpel- und Flegeljahren ſtehend, ſchon öfters die Galle erregt hatte, namentlich weil es ſeit einiger Zeit die Unverſchämtheit methodiſch betrieb, rief mit Donnerſtimme: Stille! — ganz ſtille! — man muß wiſſen, wo man iſt!

Des Mannes ſonorer Ton deutete auch auf einen muskulöſen Arm zum Hinausführen, ſofern es Noth thäte. Die Zierbolde wurden blutroth, ſtrichen ſich verlegen die Haare, und kein Laut regte ſich mehr.

Bruno ſang jetzt die Baß-Arie: „So ſtehet ein Berg Gottes ꝛc.“ mit einer Kraft und Vollendung, die mich entzückte. Ich dachte mich in die Seelen unſerer erſtaunten Kinder hinein. Ein junger Sekretär, der ſich ſeit einiger Zeit von der Dilettanten-Geſellſchaft zurückgezogen hatte, weil man ihn ſtets nur bei den Chören als Leithammel verſchieben, ihm aber nie eine Solopartie vergönnen wollte, trug das: „Ihr weichgeſchaffnen Seelen ꝛc.“ nicht weniger gut und gefühlt vor. Seine reine Bruſtſtimme, von einer Innigkeit durchdrungen, die das ihm angethane Unrecht aufzudecken und vergeben zu wollen ſchien, berührte das Mark der Seele, um verjährte Schmerzen zu löſen und zu lindern.

Das Ganze ward faſt ohne Nachhülfe und Wiederholung erwünſcht durchgeführt.

Als nun Alles vorüber war und kein Laut der Zufriedenheit die tiefe, gleichsam verstockte Stille unterbrach — die Donna Stanzel und der Konzertmeister Klunker saßen wie gifterfüllte Spinnen im Hintergrunde — so trat Bruno, dessen diplomatisches Gesicht kein Wölkchen des Unmuths zeigte, hervor an die Schranken des Orchesters und brachte entschuldigend vor: Er bedaure, daß durch ein Paar unglückliche Zusammentreffungen das hochverehrte Publikum um den Genuß gekommen, seine Matadore zu hören und mit geringern Leistungen habe vorlieb nehmen müssen.

Wir Beide, — wer mag es glücklichen Vätern verargen? — ärgerten uns ein wenig über diese Demüthigung des Rechten und Gelungenen vor dem Verfehlten und Geschmacklosen. Ich suchte in seinem Gesicht, ob es ihm denn Ernst sey. Die Zuhörer nahmen es ohne Zweifel dafür; ich sah es den Müttern an, wie sie unbegreiflich fanden, daß fremde Kinder, die nicht bei der Donna Stanzel ihre Schule gemacht, sollten singen können. Es mag, hörte ich eine Dame zur andern sagen, für eine Probe gut seyn, aber bei der Aufführung selbst wollen wir die Rechten hören.

Unsere Kinder kamen glühend auf uns zu. Es waren andere Wesen, größer, kühner, gereifter; Char-

lotte ſchien auf einen Zauberſchlag Jungfrau geworden. Carl faßte ſie unbewußt bei den erſten hervorgeſtoßenen Reden an der Hand, wie eine Schweſter, mit der er durch eine Brandung geſchwommen.

Bruno trieb, bis wir auf die Straße kamen, wo er dann die Kinder mit einem Feuer umarmte: das gegen ſeine ſonſtige Abgemeſſenheit abſtach. Jetzt erſt — rief er aus — ſo es nun vorüber iſt, hole ich recht Athem und kann ſagen, wie mir iſt, wie ſelig ich bin. Jetzt möcht' ich Euch zu Tode küſſen, Ihr lieben Kinder' — Die Aufführung ſelbſt macht mir keine Sorgen. Es wird, es muß gehen' Der Triumph über meine Krähwinkler und ihren Kräh-Winkel von Conzert, das iſt meine zweite Wonne. Wenn man ſo jahrelang den Unſinn mit anſehen, anhören mußte, dann fühlt man einen dämoniſchen Kitzel, wenn das Ding auf einen Klapps umſchlägt.

Wir hielten ihm ſeine Entſchuldigung vor. Merktet Ihr denn Nichts, gute Leute! — rief er. Auch das gehört zu meiner Diabolik, daß ich die Dummen noch ärger verdummen mag. Der Unſinn wird mir ein beluſtigendes Phänomen. Ich erſtaune wonniglich über die intereſſante Mißgeburt, die ein Geſicht gleich einem Steiß hat. So iſt die Welt' Sie ſpendet ihren Bei-

fall dem, der in verjährtem Zollrecht ihn verlangt, der ja toll würde, wenn der Tribut ausbliebe. Den Anſpruchsloſen benützt, mißbraucht man jahrelang, ohne nur ſeinen Namen zu nennen. Man wirft ihm hie und da ein abgenagtes Bein hin, während man den Ueberſatten, Nimmerſatten die ausgeſuchteſten Biſſen auf goldnen Schalen präſentirt. Kommt Jener einmal durch Zufall oder als Nothhelfer neben die Kunſtpfründner zu ſtehen, ſo mag er um Verzeihung bitten, daß er es gut gemacht, während Jene ihre ſchlechte Manier mit Arroganz preisgeben. So fand ich's überall, das Privilegium wird bis zum Unſinn feſtgehalten. Das iſt's, was mich zuweilen ſäuert. Darum werden auch Solche, die ſich aus der Niedrigkeit des Lehrjungen- und Geſellenſtandes hinaufgerungen und bei dem genußſüchtigen Publikum unentbehrlich gemacht, um die erlittene Schmach zu rächen, gewöhnlich ſo inſolent. Hätte ich, wie jener hochmüthige Tänzer von ſich rühmte, etwas Rechtes gelernt, eine einzige Meiſterſchaft errungen, wornach das lüſterne Publikum recht gierig verlangt, ſie müßten es mir bezahlen, hoch und theuer, ſie müßten meinen Schritt, meinen Bogenſtrich, meinen Ton mit Gold aufwiegen, nicht als hätte ich ſo eine große Freude an recht viel Gold, — ein Vernünftiger hätte bald genug,

wenn er hineingreifen dürfte; — nein! nur deßhalb, weil das Menſchenvolk ſo lüſtern, ſo gierig, ſo genußtoll iſt, und doch ſo ungern in die Taſche greift. Doch nein! ich thue ihnen Unrecht! für einen Kitzel, einen tollen Spaß, für eine Frivolität werfen ſie gern Geld weg; ſie knickern nur, wenn es einen Ernſt gilt, bei dem ſie ihre edlere Natur daranſetzen ſollen.

Wir verziehen Bruno ſeine bittere Ergießung, da ſein errungener Sieg ſo nahe an unangenehme Erfahrungen grenzte, und ſeine überſtrömende Freude die Erinnerung an vergangene Kunſtleiden mit ſich herauf wühlte.

Den Gemüthszuſtand unſerer jungen Sänger bis zu der Aufführung des Muſikwerks ſelbſt kann man ſich denken. Sie übten ſich unabläſſig bis in die ſpäte Nacht.

Bruno lud uns auf den morgenden Charfreitag zum Frühſtück ein, wo er dann mit ihnen die Soli noch einmal durchging, indem er ſie auf ſeinem trefflichen Flügel begleitete. An dieſem Hindergrunde voll Wohlklang hub ſich ihr Geſang ihnen ſelbſt höchſt erquickend ab. Wir wurden aufs Beſte geſtimmt; ſie ſangen wirklich wie die lieben Engel, unſchuldig, bewegt, aber ohne Affekt zuſammen. Bruno machte einige Bemerkungen über ihren Vortrag, über gewiſſe Accente,

die demſelben eine kräftigere Färbung gaben, gleich einem Zeichnungs-Lehrer, der den Arbeiten der Zöglinge durch wenige Striche und Drucker mehr Haltung zu geben weiß. Doch ſtörte er ihr kindliches Gefühl nicht, um deſſen zarten Erguß nicht durch Abſichtlichkeit und Berechnung zu erkälten. —

Es könnte auffallen, daß ich für den Verlauf der Aufführung am Abende ſelbſt keine Feder mehr habe. Sie war ſo gelungen als möglich, und wer nicht wußte, wie es mit ſolchen Leiſtungen iſt, wenn es gilt und von den Mitwirkenden Alles im Enthuſiasmus des erſten Feuers geſchieht, der hätte den Erfolg für ein kleines Wunder halten können. Ein Theil des Auditoriums nahm freilich die Sache ſo hin, als ſey eben nur das Nothdürftigſte geſchehen, und meinte wohl gar, wie ganz anders ſie unter dem alten Gouvernement ausgefallen wäre. Aber wie durch einen Zauberſchlag hatte ſich auch mitten aus dem Ganzen ein anderes Publikum herausgebildet. Die Richtigfühlenden, Einſichtigen, Unbefangenen durchbrachen die Bande der bisherigen Conzert-Convenienz, der geſchmackloſen Kunſt-Oligarchie. Man verſtändigte ſich durch Beifalls-Winke über das Beſſere und eine Anzahl bloß Aufnehmender geſellte ſich aus natürlichem Gefühl auch noch dazu. Dieſe Partei ſchwamm

nun durch die in ſich aufgerufene Kraft ſo gut oben, als es der alten durch ihre ſpezifiſche Leichtigkeit und durch die gewöhnliche Cohäſion der Schwächen und egoiſtiſchen Abſichten zuvor gelungen war. — "

Hier bricht die Reiſe-Skizze ab, läßt aber vermuthen, daß ſich ihr Verfaſſer gegen ſeine Freunde auch noch über die Oſter-Muſiken, die Darſtellungen des kleinen Reſidenz-Theaters und insbeſondere auch über den Abſchied von ſeinen neuen Freunden, und wie ſich ſein Sohn Carl bei der Trennung von ſeiner liebenswürdigen Kunſt-Genoſſin benommen, geäußert haben möge

5

Wir ſuchen den Faden von Charlottens Schickſal wieder auf und finden eine Lücke von mehreren Jahren Sie iſt wohl ſchon herangereifte Jungfrau, wo wir auf eine briefliche Ergießung gegen eine Freundin von ihr treffen. Sie iſt auf einer zu ihrer Weiter-Bildung nach Mayland unternommenen Reiſe begriffen.

Wir geben die Mittheilung, wie wir ſie vorfanden

„Auf einer Höhe hinter dem Städtchen I ſahen

wir zum Erstenmal die Gebirge, eine Reihe blaulicht-weißer Gipfel, die ich anfangs für Wolken hielt. Später erblickten wir am Horizont einen langen hellen Streifen, einem niederliegenden Nebel ähnlich. Es war der See. Ich wußte nicht recht, was ich sah; diese Erscheinungen hatten keine Aehnlichkeit mit meinen Schulbegriffen. Der Himmel trübte sich, wir langten erst nach Eintritt der Dämmerung am Gestade an. Ich hatte Ruhe nöthig; das Fahren hatte nicht nur meinen Körper ermüdet, sondern auch mein Gemüth ganz erschöpft. Dieß heißt man eine Bequemlichkeit; ja vielleicht war es eben diese langweilige Einförmigkeit, die mich mehr angriff, als wenn wir zu Fuß gegangen wären. Das Wagen-Gerassel trommelte in meinem Gehirn fort, bis ich einschlief.

Ganz anders war's, als ich neugestärkt erwachte. Aus meinem Fenster sah ich die ungeheure Wasserfläche, das Tanzen und Schillern der Wellen, und mit Wohlgefallen vernahm ich das sausende Plätschern derselben über das kieselige Ufer her. Schon bewegten sich segelnde Schiffe und rudernde Nachen auf der blauen Fläche. Eine solche Frische der Seele habe ich noch nie empfunden. Drüben zogen sich duftige Höhen des Hirtenlandes hin, und hinter ihnen ragten violet leuchtend die Eisberge himmelan. Ich war in einer neuen Welt und

hatte Mühe, mich mit den mitgebrachten Vorbildern in dieſe wundervolle Wirklichkeit zu finden. So eine unendliche Waſſerfülle überſtieg alle meine Begriffe. Wie muß erſt das Meer ſeyn?

Wir hatten Eile, uns zur Ueberfahrt fertig zu machen; ein friſcher Morgenwind blies vom Land ſeewärts; das Schiff war ſegelfertig. Wir ſtiegen ein. Welche neue Töne? das Brauſen der überſchlagenden Wogen, ihr dumpfes Anprallen an den Kiel, das Rauſchen des Segels, wenn es den Wind fing, dazwiſchen das Rufen der Schiffer.

Ich ſetzte mich auf das Vordertheil und bemühte mich, das Alles nun mit recht offenem Sinn zu erfaſſen. Es drängte mich, meine Stimme mit den Natur-Lauten zu vermählen.

Ich zog getragene Töne aus voller Bruſt. Den Text gaben See und Land. Wie kleinlich jeder gemachte! —

Ein Gedanke, mehr Gefühl als Bild, ergriff mich: Nur hinein in das Innerſte meiner Seele, erhabene Natur, wunderſchöne Welt! — Du ſollſt meinem Weſen zuwachſen! Immer vollklingender, tieftönender ſoll es werden. Einſt will ich meine Wonne wieder herausſingen.

Der See warf ziemlich hohe Wellen, die aber das

gewaltige Fahrzeug wie ein Wallfiſch mit Kraft durchſchwamm. Die Vorberge rückten näher und wir erkannten nun deutlicher die Wälder, Weinberge, Wieſen, Städtchen, Dörfer und einzelnen Wohnungen darauf und daran. Wie heiter, wie klar iſt doch das Alles hier für das Menſchen-Auge und Menſchen-Herz aufgeſtellt und ausgebreitet! Die Hochalpen aber ſenkten ſich allmählig hinter die nähern Berge hinab, welche ſich nun recht groß machten.

Eine zarte fremde Dame hatte viele Angſt bei dem Anſchlagen der Wellen und meinte, das Schiff könnte zerplatzen. Ihr Möpschen wurde ſeekrank. Die neue Offenbarung dieſes unvergeßlichen Morgens, der farbenſchillernde See, das duftige Bergland, die Majeſtät Gottes in ſeiner Schöpfung hoben mein Herz über alle Beſorgniſſe hinweg. Ich jauchzte, weinte und betete. Wir landeten glücklich und pilgerten dann bergan. In dem Molken-Kurort blieb der gute Vater, um ſich Linderung für ſeine Bruſtleiden zu verſchaffen. Von unſerm herzrührenden Abſchiede ſchreibe ich nichts. Tauſend Segenswünſche von ihm begleiteten uns. Weinen konnte ich erſt recht aus überſtrömendem Herzen, als ich ihn nicht mehr leiblich ſah, als ſein Bild mir vorſchwebte.

Wohl that mir darauf der Anblick des Hirtenlandes, der über die ſchönſten Triften ausgeſtreuten ſilbergrauen Wohnungen. So möchte man auch angeſiedelt ſeyn. Ich verſöhnte mich mit dem modernen Lieblings-Ausdruck unſers jungen Predigers: „Erdenbürger.“ Wie augentröſtlich, patriarchaliſch iſt ſo eine Ausſaat abgeſchloſſener Behauſungen, Beſitzthümer! Woher kam mir eine Vorahnung ſolcher Bilder? Hatte ich's vom gelobten Land aus der bibliſchen Geſchichte? —

Wir erfriſchten uns in einem dieſer hölzernen Häuſer, das neu errichtet überall mit glänzend gelben Schindeln, wie mit Schuppen, überdeckt war. Jede Wand, jeder Boden war ein Reſonnanz-Boden; und wenn nun das ganze Gebäude ſo hallte und knarrte, ſo kam mir's vor, als ſey es nur auf einen Sommer errichtet, etwa bis das ſteinerne Haus fertig würde. Wenn ich mich draußen in dieſem Arkadien umſah, ſo mußte ich mir deſſen Bewohner harmlos, unſchuldig, glücklich denken. Ach! und ſie waren es vielleicht nicht! Die Weber, die Stickerinnen, Weiber und Kinder, ſahen meiſt bleich darein. Auch hörten wir von politiſchen Wirren.

Nun kamen wir tiefer in das Hügelland hinein; bedeutende Höhen lagen uns zu beiden Seiten, aber die Hochgebirge ſahen wir nicht; ſelbſt in Zürich erſchien

durch eine Lücke nur ein Stück von ihnen. Herr Adam wußte überall Beſcheid; er war ſchon mehrmals in dieſen Gauen geweſen. Oft ſagte er, was kommen werde! dann freuten wir uns darauf und ſahen doppelt geſpannt hin. Zuweilen ſchwieg er, wenn ein Anblick uns überraſchen ſollte. Louiſe zeigte ſich als ein recht verſtändiges Mädchen und immer heitere Geſellſchafterin. Mit ihren launigen Bemerkungen machte ſie uns oft lachen. Das Neue reizte ihren Witz und Scharfſinn; das Auffallende ſuchte ſie ſo ſchnell als möglich zu begreifen. Sie konnte viel beſſer, als ich, mit den Leuten reden, und wenn ſie über wirthſchaftliche Gegenſtände mit ihnen ſprach, merkte ich erſt, was ich Alles nicht wußte, ob ich gleich zu Hauſe die Hände nicht in den Schooß gelegt hatte.

Am Zugerſee näherten wir uns dem Rigiberge; er ſtellt ſich herrlich, bei Art aber ſchauerlich ſchroff abgeriſſen dar. Den ſchrecklichen Bergfall beſuchten wir auch. Adam ſchilderte Szenen, die uns zu Thränen rührten. Dort unter den gräßlichen Felsblöcken hatte das Dorf geſtanden, deſſen Bewohner in der Kirche auf den Knieen liegend in einigen Sekunden zermalmt wurden.

Adam wollte mir ein Pferd miethen; ich traute mir aber wohl zu, es ihnen im Steigen gleich zu thun

Als wir an die Felſenſtufen kamen, begriff ich nicht, wie man da hinauf reiten könne. Eine Caravane von Reiſenden kam hinter uns die faſt ſenkrechte Wand herauf. Zwei Damen ſaßen zu Pferde. Bei der erſten Station wurde Halt gemacht und eine Erfriſchung genommen. Die junge Dame wollte eine Strecke zu Fuß gehen und bot mir ihr Miethpferd an. Ich war zu ſchüchtern, es ihr abzuſchlagen und überwand mich. Aber kaum war ich einige hundert Schritte in dem Sattel geſeſſen und hatte an ſchwindlichten Stellen ſchaukelnd und gerüttelt über Felſen-Abhängen geſchwebt, als mich mit einemmal ein Schauder überfiel. Ich mußte alsbald abſteigen. Der übrige Theil des Berges war minder ſteil und gefährlich. Man verſicherte mir, daß kein Beiſpiel von dem Sturz eines ſolchen Pferdes vorgekommen ſey. Ich glaubte daran, wie an die Feſtigkeit eines Thurmkranzes; aber ich konnte meine Anwandlung von Schwindel bei Jenem ſo wenig als bei Dieſem überwinden.

Wir kamen erſt mit einbrechender Nacht auf dem Gulm an. Nach der Pilgerſchaft durch die etwas ſchauerliche Bergregion überraſchte mich der Eindruck des geräumigen und für dieſen Ort eleganten Geſellſchafts-Zimmers, die hellbeleuchtete, wohlbeſetzte Tafel, eine

Doppelreihe von meiſt nobeln Gäſten, unter die wir uns ſogleich ſetzten. Bald wurde die Geſellſchaft heiter und nach Wahlanziehung thaten ſich nach der Mahlzeit kleinere Zirkel zuſammen. Es fehlte nicht an Engländern und Franzoſen. Man ſprach von Reiſeplanen, vollzogenen und noch zu vollziehenden, und von Mancherlei, was man ſich bei dieſem zufälligen Zuſammentreffen und kurzen Verweilen geſchwind mittheilen wollte, um gegenſeitig nicht ſowohl von ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, als von ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit ſo viel Preis zu geben, als man zur Unterhaltung geeignet fand. Ein ſo Offenherziger, wie unſer heiterer Adam, der ſein Stückchen Welt geſehen und überall den wohlhabend bequemen, gebildeten Mann beurkundete, gab das Signal zu mehreren von da und dorther kommenden Eröffnungen und luſtigen Bekenntniſſen. Jeder wollte ſich doch einigermaßen der Geſellſchaft bemerklich machen und einen Eindruck von ſich zurücklaſſen.

Adam griff endlich einige Accorde auf dem leidlich geſtimmten Clavier. Ein Paar junge Damen entblödeten ſich nicht, ihre Stimmen erklingen zu laſſen. Es wurden franzöſiſche und italieniſche Liedchen und ein Zweigeſang von Plangini zum Beſten gegeben. Endlich mußte auch ich daran glauben. Du kennſt unſers Haus-

freundes unwiderſtehliche Gewalt zu fordern. Ich trug ein Paar deutſche Lieder ſo gut vor, als man es nach der Rigi-Beſteigung von einer Sängerin erwarten konnte; Ein beſonderes Gewicht legte ich auf den Text, woran es meine Vorgängerinnen merklich hatten fehlen laſſen. Ich hörte mir ſelbſt an, daß ſich meine Stimme in den Bergen verſtärkt und metallreicher gemacht hatte, und — an ſüßen Schmeicheleien fehlte es dann nicht.

Ein junger Mann, den ich zuvor nicht bemerkt hatte, war während des Geſanges näher herangetreten. Ueber das Notenblatt hinweg traf mein Blick auf ſeine Geſtalt. Sie fiel mir auf, ſie ſtörte mich ein wenig; doch wußte ich nicht, warum? Er zog ſich wieder zurück und faſt glaube ich, daß ihn mein Auge ſuchte. Ein Theil der Geſellſchaft ging in der Nacht hinaus auf die nahe Höhe, den Gulm, an deſſen ſanfter Abdachung die Wirthſchaftsgebäude vor Stürmen geſchützt liegen. Wir ſchloßen uns an. — Warum nicht auch der junge Mann? —

Ich wußte nicht recht, was ich, als ſich mein Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, ſah. Befremdend, wunderſam war es genug. In unermeßlicher Tiefe lag da und dort ein Helles. Es war die Seebucht von Ari und nahe daran grenzend die Bucht von Küßnacht, ſo daß

ſich beide Gewäſſer faſt zu berühren ſchienen. Wir erblickten Lichter von Uferwohnungen. Hinter uns ſtanden die Hochgebirge, dunkle Rieſengeſtalten mit weißen Felſenhäuptern. Es war kühl und ich ertrug dieſes Nachtbild und ſeine ungewohnten Schauer nicht lange. Mir war Ruhe nöthig und ein tiefer Schlaf gab mir meine Kräfte und mein volles Bewußtſeyn wieder.

Man weckte uns zum Sonnen-Aufgang. Ein Nebelmeer deckte den ganzen Geſichtskreis. Es röthete ſich mehr und mehr und endlich erhob die Sonne ihr Antlitz über dieſe unendliche Dunſtfläche. Manche der Reiſenden hielten den Morgen für verloren. Mich dünkte der Anblick wunderbarer, als ich je einen erlebt. Es gab keine Welt mehr; wir ſtanden wie auf der erſten Station einer Himmelfahrt zwiſchen Erde und Sonne über den Wolken. Adam wollte mich wegen der Ungunſt der Umſtände tröſten und fand ſich durch meine Aeußerung überraſcht, daß mir dieſe Einhüllung ſo lieb ſey, als ein heller Morgen. Ich hoffte freilich im Stillen, es werde ſich das Dunſt-Meer noch verziehen und uns den Anblick des Umkreiſes gönnen.

Ein Theil der Geſellſchaft hatte ſich ganz vorne an dem Abgrund aufgeſtellt. Die Dünſte ſpalteten ſich vor unſern Augen an verſchiedenen Stellen; der Blick

fiel auf eine azurblaue Tiefe von bezaubernder Schönheit, einem flüſſigen Saphir zu vergleichen. Es war der Zugerſee, in deſſen Fluth wir faſt ſenkrecht hinabſchauten. Ich glaubte unter den Anweſenden den jungen Mann von geſtern Nacht wahrzunehmen und ohne es mir ſelbſt recht zu geſtehen, warum? verließ ich meinen Platz und ſtellte mich hinter ihn. Ich wechſelte mit Herrn Adam einige Worte. Der Fremde ſtand nur einen Fuß breit vom Abhang. War es meine Stimme, die ihn bewog, ſich ſchnell umzuwenden? Ich mußte es ſo nehmen; er heftete ſeinen Blick ſtarr auf mich. Mir fühlbar überflog mich eine Röthe; denn das Bild jenes Knaben, Carl, mit dem ich im Conzerte zu N.. geſungen, ſtand vor mir und mit ihm jene Tage und die ſeitdem verfloſſene Zeit. Er war es und war es nicht mehr, denn er hatte ſich merklich geändert; er ſchien mehrere Jahre älter als ich. Auch in ſeinem Gemüth ging augenſcheinlich Etwas vor. Er ſah mir unverwandt ins Auge. Aber o Himmel! der junge Mann ſchien ganz vergeſſen zu haben, wo er ſtand; — er that einen Schritt rückwärts und berührte nur noch mit der Fußſpitze den Boden. Ich bemerkte es; ein zuckender Schrecken befiel mich. Ich ſtreckte blitzſchnell meine Arme aus, ergriff ihn an den ſeinigen und riß ihn gewalt-

kam gegen mich. Er in ſchneller Ahnung der Gefahr eines Sturzes beugte ſich an mich hin. Wir hielten einander krampfhaft umfaßt.

Adam, mit ſeinen Augen anderwärts beſchäftigt, ſah eben erſt in dieſem Moment auf uns und ward über unſere Situation nicht wenig frappirt. Die Nächſtſtehenden umgaben uns; die übrige Geſellſchaft trat auch herzu; es gab Fragen und Erklärungen. Ein Unglück, das vor Jahren an derſelben Stelle ſtattgefunden, kam zur Sprache. Wir zogen uns nach einiger Zeit zurück und beſtiegen das Belvedere. Der Fremde folgte uns. Hier löste ſich nun das Räthſel. Es war nicht jener Carl; es war ein älterer Bruder von ihm, der nun nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mir zu ſagen, welches Verhältniß auch er zu mir habe. Es geſchah mit einem Tone der Innigkeit, der mir ſogleich unwiderſtehlich zum Herzen drang —

Als ich Sie — eröffnete er — geſtern Nacht bei meiner Zurückkunft von einem Gange nach Rigiſtaffel hinab im Geſellſchaftszimmer ſingen hörte, da ſtieg in mir alſobald der Gedanke auf, ich möge wohl jene Sängerin vor mir haben, welche vor einigen Jahren bei meinem Vater und Bruder ein ſo freundliches Bild zurückgelaſſen hatte. Ich war damals auf der Hochſchule

und die Briefe aus der Heimat waren voll von jener Kunſtreiſe, deren Begegniſſen, und namentlich von dem Zuſammentreffen mit Herrn Bader und ſeiner Tochter. Auch bei meiner Zurückkunft ins älterliche Haus waren jene Eindrücke noch ſo lebendig, daß ich durch Mittheilung ein Bild von Ihnen erhielt, welches der Wirklichkeit ſo nahe kam, daß es bei Ihrem Erſcheinen ungeſucht, ja unabwendbar mit dieſem zuſammenfiel. Sie können kaum glauben, wie mich dieſe zufällige Begegnung ſo innig erfreute. Ich fürchtete nicht, mich zu täuſchen. Es gibt Zeichen, die ſo ſpezifiſch ſind, daß ſie in ihrer Verbindung auf der ganzen Welt nur an dieſem und keinem andern Weſen wahrgenommen werden. So beſtimmt wußten mein Vater und Carl zu zeichnen, daß mich ſelbſt der im Fremdenbuche nicht auf Sie lautende Name nicht irre machen konnte; denn ich hatte auch an gewiſſen Andeutungen ſogleich bemerkt, daß Sie nicht in Geſellſchaft ihres Herrn Vaters, ſondern eines bewährten Freundes reiſen. —

Wir kamen auf das ſoeben Vorgefallene zu ſprechen. Ich kenne keinen Schwindel — ſagte er. — Als Freund der Natur und der Gebirge bin ich ſchon manchen Gemsweg gewandelt. Das hätte aber vorhin übel ablaufen können. Ihre hinter mir ertönende Stimme ließ

mich vergeſſen, daß ich am Abgrund ſtand. Doch was Ihr Anblick verſchuldete, das hat Ihr rettender Arm wieder gut gemacht. Sie waren mein Engel, und — fügte er mit unverſtellter Innigkeit hinzu — bleiben Sie es nun auch fortan. —

Wie es geht — wir waren durch dieſes ſonderbare Ereigniß in kurzer Zeit einander in der Vertraulichkeit ziemlich nahe gerückt. So beſcheiden, ja faſt ſchüchtern der junge Mann war, ſo merkte ich ihm doch an, daß er die Rettungs-Szene gern auf feſtem Boden hätte wiederholen mögen.

Ich blätterte das Fremdenbuch auf und mir fiel deine Bemerkung ein, daß unſere neugierige Frage nach dem Geſchlechtsnamen eines Menſchen auf ein Intereſſe an ihm hindeute, der Wunſch aber, ſeinen Taufnamen zu wiſſen, etwas mehr, eine Zuneigung zu ihm verrathe. Du magſt mit deiner Beobachtung Recht haben, — wir wollen in Gedanken vernehmen, wie die Angehörigen die Freunde eine Perſon nennen. Es iſt ein Hindringen zu dem Kreis ihrer Vertraulichkeit, zu der Sphäre der Liebe, in welcher dieſer Name erklingt. Nun denn! Der junge Mann heißt Richard Berger, iſt wiſſenſchaftlicher Bergmann und Sohn eines Kaufmanns in S.

Seine Geſellſchaft war nicht nur mir, ſondern auch

Herrn Adam in mancher Hinſicht erwünſcht. Er war ſchon ein Paar Tage hier oben und kannte den ganzen Gebirgs-Stock des Rigi und ſeine verſchiedenen weithinſchauenden Zinnen. Er führte uns in kurzer Zeit auf die intereſſanteſten Punkte. Gegen Mittag klärte es ſich mehr und mehr auf: der Zug der Wolkenmaſſen gegen den Gulm wurde immer leichter und dünner und was uns ſo ruckweiſe von der Reben- und Unterwelt ſich aufdeckte und als ein wunderbares Stück Erde erſchien, das überblickten wir endlich im Ganzen. Ich kann es nicht beſchreiben. Laß dir Reiſeberichte geben und du wirſt doch keine Vorſtellung davon erhalten; ſelbſt das Panorama vermöchte dir nur das früher leibhaft Geſchaute wieder ſchwach zu vergegenwärtigen. Man nennt die Rigi-Ausſicht ſchön. Ja, ſie iſt es, aber erſchrecklich ſchön. Ich helfe mir mit den Andeutungen meiner unterrichteten Freunde. Adam ſieht die Natur gern mit maleriſchem Aug an; der Doktor aber, als Bergkundiger, erblickt überall urweltliche Revolutionen, Hebungen, Aufſchwemmungen u. ſ. w.

Man überſieht auf Rigiculm, kann man wohl ſagen, die ganze Schweiz und einen Theil von Schwaben, Elſaß ꝛc., wenn man das Ueberſehen nicht zu genau, ſondern ein wenig doppelſinnig nimmt. Die Schweiz

erſcheint queer durch in zwei Gebiete getheilt, in das der Hochgebirge und in das der Hügel, Flächen und Seen. Wie man ſich umwendet, hat man jetzt das eine, dann das andere Gebiet vor ſich.

Wir blieben lange genug auf dem Berge, um ein klares Bild von ihm mitzunehmen. Gegen Abend ſtiegen wir nach Küſnacht herab. Die Waſſerfahrt nach Luzern war erquickend. Das Landſchaftgemälde, als wir aus der Bucht hervor auf den Kreuztrichter des Sees kamen, bleibt mir unvergeßlich. Großartiger und doch ruhiger gibt es wohl wenige Berg- und Waſſer-Gemälde. Der rieſige Felscoloß Pilatus und ſeine Nachbarn erſchienen in wahrer Majeſtät der ſchönſten Abendbeleuchtung." —

Hier bricht der Bericht ab. Ueber die weitere Reiſe findet ſich nichts Briefliches vor. Berger begleitete die kleine Geſellſchaft zum großen See, auf die Borromäiſchen Inſeln und nach Como. Von hier aus ging er ſeinen montaniſchen Zwecken nach. Der Abſchied koſtete Thränen.

Adam verließ die Sängerin in Mayland, nachdem er ſie im dortigen trefflichen Conſervatorium wohl untergebracht und ſich überzeugt hatte, daß ſie vermöge ihres entſchiedenen Charakters ſich in der fremden Welt wohl ohne Anfechtung zu halten wiſſen werde.

Wir können aus der Zeit ihres dortigen Aufenthaltes über ihr äußeres Schicksal Nichts beibringen, wohl aber aus den Briefen an ihren Vater einiges Allgemeine über ihre Schule.

Sie schrieb nämlich, diese sey für sie gar nicht, was er glauben möge und sie geglaubt habe, sondern eine förmliche ABC-Schule und doch die beste. Das Erste sey, daß sie sich im Element der Töne, des Gesanges, in dem Lande befinde, wo die heitere Natur gediegene, metallreiche Kehlen schaffe und ausbilde, wo das Volk nicht aus Gewohnheit oder Affektation, sondern, wie die Vögel, aus Trieb singe, wo jährlich nur wenige Nebeltage die Sonne umhüllen, wo nicht, wie so oft in Deutschland, der Winter sieben Monate herrsche. — das Zweite sey, daß dem Menschen-Tone sein volles, sonores Recht geschehe und auf dessen höchste Fülle und reinste Intonation gedrungen werde; — das Dritte, daß dem Wort eine gleiche Macht, wie dem Gesang, eingeräumt werde, wie denn ihr schon die Folge, der Wechsel der Vokale, abgesehen vom Sinne des Textes, eine halb verständliche Musiksprache oder Sprachmusik dünke. Das Vierte endlich sey, daß durch die mannichfachsten Uebungen das Organ in ihre Gewalt gegeben werde, so daß sie mit wachsender Leichtigkeit die an-

muthigſten Bewegungen und Verzierungen, alle Empfindungen und Launen der Muſik vortragen lerne.

Die dramatiſche Schule der italieniſchen Sänger und Sängerinnen, ihre Sorgfalt und Berechnung, die Lebendigkeit ihrer Affekte, das Feuer ihres Vortrags, die Sicherheit und Wirkſamkeit auch der kleinſten Akzente deſſelben rühmte ſie, ſo wie die geſchmackvolle Uebereinſtimmung des Ganzen; dabei bemerkte ſie, daß nicht Weniges, was in Deutſchland mit großem Lob und ſchallendem Applaus aufgenommen werde, hier in Italien, wo jene von ihr genannten Kunſtelemente als unerläßliche Forderungen gelten und feſtſtehen, gleichſam als etwas ſchon im Fundament Verfehltes und Mißlungenes ganz durchfallen oder doch nur von dem maſſivſten Theil des Publikums beklatſcht werden würde. —

6.

Ueber einen Zeitraum von mehrern Jahren hinweg finden wir Charlotten als Theater-Sängerin. Noch war ihr Name nicht unter den vielgenannten; keine Ruhmes-Propoganda poſaunte ihn von ihrem Erſcheinen her tönend aus. Sie mußte ſich den Beifall, wo ſie hinkam, verdienen; aber er ward ihr überall unfehlbar

zu Theil, wo man nicht ganz verbildet, von falschen Vorbildern verwöhnt, in seine eigenen Künstlerinnen äffisch verliebt und auf fremde Talente eifersüchtig war.

In Begleitung ihrer Zofe, der gewandten Louise, fuhr sie mit etwas beklommener Brust an einem regnerischen Septembertage durch das Thor einer deutschen Residenzstadt. Mancherlei war es, was ihr Herz bedrängte. Von Natur zur Heiterkeit gestimmt konnte doch ihr zartfühlendes Gemüth einen leisen Zug der Melancholie nicht überwinden. Was kann ich Euch bringen? Wie werdet Ihr es aufnehmen? Wie wird es hier mit mir werden? Mit welchen Gesinnungen werde ich einst wieder hinausfahren? — fragte sich mit stillem Seufzen das bewegte gute Kind, während das Gefährt durch die Doppelreihe der ansehnlichen Häuser rollte, in welchen ihr Publikum verhüllt und unbekannt hauste. — Sie trug ihr Wesen, ihre Entwicklung, ihr Schicksal bewußt mit sich, sie ahnete sich in die Möglichkeiten der nächsten Zukunft ziemlich richtig hinein; sie wußte, wie sehr die durch und durch bedingte Welt alles Gelingen erschwert. Sie wollte das Beste aus sich machen; sie wollte ihre Leistungen fertig sehen und das Schöne rein genießen. Ihre Sorge war auch bei dem kränklichen Vater zu Hause. Sein Brustleiden hatte sich durch die

Mollentur nicht recht gegeben. Der Ganzleinent drohte es zu verschlimmern. Er sollte auf die Pensions-Liste kommen, was dann eine bedeutende Schmälerung seines Einkommens zur Folge hatte. —

Sie machte ihre Besuche. — Der Theater-Intendant sperrte sich anfangs, ihr Gastrollen zu gestatten. Er hatte kürzlich eine Prima Donna von etwas vorgerückten Jahren engagirt, die, ein merkliches Detoniren und eine ziemlich frostige Methode abgerechnet, mit einer gewaltigen Bravour glänzte. Sie war kurz und dick, ziemlich häßlich, wußte sich aber für ihre Rollen aufzudonnern. Ihr Schädel glich einem Tonnengewölbe, in welchem ein massiver Ton sich bildete. Sie hatte alle Erfahrungen der Bühne und des Lebens durchgemacht und in dieser tüchtigen Drill-Schule einen so entschiedenen, zähen Charakter gewonnen, daß es nicht räthlich war, mit ihr anzubinden. Man wollte die Madam Brandel — so hieß sie — nicht gleich nach ihrem Debüts durch Erscheinung einer jugendfrischen Rivalin vor den Kopf stoßen, von welchem man bei seiner ehernen Härte einen gewaltigen Gegenstoß zu befahren hatte.

Zufällig war, als Charlotte dem Intendanten ihre Anstands-Visite machte, der Graf Albert bei ihm auf Besuch, ein junger Kunst-Enthusiast, dem die Prima

Donna nicht recht zusagen wollte, weßhalb er sich auch gegen diese Acquisition sehr gesträubt hatte, ein Bemühen, das an der Berechnung des Intendanten gescheitert war, der ein in der Theaterwelt glänzendes, wenn auch schon im Niedergange begriffenes Gestirn um ein leidliches Salair erwerben und in seinen Bühnen-Himmel versetzen wollte.

Der Graf hatte auf seiner Tour durch die civilisirten Länder Europas viel des Kunst-Schönen gesehen und gehört und einen Maßstab dafür mitgebracht, der Jenem ein Dorn im Auge war. Daneben wollte er als ein fühlender, mit sinnlichem Lebens-Frohsinn begabter junger Mann im Künstler und, wir wollen es nicht zurückhalten, namentlich in der Künstlerin, den Menschen schätzen und womöglich dessen Persönlichkeit liebgewinnen. Sehr angenehme Erinnerungen begleiteten ihn in dieser Beziehung aus der Fremde in die Heimat. Ueber die Strenge seiner Sitten beobachten wir im Geist unserer Zeit ein angemessenes Stillschweigen, können jedoch versichern, daß Graf Albert in seinem sechsundzwanzigsten Jahre nicht schlimmer als sein Ruf war, dessen Stimme ihn einen gesitteten, liebenswürdigen jungen Mann nannte.

Charlotte hatte keine Ahnung, wer der schöngebaute, gut mittelgroße Mann seyn möge, der sich bei dem

Intendanten so vornehm ungezwungen gebahte. Seine freundliche Gegenwart genirte sie nicht; aus den großen Artigkeiten und dem Tempotisiren des Intendanten glaubte sie aber das „Nein!“ herauszuhören. Sie ging mit wehmüthigen Empfindungen in den Gasthof zurück.

Louise war mit dem Zurechtbringen der im Koffer etwas zerknüllten Garderobe beschäftigt. „Wir werden wohl bald wieder einpacken müssen!“ — rief ihr die Gebieterin entgegen. — „man will mich hier nicht hören.“

„Ich hab' es schon so halb und halb vermuthet;“ — erwiederte Louise. „Drunten sondirte ich die Leute über das hiesige Theater-Personal. Der Oberkellner führte mich sogleich auf die rechte Spur. Diese jungen Leute sind wahre Orakel; sie serviren ja täglich die Tafel, woran die Bühnenfreunde und Musikkenner sitzen und laut urtheilen. Es ist eine alte, bissige Krähe von Sängerin hier, welche nichts neben sich aufkommen läßt. Die armen Residenzler sollen also um die Freude kommen, „Sie, Theuerste!“ zu hören, und, was manchen jungen und ältern Herren fast noch mehr ist, Sie zu sehen? Auch ich ärgere mich, wenn so Etwas einem Kammermädchen erlaubt ist, denn die Stadt sieht hübsch aus. Sie hat so eine freundlich-ältliche Physiognomie, daß man unwillkührlich meint, es müssen auch ordentliche

Leute drinn wohnen. Ich kann ſo neugebackene, weitläufige, kalte, geradlinichte Städte für den Tod nicht leiden. Schon ſah ich, als ich vorhin mein vorwitziges Näschen aus dem Fenſter ſteckte, einige wohlgewachſene Garde-Offiziere und elegante Civil-Jünglinge, allerliebſte Zierbolde mit kurzen Röcken und engen Taillen, gewaltigen Locken auf einer Seite und ſämmtliche Bärte am Geſicht herum.

Charlotte wollte der Geſchwätzigen Einhalt thun, aber es mußte vollends heraus, was ſie wahrgenommen: Eben wurde ein ſchönes Pferd unten vorgeführt und probirt. So ſehr nun aller Augen darauf gerichtet waren, ſo entſchlüpfte doch einem Garde-Lieutenant ein Blick da herauf, den ich parirte. Aber wie ein Lauffeuer ging's durch die junge Nobleſſe, daß da oben ein Lärvchen herausluge. Ich hielt's nicht mehr aus: das Lachen kam mich an. Ja! dachte ich, wenn Ihr erſt die Rechte erblickt hättet! — und fuhr mit dem Kopfe herein.

So ging's noch eine Weile, bis es an die Thüre pochte und ein Diener eintrat, der Charlotten ein Billet vom Intendanten überreichte. Dieſes enthielt ihr unerwartet die Eröffnung, daß das Zugeſtändniß vom Gaſtſpielen von einer nochmaligen Beſprechung abhänge.

zu welcher er auch den Herrn Capellmeiſter einladen werde.

Charlotte war überraſcht und dachte unwillkührlich an den jungen Edeln, den ſie bei dem Intendanten geſehen; doch war ihre Vermuthung über den Zuſammenhang der Sache noch ſehr unbeſtimmt. Sie verſäumte nicht, zur anberaumten Stunde ſich einzufinden; ſie vertraute auf ihr Talent und war guten Muthes.

Der Capellmeiſter, ein feuriger, wohlgebauter lediger Mann, flößte durch ſein lebhaft zuvorkommendes Weſen ihr noch mehr Zuverſicht ein. Mit vieler Artigkeit bat er ſie um eine Arie, führte ſie an den Flügel und reichte ihr den Clavier-Auszug von „Don Juan" zur eigenen Wahl hin. Sie blätterte die brillante Arie der Donna Anna auf.

Wenn es vor Kennern galt, war ſie von aller Befangenheit frei, wie denn in den meiſten Fällen die Angſt und Zaghaftigkeit der Dilettanten und darſtellenden Künſtler doch nur eine Wirkung der innern Unſicherheit iſt. — Der Erfolg übertraf ihre Erwartung; ihr Organ gehorchte ihrem Willen ſo gut als je.

Schon mitten im Stücke bewegte ſich der Capellmeiſter in einer Künſtler-Aufwallung von ſeinem Sitze nach der Sängerin hin, ergriff ihre Hand und bedeckte

ſie mit einem feurigen Kuſſe. Dieſe Liebkoſung koſtet mich zehn Dukaten mehr' — dachte der Intendant, der das Entzücken nicht theilte. In ſeiner Imagination ſah er das bedrohliche Antlitz der Prima Donna, wie es ihn mit ſeiner verſteinernden Gewalt anſtarrte.

Was aber die Sängerin aus dem Concept zu bringen drohte, war die Geſtalt des Unbekannten, den ſie durch ein Spiegelbild im offenen Nebenzimmer erblickte. Nach dem Schluſſe der Arie dankte ihr der Capellmeiſter mit geſteigertem Affekt und rannte dann zu dem verſteckten Hörer hinein. Sie vernahm von da ein enthuſiaſtiſches Zuſammenflüſtern, das ſich ihre Beſcheidenheit nicht zu deuten wagte. Beide traten dann heraus. Der junge Herr grüßte die Sängerin nicht ohne einen Anflug von Befangenheit, die ihm ſehr wohl ließ und bat ſie dann mit edelm Anſtand um Verzeihung, daß er ihren Geſang zu belauſchen gewagt. Sein Weſen war für ſie ein intereſſantes Räthſel, das ſie angenehm beſchäftigte. Der Intendant forderte ſie auf, als jene Beiden ſich wieder ins Nebenzimmer zurückgezogen, ihm ihre Wünſche in Beziehung auf das Honorar für jeden Theater-Abend zu eröffnen, was ſie aber höflich ablehnte, indem ſie ihm die Beſtimmung deſſelben anheimgab und auf den Erfolg ihrer Leiſtungen ausgeſetzt wiſſen wollte.

Nachdem ſie ſich noch über die Wahl ihrer Gaſtrollen beſprochen, empfahl ſie ſich. Die freundlichſten Winke des Kapellmeiſters, die Blicke des vornehmen Kunſtfreundes folgten ihr. —

Louiſe war ſehr erfreut über die Nachrichten, die Charlotte nach Hauſe brachte, und der Gedanke, wie auch ſie ihren Aufenthalt in der Reſidenz beſtens benützen wolle, die in ihrem ſanguiniſchen Herzen auftauchenden kleinen Plane machten ſie launig und witzig. Sie wurde in ſolchen Situationen vor ihrer gütigen Herrin kühn, und wer von unſerm Geſchlecht ſie hier belauſcht hätte, würde ihr bei der ſittlichen Beurtheilung vielleicht Unrecht gethan haben. Sie erlaubte ſich jedoch keine Unanſtändigkeit. In Gegenwart von Männern nahm ſie einen gemeſſenen Ton an und ſelbſt Leute ihres Standes wagten nie irgend eine Derbheit gegen ſie.

Charlotte war in ökonomiſcher Verlegenheit. Der Direktor der Bühne, die ſie verlaſſen, hatte Bankerut gemacht, die rückſtändigen Gagen waren in die Maſſe gefallen; ſie wußte nicht, ob ihre Forderung je flüſſig werde. Ihre Barſchaft hatte ſie wirklich bis auf wenige Thaler aufgezehrt; dieſe gingen vollends durch einige Einkäufe für die nächſten Gaſtſpiele darauf. —

Nun kam ein Brief von ihrem Vater, der seinen bedrängten Zustand mehr verrieth als schilderte. Das Herz blutete ihr. Wie sehr hätte sie als Künstlerin für die bevorstehende Aufgabe Heiterkeit brauchen können! — Gern hätte sie dem leidenden und sorgenvollen Vater mit umgehender Post alles ihr Entbehrliche zugesandt. So aber drohte ihr selbst schon morgen das Nothwendigste zu fehlen; — sie mußte ihre Antwort mit einer leeren Vertröstung abgehen lassen. Den Intendanten um Vorschuß zu bitten, dazu war sie nicht zu bringen, überhaupt widerstand ihr Sinn jeder Benützung von Credit. Wenn man die Leute bezaubern will, — sagte sie mit wehmüthigem Lächeln zu Louisen — so muß man nicht als Bettlerin erscheinen. Du glaubst nicht, wie es der Täuschung schadet, wenn man ahnet, daß die Theater-Königin auf Borg lebt. Man mag mir sagen, was man will, — die Armuth schändet, und nicht etwa nur im Auge des gemeinen Volks. Auch der Gebildete kann sich des Gedankens nicht erwehren, der arme Teufel sey zugleich auch ein dummer, daß er er es zu Nichts gebracht. Wie könnte ich Schulden machen, ehe ich ein Zutrauen erworben? Nichts ist mir verhaßter, als eine neue Bekanntschaft mit ausgestreckter Hand zu eröffnen

Ja ja! — rief Louise lachend — Nu fällt der Bruder Studio ein. Ich bin dein Freund' Leih mir sechs gute Groschen' — Charlotte mußte gezwungen mitlachen —

7

Sie trat zuerst als „Preziosa" auf, in der Rolle, in welcher sie einst mit kindlicher Leidenschaft gelebt hatte. Sie war beim Intendanten auf diesem Stück aus einer Grille bestanden und er willigte ein, — weil sie kein Honorar für diesen Abend verlangte. In den Proben war sie von ihrer Rolle so in Anspruch genommen, daß sie kaum wahrnahm, wie einer der Choristen, ein hübscher Jüngling, sich ihr bemerklich machen wollte. Erst bei der Aufführung selbst, wo er als gebräunter Zigeuner ihr mehrmals nahe kam und seine weißen Augensterne starr auf sie richtete, wurde sie aufmerksam, jedoch zog sie der rasche Verlauf des Stücks und ihr eigenes Spiel, worauf sie all ihre Kunstkraft verwendete, unaufhaltsam fort. Dennoch konnte ihr, als der Jüngling in der Coulisse neben ihr stand, nicht entgehen, daß er mit dem ihr unvergeßlichen Richard Aehnlichkeit habe.

und als er nun in dem anſprechenden Morgengeſange: „Die Sonn' erwacht" ſeinen hohen Tenor nahe an ihr ertönen ließ, ſo meinte ſie einen Nachklang jener Stimme zu vernehmen, die einſt mit der ihrigen im Liebhaber-Conzert zu N. bei Aufführung von Grauns „Tod Jeſu" gewetteifert hatte. Der Sänger mochte wohl der blühend aufgeſchoſſene Carl ſeyn, ein Gedanke, der ſie nicht ſowohl ſtörte, als vielmehr ihrem Weſen ein erhöhteres Gefühl eingoß, das ihrer Darſtellung zu Statten kam. — Dieſe ſchien dem allſeitigen und wiederholten Beifall nach eine ſehr gelungene zu ſeyn. — Wunderlich, oder auch nicht, daß Charlotte als geübte Sängerin heute mit dem einzigen Geſang: „Einſam bin ich nicht alleine" — debutirte und auf ihn denſelben Werth ſetzte, als gälte es die Partie einer großen Oper. Sie legte aber auch allen Ausdruck und Zauber hinein, deſſen ihr Weſen nur fähig war; und gerade dieſes Eine, Einzige, Einfache wurde mit Furor beklatſcht. Den Tanz behandelte ſie nicht minder künſtleriſch, doch ganz ihrem heutigen Stande gemäß. Die Andeutungen ihrer Fertigkeit in beiden Kunſtgebieten wirkten auf das Publikum und ſelbſt auf das Theater-Perſonal eben ſo ſtark, als es eine vollſtändige Darlegung ihrer Virtuoſität nur immer vermocht hätte, gleich als wenn unſer Sinn und

Gemüth zuweilen an der Vorahnung einer Schönheit eben ſo viel Luſt empfände, als an der vollen Anſchauung, am unbeſchränkten Genuß ſelbſt: — wie wir uns auch in das Fragment eines aufgefundenen Bläuchens manchmal mit gleicher Liebe verſenken, wie ſpäter in den uns überdrängenden Reichthum des Buches ſelbſt.

Daß die Sängerin Charlotte eine gute Schauſpielerin war, das galt ſchon für ein Phänomen; aber daß ſie zugleich und überdieß ganz unerwartet das Talent einer graziöſen Tänzerin mehr durchblicken als in ſeinem ganzen Umfange wahrnehmen ließ, daß ſie nach einem weiblichen Künſtler-Eigenſinne mit dieſem anmuthigen Kleeblatt von Kunſtvermögen debutirte, das kitzelte dem dramatiſchen Publikum am Herzen.

Der empfängliche, namentlich der Theater-Enthuſiaſt kann [illegible] einmal nicht laſſen, im Darſteller immer auch den Menſchen zu ſuchen. Es zeigt auch bei Solchen, die wir durch Lebens-Erfahrung ziemlich abgekühlt ſehen, einen ſchönen Glauben an die Wahrheit und Güte der menſchlichen Natur, wenn ſie eine nothwendige Uebereinſtimmung des innern Antheils mit den dargeſtellten Empfindungen, ja wohl gar eine Harmonie des ſittlichen und des künſtleriſchen Lebens namentlich bei den höhern Künſtlerinnen vorausſetzen, und, obwohl ſie

ihren Lebensverhältniſſen nothwendige Rückſicht gönnen, doch die edleren Momente auf den reinen, tiefen Grund einer ſchönen Seele gebaut ſehen wollen.

Möchte das Seyn nur auch immer den Schein ſo rechtfertigen, wie bei unſerer Künſtlerin. Ihr geiſtreiches, empfindungsvolles Spiel verrieth einen gebildeten Sinn, ein fühlendes Gemüth; ihr anſpruchslos-ergreifender Geſang ließ auf eine Harmonie der ſchönſten Kräfte ihres Weſens ſchließen; der anmuthig kunſtreiche Tanz aber übte noch eine weit unmittelbarere Gewalt über die Zuſchauer aus. Wunderbare Macht der Tanzkunſt! Die Verklärung des menſchlichen, vorzüglich des weiblichen Körpers, die Offenbarung der Grazie in der bewegteſten Mannichfaltigkeit und geſchmackvollſten Abwechslung iſt es, welche uns den ſinnlichen Eindruck der liebenswürdigſten Perſönlichkeit eines Weſens gleichſam in die Seele brennt, und dieſe zur ſüßeſten Unruhe entzündet.

Wollen wir dieß auch eine Verblendung nennen, wie ſie ſo oft von zweideutigen Künſtlern als eine dämoniſche Gewalt ausgeht, ſo hatten doch Charlottens Gönner und Schätzer keine etwa ſpäter erfolgende Enttäuſchung zu befahren. Bei ihr wichen ſich nicht, wie ſo oft der Fall iſt, Vorzüge und Schwächen, oder gar

Tugend und Laſter gefällig zur Seite aus. Sie war, was ſie that und war, aus Einem Stück.

Ihr jugendfriſcher, wie unmittelbar aus dem tiefſten Gemüth quellender Ton ſtach fühlbar ab gegen die Anſtrengung, mit welcher die Prima Donna ihr allerdings maſſives, aber merklich gealtertes Organ wie ein großes Orgelwerk in Bewegung ſetzen und zur nothdürftigen Reinheit der Intonation treiben mußte. Während ſie in jedes Intervall hineinzog, und ſich ſo von Ton zu Ton eine Art Seufzerbrücke erbaute, was reinen Ohren eine fortgeſetzte Tortur war, ſchlug Charlotte jede Note feſt und ſicher an, und nahm kein falſches Pathos als Krücke der Unzulänglichkeit zu Hülfe.

Die Unbefangenen entſchieden ſich ohne weiters für dieſe jugendlich holde Erſcheinung. Nur die Kunſt-Ariſtokraten mokirten ſich in ihrem Sinn über dieſe Inſurrektion gegen den Theater-Beſtand und warteten nur auf die Gelegenheit, namentlich auf das Auftreten der Gaſtſängerin in der Oper, um gegen ſie zu wirken.

Charlotte erhielt rauſchenden Beifall und wurde nach dem Schluſſe gerufen, eine Auszeichnung, die ſie jedesmal in große Verlegenheit brachte. Sie dankte mit Geberden, ſtatt mit Worten. Bei ihrem Zurücktreten in die Couliſſen ließ ihre Befangenheit ſie dennoch den

jungen Zigeuner bemerken, wie er mit gefalteten Händen und hellen Thränen in den Augen ſeinen theilnehmenden Blick auf ſie richtete.

In der Front-Loge hatte ſie fürſtliche Perſonen wahrgenommen. Was ſie aber leicht aus der Faſſung hätte bringen können, war die Geſtalt des ſchönen Unbekannten, der im Hintergrunde ſtand und demnach ohne Zweifel das regierende Haus ſehr nahe anging. — Es war, wie ſie bald erfragte, der Graf Albert. —

Charlotte fuhr mit der ihrer wartenden Zofe nach Hauſe. Louiſe wünſchte ihrer Gebieterin zu dem Erfolg ihres erſten Auftretens Glück, hielt ihr aber den wortloſen Dank für die genoſſene Auszeichnung vor.

Ich weiß nicht, erwiederte Charlotte — was ich für eine Närrin bin. Ich wünſche ſehnlichſt, dem Publikum zu gefallen, und wenn es nun ſein Gefühl recht entſchieden laut werden läßt, ſo bedrängt es mich faſt ſo, als hätte ich mich proſtituirt. Ich möchte den Beſten es recht machen, die ganze Verſammlung erregen. Aber nicht auf mich, auf meine Perſon ſoll ſich ihr Beifall ſo laut, ſo ungeſtüm richten. Dieß thut mir wehe. Könnte ich nur verſteckt bleiben! müßte ich nur nicht hervortreten und mit meiner Perſönlichkeit dieſes überlaute Rufen beſchwichtigen!

Er was! — rief Louiſe halb zürnend — Alle Welt ſtrebt nach Lob, nach Ruhm; Niemand kann davon genug erhalten: ich ſah ſchon anſehnliche Künſtler ſich toll und geſchmacklos geberden, nur um die Hände des Publikums in Bewegung zu ſetzen.

Wohl wahr! — ſagte Charlotte — der Ehrgeiz macht wählend, vorſichtig: die Eitelkeit aber bildet Thoren. So hochmüthig auch ein eingebildeter Menſch um ſich ſchaut, ſo vermögen ihn doch nur immer wiederkehrende Schmeicheleien aufrecht zu erhalten. Mir wird der Erhebung leicht zu viel: ich fühle in ſolcher Vergötterung nur um ſo ſtärker, was ich nicht bin, nicht kann; ich ſehe auf ihrer Kehrſeite alle Stachel der Kritik, alle Verneinung, allen Neid. Der Lorbeerkranz wird nur zur Dornenkrone.

Louiſe ſchüttelte das Köpfchen und rief: Könnte ich nur, was Sie können, ich wollte den lauteſten Beifall präſtiren, ja ich würde mich auf eine niedliche Dankſagung beſinnen, welche das Publikum noch ſtürmiſcher beklatſchen müßte, als mein Spiel. —

Hatte man die Sonderbarkeit gelten laſſen, daß eine fremde Sängerin ſtatt, wie in der Regel iſt, ſich in der erſten Rolle in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, ein bloßes Schauſpiel mit Geſang gewählt, ſo war man

nun um ſo mehr auf die Darlegung ihrer Hauptvirtuoſität geſpannt. Die Intendanz wollte dem größern Publikum zu lieb die neuen franzöſiſchen und italieniſchen Opern von Auber, Herold, Bellini, Donizetti ꝛc. ausſchließend aufs Repertoir nehmen. Charlotte ohne hinreichende Gewandtheit, den Forderungen der leitenden Behörde zu widerſprechen, willigte nach einigem Sträuben ein. Sie kam nach Hauſe, ſie lief beunruhigt in ihrem Zimmer auf und ab, ſie blickte zerſtreut an den aufgehängten Lithographieen hin und her: beliebte Szenen des Tages, moderne Anſchauungs-, Gefühls- und Darſtellungsweiſe. Das machte ſie noch zerſtreuter. Sie ſah aus dem Fenſter auf die Straße, da ſtanden langweilige, da wandelten geſchäftige Geſtalten. Was kann man dieſen Weſen bieten, das ſie ergreift, an der Seele packt? — dachte ſie. Sie ging an die Wirthstafel. Ihr Zug zu Menſchen, ihre Bildungsluſt ließen ſie dieſe wechſelvolle Unterhaltung dem Einſam-Speiſen vorziehen. Sie wurde erkannt, freundlich begrüßt, mit Artigkeiten überſchüttet. Wenn ſie aber nun dem Geſpräche der Gäſte, ihren Aeußerungen über das Theater horchte, ſo fühlte ſie ſich vom Zeitgeiſt wie von einem Alp gedrückt.

Sie eilte nach Tiſch hinaus ins Freie. Ihr wacher

Naturſinn fand in der Phyſiognomie der Gegend alsobald heraus, wo ein ſtiller Grund reizende Stellen verſprach. Louiſe begleitete ſie. Mit dem Eintritt in ein ruhiges Thälchen fühlte ſie ihr beſſeres Selbſt wiederkehren. Von Stelle zu Stelle, von Wendung zu Wendung am Bache fortgelockt gewann ſie endlich eine freie Höhe mit herzerweiternder Ausſicht. Da erklangen mahnende Stimmen aus ihrem deutſchen Lieblings-Tondichter Mozart, in ihrem Innern. Hat er ja ſelbſt viele ſeiner ſchönſten Gedanken in freier Natur, wie Eingebungen ihrer Elementar-Geiſter, empfangen und auf kleinen raſtrirten Blättchen feſtgehalten.

Sie ſtand, ſie ſchaute ſich rund um, ſie athmete in immer tiefern Zügen. Es wurde ihr kühler ums Herz, ihr Blick verlor ſich im Silberton des fernen Horizonts. Auf einmal faßte ſie Louiſen feſt bei der Hand und rief überlaut: Desvouiren laſſe ich mich nicht! Entweder — oder —' Sie hören mich auch in „Don Juan" und „Figaro" oder ſie hören mich gar nicht! Ich gehe ſogleich zum Capellmeiſter'

Geſagt! gethan! — Mit faſt fliegendem Schritt, ſo daß ihre Begleiterin ihr nachkeuchen mußte, eilte ſie ohne noch Etwas zu ſehen oder zu hören, zur Stadt zurück und geradezu zum Capellmeiſter.

Die Widerſtrebenden ſind es oft nur ſo lange, bis ſie unſere Entſchiedenheit ſehen. Der Charakter ſetzt ſich ſtets in Reſpekt. Das Verlangte wurde nach einigen Einwendungen zugeſtanden. Der Capellmeiſter verſprach, den Intendanten herumzubringen.

Jetzt war ihr der Stein vom Herzen, ſie ſchien ein anderes Weſen zu ſeyn. Es war ihr, als hätte ſie ſich aus einem Gewinde von Irrwegen auf einmal wieder auf die rechte Bahn gefunden. Jetzt fühlte ſie Kraft und Neigung, das Beſte zu leiſten und auch in den Tages-Opern mit Liebe zu ſingen — Sey es drum! — ſagte ſie zu ſich ſelbſt. — Will ichs doch noch erleben, daß man überſättigt von dieſer maſſiven Muſik, die man eine hiſtoriſch-dramatiſche nennt, obwohl ſie Beides nicht iſt, zu der frühern kunſtfrohen und reinen, der Muſik des innern Sinnes und Gemüths, von dem wilden Schreien der Affekte, Triebe, Leidenſchaften zu den Melodieen der Empfindung zurückkehren wird. Schon erwärmen ſich die Franzoſen wieder für Gretoy's: Richard Löwenherz.

8

Mozarts „Don Juan" ward angekündigt. Die Muſikfreunde freuten ſich auf die Darſtellung. Einige der wärmſten Verehrer des Tondichters behaupteten, er gewähre einen bei weitem reinern und tiefer befriedigenden Genuß als Alles, was uns ihrerſeits die ganze neuere deutſche Dramatik an Luſt- und Trauerſpielen biete. — Es galt aber noch einen kleinen Kampf. Die erſte Sängerin wollte die Partie der Donna Anna nicht an den Gaſt abtreten; ebenſo wenig wollte ſie ſich zur Uebernahme der Rolle der Donna Elvira bequemen. Endlich gab ſie in Beidem nach: es geſchah jedoch mehr aus Argliſt, als gutem Willen.

Ihre Anhänger verſprachen, Alles für ſie zu thun. Freibillets wurden mit Bedingungen ausgetheilt und Inſtruktionen an die Parkettſcher ſollten für ſie wirken. Sie machte ihren ganzen Einfluß beim Intendanten geltend. Mit dem Kapellmeiſter war Nichts anzufangen. Er hatte zu viel muſikaliſchen Sinn, als daß ihn nicht Charlottens Erſcheinen hätte begeiſtern ſollen. Dabei war er ein entſchiedener Verehrer des zweiten Geſchlechts, namentlich hübſcher, junger Künſtlerinnen, deren artiges

Benehmen gegen ihn, von dem doch ſtets ein Haupttheil ihres Theater-Glücks abhing, ihm das Herz weich machte. An jeder hübſchen Gaſt-Sängerin machte er einen flüchtigen Eroberungs-Verſuch, denn einigermaßen mußte ihm auch die Kälteſte, und deren mögen wenige ſeyn, ſein zuvorkommendes, zuweilen in Innigkeit übergehendes Benehmen danken und durch Erwiederung belohnen. Charlotte vergab ſich nichts; aber von ihr war ihm auch ſchon ein holder Blick, ein freundliches Lächeln und Kopfnicken, ein leiſer Druck der Hand genug.

Es war gut, daß Charlotte von jenen Umtrieben nichts merkte. Solche widerwärtige Abſichtlichkeiten hätten ſie um allen guten Muth gebracht; ſie konnte ihr Beſtes nur geben, wenn ſie ſich im Element des Wohlwollens fühlte. So war ſie nun in der wahren Kunſt-Stimmung, ſie war der Begeiſterung für den großen Genius Mozarts fähig, oder, um dieſen verbrauchten Ausdruck mit einem verſtändlichern zu vertauſchen, ſie vermochte es, den Ertrag ihres Lebens, ihrer ganzen Kunſt- und Gemüths-Bildung in den Moment zuſammen zu drängen.

Sie hatte in der erſten Vor-Probe das Ganze ihrer Aufgabe aufs Neue recht ins Auge gefaßt, insbeſondere aber das Tragiſche der erſten Szene, wo ihr Vater erſtochen wird, nach den einzelnſten Motiven wohl

erwogen und glaubte im Stande zu ſeyn, die ergreifenden Schmerzens-Laute bei der Darſtellung ſelbſt recht aus ihrem Innern zu nehmen. Es war ihr Talent, ja ihre eigenſte Natur, daß ſie auf die Aeußerungen des bewegten Gemüths bei ſich und Andern von Jugend auf gemerkt hatte, daß ihr deren künſtleriſche Wiederholung zu Gebot ſtand und unfehlbar gelang, eine Gabe, die, wo ſie entſchieden vorwaltet, gebildete und ungebildete Herzen in gleichem Maße zu unfehlbarer Theilnahme aufzuregen pflegt.

Wie große Schauriker oft einzelnen Worten des Dichters die höchſte dramatiſche Geltung verſchaffen und den tiefſten Eindruck machen, ſo, daß das ganze Publikum auf ſolche merkwürdige Momente geſpannt iſt, ſo hatte unſere junge Künſtlerin einzelne pathetiſche Töne, die nicht minderen Anklang fanden. Es verbarg ſich nicht, daß ſie auf ihrem Lebens- und Kunſtwege auf die ewigen Naturlaute des menſchlichen Herzens zu horchen gewußt hatte.

Es war Alles, wie es ſchien, im beſten Zuge, als ein neuer Uebelſtand der Aufführung des „Don Juan“ in den Weg trat. Der Tenor „Don Gußmann“ wurde plötzlich von einer ſo ſtarken Heiſerkeit befallen, daß an ſein Auftreten nicht zu denken war. Dieſes Hinderniß

zeigte ihr der Capellmeiſter perſönlich an, indem er ihr ſein Bedauern darüber ausdrückte. Hätte er ihr etwas Angenehmes zu hinterbringen gehabt, ſeine Bemühung wäre ihm mit Freundlichkeit und Aeußerungen einer unſchuldig heitern Laune von ihrer Seite vergolten worden. So aber dachte ſie nur an die unerwartete Störung und war zu keinem Lächeln zu bringen. Er empfahl ſich bald wieder.

Charlotte ſaß gedankenvoll, die Stirne auf den blendend weißen Arm und die zarte Hand geſtützt, am Tiſche, als es wieder klopfte und ein jüngerer Mann hereintrat, in welchem ſie jenen theilnehmenden Choriſten erkannte. Er ſchien ſehr aufgeregt zu ſeyn, was aber Charlotte nicht ihrer Perſönlichkeit zuſchrieb, denn ſie merkte ſogleich bei der in großer Befangenheit hergeſtammelten Begrüßung, daß den Jüngling ein Anliegen drückte.

Entſchuldigen Sie, theuerſtes Fräulein Bader! — ſtotterte er hervor — wenn ich auf ein früheres Zuſammenſeyn und den gemeinſamen Geſang mit Ihnen, deſſen Sie ſich wohl noch erinnern werden, mich zu beziehen wage, und, auf jenes mir ewig unvergeßliche Verhältniß mich ſtützend, Sie um Ihr Wohlwollen, Ihre Fürſprache bitte. Sie waren damals ſo kindlich froh und ſeelengut; ach! Sie ſind es gewiß noch!

Der Sänger machte, während er Dieſes vorbrachte, mit den Händen eine leidenſchaftliche Bewegung gegen Charlotten und helle Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Ich will Sie — fuhr er gefaßter fort — jetzt nicht mit der Erzählung, wie es mir ſeit jenen Tagen ergangen, langweilen. Ich ſah den Capellmeiſter von Ihnen gehen, und kann mir denken, daß Sie über den Aufſchub des „Don Juan“ nicht ſehr erfreut ſeyn werden. — Ich bin hier beim Chor angeſtellt, mit der Ausſicht, als Hofſänger in ein Fach einzutreten, wenn meine Fortſchritte mich dazu befähigen. Nun iſt aber ſo Etwas hier, wie wohl überall, ſchwer zu bethätigen. Aus kleinen, unbedeutenden Rollen, wie uns zuweilen zufallen, läßt ſich wenig abnehmen; das Gutmachen beweiſt hier nicht viel: und Bedeutenderes wagt die Intendanz nicht mit Unſer Einem. Fällt es nicht erwünſcht aus, ſo proſtituiren ſich beide Theile; gelingt es aber, ſo regt ſich der Neid der Matadore. Nicht die mindeſte Vergleichung wollen Sie aufkommen laſſen. Ich merke nachgerade wohl, den Lehrling hetzt man und verſpricht ihm goldne Berge; den Geſellen benützt man. Da ihrer Viele ſind, ſo hält man ſie darnieder und gibt immer nur Dem gute Worte, den man eben als Lückenbüßer nothwendig braucht. Dem Meiſter, der an ſeiner

Stelle unentbehrlich iſt, ſtattirt man aber auf jede Weiſe, erträgt geduldig ſeinen Stolz, ſeine Anmaßung und Laune, auch ſeine Einſeitigkeiten und fehlerhaften Manieren, — ſo lange man keinen Beſſern weiß.

Mein Gott! ich werde geſchwätzig! Das Herz iſt mir ſo voll. —

Charlotte nickte ihm freundlich lächelnd zu und er fuhr ermuthigt fort:

Während viele meiner Genoſſen um das liebe tägliche Brod gerade nur das leiſten, was ſie müſſen, um dem Tadel zu entgehen und eben nicht die größte Sorgfalt auf ihre Leiſtungen wenden, weil ſie an kein Vorrücken glauben, ſuchte ich an meinem Theil immer zu einem reinen Zuſammenwirken beizutragen; denn nur wenn jeder Einzelne eine richtige Fühlung vom Ganzen hat, rundet ſich der Chorgeſang ab und nur ſo bewirkt er den befriedigenden Effekt der Einheit und Vollkraft. Dabei aber bedurfte mein Gemüth Etwas, was es bei dieſem untergeordneten Dienſt aufrecht erhielt. Ich konnte das Gute nur dann vollbringen, wenn ich auf etwas Beſſeres hinarbeiten durfte. Darum thun Viele nicht einmal ihre Schuldigkeit, weil dieſe ihre höchſte und alleinige Aufgabe iſt, der ihr Leichtſinn nun immer Etwas abzuzwacken ſucht.

Ich wollte weiter kommen, höher ſteigen; — ich nahm eine Rolle vor und ſtudirte dieſe, als müßte ich ſelbſt ſie demnächſt öffentlich geben. Mozarts Geiſt hat immer den entſchiedenſten Eindruck auf mich gemacht. Bei aller Kunſt der Inſtrumentirung, allen Zaubern der Harmonie hat er — meine ich — doch den Sänger höher geſtellt, als irgend ein Tondichter und ſich hierin mit dem Dichter des Buchs treu verbrüdert. Bei ihm kann die innere Seele, nicht bloß die Kehle ſingen. Ueber „Don Juan" gerieth ich in das höchſte Erſtaunen; meine Bewunderung wurde zur Verehrung der Himmelskraft, die ſich auf ein reines muſikaliſches Menſchenherz niedergelaſſen. Das Unſchätzbare, Unvergleichliche darf man wohl ein wenig anbeten. Nicht wahr, theures Weſen?

Charlotten überflog eine ſanfte Röthe.

Mit Leidenſchaft — fuhr Carl fort — erfaßte ich die Partie des „Don Gußmann", die, ohne viel kunſtreiches Spiel zu fordern, gleich Anfangs nach der Schauer-Scene ſich mit Donna Anna zum tröſtlichen, erquickendſten Zweigeſange verbindet. Dieſe Rolle nun wurde mir zur liebſten Aufgabe, ſie ging mit mir durch Wachen und Träumen, ſie wurde mein einziges heißeſtes Trachten und ich darf wohl ſagen, nicht nur, daß ich ſie

ganz inne habe, ſondern, daß ich jede Stelle, jeden Takt, jeden einzelnen Ton mit Bewußtſeyn in mich aufgenommen habe, daß ich ohne weiteres bereit ſtünde, ſie auf Verlangen zu übernehmen. —

Charlotte hatte dem Sänger mit wahrem Antheil zugehört. Es freut mich innig — ſagte ſie — daß ich Sie auf ſo gutem Wege ſehe. Ich will nicht läugnen, daß auch ich oft an unſern Aufenthalt in N. zurückgedacht und gewünſcht habe, einmal wieder Etwas von Ihnen und Ihrem Schickſal zu erfahren, zu hören, daß Sie fortſchreiten. Mit Vergnügen vernehme ich, daß Sie jener Tage noch eingedenk ſind und die kleinen, aber doch für mich bedeutſamen Ereigniſſe nicht vergeſſen haben.

Vergeſſen! vergeſſen! o Gott! — rief aufwallend der junge Sänger. — Welchen unauslöſchlichen Eindruck machten jene Conzert-Abende auf mein jugendliches Gemüth! Das Bedeutendſte meines künftigen Lebens wird mich kaum tiefer ergreifen können. Immer ſtand auch Ihr Bild vor meiner Seele. Was ich that, was ich vornahm, Sie waren eine ſinnig ſchweigſame Zuſchauerin dabei; wenn ich ſang, ſo ſang ich vor oder mit Ihnen. Bei der Rolle des „Don Gußmann“ dachte ich mir Sie als „Donna Anna“ und hörte Ihre ſüße

Stimme ſich mit der meinigen verbinden, verſchlingen. Denken Sie ſich nun meine Empfindung, als ich Ihren Namen wieder hörte, als Sie angekündigt wurden, als ich Sie das erſtemal ſah, den erſten Ton Ihrer Stimme vernahm. Es war noch jener Seelenton und doch wie erhöht, wie reiner, voller, ausgebildeter! dennoch hörte ich jenen kindlichen Unſchuldston noch immer daraus hervor. Denken Sie ſich mein Gefühl, als ich Sie in der Probe nun wirklich dieſe Partie ſingen hörte, und ſo, wie es ſich meine Einbildungskraft nicht hatte ſchaffen können, und nun, als ein Anderer die Stimme neben Ihnen ſang, die ich Ton für Ton inne hatte. Denken Sie ſich meine Unruhe, mein Beneiden, meine quälende Eiferſucht. Ich lief hinter die Gardine, ich rang die Hände, ich rief: Das könnteſt du auch, könnteſt es ebenſo gut, vielleicht noch beſſer!

Verzeihen Sie, Beſte! meine Narrheit, meinen Hochmuth. Mir fällt unſer alter Muſikmeiſter ein, der gegen uns einſt behauptete: Wer etwas Rechtes werden will, dem muß es Tag und Nacht keine Ruhe laſſen, und — Studiren heißt, nicht nachlaſſen, bis es man beſſer kann, als alle Vorgänger.

Charlotte ſah den Erregten mit großen Augen an. Schön! — ſagte ſie — recht ſchön, junger Freund!

Ich verſtehe Sie, ja, es iſt mir aus der Seele geſprochen. Ich kenne dieſes Ungeſtüm des Gemüths im Eifer für ſein Fach und eine tüchtige Aufgabe deſſelben. Und nun — ich höre Sie auch kommen. Sie wollen für den heißern Tenor eintreten.

Ja, Theure! — rief er feurig. — Ich wünſche nichts ſehnlicher als dieß, und Sie ſollen dazu helfen. Sie können es!

Ich? — erwiederte Charlotte. — Habe ich doch noch für mich ſelbſt zu kämpfen. Sie ſind mit den hieſigen Verhältniſſen bekannt. Noch habe ich eigentlich Nichts geleiſtet, nur einige Erwartungen erregt, auf die ich nicht ſtark pochen möchte; und dann — wenn auch ich im Voraus alles Vertrauen zu ihrem Talent habe, wer benimmt der Direktion ihre Skrupel, ihre conventionellen Rückſichten, tauſend Anſtände, jeder allein hinreichend, Ihre Hoffnung zu zernichten?

Ich weiß Alles; — entgegnete Carl — ich kenne Alles, und doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß mein Wunſch dießmal in Erfüllung gehe. Sie hätten mit den Zweifeln bei ſich ſelbſt anfangen können. Sie wagen ja als „Donna Anna" Alles mit mir. Ich kann Ihr köſtliches Spiel verderben, ich kann Sie der ſchrecklichſten Verlegenheit bloßſtellen. Sie glänzen wohl neben

einem Schwächern, aber neben einem Stümper ſind auch Sie proſtituirt.

Sie haben leider recht! — erwiederte Charlotte. — Es würde mich doppelt kränken, wenn Ihr erſter kühner Verſuch mißlänge; doch denke ich, ſo gewöhnlich dieß in der Welt, namentlich in der Bühnenwelt iſt, nicht immer zuerſt an mich.

Sie dürfen — fuhr Carl fort — unbeſorgt ſeyn. Auf den Bretern bin ich wo nicht zu Hauſe, doch durch meine Liebe zur Kunſt, durch eine immerwährende Beſchäftigung mit meiner Aufgabe, durch eine im Stillen gemachte Schule ziemlich orientirt. Aengſtlich und befangen iſt nur derjenige, der ſeiner Sache nicht gewiß iſt. Mich beunruhigte bisher ein anderer Gedanke, — ob ich auch gefalle. So ſehr ſich der Kunſt-Zögling bemühen mag, ſo eifrig er an ſich bildet, ſo viel Fleiß und Talent er an ſeine Aufgabe wendet, er kann doch nicht auſſer ſich heraustreten, er kann ſich nicht ſelbſt ſehen, nicht hören, er kann niemals zu einem Total-Eindruck von ſich gelangen. Er iſt ſich und ſeine Eigenthümlichkeit gewohnt, wie der Menſch überhaupt ſeine Eigenheiten und Ecken, ja ſeine Albernheiten, Fehler, Laſter ſogar am Ende gewohnt wird. Daher mein unabläſſiges Verlangen, mich im Echo des Publikums

ſelbſt zu vernehmen, zu verſuchen, ob ich Anklang zu erregen vermag. So wenig oder viel ſich der junge Künſtler zutrauen mag, ſein Weſen hat keinen Halt, keine Feſtigkeit, ſo lange er Nichts öffentlich dargeſtellt hat. Gehe es, wie es wolle, wenn ich nur nicht durchfalle.

Das werden Sie hoffentlich nicht! — ſagte Charlotte — aber zu bedenken gebe ich Ihnen, daß jedes Publikum am Gewohnten hängt, daß ein Unerwartetes es leicht befremdet, daß ein Ungewohntes, namentlich ein Stellvertretendes leicht ſeinen Tadel oder ſeine Komik aufregt. Es könnte eine Entgegnung wenigſtens von einem Theil des Publikums eintreten, die mir für Sie ſehr nahe ginge.

Sie würde mich zernichten, augenblicklich von hier vertreiben! — rief der Choriſt. Wer noch kein öffentlich anerkanntes Verdienſt hat, der kann die Pfeife nicht aushalten. Nur große Staatsmänner und Gewaltige können den Spott ertragen. — Ich weiß, unſer erſter Tenor genießt alle Achtung; aber ein Anfänger, der nicht anſpruchsvoll, ſondern aushelfend auftritt, kann es unbeſorgt thun. Die Muſikfreunde kennen mich vom geſelligen Geſange, von mehreren muſikaliſchen Kränzchen her; die Meiſten ſind mir perſönlich gewogen, und

ich trete ja unter Ihrer Aegide auf; Ihre holde Gegenwart drängt jede Injolenz zurück.

Noch eine Schwierigkeit. — äuſſerte Charlotte — Es müßten wieder die Proben von „Don Juan“ aufs Neue gehalten werden.

Keineswegs! — erwiederte Jener. Dialog iſt ſo gut als keiner dabei. Ich folgte in der Hauptprobe jeder Note; ich machte zu Haus in verſchwiegener Uebung die Rolle im kleinſten Getheil wohl zehnmal durch. Darum fand ich mich auch ganz vertraut damit, fühlte mich dem Sänger wenigſtens ebenbürtig, denn ich hatte das geſchärfteſte Auge und Ohr, bemerkte jede Oberflächlichkeit, die er als routinirter Akteur ſich beigehen ließ, empfand alle Qual eines Nebenbuhlers, der einen Beglücktern im Lichte der Kunſt-Sonne glänzen ſieht.

Entſchließen Sie ſich, mit mir die wenigen gemeinſamen Szenen zu wiederholen. Das koſtet Sie ein Paar Stunden hier auf Ihrem Zimmer am Fortepiano. Ein Stündchen Arbeit wird das Orcheſter-Quartett auch nicht ablehnen. Ich beſchwöre Sie, verehrte, angebetete Charlotte! wirken Sie für mich, ſchaffen Sie meiner armen Seele Ruhe! Sie wiſſen nicht, wie an dieſer einen Hoffnung die Kraft, der Inhalt meines Lebens hängt. Ich lebe nur, wenn ich ſtrebe. Thun Sie Ihr Möglichſtes! Himmelskind' thun Sie das Unmögliche'

Das gute Geſchöpf ließ den Unwiderſtehlichen das von ihr gemiethete Inſtrument öffnen. Er begleitete die Szene. — Es ging erwünſcht, ja zu ihrem Erſtaunen gut. — Sie entließ ihn mit der tröſtlichen Zuſicherung, daß ſie ſein Geſuch gehörigen Orts unterſtützen werde.

9.

Wer die kritiſchen Verhältniſſe großer Bühnen kennt, dem wird für den Choriſten mit ſeinem Anſinnen bange ſeyn. — Doch, ſiehe da! die Sache wurde richtig. Neben andern Umſtänden war auch der ein Gewicht in der Wagſchale ſeines Glücks, daß der Capellmeiſter im Stillen ſchon ein Auge auf ihn geworfen und ihn ſeiner Zeit beſſer zu beſchäftigen beſchloſſen hatte, weil er bei der Seltenheit bedeutender Talente ihn für die zweite Tenor-Partie nachziehen wollte. Ueberdieß hoffte der Intendant, mit dem ſo gehobenen Choriſten einen koſtſpieligern Soloſänger zu erſparen.

Die kleine Probe wurde gehalten; Carl zeigte ſich ſo einheimiſch in ſeiner Partie, daß Alles froh betroffen war. Auch Charlotte empfand die theilnehmendſte Freude an dieſem Wagniß und hegte nicht die mindeſte Sorge, daß der Novize ſie bloßſtellen werde. —

Der Erfolg der Aufführung des „Don Juan" war so befriedigend, daß die Muſikfreunde dieſe Darſtellung unter die ſchönſten zählten, die ihnen in der neueſten Zeit geworden. Jeder that ſein Beſtes. Das erſte Auftreten der Donna Anna und Don Gußmanns zeigte, daß ſelbſt die längſt Anerkannten ſich heute beſonders zuſammennehmen mußten, um nicht in Schatten geſtellt zu werden. Don Juan und Leporello übertrafen ſich ſelbſt. Die flatterhafte Zerline war eine allerliebſt leichtfertige Erſcheinung. Der ſteinerne Commandeur verbreitete Schauder. Donna Elvira wurde wenigſtens ebenſo beklatſcht, als ihre Rivalin, aber ein mit der Bühnen-Convenienz Vertrauter konnte an gewiſſen Anzeigen merken, daß bei ihrem Applaus überdieß etwas Forcirtes, Parteiſüchtiges mitwirkte.

In der Bravour-Arie der Donna Anna im zweiten Akte geſchah es, daß Charlotten gegen das Ende ein Ton in der Höhe durch Zufall verſagte. Wir denken an das kleine Bläschen auf der cryſtallhellen Fläche des Spiegels. Dieſe unverſchuldete Kleinigkeit ergriffen die Schildknappen der Prima Donna wie verabredet. Ein Ziſchen, ein Lachen ward vernommen. Die Verehrer Charlottens, die ſie ſich ſchnell gewonnen, vereinigten ſich ihrerſeits, um dieſe Inſolenz zu unterdrücken. Es

entſtand in den vorderſten Bänken Lärm. Die Sängerin konnte ihre Arie kaum zu Ende bringen. Die Darſtellung drohte ſtille zu ſtehen. Das Parterre erhob ſich, die Logen wurden unruhig. Vom Paradies her erſcholl ein wachſendes Rufen und Pochen. Den Rohen war dieſes improviſirte Spektakel lieber, als das Stück ſelbſt; die Beſtialität fand ihre Rechnung bei der Theater-Revolution. Man ſah Stöcke ſich erheben und dreſchend auf Köpfe und Rücken fallen. Dieſe kloppenden Laute bildeten freilich einen ſonderbaren Contraſt mit den Tönen der Mozartiſchen Muſik. Diſſonanzen, die nur die Polizei aufzulöſen vermochte. Dieſe ſchritt denn auch, nachdem das Aergſte vorüber war, kräftig ein. Die lauteſten Schreier, die brutalſten Dreſchflegel wurden feſtgenommen und etwas unſanft hinausgeſchoben.

Das geiſterhafte Auftreten des ſteinernen Gaſtes und die infernaliſche Schluß-Szene zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf ſich; das Stück wurde ruhig zum Ende geführt.

Der ärgerliche Vorfall ließ, als der Vorhang gefallen war, keine gegenſeitige Mittheilung des Theater-Perſonals über den Erfolg der Darſtellung im Ganzen aufkommen. Ein Schweigen über jede Differenz, deren es bei der Bühne ſo viele gab, war unter ihnen her-

gebracht. Zu verstanden sich ohne Worte. Nur die Vertrauten theilten einander ihre Meinung mit. Charlotte war in einem Zustande der Trunkenheit; — sie vernahm das Bedauern des Intendanten, die Beschwichtigung des Capellmeisters kaum. Wie konnte die Theilnahme von Männern, denen die Theater-Intrike etwas Alltägliches war und als ein Unabwendbares erschien, warm und innig sein. Ueber das Nothwendige fühlt man keine Indignation mehr und überläßt das Opfer sich selbst. Die Prima Donna strich mit einem tiefen Knicks boshaft lächelnd an Charlotten vorüber. Diese suchte mit den Augen den jungen Freund. Er näherte sich ihr. Begleiten Sie mich nach Hause! — bat sie, und so saßen sie nach wenigen Minuten mit Louisen, die auf ihre Gebieterin in der Garderobe wartete, im Theaterwagen.

Welch einer Nacht gehe ich entgegen? — rief Charlotte in höchster Aufregung. — Welche peinliche Gedanken werden mich verfolgen? Also das haben wir durch unser ernstes Bemühen erkauft? Ist's möglich, daß eine solche Rohheit und das Verlangen nach der gemeinsten Lust in einem Menschengemüth beisammen wohnen? Was waren denn diese Thierseelen an solchen Harmonieen? Cameele, Bären und Elephanten finden

ihre Luſt an der Muſik und laſſen ſich durch ſie gängeln. Aber dieſe reißenden Wölfe können mitten in der ſchmelzendſten Melodie den maſſivſten Anwandlungen folgen. Sie werden durch ſie zu einer wilden Luſt erregt, die im gleichen Augenblick in Aeußerungen des Haſſes übergehen kann. Dieſen Kannibalen ſoll man ſingen, ſoll man zarte Gefühle in beſeelte Hauche überſetzen, damit ſie dieſe mit ihrem Brüllen unterbrechen können? Das ſind die Kunſtrichter über die engelreinſten Geiſtesſchöpfungen, ſie, die ſogar den Regeln eines bäuriſchen Anſtandes Hohn ſprechen? Der Sänger ſoll mit Selbſtüberwindung Tag und Nacht ſeinen Körper bewahren, damit er ein reines, leichtanſprechendes, wohlklingendes Inſtrument ſey, geſchickt, die zarteſten Geheimniſſe der göttlichen Tonkunſt zu offenbaren, und dieſe Wüſtlinge machen den Blähungen ihres überfüllten Magens durch unbändiges Geſchrei, den Wallungen ihres Blutes durch Fauſtſchläge und Prügel Luft. Wehe mir, daß ich mein Leben an dieſe undankbare Kunſt geſetzt! Wäre ich eine einfache, ehrbare Bürgersfrau geworden, ich folgte meinem friedlich ſtillen Berufe und wüßte Nichts von ſolchen Aergerniſſen. Muß denn der Menſch an ſich bilden, künſteln, verfeinern, damit er nur immer reizbarer, für ſchärfere Schmerzen und tiefere

Leiden nur immer empfänglicher werde? — Ich Unglückliche!

Carl hatte für die angegriffene Sängerin kaum ein Wort des Trostes. Er konnte nur einiges Allgemeine, mehr um nicht stumm zu seyn, als um sie wirklich zu beruhigen, vorbringen. Daß er bei ihr im Wagen saß, daß er sie bewegt, leidenschaftlich reden hörte, beschäftigte ihn noch mehr, als der Inhalt ihrer Klagen, die er nicht theilen konnte. Er hatte, mit seiner Aufgabe beschäftigt, kaum Etwas von dem ganzen Theaterlärm vernommen. Er stand selig hinter den Coulissen und starrte in eine Ecke, während das Skandal an seinem Ohr vorüberging. Er dankte der Kunst der Töne den schönsten Tag seines Lebens. Er hatte in der ergreifenden Eingangs-Szene der Verehrten bei seiner Liebe und Treue Beistand zugeschworen; seine Stimme hatte sich mit der ihrigen zum kunst- und gefühlvollsten Zweigesang verbunden; er hatte sich Selbst gesungen und gespielt und dieß mit Tönen, die aus seinem innersten Herzen flossen. Diese Innigkeit war auch dem empfänglichen Theil des Publikums keineswegs entgangen, sie hatte sogleich für die Anerkennung des jungen Sängers entschieden; er durfte an dem rauschenden Beifall, der dem Duett folgte, ohne Unbescheidenheit sich einen Theil beimessen. Wenige

mochten jedoch ahnen, daß dieſer Kunſtſchein eigentlich wirkliche Natur war. —

Sie waren am Gaſthofe angelangt. Er geleitete die Sängerin auf ihr Zimmer und bat ſie beim Abſchiede, ihr bald wieder aufwarten zu dürfen. —

Louiſe hatte ſich bis jetzt ganz ſtille gehalten; als aber Charlotte ſich mit einem lauten Schmerzenston auf den Sofa warf, begann ſie: Wie wunderlich Sie nun ſind! daß Sie das ſo niederwirft, was mich, wäre ich Sie, gerade erheben und ſtolz machen würde. Denken Sie nur, um Ihretwillen wollten ſich die jungen Leute die Hälſe brechen. Ich ſage Ihnen, es waren recht hübſche Zierbengel darunter, die einander verklopften, Kurzröcke, geſchnürt, alle drei Bärte im Geſicht, ſchön geſchwärzt. Mir lachte das Herz, als ich dem Spektakel durch die Couliſſen zuſah, es machte mich hochmüthig und ich bin nur Ihr Kammermädchen. Es iſt ja köſtlich, es bringt Ruhm, Ehre. Morgen kommt die Geſchichte ſchon in den hieſigen Klatſchblättern; ein erwünſchter Biſſen für ſie. Dann geht es in die großen Zeitungen über. Ach! wenn ich mich an Ihre Stelle denke! Wenn es hieße: Wegen der berühmten Sängerin Louiſe Klatſchlin hat es im Hoftheater einen Skandal abgeſetzt. Unartige Menſchen waren auf ihre Kunſt neidiſch, machten

Lärm. Da haben ihre Verehrer ihnen die Schädel einschlagen wollen. — Wo ich nur hinkäme, würden mich die Leute angaffen, mit Fingern nach mir zeigen. Da geht, steht oder sitzt — würde es heißen — die berühmte Louise Flaischlin, wegen der sich im Theater die jungen Herren durchprügeln. Ach du Himmel! wenn ich nur in meinem Leben einmal berühmt werden könnte!

Ich wollte dir gönnen — sagte Charlotte — daß du in hiesiger Residenz der „Löwe des Tages" würdest. —

Der Kellner brachte ein diesen Abend mit der Post angekommenes an Charlotten überschriebenes Paket. Sie griff hastig nach einem Gegenstande, der auf jeden Fall die bisherigen lästigen Gedanken und Empfindungen abbrechen versprach. Es war ein Brief von Richard Berger, nebst einem Manuscript. Sie hatte, seit er in Como sich von ihnen gewendet, nichts mehr von ihm gehört, aber ihre Gedanken waren oft bei ihm gewesen, und wenn sie ihrem Herzen wohl thun wollte, so vergegenwärtigte sie sich sein Bild, und rief sich jene Tage zurück, wo sie zusammen das Schweizerland durchwandert hatten. Er war von allen jungen Männern, die ihr vorgekommen, der Einzige, zu dem sie eine ernste Hinneigung gefühlt, dem sie ihr volles Vertrauen hätte

ſchenken mögen, ſo wie ſie ſich von ſeiner Seite des reinſten Wohlwollens, der wärmſten Theilnahme vergewiſſert hielt, wenn das Schickſal ſie noch einmal zuſammenführen ſollte, eine Gunſt deſſelben, die ſie ſich als wahrſcheinlich dachte und zuweilen in anmuthigen Bildern vorträumte. Sie wollte, was ſie bisher noch aus weiblicher Zurückhaltung verſchoben, mit ihrem Kunſtgenoſſen Carl bei ſeinem nächſten Beſuche über den Bruder ſprechen.

Richard ſchrieb, daß ihn eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch das ganze Alpen-Gebirge bis tief nach Ungarn, der Verkehr mit den Geologen und Bergbaukundigen jedes Diſtrikts, die lehrreiche Beſichtigung vieler Sammlungen, die Verbindung mit den Gelehrten und Inſtituten jenes Vaterlandes, wo [illegible] Aufträge übernommen, ein Paar Jahre vollauf beſchäftigt, ihn von allem andern literariſchen Leben entfremdet und faſt ganz ohne Nachrichten über deutſches Weſen und Treiben gelaſſen haben. Die Zeit ſey ihm faſt ohne Berechnung hingeſchwunden, wie denn in der ernſten und unausgeſetzten Beſchäftigung mit einem ſo grandioſen Objekt, wie die Gebirge, Wochen und Monate aufgehen, wie Stunden und Tage. Dennoch liegen — fügte er bei — jene mit Charlotten in der Schweiz verlebten Momente

wie eine lange Vergangenheit hinter ihm, weil das unendlich Mannichfaltige der seitdem durchmessenen und durchforschten Räume in der Einbildungskraft auch die Zeit auseinanderlege, eine Art psychologischen Widerspruchs, den man wohl erfahren, aber nicht ganz erklären könne.

Seit seiner Rückkehr ins Vaterland sey er auf Nachrichten über ihre Künstler-Laufbahn, über ihr öffentliches Auftreten gespannt gewesen und habe sich deßhalb um Benzen über die größern Bühnen bemüht. Mittlerweile sey zu seiner freudigen Ueberraschung von einem Bruder ein Brief angelangt, der ihm die erwünschteste Auskunft ertheilt habe. Er hat sie um freundliche Mittheilungen über ihr Lebens- und Bühnenschicksal und um ein freies Urtheil über seines Bruders Bestrebung und Fortschritt, was auch der besorgte Vater dankbar anerkennen würde, wobei er bedauere, daß er nicht selbst kommen, schauen und hören könne.

Das Beigelegte hat er sie durchzulesen, sich an gewissen Stellen nicht zu stoßen und es dann als das Produkt eines ungenannten Verfassers, eines Dichter-Dilettanten, der Theater-Direktion einzuhändigen, sich die Ansicht derselben über die Aufführbarkeit dieses Dramas und ihre dießfallsige Entschließung auszubitten

und dieſe dann ſeinem Bruder verſiegelt zur Spedition an ihn zu übergeben. Er bat um Entſchuldigung, daß er, von einer gewiſſen Rückſicht geleitet, Letztere umgehe, und ſie, ſeine ſo theure und liebenswürdige Freundin, mit dieſer Sache behellige. Für Ihr Lebens-Geſchick — ſchloß er — iſt mir nicht bange. Sie beherbergen einen guten Engel im Herzen. Was auch von Auſſen kommen möge, Sie können nur das Ihnen Gemäße in ſich aufnehmen, während Sie alles Mißſtimmende, Mißbildende ablehnen. In allen Wechſelfällen wird Ihre angeſtammte Gemüthskraft, Ihr heilig jungfräuliches Naturell immer zu Dem einlenken, was aus Ihrem Leben mit leiſe bildender Gewalt ein ſchönes Kunſtwerk geſtalten wird. Ich bin gewiß, daß ich früher oder ſpäter Sie in reinſter Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit der beſſern Welt finden werde.

Wie alle Fehler des Menſchen zu Fehlern des Künſtlers und ſeiner Werke werden, ſo auch umgekehrt die Tugenden. Ich kann mir bei Ihnen eben ſo leicht die liebenswürdige Künſtlerin, als ſeiner Zeit die geliebte Gattin und Mutter denken. Daß wir uns wiederſehen vielleicht bald wiederſehen, iſt mir eine Ausſicht, die mein Gemüth als eine ſüße Hoffnung mit einer gewiſſen Nothwendigkeit feſthält. Ihre reine Geſinnung iſt mir

durch Ihren Charakter so garantirt, daß ich Ihren Boden und Stand nicht für einen bedenklichen, schlüpfrigen halten kann. Sie werden Alles von sich wegweisen, was mich besorgt machen könnte. —

Charlotte war über den Brief Richards um so mehr erfreut, als er in einem zutraulichen Tone geschrieben war, was ihr die Herzensgüte des Schreibers aufs Neue bestätigte und weil sein Eindruck so nahe an den Aerger vom heutigen Abend grenzte, der nun rein vergessen war.

Sie las sich mit dem Gedanken, daß das zierlich von einer andern Hand geschriebene Produkt dennoch von Richard verfaßt sein könnte, noch ziemlich tief in dasselbe hinein und fand, von dieser neuen Welt in Anspruch genommen und durch ihren poetischen Inhalt von den heutigen Verdrießen entschieden abgelenkt, als sie die Blätter endlich nach Mitternacht auf die Seite legte, alsbald den quälenden Schlaf

10

Wir gehen von dem Drama, dem freilich eine Vergleichung mit dem Unvergleichlichen des Altmeisters kaum anders als wehe thun könnte, wenn nicht eben der Geist, der Letzteres geschaffen, stets zur Milde und

Nachsicht gegen alle unschuldige Bestrebungen im Reiche des Schönen gerathen hätte — wir geben den Eingang und einige Bruchstücke, mit der Bitte, daß der gütige Leser die Unterbrechung der Erzählung durch diese mit der von uns geschilderten Theaterwelt doch auch in Verbindung stehenden Bilder nicht für eine ganz ungeeignete Episode halten möge.

Ist einmal in der Poesie so eine spezifische Weise energisch angeklungen, so klingen unwillkührlich alle verwandte Saiten, wenn auch nur schwach, doch consonisch mit. Das genialé Thema wird zum Gemeingut, das jeder nachgeborne Geist auf seine Manier weiter variirt. Der Hörer hat einiges Interesse dabei, zu vernehmen, ob noch irgend Etwas von jenen ursprünglichen Accorden durchblicke, oder ob der unbegabte Setzer Tonart, Melodie und Harmonie etwa ganz und gar mißverstanden habe.

Wir möchten, wenn Richard der Verfasser ist, aus Liebe zu ihm wünschen, daß er, wenn auch dilettantischer Pfuscherei beschuldigt, doch nicht für einen elenden Stümper gehalten werde.

Fauſtiſche Fragmente.

I.

Theater-Direktor.

Seh ich Euch wieder, unerfahrnes Paar!
Sagt, wo Ihr Euch indeſſen umgetrieben?
Mit Schmerzen mißt ich Euch ſo manches Jahr.
Glück zu! wenn Ihr die Alten ſeyd geblieben.

Theater-Dichter.

Wenn man nur immer heiter vorwärts ſieht,
Wird man allmählig alt, jedoch nicht älter.
Der junge Nachwuchs, der im Rücken blüht,
Schielt nach dem bleichen Haar und wähnt uns kälter.
Indeß wir noch recht jugendlich empfinden,
Glaubt er uns ſchon dem Grabe nah zu finden.

Komiker.

Ich wechſelte hinterm gar oft den Ort.
Bald ging ich ſelbſt, bald ſchoben ſie mich fort.
War ich der täglich gleichen Lacher satt,
Sucht ich mir eine andre Bühnen-Stadt.

Beim Paradeiſe war ich ſtets in Gnaden:
Der Kritikus fand mich oft überladen
Spielt' ich den Hochgebildeten zu Dank,
So kam der Plebs um manchen derben Schwank
Ein abgejagter Gegner vom Abſtrakten
Gaudirt er ſich beim Luſtig-Abgeſchmackten.
Als Hofſchauſpieler endlich ſtand ich glänzend.
Nur wurd' ich ſechsmal in den Stock geführt.
Weil ich, die faden Stücke kühn ergänzend,
Bekannte Stadt-Figuren neu copirt. —
Was kümmert ſie's, wo wir den Letten holen'
Das Publikum fragt nichts nach Kunſt-Symbolen
Mir ward am End' der Plackerei genug:
Ich folgte wieder meinem Wanderzug
Wir trafen uns an deiner Wohnung Schwelle
Und grüßten überraſcht uns als die Alten,
Doch ſchadenfroh lacht jeder auf der Stelle
Ob des Collegen tiefgefurchten Falten

Direktor.

Laßt das! Dem Dichter mag auf friſcher Bahn
Der Frohſinn die fatalen Gleiſe plätten:
Ihr, loſe Künſtler! wißt geſchickt den Zahn
Der Zeit mit Watt und Schminke auszuglätten
Hab ich Euch wieder, nun, ſo halt ich Euch.

Erwünscht seyd Ihr und wie bestellt gekommen,
Im kritischen Momente helft sogleich
Im Dienst der Kunst und wirkt zu meinem Frommen
Die Welt rückt fort. Erstaunliches geschah
Im Zeitendrang: es kreiset die Geschichte;
Und was das Publikum in Fern' und Nähe sah,
Will es nun schau'n im Spiegel der Gedichte
Wir langen nicht mit alten Künsten aus:
Es lockt nicht mehr die überständ'ge Beize;
Sie pochen in dem halbgefüllten Haus,
Und schreien ungestüm nach stärkerm Reize

Dichter.

Wie fühl ich mich von deinem Wunsch beengt!
Ich lebte still erzeugend und beschaulich,
Von keinem Lärm des Publikums bedrängt;
Mein klein Museum winkte stets mir traulich
Die Muse sucht sich cultivirte Kreise,
Wo Wort und Bild in Allen wiederklingt
Das ungeschlachte Volk pocht roherweise.
Wenn man ihm nicht die derbsten Speisen bringt,
Und beim Serviren muß man schrecklich eilen,
Um es durch Zögerung nicht zu langweilen

Komiker.

Was thuts? — Mir hat die Angst, ich ennuyire.

Schon manchen vielbelachten Spaß erpreßt
Daß deine Dichtung sich objektivire,
Dieß wirkt die Angst, die dich nicht ruhen läßt.
Das Muß ist eine harte Nuß und Buße,
Doch oft noch bess're Muse, als die Muße.

Dichter.

Ein auserwählter Kreis verehrter Gönner
Nahm, was ich schuf, mit Gunst und Anmuth auf;
Ich freute mich des Beifalls wahrer Kenner; —
So schlich mir ruhig hin der Tage Lauf.

Komiker.

Hört' ich nur nichts von reicher Gönner Schaar!
Sie spenden gern der Schmeichelei, dem Spasse;
Doch reicht man Ernst in reiner Schaale dar,
So sind die Herren selten recht bei Kasse. —
Wer, gut empfohlen, vornehm betteln kann,
Ist, wohlgenährt, niemals der letzte Mann. —
Ich sehe dich im Stübchen unterm Dach
Für deinen hohen Cirkel dich begeistern,
Dabei erfroren, durstig, magenschwach
Dein Fensterchen mit Manuscript verkleistern.
Weit lieber will ich noch dem bunten Schwarm
Des Publikums durch derben Scherz gefallen;
Macht er mir doch durch wilden Beifall warm,

Wenn laut des Theaterbaues Räume ſchallen
Ich gönne dir die Luſt, zur Oſtermeſſe
Ein Bändchen, vollgedrängt mit Geiſt, zu ſpenden;
Ich lobe mir, wenn auf geſunde Späſſe
Das Echo ſchmetternd folgt von tauſend Händen

Direktor.

Du kennſt die Großen, kennſt die Leſewelt,
Gelehrte Thee's und ſchmale Honorare:
Die Frage bleibt: Was nützt uns? was gefällt?
Du Aetbergeiſt biſt doch nur eine Waare
Kein Buchverleger wird an deinen Kopf,
Biſt du nicht Mode, ſeine Füchſe wagen.
Du bleibſt ein ſtillverehrter armer Tropf
Und darfſt zu Haus am Hungertuche nagen
Dein Herzblut weibeſt du der Nation,
Doch ſieh' hier fließt es mit dem Bach davon
Vom Lieblingswerk der auserwählten Stunden
Erfährſt du nie den Anklang, den's gefunden
Den Honig, den aus tauſend Blumenkelchen
Du ſammelteſt in manchem ſchönen Jahr,
Sie ſtreichen ihn auf Butterbrod fürwahr,
Um ihn zum Nachtiſch luſtig zu verſchwelgen
Drum leih' nur wieder deine Dichterkraft,
Denk' auf den Stoff zu guten Kaſſenſtücken.

Wer für den Augenblick Ergötzen ſchafft,
Der lockt bequem die Thaler aus den Ficken.
Die reinſte Form iſt nur für hohe Geiſter;
Prägnanter Stoff wird über Alle Meiſter.
Das Tiefgedachte ſpricht zu leeren Bänken;
Sie füllen ſich gedrängt bei tollen Schwänken.
Ein Leben, friſch und derb, ein klarer Sinn,
Verſetzt mit Tollheit, bringt uns ſtets Gewinn
Wohin ſich auch dein Dichterfittich ſchwingt,
Hinauf, hinab, nur nicht in myſtiſche Sphären!
Und daß dein Drama heitern Wechſel bringt!
Man bittet, wünſcht, — dann läßt man dich gewähren
Mit Kindern tändle mir als Philanthrop!
Sie können ſelbſt ein Meiſterwerk ertragen,
Doch merk! das Klaſſiſche muß auch behagen;
Die Breterwelt iſt nicht fürs Mikroſcop.

Dichter.

Soll ich Dergleichen aus dem Aermel ſchütteln?
Kann ich's vom nächſten Gartenzaune rütteln?

Direktor.

Mit Flittertand, mit grellen Farbenflecken
Will ich das Volk bezaubern und beherren;
Dann hebt ſich vielgeſtaltig, hell und rund
Dein Bühnenſtück vom dunkeln Hintergrund

Mit Wunderbarem magſt du ſie zerſtreuen,
Das, gleich dem Chriſtbaum, ihren Sinn erregt,
Doch, wie das Kind die Puppe herzt und ſchlägt
Laß auch der Tags-Geſtalten ſie ſich freuen
Wo blieb' uns Zeit zu höchſter Kunſt-Anwendung?
Wer fordert denn artiſtiſche Vollendung?
Der Maler weiß mit kecken Meiſterzügen,
Mit genialen Druckern zu betrügen; —
So ſchaffen wir aus lockerm Bühnen-Plunder
Mit Geiſteskraft und Witz ein blaues Wunder
Von fern geſchaut bekömmt man's nie genug.
Analyſirt zerfällts in Schein und Trug.

Komiker.

Bring Gift und Dolch, dann wieder derben Spaß
Und lange nicht mit draſtiſch ſcharfen Mitteln;
Bring Racheglut, verliebtes Augennaß,
Wer ſie erregen will, der muß ſie ſchütteln.
Führ' Stich und Hieb auf unbeliebtes Pack,
Schlag auf den Sack ſelbſt, nicht auf den Sack!
Heiß' ſie nicht denken, laß ſie Vieles ſchau'n, —
Welch' Leiden mit rhetoriſchen Talenten!
Sey halb ein Heiliger und halb ein Faun,
Schreib für's Parterre, und nicht für Rezenſenten

Direktor.

Das findet ſich! — Mach' ihm das Herz nicht ſchwer!
Ein ſcrupulöſer Kopf wird niemals heiter.
Iſt er einmal im Zug, ſo dichtet er
Von Akt zu Akt, von Szen' zu Szene weiter.
Sein Jägerrecht übt jeder freie Sinn,
Des Spottes Pfeile launig zu verſchicken:
Er dichte zeitgemäß, bring' uns Gewinn,
Und perſifflir' ſich ſelbſt in ſeinen Stücken.
Füllt ſich die Kaſſe, ſo ergänz' ich dann
Die Gaderob' durch neue Flitterkleider;
Denn mit dem Dichter wirkt ein großer Mann
Im ſchönen Bunde — der Theaterſchneider.

II.

(Gothisches Zimmer. Mephistopheles sitzt im Hintergrund in seinen Mantel gehüllt.)

Faust (nach Mücken schlagend; für sich).

Nun glaub' ich fast, daß mir der Kalte grollt.
Weil er mich noch nicht ganz in sich verteufelt;
Wie eine Maid mit ihrem Liebsten schmollt,
Wenn sie an seiner heißen Liebe zweifelt.
Sie eifert selbst mit Wissenschaft und Kunst,
Als Hemmnissen der stärkern Liebesbrunst;
Im schönsten Thun sieht sie verbot'ne Triebe,
Ein Thema will sie nur: Ich lieb' dich, süße Liebe!

(Er liest.)

Wer unterbricht dieß höhnisch dumpfe Schweigen?
Herein! — Mein Famulus will Mücken feigen

Wagner (mit einem Folianten).

Verzeiht, Herr Doktor! wenn ich etwa störe:
Ich weiß, Euch sind auch die Minuten edel;
Doch hoff' ich kühn, daß mich Ehrwürden höre.
Da aufgeräumt Ihr führt den Fliegenwedel
Längst seyd Ihr Zeuge meiner Studien,
Und wie ich Nächte durch am Pult geschwitzt. —

Fauſt.

Mein Freund! Ich ſchenk' Ihm die Präludien;
Sag Er nur gleich, wo ihm der Skrupel ſitzt

Wagner.

Erlaubt, daß ich mir ſolche Freiheit nehme. —
Es ſind die Tiefen der Philoſophie,
Natur und Gott, die höchſten der Probleme,
Leib, Geiſt, Unſterblichkeit, — wie löſ' ich ſie?
Geburt und inn'res Weſen aller Dinge,
Zuſammenhang im großen Welten-Ringe,
Dieß Alles möcht ich klar und deutlich wiſſen,
Und war deßhalb des Leſens treu befliſſen;
Mein Bücherſchatz iſt hälftig ſchon durchdrungen;
Doch klingt noch Manches mir wie fremde Zungen.
Der Glaube taugt fürs Volk, doch ziemt's dem Weiſen,
Das, was er glaubt, anſchaulich zu beweiſen.

Fauſt.

Sein Sinn iſt juſt aufs Schwierigſte geſtellt.
Der Menſchheit tauſendjähr'ge Daſeyns-Schmerzen,
Verirrte Geiſter und zerknirſchte Herzen —
Das iſt der Inhalt unſrer Bücherwelt.
Wer Ewigkeiten denkt, der will ſie leben,
Den Inbegriff von Raum und Zeit durchſchweben,
Anfang und Ende jeden Dinges finden,

Das Fundament und Firmament ergründen.
So wird der Urbeſitz, der Kinder-Glaube,
Dem Geiſtesdrang, dem Denkerſtolz zum Raube.
Den heil'gen Quell zertritt man ſchnöd mit Füßen
Um ſeinen Hohn mit ew'gem Durſt zu büßen.
Drum neid' Er Keinen, der auf Wolkenſtegen
Im Reich des Wiſſens ſchwindelnd aufwärts dringt:
Bleib' Er auf breitgebahnten Erdenwegen,
Wo Er am End' ein löblich Ziel erringt.
Die Heiligthümer ſind Ihm unverloren:
Er iſt in ihrem Element geboren.
Den Sinn erquickt nach trübem Tagesgrauen
Der bunten Wolkenbilder ſanfte Klarheit.
Begehr' Er nicht, verwegen aufzuſchauen
Zum Sonnenglanz der blendendhellen Wahrheit.
Des Glaubens augentröſtlich milder Schein
Gewährt dem Herzen himmliſches Ergötzen.
Das Ding an ſich erregt dem Geiſt Entſetzen.
Das All iſt für den Herrn der Welt allein.

Wagner.

Wär' nur in unſerer Theologie
Nicht Alles voll von Skrupel, Controverſen,
Und mancherlei polemiſchen Gommerſen.
Man möchte doch gern wiſſen, wo? und wie?

Am Ende zweifeln ſie, ob Jeſus Chriſt
Sei wahrer Gottes Sohn und unbeſtritten
Auf Erden hab' gewandelt und gelitten,
Wie es im Teſtament geſchrieben iſt;
Ja ob die Schrift, der Menſchheit Saft und Leben
Vom heil'gen Geiſt ſey wahrhaft eingegeben
Schon kämpfen ja Vernunft und Offenbarung
Um ihren Rang, als höchſte Geiſtesnahrung.

Fauſt.

Wer Canaan mit Stangen ausgemeſſen,
Am heil'gen Grab neugierig iſt geſeſſen,
Wer ſeinen Namen ſchrieb an deſſen Rand
Der zog den Schleier vom gelobten Land;
Er ſtreich' ſich aus der Zahl der wahren Frommen.
Ihm iſt die Chriſtenweihe fortgenommen.
Es ſteht ein Baum, vom Weltgeiſt eingeſetzt,
Zum Heil der Menſchen ſchon am Schöpfungsmorgen.
Die Völker haben ihn gepflegt, genetzt
Mit Lieb' und Furcht, Vertrau'n und Herzens-Sorgen.
Im Schatten ſein gedeih'n die höchſten Freuden,
Sein Duft beſchwichtiget die tiefſten Leiden.
Wenn Himmelsthau ſein Blätterdach befeuchtet,
Wenn Himmelslicht den Wipfel froh durchleuchtet,
Er ſteht, und grünt, und blüht, und träget Früchte
Und iſt unſterblich, wie die Weltgeſchichte.

Wagner.

Ihr reverirt in kräft'gen Subſtantiven.
Doch ihren Sinn muß ich erſt näher prüfen.

Fauſt.

Nun kommt ein Kind mit ſeinem Blumentopf,
Schaut altklug drein, und ſetzt ſich in den Kopf,
Weil es ſolch' Keimen, Wachſen, Blüh'n geſehen,
Nun auch des Wunderbaumes Weſen zu verſtehen.

Wagner.

Das Gleichniß ſieht dem Völkerglauben ähnlich,
Gefällt mir's auch, ſo klingt's doch ungewöhnlich.

Fauſt.

Das Werk des Heils, vom Herrn der Welt begonnen,
Durchwärmt vom Licht der ew'gen Gnadenſonnen,
Von aller Menſchheit Drang, von tiefgeheimſten Kräften
Gepflegt und fortgenährt mit feinſten Lebensſäften, —
Wie ſollt ein Logikus ſein Weſen deriviren,
Die Herkunft, den Verlauf verſtändig deſcribiren? —
Man kann den Strom nicht in ein Grübchen leiten,
Hier gilt's, die off'nen Arme auszubreiten,
Mit Sehnſucht, Glauben, brünſtigem Verlangen
Den Drang der Segenswellen zu umfangen. —

Durch unſer Fenſter dringt der Abendſchein,
Es wird mein Sinn auf gold'ne Höh'n gezogen:

Dieß Dunſt-Gewölbe engt die Bruſt mir ein,
Das kaum ein Eckchen zeigt vom Himmelsbogen.

Wagner.

Vergönnt, Herr Doktor! daß ich Euch begleite.
Auch ich mag gern ein weit Gefilde ſehn;
Mir dringt ans Herz des Landmanns Wohlergeh'n,
Und immer lernt man was an Eurer Seite.
Zwar kann am Pult und zwiſchen Bücherſchränken
Ich ſtets mit günſtigſtem Erfolge denken;
Doch wär's auch hübſch, ſo durch das Dorf zu ſchreiten,
Und unter'm Volk Aufklärung zu verbreiten.

Fauſt.

Ein Andermal! Ich ſuch' die ſteilſten Pfade,
Und Er, ich weiß es, wandelt gern gerade.

(Zu ſich.)

Wie widrig iſt ein trockener Geſelle,
Demüthig ſtolz, beſcheiden unverſchämt,
Der vorlaut uns an jeder Lieblingsſtelle
Mit Albernheit des Geiſtes Flügel lähmt,
Und während dieſer wonnetrunken ſtammelt,
Buntes Geſtein und Schneckenhäuſer ſammelt.

III

Wagner.

Mag ich's dem fremden Weisen mich zu nah'n
Zu ihren hochgelahrten Dialogen
Wird doch ein Famulus nicht zugezogen;
Möcht' wohl von ihm ein freundlich Wort empfah'n
Ein Wink könnt' uns zum rechten Pfade lenken,
Ein hülfreich deutsam Räthsel-Lösungswort;
So aber mußt der Geist sich fort und fort
In solche Geister sich hinein zu denken
Ihr Umgang könnt' des Zöglings mühsam Streben
Auf rascher Bahn zum fernen Ziele heben

Mephistopheles (kommend).

Ist's nur des Doktors Famulus, mein Sohn?
Ein tiefgelehrter Mann' — nach Art der Alten
Will er jedoch den Witz für sich behalten: —
Was er erwarb, er schenkt nicht gern davon
So bin ich nicht, ich halt es mit der Jugend,
In junge Zeit denkt sich das Alter hart;
Der Sohn des Tags erfaßt die Gegenwart,
Und daß er aufwärts will, ist seine Tugend
Ein Werdender fühlt sich doch stets beengt,

Und ſchnöd vom Fertigen zurückgedrängt.
Die Welt-Reform iſt gar ein ſtreng Geſchäfte.
Sie appellirt an raſche Jugendkräfte.

Wagner.

Wie dank ich Euch für Eure Müh' und Güte'
Ihr ſeht, ich ſteh' nicht mehr in erſter Blüthe.
Bin nachgerade in den beſten Jahren,
Wo man zu würd'gen weiß, was man erfahren
Ins Reich des Wiſſens öffnet mir den Blick.
Je mehr ich weiß, je größer iſt mein Glück

Mephiſtopheles.

Zunächſt muß ſich der Geiſt orientiren:
Vier Tiefen werden ihm dann aufgethan.
Merkt! beim Unendlich Großen fang ich an
Um uns Unendlich Kleine Euch zu führen.
Ihr ſteigt hinauf zu Sonne, Mond und Sternen,
Dann fort und fort zu ungemeſſ'nen Fernen,
Und ſtoßt Ihr dann auf einen Nebelfleck,
So nennt Ihr ihn ein Sonnen-Lichtmeer keck:
Nun müßt Ihr bis zum alten Chaos dringen,
Woraus ſich ewig neue Welten ringen:
Wenn Ihr am Quell des Lichts und Lebens ſteht,
Dann fühlt Ihr Euch vom Geiſt des Herrn umweht

Wagner.

So hoch begeiſtert fand ich mich noch nie.
Als vom Gebäu'nen der Aſtronomie.
Vermochte ſie doch ſchon in Luna's Flecken
Bierbrauerein und Schanzen zu entdecken.
Zuletzt gelingt es noch, die Welten-Chiffern
Von A bis Z vollſtändig zu entziffern.

Mephiſtopheles.

Unendlich-Kleines iſt auch zu beachten;
Wir müſſen es in gleichem Sinn betrachten
Es iſt der leiſe Drang der Elemente,
Was hier ſie freundlich band, was dort ſie trennte,
Der ſtille Kampf der feinſten Lebenskräfte,
Der Zeugung Räthſel, Lauf organ'ſcher Säfte
Wie Körperſtoff mit Geiſt zuſammenhängt.
Und dann, zum Schluß, wie dieſer fühlt und denkt

Wagner.

Wie dank ich Euch, daß Ihr ſo wohlgeneigt
Mir den Zuſammenhang der ganzen Schöpfung zeigt

Mephiſtopheles.

Nun fordert ein beſonders Augenmerk
Die Menſchheit, als des Schöpfers ſchönſtes Werk
Hier liegt unendliche Vergangenheit
Weit hinter uns: doch mag uns da nicht bangen

Durch Weltgeſchichte Klarheit zu erlangen.
Sie führt vorüber alt und neue Zeit:
Was ſeit Jahrtauſenden gedacht, geſchehen,
Das Alles muß in guten Quellen ſtehen.
Durchſchaut Ihr dann recht klar das Einſt und Jetzt,
Wie Alles war und wirklich iſt, mein Sohn!
So iſt damit die Zukunft auch geſetzt.
Und deren richt'ge Divination.
Denn faßt Ihr gründlich, was zuſammenwirkt,
Wann? und wie ſtark? ſo iſt das Kommende verbürgt
Als Schlagwort nenn' ich Euch: Cauſalität,
Wodurch Ihr leicht den Lauf der Welt verſteht

Wagner.

Habt Dank, Verehrteſter! Wie könnt ich mich
Nun über Gott, Natur und Geiſt noch irren?
Ein wenig ſchwindelnd fühlt mein Schädel ſich.
Doch wird ſich Alles nach und nach entwirren

Mephiſtopheles.

Ich haßte ſtets Geheimnißkrämerei:
Dem Denker ziemt's, daß er auch deutlich ſey.
Ihr habt der Weisheit Alpha und Omega,
Und bald begrüß' ich Euch als Herrn Collega

Wagner.

Ihr macht mich ſtolz! — Möcht' wohl auch ein Genie ſeyn

Mephistopheles.

Das gibt sich schon! — Erfaßt nur recht das „Wie seyn"

(Für sich.)

Der alles Lebens baare arme Schächer
Classifizirt jedweden hohlen Topf,
Beklebt mit fremden Namen leere Fächer,
Und trägt von tauben Nüssen voll den Kopf
Des Abgrunds Tiefen sind ihm aufgethan;
Dem Teufel selbst geh'n die Gedanken aus,
Doch so ein Strohkopf fühlet keinen Graus,
Wenn er das leere Nichts benennen kann

IV.

Faust.

Weh mir! Befällt mich denn schon auf der Schwelle
Des dumpfen Zimmers widerlicher Brodem?
Dein frost'ger Anblick, finsterer Geselle!
Zersetzt mir gar den lebensfrischen Odem.
Warum verfolgt mich der Gewöhnung Fluch?
Der freie Geist, warum ist er an Stunden,
An Wiederkehr und Schlendrian gebunden
Von seiner Wiege bis ins Leichentuch?
Das Schönste selbst kann er nicht lang ertragen,
Der Wechsel bringt ihm ärmliches Behagen. —
Mir war so wohl auf hoher Berges-Zinne;
Ein Leuchten, wie von hundert Feuersbrünsten
Erglühte golden längs den Abenddünsten
In diesem Glanzmeer schwelgten Herz und Sinne;
Bis allgemach des Himmels Flammengarben
Im dunkeln Blau des Horizonts erstarben.

Mephistopheles.

Der Herr hat doch von unsern Finsternissen
Ein wenig Schatten sich erborgen müssen
Durch einen Bund des Lichtes mit der Nacht

Hat er die Farben schlau herausgebracht
Dieß bunte Spiel ist ganz für Kinder-Augen.
Ein blendend Licht, wie könnt' es für euch taugen?
Der Sohn der Unterwelt kanns wohl ertragen.
Doch würde mir am besten noch behagen
Ein Grau in Grau: — so eine Achromatik.
Wie Ihr sie liebt in Eurer Diplomatik

Faust.

Schweig' kalter Geist! — Fühlt' ich mich doch erheitert,
Den Erdensinn durch Sonnenglut geläutert
Vom Quell des Lichts sind Boten uns gesendet
Durch die der Mensch zum reinen Licht sich wendet
Doch auch das Irdische will seinen Zoll. —
Vom Süden winkte mir so ahnungsvoll
Ein langer Zug von schneebeglänzten Bergen
Dahin! dahin! ins lebenswarme Land!

Mephistopheles.

Phantast! Was zieht dich hin zu jenen Särgen
Erstorbner Urwelt nach dem großen Brand?
Dein Land hat zum Philister dich geboren
Du hast in jener Ferne nichts verloren

Faust.

Dein eisig Wort, dein hohler Geisterblick
Dein Lächeln selbst, sie stoßen mich zurück

Soll ich mit dir, dem Stock-Reganten, wandeln,
So zeig dich thätig mir und laß mich handeln'
Führ mich hinweg aus dieſen nord'ſchen Sorgen,
Wo man des Daſeyns ſchwere Bürde trägt,
Ein Züchtlings-Sporn uns an die Füße ſchlägt,
Und Pflicht die Geißel ſchwingt an jedem Morgen
Hinüber führe mich in jene Zone,
Wo die Natur dem frohen Erdenſohne
Für leichte Mühe goldne Früchte zollt,
Wo ihm kein eisumhüllter Winter grollt,
Wo ſonnigmild ein ewig klarer Himmel
Blau überwölbt ein buntes Volksgetümmel,
Wo man die wonniglaue Sommernacht
In eines Liebchens weichem Arm durchwacht
Hab ich mich dir, unholder Geiſt! verſchrieben,
So laß mich auch genießen, leben, lieben!

Mephiſtopheles.

Ihr ſeyd ein naſchhaft Volk und leckre Kauze
Schnall' nur die Sieben-Meilenſtiefel an;
So ſchreiten wir erträglich ſchnell die Bahn,
Und du ſtreckſt bald in fremden Quark die Schnauze
Wir ſetzen uns in einer guten Stadt,
Wir füttern uns an ihren Reizen ſatt,
Und haben wir das Geldchen drin verloren,
So pilgern wir erleichtert aus den Thoren

Faust.

Das überlaß du mir! man lebt, man liebt.
Fühlt sich umschlungen, reizend dann gebunden
Wenn man sich willig so gefangen gibt,
Nennt man Unendlichkeit — die schönsten Stunden.

Mephistopheles.

Mein Doktor sehr' hat's früher, als gedacht
Zum derbsten Chevalier gebracht.
Und nimmt den Satan selber in die Schule —

(Die Hexe.)

Noch hat es Zeit' Zu allerliebsten Sünden
Ist wohl auch hier Gelegenheit zu finden
Ich tanz ihm rasch für eine hübsche Puppe.

(Zu Faust.)

Ihr seht fürwahr ein flatterhaft Geschlecht'
Kommt so ein Schuft ein wenig ins Gedränge.
So wird dem gleich die weite Welt zu enge.
Und auch sein Bestes ist ihm kaum mehr recht. —
Selbst nach dem Tor gelüstet euch zu wandern,
Wir flüchten von einem Stern zum andern
Die straffe Haut auf jedem abzustreifen,
Und so die ganze Schöpfung zu durchschweifen

Faust.

Daß sich der Geist von Stuf' zu Stufe reinigt

Und endlich mit dem Urgeist sich vereinigt.
Wenn er des Daseyns Schulen durchgemacht,
Das ärgert dich, du Sohn der ew'gen Nacht.

Mephistopheles.

O Thor! Stirb erst und komm nach einer Pause
Von dreißig Jahren in dein Vaterhause
Als Säugling auf die Welt; bei Kinderbrei
Und Muttermilch beginnt dein Leben neu
Die junge Zeit bringt neue Knabenspiele
Und frische Kränze blühn am ernsten Ziele.
Der Jüngling faßt, was jetzt der Greis vergebens
Zu lösen sucht im Lauf des langen Lebens. —
Dein Rückenaug — was starrt es zu den Sternen'
Such erst den kleinen Erdball auszulernen'
Du sind noch unerschlossen deine Tiefen.
Geheimnisse, die dir verborgen schliefen.
Von deinem Fuß noch nie betretne Zonen,
Für deinen Blick endlose Regionen.
Was soll dein frecher Ruf nach höherm Leben?
Daseyn ist überall, wo regtes Streben

V.

(Nacht. Mondschein.)

Faust.

Faust! kennst du dich denn noch? welch' neu Gefühl
Durchdringt dein Wesen? Nachklang früher Jahre
Wo Mädchenliebe dein unmündig Herz
Mit süßem Wonneschauer einst heimlich
Zu Paten wählt' es knabenhaft geheim
Ans Innerste verschämt zurückgedrängt
Bis es der Ernst der strengen Klosterschule
Als ein gefährlich Tändeln ganz erdrückt —
Nun faßt es neu erwacht dich mit Gewalt
Und fordert lang versäumte Zeit zurück
Mit diesem weltlich bunten Rock legt
Ein Nessus-Kleid sich brennend um dich her
Dein ganzes Wesen lodert liebend auf
Sonst graut' ich, wenn der Mond durchs Fenster schien
Dem stillen Nachtgefährten keinen Blick.
Wußt' ich doch kaum, ob er am Himmel stand
Dem Zweilicht scheuchte meine Lampe zurück
Nur durch der Pergamente schwarze Schrift
Sah ich die bunte, lebensfrohe Welt
In leeren Begriffen abgebleicht.

Das Leben war mir ein Gedankending.
Nun iſt's allanders! Magiſche Gewalt
Treibt mich aus meinem dumpfen Raum heraus.
Mit allen Sinnen ſtreb' ins Weite ich;
Mein Aug umfaßt die lebenden Geſtalten;
Mein Ohr lauſcht jedem nah und fernen Klang
Der Sonne Lauf, der goldnen Sterne Bahn,
Sie meſſen mir die ſüße Stunde zu,
Wo liebend mir das holde Kind erſcheint.
In Feld und Hain ſchwebt vor mir her ihr Bild,
Und hebt ſich ab am grünen Hintergrunde
Selbſt jenes lichtdurchwob'ne Wolkenthor
Mach' ich zu ihrem überird'ſchen Sitz.
Der kindlich reinen Unſchuld iſt kein Glanz
Zu ſtrahlend, iſt kein Herrſcherthron zu hoch.
Was ſie umgibt, es wird durch ſie veredelt. —

Durchs kleine Fenſter dringt des Lämpchens Schein
Vom Zimmerchen. Bewegt ihr Schatten nicht
Sich hin und her? Denkt ſie geſchäftig wohl
Daran, daß draußen der Geliebte harrt?
Horch' ihre Thüre thut ſich leiſe auf.
Ein helles Bild tritt in den dunkeln Raum.
Es leuchtet in die Nacht die weiße Schürze.

Er ist's! Gretchen ist's! Zu ihr! zu ihr!
Hab ich dich wieder!

Gretchen.

Hör ich doch am Tritt
Wenn Ihr verdächtig unserm Hause naht,
Und unterscheid' ihn wohl von andern Schritten.
Die Mutter ging zu Bett; sie schläft wohl schon.

Faust.

Zu unserm Kind!

Gretchen.

Ich komm' vom warmen Zimmer
Die Mutter liebt es so; sie ist bei Jahren
Die Nacht ist kühl; doch scharen kann mir's nicht.

Faust.

Schlag meinen Mantel um dich, süße Liebe!
Umarme dich an meiner heißen Brust.

Gretchen.

Wenn Gott! was bin ich nur so unbesonnen!
Weiß nicht, wie mir geschah, begreift es kaum
Daß ich leichtsinnig einen Mann umfasse
Die gute Mutter! ach, wenn sie es wüßte
Daß es so weit mit Margarethen kam
Sehen mich stets der Männer Blicken aus.
Ich fand die Einen schlau, die Andern roh
Und widrig dünkte mich ihr ganz Benehmen.

Faust.

Nur meines Kind!

Gretchen.

Anfangs erschrack ich wohl
Ob Euerm Nahn, doch bald ich schäme mich
Es zu gesteh'n, wand ich Euch gut, und nun

Faust.

Und nun?

Gretchen.

Ach Gott! Ich seufze Tag und Nacht
O Gretchen! Gretchen! wie wär's wohl noch enden?

Faust.

Du süße Liebe! Sieh wenn ich mein Haupt
An deine engelklare Stirne lege,
Wenn du vertrauend mich im Arme ruhst,
Wenn ich so wonnig nah den holden Leib,
Die schönste Last, mir hingegeben fühle,
Ins Zaubernaug dir Himmelsöthe blicke,
Im Kuß auf deine warmen Sammet-Lippen
Dein Athem sich mit meinem Athem mischt
Dann legt sich mir der innern Sinne Sturm,
Und Himmelsruhe fließt aus dir in mich
Vergangenheit und Zukunft sind mir nichts.
Nur jetzige Gegenwart erfüllt mich ganz,
Und ich wünsch' ewig, ewig so zu bleiben

Gretchen.

O liebster Mann' wär't Ihr doch meines Gleichen!
So aber, wahrlich, ich begreif es nicht,
Wie Ihr gerad an mich, an Gretchen kommt,
Ihr hättet doch viel Beſſ're finden können.

Faust.

Nimm diesen Kuß und gib ihn mir zurück.

(Sie läßt sie.)

Jetzt frage noch, ob du mir einzig bist.
Ob auf der weiten Welt mir Schöneres
Noch blühen kann, ob unvergleichlich nicht
Die Augenblicke solcher Wonne sind.

Gretchen.

Bin eben gegen Euch ein albern Kind,
Und kann Euch sprachlos liebend nur umfangen.
Die kurzen Arme wollen kaum noch langen
Horcht' meine Mutter ruft vom Kämmerlein,
Sie schmält gewiß, daß ich sie laß' allein
Nun gute Nacht!

Faust.

So schnell schon. Gute Nacht!
Wie gern hätt' ich so traulich sie durchwacht!

VI.

(Straße.)

Mephistopheles.

Man sieht und hört sich an dem Pöbel satt;
Viel Rohheit, wenig schönes Einverständniß;
Du warst ja stets erpicht auf Menschenkenntniß;
So komm mit mir in dieser reichen Stadt
Zum Sammelplatz der Honoratioren.
In seinem Thun hat Jeder Witz genug,
In Corpore sind sie oft superklug,
Und Mancher ist ein Stück von einem Thoren.

(Sie treten in das [illegible] ein. Die [illegible], gruppenweise [illegible], treten nach der Reihe in den Vordergrund.)

Der Januarius.

Vertrauet Eure werthen Namen
Dem Fremdenbuch — auch Rang und Stand;
Seht, welche Gäste vor Euch kamen:
Selbst Einer vom gelobten Land.

Die jungen Genies.

Wir waren erst noch unbekannt,
Gerade der Classiken [illegible]

Nun sind wir doch schon viel genannt
Und bald Geheimräthen
Doch um noch rascher was zu gelten,
Thut's Noth, daß wir die Höchsten schelten.

Alter Dichter.

Laß dich Mißstimmung nicht verdrießen,
Des Morgens ist dir's zum Erschießen,
Um Mittag kann es heiter seyn,
Du bringst Versäumtes doppelt ein
Und wär ein ganzer Tag verloren,
Fühlst du dich morgen neu geboren.

Zweiter.

Es war nicht deutsch, sich zu vergaffen
Zu trutzen die Franzosen-Affen;
Doch jetzt will mich incommodiren,
Daß wir ins eigne Nest hofiren.

Der Separatist.

Die Kirche, sie genügt uns nicht,
Wir bilden einen frommen Orden
In Uebung jener Bruderpflicht
Sind wir halb Englein geworden.

Der Lebemann.

Ich hasse strenge Abstimmung,
Sie stört jedes feine Sündchen.

Doch auch die ſündliche Lizenz, —
Und wünſche halt vergnügt zu leben.

Der Praktikus.

Das Hungertuch bei Fleiß und Streben'
Bei Glücks Regoren, Fleiſch und Wein!
Zuvörderſt will ein Mann doch leben,
Dann kann er auch wohl ehrlich ſeyn.

Der alte Sünder.

Mit eurer ſteifen Ehrbarkeit!
Es gilt, ſich möglichſt jung zu fühlen.
Die Hölle wird wohl mit der Zeit
Auf Bluteswärme ſich verkühlen.

Der Schulmeiſter.

Stets hat man wegen Lüſternheit
Der Knabenſchaar den Kopf zu waſchen.
Durch Zuckerbäckers Fenſter heut
Sah ich ſie mit den Augen naſchen.

Der Träumer.

Mit Inſtrumenten groß und klein
Im Tagwerk emſig fortzuwühlen,
Bringt ruhig Brod: — doch ſüße Pein
Des Daſeyns Tiefen durchzufühlen.

Der Allbekannte.

Ich heiße N. N. her und bin.

Schon jeder Hausbund hat's gerochen
Doch wer ich meines Wesens bin
Wird es wohl jemals ausgesprochen!

Der Gewitzigte.

Von Zehen Eins — mehr trifft nicht ein.
Der Phantasie ist nicht zu trauen
Kannst du nicht ohne Hoffnung seyn
So laß sie Kartenhäuschen bauen

Der Rival.

Dem Reil glückt auch der dümmste Streich
Er ist vom wahren Narrenstamme.
Fällt er vom wilden Ziel, gleich
Liegt auch ein Bündel Stroh im Schlamme.

Der Philister.

Eines kann ich gar nicht treiben.
Würde alsbald stecken bleiben
Zweierlei muß ich verbinden,
Wenn ich soll den Faden finden.
Nur an Schnupf- und Rauch-Tabakln
Kann mein Geist sich fortentwickeln.

Die Kritiker.

Erster.

's ist kein poetisch Leben
Sey's Wahrheit oder Dichtung

Zweiter

Total verfehltes Streben.
Ganz ſchiefe Geiſtes Richtung

Dritter

Am Stoffe fehlt es eben.
Da braucht's noch manche Sichtung

Vierter

Die Form kann ſich noch geben
Durch eine beſſ're Lichtung

Fünfter

Kein ſchön organiſch Leben,
Es iſt verworr'ne Schichtung

Sechster

Zu lockeres Verſchweben.
Dichtung ſoll ſeyn Verdichtung

Siebenter

Ich will nicht ſtets erheben.
Er malt nichts, als Zernichtung

Achter

Uns ſittlich zu erheben
Iſt höchſte Kunſtverpflichtung

Neunter

Das End' vom Lied: die Dichtung
Iſt Proſa, keine Dichtung

Der Denker.

Das Was? und Wie? das Wo? und Wann?
Das läßt sich derivieren;
Daß in dem Nichts ein Etwas ist,
Das sollte sie frappiren.
Ich überdenk es tief und reiflich: —
Das Greifliche — bleibt unbegreiflich.

Der Mentor.

Du setzest all dein Streben dran:
Dein Werk steht dennoch stille.
Was Menschenkraft nicht ändern kann,
Das sey ihr Gottes Wille.

Die Zufriedenen.

„Wie geht's, wie steht's?"
Es geht mir gut.
„Das hör ich wunderselten."
Ein Jeder hat's, darnach er thut.
Was gibt es da zu schelten?

Der polternde Alte.

Von Feinden fühlt man sich beschwert,
Wenn sie uns übermannen;
Doch auch zu Haus, am eignen Heerd
Erzieht man sich Tyrannen.

Der Stabile.

Der Fortſchritt iſt ihr Lieblingswort.
Die ſich Cosmopoliten nennen;
Doch ich' ich ſie nur fort und fort
Das Alte über'n Haufen rennen.

Das Partei-Haupt.

Ihr nehmt die Arme gar zu voll,
Und reißt den ganzen Staat zuſammen!
Rumoren doch nicht halb ſo toll
Die Teufel in den Höllenflammen.

Der Arcibetts-Apoſtel.

Kein Herrſcherthum! — Volks-Majeſtät!
Wir müſſen ſie ihm vindiziren;
Doch weil das Volk leicht irre geht,
Es auch am Gängelbande führen.

Der Reformer.

Ich hoffte ſchon in frohem Sinn
Ein neues Mäntelchen zu tragen.
Was war der Radikal-Gewinn?
Ein ungewandter alter Kragen.

Der öffentliche Schreiber.

Mein Büreau öffnet ſich den Zeit-Parteien,
Den Schul- und Kunſt-Syſtemen, die jetzt blühen

Den heiligſten wie den profanſten Dingen
Man honorirt — mit dreißig Silberlingen

Der Freigeiſt.

Es iſt nun Zeit, daß man die Zeit begreife
Und jedes Denkmal alten Wahnes ſchleife
Die Kirchen auf den Abbruch ſtugs verkaufe.
Neben dann Predigt, Abendmahl und Taufe'

Der Soldat.

Nicht eben nur, um Krieg zu führen
Man exerzirt das Exerziren
Wenn Form zum Weſen ſich erhebt
Sie ihre eigne Schönheit lebt

Der bemooſte Burſch.

Auch uns zum Stoffe wird die Form
Comment und ſottes Burſchenweſen
Ein Studio ſtudirt enorm
Commerſe, Schläger, Kneipen, Peſen

Der Kannegießer.

Daß Bildung ſchwer durchdringen kann
Das muß den Weiſen doch verdrießen
Der Sultan, Barſt und Bauersmann
Thun keinen Zug, als wenn ſie müſſen

Der Bürgermeiſter

Ein neues Polizeigeſetz

Iſt geſtern emanirt.
Es will, daß man das alte
Bei ſcharfer Ahndung halte.
Und wird juſt publizirt.

Der Freier.

Wo iſt denn wohl ein reicher Knab
Bald ſelig, bald betrübt?
Weil ſie Nichts hat, und ich Nichts hab
Drum ſind wir ſo verliebt.

Der Idiot.

Gelehrte ſeyen's? Wunderlich!
Ich horchte auf die Reden Beider.
Sie dünkten mich nicht ſonderlich.
Ich halt' mich ſelbſt für viel geſcheidter.

Der Theaterfreund (zum Schauſpieler.)

So greife doch das Publikum,
Wie jedes Individuum!
Faſſ' den Geſchmack des Publici
Doch ſeinen Lüſten fröhne nie!
Erſcheinſt du vor dem Publiko,
So zeig dich friſch, frei, fromm und froh!
Iſt's auch mitunter taub und ſtumm,
Es bleibt das liebe Publikum.
Das Publikum — ſind Publika.

Wer klaubt's zusammen fern und nah
Ein Lärmplatz vieler Publikorum
Ist nie das rechte Künstlerforum
Doch unter allen Publicis
Bleibt dir dein kleines stets gewiß
Sind dir sechs wahre Kenner nah
Ist's besser, als sechs Publika

Der rührende Dichter

Die Muse feuchtet mein Gedicht
Mit heil'ger Wehmuth Zähren
Sieh' des Verlegers Herze bricht,
Er muß den Druck gewähren
Der Setzer seufzt, der Drucker weint
Auch des Correktors Thränen
Sind billig zu erwähnen;
Selbst des Buchbinders Junge scheint
Im Klopfen leis' zu stöhnen
Der Buchverleiher, augenfeucht,
Dem Kind das Wehmuths-Büchlein reicht
Es weint die ganze Frauen-Schaar
Es weint die Schaar der Mädchen,
Der Käsekrämer weint sogar,

Der größte Mann im Städtchen.
Der Krieger liest sich, angenaß,
Vom Blättchen Rührungs-Schauer:
Es wenn die Magd ins Kehrichtfaß,
Es wenn der Karrenbauer:
Und selbst die Gährung in dem Mist
Vermehrtes Thränen-Wachsthum ist.

VII.

Faust (im Dämmerlicht eines Höfchens)

Samstag ist's vor hohem Feste,
Sieh im kleinen Hinterhofe
Steht zerzaust die Schönste, Beste
Ist sie's? Ist's des Nachbars Zofe?

Leise nah' ich mich der Kufe,
Wo sie scheuert Schüsseln, Kannen,
Wie begegn' ich ihrem Rufe?
Möcht' von hinten sie umspannen

Sieh da! knappes Flatter-Röckchen!
Lockenbergend Weiber-Häubchen!
Hätt' ich doch im Zottel-Böckchen
Kaum erkannt mein Turteltäubchen

Reizend! wenn ein falbes Tüchlein
Sittsam birgt die Rosenhügel:
Wie die aufgeschoß'nen Küchlein
Sanft bedeckt der Mutter Flügel

Süßer Druck von naſſen Händen!
Kuß auf ungewiſchte' Lippen!
Magſt verſchämt dich dreh'n und wenden:
Darf ich denn nicht mehr, als nippen?

Gretchen.

Ungeſtümer! habt Erbarmen!
Schonet doch die ſchönen Kleider!

Fauſt.

Schlanker Leib! zu ſpät! denn leider
Liegſt du ſchon in Liebesarmen.

Feſt-Gewande! halberlogen!
Tanzgerüſtet ſeyd Ihr Bräutchen.
Will der Mann nicht ſeyn betrogen,
Ueberfall' er ſo Euch Leutchen.

Fürchtet nicht, daß Ihr verlieret
Häuslich waltend, liebe Kinder!
Wenn Ihr Euch wie Pfauen zieret,
Wahrlich! da gefallt Ihr minder.

11

Karl konnte nach dem merkwürdigſten Abende ſeines Lebens den Schlaf lange nicht finden. Er wiederholte ſich das Stück, ſoweit es ſeinen Part betraf: er hörte ſich in jeder Szene, ja in jeder Geſangs-Stelle noch einmal ab, und fragte ſich, ob er auch recht rein, innig, beſeelt, kräftig ſie vorgetragen, ob er nicht unwürdig neben der bedeutenden Künſtlerin geſtanden, ob er es dem Publikum, ob er es namentlich ſeiner verehrten Donna Anna zu Danke gemacht. Er war im Ganzen, kleine Verſtöße, die der Fluß der Oper unbemerkt mit ſich fortnahm, abgerechnet, mit ſich zufrieden: er war ſogar ein wenig ſtolz, denn Alles hatte ſich günſtig vereinigt, ihn über ſich ſelbſt zu heben. Er fühlte es wohl, daß der darſtellende Künſtler bei der häuslichen Uebung, daß er auch in der Probe nicht iſt, was er ſeyn kann, daß er ſein Höchſtes und Belebteſtes nur dann leiſtet, wenn es gilt, wenn das Kunſtwerk den verſammelten Schauern und Hörern als täuſchend objektive Wahrheit und Leibhaftigkeit und als eine höhere

Natürlichkeit vor Aug und Ohr tritt, wenn er ſich nicht einem Zukünftigen zu lieb bemüht und übt, ſondern wenn ſeine Leiſtung eine ſchönere Gegenwart ſchaffen hilft.

Als er nun in ſeiner Imagination mit Luſt Alles mehrmals wiederholt hatte, ſprangen ſeine Gedanken auf die weitere Entwicklung ſeines Künſtler-Geſchicks über. Er ſah ſich als Sänger wachſen, erſtarken, an gewichtigen Rollen ſich hinaufheben. Er beſchloß, ſogleich wieder eine ſolche vorzunehmen, ſich ganz eigen zu machen. Er wollte zu immer größerer Anerkennung und Geltung gelangen. Charlotte ſchwebte ihm vor; er durfte ihr ſich näher fühlen; er ward ihrer täglich würdiger. Sie durfte in ihm bald einen ebenbürtigen Genoſſen erblicken: ſie konnte ihm gewogen, ja, warum nicht endlich auch ausſchließlich geneigt, zugethan werden? Er phantaſirte ſich in das erwünſchteſte, herzlichſte Verhältniß zu ihr, in ihren vollſten Beſitz hinein. Im Herzen des Jünglings liegt Alles ſo nahe aneinander, entwickelt ſich ohne Hemmung nach Geſetzen der Schönheit, der Neigung. Warum ſollten ſie endlich nicht ein glückliches, beneidenswerthes, auch äuſſerlich glänzend geſtelltes Künſtlerpaar und aufs Nächſte vereint werden? —

An dieſem hellen Himmel voller Geigen ſtiegen aber doch auch Wolken auf. Der Zweifel kam: ſeine

Jugend ſchwebte ihm vor, ſein Mangel an Erfahrung Charlotte ſchien ihm viel gereifter, klüger, entſchiedener und wurde auch dieſem nach ganz anders behandelt, als er. Bei dem feſten Glauben an ihre Sittenreinheit hielt er ſich doch vor, daß ſie wohl viel klarer in die Männerwelt hineinſchauen möge, als er in die Weiberwelt. Der Gedanke an ſeine dießfallſige Minderjährigkeit war ihm ſehr quälend. Es gab ihm wahre Dolchſtiche, wenn er daran dachte, welch' kleinen Raum er wohl in ihrem Innern einnehmen, welche große, bedeutſame, liebenswürdige, ſieghafte Geſtalten ſie wohl noch neben der ſeinigen darin beherbergen möge. Er hätte ſo gerne jeden ihrer Athemzüge belauſcht, jeden ihrer Blicke bewacht, jedes ihrer Worte beherzigt. Und wie wenig war ihm hievon zugemeſſen. Wie war alles Uebrige für ihn eine ihm unzugängliche, unbekannte, bedenkliche Sphäre. Er ſchalt ſich einen Phantaſten, einen Thoren, wohl ahnend, daß ein ſüßer Wahn, wie der ſeinige, im beengten, conventionellen Leben ſich nicht leicht verwirklichen laſſe. Wir denken wohl Alle an jenes bange Gefühl unſerer in der Mädchenwelt noch unerfahrenen Jünglingsjahre zurück, wo wir ſo gern an Reinheit, Tugend, aufopfernde Gegenliebe geglaubt hätten, dann aber bei der kleinſten Verletzung unſerer überſchwänglichen

Zuneigung an dem ganzen Geſchlecht, ſeiner Treue und Unbeſcholtenheit zweifelten, in unſerer Unbekanntſchaft mit den Mädchen uns über ihre Ablehnung und Hingebung, ihre ſittliche Haltung die quälendſten Skrupel machten, in böſen Stunden Alle für abſichtlich, ſchlau, verſtellt, verkäuflich, von den Aeltern verkuppelt, leicht verführbar hielten, und nun in dieſe uns verſchloſſene Lebensſphäre wie in einen form- und bodenloſen Abgrund mit den Anfechtungen tiefſter Melancholie hineinſtarrten.

Wie viel Liebe — rief Carl aus — muß verkannt unerhört, unbefriedigt ſich verzehren, erbleichen, ſterben, bis endlich eine, vielleicht die abgekühlteſte, philiſterhafteſte obſiegt? Die Welt iſt entſetzlich kalt, klug berechnend, bürgerlich, die Verbindung der Seelen meiſt ein prosaiſcher Akt; — und doch — warf er ſich kühner ſelbſt ein — iſt dieſer Schlußakt manchmal dennoch nichts Anderes, als ebenfalls wieder eine Phantaſterei, ein Haſardſpiel, ein Salto mortale. Warum ſoll denn nicht einmal auch eine erſte, reinſte, heiligſte Liebe, ſo poetiſch als ſittlich, ſo ſelig als vernünftig, den Sieg erreichen?

Er fand nur endlich in dem Entſchluß Ruhe, morgen, ſobald es nur ſchicklich, der Angebeteten einen Beſuch zu machen. —

Charlotte erwachte mit heiterer Seele, und hellen

Sinnes nahm ſie, als ihr reizender Morgen-Anzug geordnet war, das Manuſcript wieder zur Hand, um es vollends durchzuleſen. Sie kannte des Alt-Meiſters unſterbliches Werk, wie ſie überhaupt bei ihrer Lektüre ſich dieſem Geiſt, angezogen von ſeiner unergründlichen Tiefe bei ſpiegelheller Klarheit, vor Andern mit ſteigender Bewunderung zuwandte, ſich glücklich fühlend, wenn ſie ſo Manches, was ſie zerſtreut oder dunkel in ſich trug, bei ihm überraſchend faßlich ausgeſprochen, lebenswarm dargeſtellt fand.

Um des vermuthlichen Verfaſſers des ihr zugeſandten Verſuchs willen intereſſirte ſie das Wageſtück — Iſt es eine Copie? — fragte ſie ſich, während ſie damit beſchäftigt war; ihr fiel aber bei, was ſie ſchon von den Copien der Maler gehört, geleſen, auch etwa ſelber wahrgenommen, daß ſie meiſt ängſtlich, ſteif, oberflächlich, ohne Feuer und Geiſt, oft verzeichnet ſeyen, daß ein auffallendes Mißverhältniß zwiſchen der durchblickenden Idee und Compoſition des Original-Meiſters und der manirirten Ausführung des Copiſten bemerkbar, und daß man alsdann überzeugt ſey, wer dieſes Ganze ſo geiſtreich erfunden, der habe es gewiß nicht ſo peinlich oder ſo ſchülerhaft ausgeführt.

Dann aber gedachte ſie des Ausſpruchs eines Kunſt-

reundes, der ſich von jeher gern bei den darſtellenden Künſtlern eingefunden und ſich mit ihnen über ihr Fach unterhalten hatte. Seiner Anſicht nach konnte man wohl Zeichnungen, Gemälde, plaſtiſche Werke und etwa auch mimiſch-dramatiſche Darſtellungen copiren, nicht aber Dichtungen, als welche man nur nachzuahmen vermöge, worunter er eine Nacheiferung, ein Erfaſſen ähnlicher Motive, Entwicklungen, Darſtellungsformen verſtanden wiſſen wollte, was aber auch hinwieder auf die Schüler und Kunſtjünger ſeine Anwendung finde, welche man nicht Copiſten heißen ſolle.

Als ſie hindurch war, blätterte ſie wieder, las rückwärts und vorwärts Manches noch einmal, was ſie ſonſt nicht leicht über ſich gewann. Ein eigentliches Urtheil erlaubte ſie ſich nicht, weil ſie ſich kein Ueberſchauen des ganzen Gebietes der Poeſie zutraute; aber des ſpezifiſchen Eindrucks ward ſie ſich klar bewußt und nun nahm ſie Göthes „Fauſt" — ſie führte immer mehrere Bändchen des Dichters mit ſich, was ihr, als einem Frauenzimmer, ſchon zuweilen Tadel zugezogen hatte — zur Hand, und las ſich mit beſonderm Intereſſe hinein. Jetzt erſt meinte ſie im Gegenſatze mit dem nachahmenden Verſuch die Tiefe, den Reichthum, den Zauber der Sprache, die Naivetät des Rhythmus, die wundervolle

Haltung den Ton dieſer ältern Dichtung recht zu fühlen, ſie beſſer als je zu würdigen. Sie merkte aufs Neue wieder, wie der Genuß des Claſſiſchen ein unerſchöpflicher iſt und daß wir von einem Meiſterwerk eigentlich niemals ſagen ſollten, wir haben es geleſen, geſehen, gehört, weil dieſe Eindrücke und Genüſſe ein bloß Momentanes ſind, was von dem unendlich ergiebigen Objekt auf das ſtets bildungsbedürftige Ich zuſtrömt, zu vergleichen dem balſamiſchen Dufte der Gewürz-Inſeln, den die bewegte Luft den vorbeiſegelnden Schiffen zuträgt.

Es klopfte; Carl trat ein, ſie ſchob das Manuſcript in ihre Commode. Der junge Sänger war ein anderer geworden, ſein beſcheidener Anſtand, ſein Ton hatte mehr Entſchiedenheit gewonnen. Er ging, er ſtand um ein kleines, jedoch ihr Bemerkbares, aufgerichteter. Es war ohne Zweifel mehr Freude über ſein Durchdringen, als Stolz auf ſeine Leiſtung.

Charlotte, in Erinnerung an die Erfahrungen ihres eigenen Noviziats, bezeugte ſich recht freundlich gegen ihn; ſie wünſchte ihm nun erſt zu ſeinem Debit herzlich Glück, ſie ließ ſich über das Einzelne ſeines Geſanges und Spieles günſtig vernehmen. Dennoch ſanken, wenn er Charlotten ſo verſtändig und gewählt reden hörte, alle ſeine geſtrigen Luftſchlöſſer, als Dunſtgebilde der

Nacht, zuſammen. Er erſchien ſich als der Untergeordnete, als der Jüngere.

Hätte er mehr Eitelkeit beſeſſen, ihm wäre vielleicht dieſe Beſonnenheit als Maske erſchienen, hinter welcher ſich die Neigung zuweilen zu verbergen ſucht, wie ſie ſich bei jüngern oder weniger gebildeten Mädchen ſogar den Schein der Gleichgültigkeit, auch wohl den der Abneigung gibt. Aber dazu war das Benehmen Charlottens doch zu einfach, zu natürlich.

In der Zerſtreuung griff Carl nach dem daliegenden Bändchen und las den Titel. Als das Geſpräch einen Augenblick ſtockte, äuſſerte er einige Verwunderung, daß er bei ihr dieſen Dichter und namentlich ſeinen „Fauſt“ antreffe.

Auf ihre Frage, ob er deſſen Werke kenne, erwiederte er: daß er ſie unter ſeines ältern Bruders Büchern gefunden, aber noch ſehr wenig von ihm geleſen, daß ſich ſein Dramatiſches nicht recht zur Darſtellung zu eignen ſcheine, daß er überhaupt mancherlei nachtheilige Urtheile über den Autor, wie auch über ſeine vornehme Perſönlichkeit gehört, und daß ihm ſeine Genoſſen von der Lektüre deſſelben abgerathen haben.

Charlotte lächelte, ſchüttelte aber in einer Anwandlung von Eifer das Köpfchen und brachte haſtig vor

Wenn ſich die jetzige Dichterwelt von der Autorität dieſes erleuchteten und Alles durchleuchtenden Geiſtes emanzipirt, ſo hat ſie ſelbſt den Schaden davon und bleibt ihrer Geſchmackloſigkeit verſchrieben. Von einem hitzigen Streit über ihn einſt nach Hauſe gekehrt las ich: „Euphroſyne.“ Ich zerfloß in Thränen und rief ſchmerzenslaut: Wer vor oder nach ihm hat ſo Etwas gedichtet? Nur Ein ſolches Blatt bietet mir! — Die beſte Apologie war mir immer Er ſelbſt. Guterzogene Mädchen können ihn ohne weiters leſen, nur thun ſie wohl daran, wenn ſie ſich deſſen nicht laut berühmen. Ich ſehe auch nicht ein, warum die lebendigen Schöpfungen dieſes großen Geiſtes und ſeine weiſe Anſchauung der Natur und des Menſchen unſerm Geſchlecht entzogen ſeyn ſoll. Glaube ich doch zu empfinden, wie ſehr er geeignet iſt, unſere entweder zur Klauſichkeits-Proſa oder zu einer falſchen Poeſie hinneigende Natur auf dem natürlichen Wege zu erhalten, unſere weibliche Einſeitigkeit zu ergänzen. Ja, daß ich es nur bekenne, die Lektüre Göthes wirkt auf mich gerade ſo, wie die Muſik Mozarts. Beide geben mich, wenn ich mißmuthig, zerſtreut, zerſplittert an der Welt und an mir verzweifeln will, wenn ich die innere Tramontana verloren, unfehlbar mir ſelbſt wieder. Ich fühle, von dem Geiſte dieſer Meiſter durchdrungen

und erquickt, daß es der Mühe werth iſt, zu leben, und, wo nicht etwas Aehnliches hervorzubringen, doch Etwas zu leiſten, was ihr Wohlgefallen erregen könnte. Ich komme mir dann vor, wie ein Weſen, das ſeine Heimath wiedergefunden, ich glaube mich auf der feſten mittlern Bahn meiner Nation zu ſehen. So fiel es mir neulich ſchwer aufs Herz, als man hier mit Ablehnung Glucks, Mozarts und ihrer franzöſiſchen und italieniſchen Zeitgenoſſen von lauter neuern Opern, zum Theil großen Monſtroſitäten, mit entſchiedener Vorliebe ſprach, und ich mit meiner Anſicht, daß der „Barbier von Sevilla" gewiß eine der beſten Opern Roſſinis, und der Neuern überhaupt, dennoch mit Mozarts „Figaro" im Ganzen durchaus in keine Vergleichung komme, total durchfiel.

Ebenſo geht es mir mit dieſem Dichter. Wenn er wirklich für einſeitig, frivol oder veraltet gelten könnte, ich würde mich ſelbſt für querköpfiſch, ſündhaft oder in meinen jungen Jahren ſchon für veraltet halten, und das Herzblatt meines Lebens und Strebens würde mir ausgebrochen ſeyn.

Carl wünſchte nun, den Dichter näher kennen zu lernen und bat Charlotten um Mittheilung eines Bändchens nach ihrer Wahl. Gehörte doch das Büchlein ihr.

und die Empfehlung der liebenswürdigen Darleiherin wuchs den poetischen Darstellungen als die günstigste Beleuchtung derselben in seinem Gemüthe zu. Sie willfahrte ihm; er freute sich auf den Genuß und beschloß, sich alsobald im Freien ihn zu verschaffen und der träumerisch süßen Beschäftigung mit der Holden, die durch das vernünftige Gespräch mit ihr und ihr leibhaftes Erscheinen unter vier Augen mehr unterbrochen als fortgeleitet worden war, sich daneben zu überlassen.

Charlotte erwähnte jetzt auch seines Bruders Richard, als der ihr zuerst den Dichter mit höchster Verehrung genannt, und ihres Zusammentreffens mit ihm auf dem Rigiberge, so wie der gemeinsam fortgesetzten Reise. Es war Etwas an dieser Mittheilung, was ihn sehr freute. Von seinem Bruder hatte er schon das kleine Abenteuer brieflich erfahren. So war ja doch das Band, das sie an ihn schlingen sollte, zu größerer Haltbarkeit noch durch einen lieben Angehörigen gezogen. Aber eine Anwandlung brüderlicher Eifersucht vermochte er nicht zu unterdrücken, denn ein schneller Blick sagte ihm, daß seines Bruders gereifteres, ausgebildeteres Wesen, sein mannhafteres Auftreten nothwendig einen stärkern Eindruck auf die Jungfrau müsse gemacht haben, als seine sich erst erfassende Jugend. Von einem solchen

Gefühl gehemmt, hatte auch er gegen Charlotten ſeines Bruders bisher nicht erwähnt.

12.

Als ſich Carl in einigem Streit mit ſich ſelbſt entfernt hatte, kleidete ſich die Sängerin an, um das Manuſcript Richards ſelbſt dem Intendanten zu bringen. Sie nahm ihren Weg durch die Baumreihen des Schloß-Platzes. Ein Reiter flog an ihr vorüber; es war der Graf Albert, der im innern weiten Raume ein ſchönes Race-Pferd tummelte. Sie vermuthete kaum, von ihm bemerkt worden zu ſeyn, ob ſie gleich nicht unterlaſſen konnte, nach dem Flüchtigen hinüber zu ſchielen und ſeine kühne Gewandtheit zu bewundern. Er ſchien Eins zu ſeyn mit ſeinem pfeilſchnellen Renner und gleichſchwebend über dem Boden wie ein Vogel hinzufliegen. Alle gymnaſtiſchen Virtuoſitäten zogen ſie, die ihr eigenes Körpergewicht zu überwinden bemüht war, unwillkührlich an. — Noch nicht lange war ſie mit dem Intendanten über das ihr Anvertraute und den deßhalb erhaltenen Auftrag im Geſpräch, als der Graf eintrat. Sie konnte einen kleinen Schrecken nicht bezwingen und glaubte ihr unwillkührliches Erröthen zu fühlen

Der Graf hatte ein wohlerworbenes Recht, in Allem, was die ausübende Kunst betraf, mitzusprechen; er gehörte in der Residenz unter die treibenden Kräfte. Er kannte die bessern Künstler persönlich, würdigte einige derselben seines nähern Vertrauens und nahm sich selbst jüngerer Etwas versprechender Talente an. Er zeichnete und malte, und da gab es immer Etwas zu verkehren, Rath und Hülfe einzuholen. Auf das Theater-Repertorium übte er mittelbar einen entschiedenen Einfluß aus. Das sogenannte „allgemeine Verlangen" war zuweilen bloß das seinige; doch stellte er in sich allerdings eine Klasse des Publikums dar und konnte sie mit Fug vertreten. Die Matadore des Schauspiels und der Oper hatten Zutritt zu ihm. Er spielte das Fortepiano, die Violine, er sang einen schönen Tenor. Das weibliche Personal erfreute sich seiner Gunst; er gewährte sie im Ganzen ohne Neben-Absichten und die Stadtsage konnte ihm in dieser Beziehung nichts anhaben. In der poetischen Litteratur war er wohl zu Hause und die Versuche, die er unter einem angenommenen Namen in ein Tagblatt gegeben, waren verschiedentlich gelobt worden.

In mehrern ernsten Fächern war er wenigstens dilettantisch umgethan, obwohl er diese letztere Einschränkung nicht gelten lassen wollte, weil er manchen Zweig davon

wirklich ſchulmäßig betrieb, die beſten Fachwerke darüber ſammelte und Vieles zu Papier brachte, ſo daß ihm ein Stoß von Heften anwuchs, auf den er ſich, als anſchaulichen Beweis gelehrter Beſtrebungen, nicht wenig zu gut that.

Diejenige Seite der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften war ihm die liebſte, die etwas Oſtenſibles darbot, was man etwa auch aufhängen, vorzeigen konnte oder was ſich zum Gegenſtande geſelliger Unterhaltung in gebildeten Zirkeln machen ließ, wo er dann ſeine Kenntniſſe und Anſichten nicht ohne Zuverſicht vorbrachte und mit Ernſt und Eifer verfocht.

Des Grafen größte Luſt war, wenn er den Kreis ſeiner Erwählten überzeugen, überweiſen, in lebhafter Debatte zum Schweigen bringen konnte, ein Triumph, den er vielleicht zu hoch anſchlug, weil es hergebracht war, daß, wenn er es nicht zur größten Paradorie trieb oder die Wahrheit zu offenkundig gegen ſeine Behauptung ſprach, er das letzte Wort behalten durfte.

Zur Erheiterung des Zirkels gereichte es, wenn der Graf durch irgend eine Verwechslung der Dinge etwas Unrichtiges vorbrachte, es hitzig vertheidigte, ſich auf gelehrte Gewährsmänner berief und dieſe als Succurs mitzubringen drohte, des folgenden Tages aber über die

Streitsache schwieg, und, wenn ein Schadenfroher ihn provozirte kurz abbrechend auf einen andern Gegenstand überwrang, weil er zu Hause sich von seinem Irrthum überzeugt hatte

Der Graf ließ sich vom Intendanten ins Gespräch ziehen, griff mit raschem Interesse nach dem Manuscript, durchlief es flüchtig und setzte sich dann alsbald in Positur, den Anfang desselben vorzulesen

Charlotte ward wirklich angenehm überrascht durch die emphatische und doch im Ganzen richtige Deklamation des Grafen. Was sie kürzlich nach ihrer Weise sich angeeignet, still an sich hatte kommen lassen, wie lebendig, feurig trat es aus diesem sonoren Mund ihr entgegen! Galt es doch fast für eine schaubare Darstellung, da der Graf es an Begleitung mit starker Mimik nicht fehlen ließ. Sie versprach sich den besten Erfolg für den Vertrauten und wünschte schon im Herzen dem abwesenden Freunde Glück

Als der Graf mit dem Vorspiel zu Ende war, wrang er hastig auf, nahm mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen Charlotten den Intendanten beiseite, um ihm Etwas zuzuflüstern, worauf sich dieser entfernte

Der Graf benützte diese Gelegenheit, um Charlotten über ihr gestriges Spiel die feurigsten Lobeser-

hebungen zu machen. Der junge Tenor wurde auch gut bedacht, doch bekam er von dem erlauchten Dilettanten einige kritiſche Hiebe weg. Wegen des Theaterſcandals verſprach er der Sängerin eklatante Genugthuung, hinzufügend, daß auf den ausdrücklichen Befehl des Fürſten eine ſtrenge Unterſuchung der Veranlaſſung des Unfugs eingeleitet ſey.

Nach dem Wiedereintritt des Intendanten fuhr der Graf in der Rezitation fort. Charlotte maß die Beharrlichkeit, den Ernſt, womit der Deklamator jede Szene zu beleben ſuchte, dem Verdienſte des Verſuchs bei, welcher das Intereſſe deſſelben ſo zu feſſeln und in Athem zu erhalten wußte. Sie vergaß, daß er eben nichts Anderes bei der Hand hatte, ihr ſein Talent in dieſer Kunſtart zu bethätigen.

Nachdem er mit der ganzen erſten Abtheilung des dramatiſchen Produkts fertig geworden, warf er einen fragenden Blick auf den Intendanten, welcher lächelnd nickte. Nicht übel! — äußerte er dann, indem er das Manuſcript auf den Nebentiſch legte. — Manches recht brav gedacht und geſagt! Aber doch weit, himmelweit entfernt von dem naiven, alterthümlichen Ton der Göthiſchen Dichtung. Es ſteckt viel Modernes darin, z. B. Rauch- und Schnupftabak und Anderes, an was man

zur Zeit des Doktors Faust gar nicht denken konnte, riecht demnach etwas stark nach Parodie oder Travestie, und dann ist es am Ende doch nur Copie, die, wie so viele andere, ohne jenes unsterbliche Original gar nicht da wäre.

Diese letztere Bezeichnung war ganz geeignet, die Künstlerin in Harnisch zu jagen und sie zum lebhaften Widerspruch aufzuregen. Kaum erst hatte sie sich, wie wir wissen, die Unterscheidung von Copie und Nachahmung eigen zu machen gesucht und Nichts erzürnt uns mehr, als eine Insurrektion gegen Bestimmungen, die wir neuestens theoretisch oder praktisch aufzustellen uns veranlaßt sahen, als ein Irrthum, der sich durch sein wiederholtes Auftauchen als hartnäckig und unaustilgbar zeigt.

Sie wollte nun ihre Weisheit streitlustig gegen den Grafen geltend machen, das Poem wenigstens als eine Variation des allgemeingültigen Themas durchbringen. Er war aber selten aufgelegt, in die Ansichten Anderer einzugehen. Er hatte das einem Vornehmen wohl anstehende und zu Statten kommende Talent, sich über Personen und ihre Werke schnell ein Urtheil zu bilden
[illegible]

zelnheiten konnte er ſtundenlang hitzig ſtreiten, über das Allgemeine, Ueberſchauliche war er kurz und beſtimmt, zuweilen abſprechend und nach Art der Frauen und der höhern Zirkel, welch' Letztere ja eben von Jenen belebt und beherrſcht werden, ſprang er, wenn man ſo ein Thema erſchöpfen wollte, ſogleich auf ein anderes über.

Ein ſo hochgeſtellter, gebildeter junger Mann, der ſogar für einen Litteraten gilt und gelten will, muß ſtets ritterlich geſattelt ſeyn; doch darf ihm am wenigſten ein ziemlicher Grad von Gewandtheit fehlen. Der Graf hatte ein treffliches Gedächtniß, und nach eigenem Sinne, nach Schriften und mündlichen Mittheilungen hatte er über die Erſcheinungen der Litteratur, ſo weit er ſich mit ihr befaßte, eine anſehnliche Summe von Charakteriſtiken und kurzen Kritiken zu gelegentlichem Gebrauch in Bereitſchaft, wodurch er ſich den Namen eines genialen Kopfes erwarb.

In der bildenden und darſtellenden Kunſt war bei ihm Daſſelbe der Fall und die ſtarke Bewegung, welche die bedeutendſten Erſcheinungen derſelben in allen empfänglichen Gemüthern immer wieder auf's Neue erregen, mußte er in ſich nicht ſtärker zu empfinden, als

jede Kunst-Unruhe für immer beseitigte, — wie er sich denn nach Art der Vornehmen und aller lebhaften Geister die mehr die Breite als die Tiefe der Kunst und Wissenschaft zu gewinnen trachten, überhaupt ablehnend gegen ihre Erscheinungen bezeugte und nur immer so viel davon an sich kommen ließ, als er mit einiger Bequemlichkeit zu bewältigen vermochte. Was er von der bildenden Kunst nicht in seinen Besitz zu ziehen suchte oder schon gezogen hatte, das beschaute er mit schnellem, critischem Blicke; dann sah er es aber gewiß nicht mehr an. Von der Undurchdringlichkeit, Unerschöpflichkeit der Meisterwerke wollte er nichts wissen.

Nur wer den jungen Mann näher kannte, ahnete das Gemachte und Stereotype dieser Critiken, dieser Autoren-, Bücher- und Kunstwerks-Taxation und Classifikation. — Er sprach über Göthe und Schiller in kurzen, treffenden, schlagenden Ausdrücken. Wenn von Nacheiferung, Nachahmung die Rede war, da sank freilich das Werkchen ihres Freundes vor ihm in Nichts zusammen; zu den Unerreichbaren hatte durchaus kein anderes Bestreben irgend ein commensurables Verhältniß. Dagegen charakterisirte er aber dann das eine und andere

Mit ein paar bezeichnenden Ausdrücken fertigte er ein Geisteswerk vom höchsten Range, das Produkt der schönsten Stunden, der reinsten Seelenthätigkeit mehrerer Jahre ab, wodurch es noch überdieß den Anstrich einer Einseitigkeit, einer individuellen Richtung, einer abgesponnenen Tendenz der früheren Epoche, erhielt. — So hieß er manche geniale kleinere Bemerkungen und Gnomen aus Göthes Nachlaß wortspielend einen Pult-Auskehricht und Nachlaß seiner poetischen Natur.

Charlotte kam mit ihrer bündigen Unterscheidung von Copie und Nachahmung in der Poesie nicht zum Worte. So oft sie damit recht tapfer herausrücken wollte, unterbrach sie der Graf. In der Hitze der Debatte näherte er sich ihr, — der Intendant war wieder hinausgerufen worden, — er ergriff ihre lebhaft gestikulirende Hand, drückte einen Kuß darauf, besah sie dann schweigend und rief endlich wie begeistert aus: In meinem Leben habe ich doch schon viele schöne Hände gesehen, aber, beim Himmel! eine so vollkommen schöne noch nie; ein wahres kleines Meisterstück der bildenden Natur! Welcher Wechsel der Formen! und doch alle zur herrlichsten Harmonie vereint. Jeder Finger ein reizendes Individuum,

Welcher Leim! welche Transparenz der Haut! und dies Reizen und Bewegen! welche Anmuth! welches jungfräuliche Walten und Weben in dem Spiel dieser lieben Geschöpfe! Und wenn sie sich nun zum Umfassen einer befreundeten Hand vereinigen, wenn sie sie wohlwollend umschließen, mit sanfter Gewalt an sich drücken. O es zerreißt mir den Athem!

Charlotte war in der größten Verlegenheit, — nicht so sehr über diese exaltirte Apostrophe, als aus Besorgniß, der kühne junge Mann möchte weiter gehen. Sie bemühte sich vergebens, ihre Hand der seinigen zu entziehen. — Jetzt fiel sein Blick auf ihr Ohr. An diesem nahm seine Vergötterungslust einen neuen Aufschwung. Er wußte die schönen Wellenlinien und sanften Windungen, die Feinheit und Durchsichtigkeit der Membran nicht hoch genug zu erheben und wie die zierlich aufgeschwollenen Läppchen werth wären, die köstlichsten Brillant-Gehänge, Edelsteine vom reinsten Wasser zu tragen.

Um diesen Genuß recht zu begreifen, müssen wir Etwas nachholen, was seine Imaginationen bei der gestrigen Aufführung des „Don Juan" beschäftigte. In der

Charlottens zufällig Etwas verschoben, so daß über dem Anschlusse des Nacht-Kleides mehr von ihrem herrlichen weißen Teint sichtbar wurde, als die strenge Jungfrau, die in diesem Punkt mit den Garderobe-Mädchen stets in Streit lag, denselben zu enthüllen hatte gestatten wollen.

Es war vielleicht nur wenige Linien über die Theater-Sitte und über das hinaus, was schon so manche andere Donna Anna von selbst preisgegeben. Wenige Zuschauer mochten es bemerkt haben; auch hatte Charlotte, schnell besonnen, mitten in der leidenschaftlichen Szene den Anzug zu ordnen gewußt.

Aber der Graf mit seinem Falkenauge hatte den flüchtigen Uebelstand bemerkt, und nun war ihm noch mehr, als zuvor, der schöne Körper der Künstlerin ein reizendes Räthsel von köstlichen Formen, an dessen Lösung sich seine Einbildungskraft von nun an geschäftig erzeigte. Der neckende Zufall wirkte hiebei stärker, als die berechnende Coquetterie freigebigerer Schauspielerinnen es bei ihm vermocht hätte. Er ahnte ihre jungfräuliche Sittsamkeit und gönnte ihr schadenfroh das Entweichen einer zu leicht befestigten Stecknadel.

[illegible]

standes Tage und Wochen lang nähren kann, und davon wie von der sparsamst zugemessenen Speise fortlebt, so letzt sich die sinnliche Neigung auch oft und lange an solchen unfreiwilligen Darbietungen und wiederholt sich imaginär die kleinste Gunst des Zufalls oder der Hingebung.

Wer weiß, wie weit der liebestrunkne Graf in seiner Apotheose der Reize Charlottens noch gegangen wäre, — denn dergleichen lebhafte Gemüther sind in der improvisirten Poesie noch unerschöpflicher als in der schriftförmlichen; — wäre nicht in diesem Augenblick der Intendant mit seiner Gattin eingetreten. Letztere begrüßte die Künstlerin freundlich und bat sie, an einem kleinen Gabelfrühstück, das sie bereitet, Theil zu nehmen.

Charlotte, das Kommende schnell durchschauend, stotterte eine Entschuldigung; aber ihr Ablehnen wurde durchaus nicht angenommen. Die Männer drangen so sehr in sie, daß sie nichts mehr vorbringen konnte. Auch in solchen Fällen stand ihr die Wahrhaftigkeit ihres Wesens, das nichts erdichten konnte, im Wege. Sie ließ sich ins anstoßende Zimmer führen, wo sie einen Tisch gedeckt und mit Blumen geziert fand.

Man setzte sich, und da sie die Fassung selten und

ausgesuchten Speisen und geistigen Getränken nicht ohne Appetit. Ja das Bewußtseyn ihrer Gewalt über die Umstände und ihrer Unentbehrlichkeit machte sie froh. Ihrer Ungewohnheit zu solcher Tageszeit der Gourmandise zu fröhnen, dünkten die Delikatessen nur um so schmackhafter: wie ja jeder Sinn die Eindrücke nach dem Verhältniß seiner Enthaltsamkeit aufnimmt und würdigt. — Sie wurde mittheilsam und gesprächig, und war das Ganze unverkennbar eine heimliche Veranstaltung des Grafen, so kitzelte sie ein kleiner Uebermuth, daß sie ihn durchschaue und in Schranken zu halten wisse. Es vergnügte sie, mit seiner Absichtlichkeit ein launiges Spiel treiben zu können.

Die Gattin des Intendanten zeigte sich als eine einfach natürliche, helle Frau. Charlotte suchte, wie eine kluge Diplomatin, bei der Tafelfreude für ihren abwesenden Freund zu winken. Sie hoffte im Stillen, wenn es zur Aufführung seines Dramas käme, ihn persönlich hier zu sehen. Sie zollte dem Vortrage des Grafen ein verdientes Lob und vermißte den angenehmen Eindruck nicht, den der Eingang und erste Akt aus seinem Munde auf sie gemacht. Schade! — schloß sie — daß auch der Versuch des Ungenannten noch so

hin, daß der große Genius auf seinen Geist einen stärkern Einfluß geübt, als auf tausend nicht produktive Leser. Unwillkührlich stellen wir uns dem, was wir lieben und verehren gleich. Nennt sich ja doch der Mensch Gottes Ebenbild, ohne sich darum selbst für einen Gott zu halten. —

So kam das Gespräch wieder auf Göthe und Schiller, verwandte, befreundete Menschen und Dichter, und doch als solche zugleich Erreger eines nie rastenden Streits der Vergleichung. Die Dame des Hauses zeigte auch hier ihren klaren Sinn.

Ich komme wenig an Bücher — sagte sie. Am liebsten greife ich nach Göthe. Er hat für mich mehr Beschwichtigendes als Schiller. Er sammelt mich, ich kann schon durch ein Paar Seiten von ihm erquickt und in den rechten Lebenston gestimmt werden. Jeder Satz von ihm ist von einem beruhigenden Geiste durchdrungen und beseelt. Er kömmt mir vor, wie eine gediegene Speise, die sich durch ihre eigene Kraft verdauen hilft, während man sich mit unkräftigen sogenannten leichten Speisen den Magen verderbt.

Dabei ist es mir aber wirklich rührend, zu bemerken, wie dieser hohe Geist, den man auf der Welt Alles

es ihm seine innere Natur aufschloß, sich unglaubliche Mühe gegeben, seiner Nation das Errungene, das Tiefste in bequem faßlicher Form mitzutheilen. Er hat eine große Kunst darauf verwendet, seine unsägliche Arbeit zu verheimlichen, uns seine Weisheit spielend beizubringen. Er suchte den fortschreitenden Generationen das Beste zuzuschieben, wie etwa ein besorgter Hausvater seinen auf die Reise gehenden Kindern Koffer und Taschen vollstopft, und in jedes Eckchen noch etwas Angenehmes, Nützliches, Sinnreiches schiebt, damit sie im Nothfalle davon Gebrauch machen können, und wenigstens einen dankbaren Blick auf das väterliche Haus zurück werfen möchten.

Ich fühle mich bei ihm immer wie von einem heitern Weisen zur Tafel geladen, der mich stets zuvor in die angenehmste Stimmung zu versetzen sucht, ehe er mir seine geistigen Schätze eröffnet. Diese gastfreundliche Familiarität ist ihm von der Nation nicht immer mit Dank vergolten worden. —

Charlotte war innig erfreut über diese Aeußerung. Sie bekräftigte das Vorgebrachte durch ihre eigene Erfahrung und fügte bei, wie jedes empfängliche und strebsame Gemüth so gern in gleichem Sinne mit ihm wirken möchte. Die Gattin des Intendanten lächelte

nissen nicht zu machen. Jedoch ich kann mich gewissermassen beruhigen. Wirke nur Jedes in seiner Sphäre das Rechte, was die Natur der Sache heischt und suche es auf einen würdigen, lebendigen, harmonischen Ausdruck zu bringen. Alle können nicht Alles thun, ja die Meisten nur Weniges, Engebegrenztes. Aber jedem Augenblick kann sein Recht geschehen. Das ist alles Mögliche. Wenn ich z. B. meinem Gatten, meinen Kindern, meinen Hausgenossen und Freunden bin, was ich seyn kann, — wenn Sie, liebewerthe Künstlerin! ihre Leistungen so recht aus dem Innersten ihres Wesens, des durchgebildeten Körpers und Gemüths schöpfen, so haben wir an unserm Theil so viel gethan, als die größten Geister, und ich denke, Dichter und Philosophen, Könige, Helden und Staatsmänner müssen mit uns zufrieden seyn. —

Daß an diesen Aeusserungen nichts Gelerntes, nichts Aufgefangenes war, zeigte sich, als ihre Kinder, hübsche Gesichter mit hellen Augen, sich bescheiden näherten und von ihr einige Deckerbissen erhielten. Sie sprach mit ihnen so mütterlich natürlich, daß Charlotte die Kinderfreundin, die gute Frau noch mehr schätzte. — Sie [illegible] sich [illegible] bei der Hand und

recht zu erhalten, ein ausgedehntes Hausweſen in der anſtändigſten Form, in Bequemlichkeit und Zier mit weiſer Sparſamkeit darzuſtellen und fortzuleiten, das iſt doch wohl auch ein Kunſtwerk, ein Werk, das einem innern Vorbild, einer Idee entſpricht! Die Dame lächelte zufrieden. Ein Beſuch rief ſie ab. —

Der Graf hatte mittlerweile unbemerkt ſeine Augenluſt an der Künſtlerin gehabt, und, von der Gegenwart des Intendanten wenig genirt, benützte er nun die Gelegenheit, ihr manches Schöne nach ſeiner Weiſe zu ſagen. Er lenkte nämlich das Geſpräch auf die äuſſere Darſtellung, auf Gang, Bewegung, auf den Anzug, lauter Capitel, in denen er ſehr zu Hauſe war. Am liebſten verweilte er bei dem Letztern: in ſeinen ſachkundigen Bemerkungen über Geſchmack und Ungeſchmack in der Kleidung, im Coſtüm, namentlich der Künſtlerinnen lagen ungezwungene Anſpielungen auf den weiblichen Körper, die er aber ſcheinbar mit der feinen Kälte des Fachmannes vorbrachte. Seine berechnete Delikatheit nannte das Wort „Blöße“ nicht, aber ſeine lehrreichen Bemerkungen über die Blöße waren Umſchreibungen jener, und ob zwar das Alles auf dem [illegible]

laſſen an ihr ſelbſt. Der gewandte Graf wußte ſich aber ſo ernſt, ſo zierlich, ſo kunſtverſtändig dabei anzulaſſen, daß ſie den vornehmen und ſchönen jungen Manne unmöglich böſe werden konnte, obwohl ſie ſich das Bedenkliche ſolcher Situationen und Unterhaltungen nicht abläugnete.

Daneben bat er ſie dringend, von den pikanten Speiſen, den würzigen Getränken doch mehr zu genießen. Er nöthigte ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt das Angeſuchteſte auf. Sie war ſo gut organiſirt und zugleich ſo ſelbſtvergeſſend, daß ſie die gewöhnliche, oft zu weit getriebene weibliche Affectation nicht anwandte. Dennoch dachte ſie an einen baldigen Rückzug, denn der Graf hatte ſich nach Männerweiſe ans Glas gehalten und aus ſeinen Augen ſchlug eine gefährliche Flamme.

Als ſie mit einigem Schrecken die Wirkung der Feuergeiſter im Zucken ihrer Blicke fühlte, erhob ſie ſich ſchnell, entwickelte den Männern, und empfahl ſich auf dem Wege der Frau des Hauſes, die erbetene Wiederholung ihres Beſuches nicht ohne innere Scrupel zuſagend.

Sie ging mit einem Umweg durchs Freie nach Hauſe. Es war ein klarer Septembermorgen. Mit [illegible] Blicke ſie auf die umliegenden

alterthümliche Schloß, auf die Giebel des Schauſpielhauſes. Durch jenes fernher ſchauende Thor war ſie erſt kürzlich als eine Unbekannte eingefahren. Was hatte ſich nicht Alles in dieſen Paar Wochen angeknüpft, fortgeſponnen' welche wunderliche Einſchlag-Fäden hatten ſich in den Zettel ihres jugendlichen Lebens hineingeflochten, die ſich zu einem bedenklichen Knoten zu verſchlingen und das gleiche Gewebe zu verwirren drohten' Was Tauſende für eine beſondere Gunſt des Geſchickes gehalten hätten, erſchien ihrer Seele als eine gefährlich lockende Darbietung Das Paradies hatte ſeine Schlange

Doch war ſie im Gemüth heiter geſtimmt, ſie traute ſichs zu, den Knäuel loſe und offen zu erhalten, damit er ſich nicht unauflöslich zuſchlinge

Louiſe hatte ihre Gebieterin kaum erblickt und einige Worte von ihr vernommen, als ſie merkte, daß etwas Beſonderes vorgegangen ſeyn möge, womit denn auch Charlotte der Herzens-Erleichterung bedürftig gegen das neckiſche Mädchen nicht zurückhielt

13

Die Darſtellungen hatten ihren Fortgang Ein

wenn es in der Bade-Saison oder während einer Landestrauer muß, wo es sich dann, wie in alles Unabwendbare, auch in diese Entbehrung finden lernt.

Unsere Gastsängerin durch wachsenden Beifall angefeuert, bot ihrem ganzen Natur- und Kunstvermögen auf; die höchste Anstrengung ward ihr gewissermaßen leicht. Sie fühlte sich gehoben, getragen und durfte sich nicht treiben; die Zuneigung, die ihr Vortrag zu erregen vermochte, kam ihr nun entgegen. Das stets vollgedrängte Haus war mit ihren gelungenen Leistungen höchlich zufrieden und durfte es seyn. Sie war anerkannt und wurde stets gerufen.

Eine solche Jugendfrische und Keuschheit des Organs, verbunden mit der sorgfältigsten Ausbildung, Fertigkeit und Deutlichkeit, veredelt durch ein seltenes Feuer des reingefühlten, durchdachten Spiels, ein solches Kleeblatt von Virtuositäten hatte die kunstsinnigen Bewohner noch nie erfreut.

In den höhern und mittlern Kreisen war jetzt das Spiel der Charlotte Bader ein stehender Gegenstand der Unterhaltung. Darüber war man einverstanden, daß ihr Organ nicht unter die grandiosen gehört, deren Fibern aber oft nur durch ein fühlbares Kraft-Aufgebot [illegible]

ſich leicht umfloren und detoniren. Man nannte es einen ſüß einſchneidenden Gemüthston, der als eine weiche, individuelle Stimme das Ohr wie unmittelbar an die Bruſt der Sängerin hinzog, den Hörer an ihrer innerſten Seele horchen ließ. Ihr deutliches Pronunziren des Textes, wodurch ſie das ganze Sänger-Perſonal verdunkelte, ward ihr beſonders in Rechnung gebracht. Einer nannte Jenes eine Stummen-Anſtalt und machte bemerklich, daß dieſer Uebelſtand, eine verbreitete moderne Schwäche, bei den Alten und Mittelalten gar nicht denkbar geweſen, daß ja das Wort dem Ton erſt ſeine wahre volle Geltung gebe, weil es uns in die Situation des Sängers lebendig verſetze und ſage, was ihn bewege. Hinwieder wiſſe die gewandte und ſchönfühlende Künſtlerin auch verbrauchte Verſe durch gewählten Vortrag wo nicht zu adeln, doch annehmlich zu machen.

Namentlich waren es die Soiréen beim Grafen v. P., wo man ſich gern über intereſſante Erſcheinungen der darſtellenden, der eigentlich lebenden Kunſt unterhielt, und von welchen aus die ausgeſprochenen Anſichten auf weitere Kreiſe der Geſellſchaft ſich verbreiteten; hier war es, wo öffentliche mit Einſicht und Mäßigung dargelegte Beurtheilungen von Künſtlern und Kunſtleiſtungen wohl aufgenommen, parteiiſche, malitiöſe Kritiken aber mit

Ein gerundetes, feingebildetes Organ — bemerkte ein Kundiger — iſt eine Himmelsgabe und das Fundament von Deklamation und Geſang. Ihm dankt unſere liebenswürdige Künſtlerin ihre beſten Erfolge, wenn ſie nach Offenbarung ihrer ganzen Geſangesfülle im sotto voce den Ton wie das reinſte Inſtrument verſchweben läßt und hinwieder in leidenſchaftlichen Momenten die Glanzlichter ihres Tongemäldes einem trefflichen Maler gleich mit Meiſterſchaft aufträgt.

Vergleichung — äußerte ein Anderer — geht doch auch in der Kunſt über Alles. Sie gibt, wenn man nur nicht befangen und für ſein Gewohntes eingenommen iſt, ein feines, ich möchte ſagen, ein pneumatiſches Maß. Wir glaubten ſchon recht große Fertigkeit in Coloraturen gehört zu haben, und doch ſind die übrigen die beflügeltſten, abgerundetſten, wahre Perlen- und Corallenreihen, ſo wie ihre Verzierungen ſtets neu, fein, ſchwunghaft, oft kühn ſind. Und dann ihre hüpfenden Intervalle! Iſt die Sängerin nicht einem Voltigeur ähnlich, wenn ſie die Syringaire wie goldene Pfeile mit Unfehlbarkeit an ihre Zielpunkte trifft.

Wir iſt zuweilen — nahm der feinfühlende Gräfin das Wort — wenn die Sängerin eine ganz einfache

und verſuche ihre Liebe und Sehnſucht nach dem lichten Aether in gezogenen, ſchmachtenden Tönen auszuſeufzen, bis ſie dann, ſich ſchüchtern erhebend, mit immer ſchnellern Flügelſchlägen gegen die Sonne in jubilirenden Paſſagen ſich hinaufſchwingt. Mir wird dann ganz frühlinghaft, ich denke an Lenaus Verſe, wenn er vom Lenz ſagt:

„Er ſchleudert ſeine Sing-Raketen
Als Lerchen in die Luft.

Dieſes Citat verbreitete allgemeine Heiterkeit. —

Charlotte ward durch die Anerkennung, die ihr noch nirgend in ſolchem Maße zu Theil geworden, als hier in dieſer Hauptſtadt, deren unläugbares Element des Kunſtſinnes vielleicht auch ihr Weſen ſchnell auf eine höhere Stufe gehoben hatte, ſehr erfreut, während das Schickſal nach ſeiner Weiſe einige Anliegen, als läuternde Beigabe, hinzuthat.

Der Sänger Carl, der auch unter ihre kleinen Schmerzen gehörte, hatte mit dem wachſenden Selbſtvertrauen auch mehr Beſtimmtheit nach Außen angenommen, indem er ahnete, was günſtige Verhältniſſe aus ihm bilden könnten. Die Zukunft dämmerte erwecklich und aufregend in ſeine Gegenwart herein; ſeine [illegible]

sich der verehrten Genossin, wo er es nur immer schicklich fand, zu nähern, was sie um so eher geschehen lassen konnte, als ihr früheres Zusammenseyn dem Theater-Personal bekannt geworden war. Daß aber auch der enthusiastische Graf von dieser unschuldigen Familiarität Notiz erhalten und nehmen werde, konnte Charlotte wohl ahnen.

Sonderbar, jedoch erklärlich mag erscheinen, daß die leidenschaftlichen Bühnen-Freunde, nachdem die Gastsängerin in mehrern beliebten ältern und neuern Opern geglänzt, sehnlichst nach einer nochmaligen Probe ihrer Tanzkunst verlangten, als fänden sie eine besondere Lust darin, nachdem die Künstlerin ihnen ihre Seele in Tönen hingegeben, nun auch ihren holden Leib in schönster Form der Darstellung und anmuthigen Wendungen anzuschauen. Es versteht sich, daß auch hiebei der Herr Graf eine treibende Macht gewesen.

Die Frage war nun, wenn sich die Sängerin hiezu entschließen sollte, wie es füglich theatralisch einzuleiten seyn möchte. Der Direktor des kleinen Ballets mußte sich mit ihr darüber besprechen. Sie ließ sich nach einiger Weigerung und nicht alsobald besiegten Bedenklichkeiten endlich doch bewegen, ihr Bestes, was sie gleichsam als ein Normales nie außer Uebung gelassen, ihm ehrlich

disch vorzumachen. Er war zufrieden und combinirte unter Beistand des Capellmeisters ein niedliches Tanz-Intermezzo daraus, das ohne Zwang in eine der kleinen idyllischen Opern des Letztern eingefügt werden konnte. Nicht ohne Interesse übte es Charlotte zu Haus und im Saale mit dem Ballet-Corps ein.

Es ging nach Wunsch, und der Erfolg war, wie man es von der Eigenthümlichkeit der Menschen erwarten konnte. Was die Künstlerin in diesem mehr dilettantischen und minder hochstehenden Nebenzweige leistete, wurde, gleichsam als eine Herablassung ihres höhern Genius zu den unschuldigen Gelüsten der Kinder, mit wenigstens ebenso stürmischem Beifall begrüßt, als ihr Edelstes in Gesang und Spiel. Die Kenner mit ihrem feinfühlenden Geschmacke wollten einige Nüancen von unbeschreiblicher Grazie, wahre Vergeistigungen des Leibes bei ihrem Tanze bemerkt haben, wie sie ihnen selbst bei den größten Virtuosinnen dieses Fachs nicht vorgekommen.

Sey es nun dem wirklich so gewesen, oder haben sie sich, wie es in aller Kunst geht, in ihre Darstellung mit besonderer Liebe und vorgefaßter Gunst hineingesehen, sie hatte das rauschendste Lob davon und besonders die Männer wollten ihr von diesem genußvollen Abend an

noch vielmehr wohl, als zuvor. Welche Reaktion aber eine solche Reihe von Triumphen bei dem eifersüchtigen Theile des Theater-Personals hervorgerufen, dieß wollen wir als etwas Widriges und Mißlautendes in unserer Erzählung übergehen.

Es waren duftige, hinauslockende Herbsttage. Das Theater-Personal nahm von einer kleinen Vakanz Veranlassung, eine Partie aufs Land zu verabreden. Ein nicht sehr entfernter Park, wo man Erfrischungen haben konnte, wurde zum Ziel erwählt, das man zu Fuß, zu Pferd oder Wagen erreichen wollte. Man hatte dabei zugleich eine Erheiterung für die liebenswürdige Charlotte im Auge, deren Persönlichkeit man sich in traulichem Zusammenseyn und losgebunden von allem Berufszwange erfreuen wollte. Darum hielt sich die Prima Donna, Madam Brandel, die keineswegs Zeuge der Apotheose ihrer Rivalin seyn wollte, zurück, indem sie eine Unpäßlichkeit vorschützte.

Schon in der Frühstunde fand sich die Gesellschaft vor dem Thore zusammen und bewegte sich, eine lustige Karawane, der Höhe zu. Charlotte ließ sich nicht nehmen, dem Wagen zu entsteigen und sich an die Pilgernden anzuschließen. Im sanftesten Gefühl — sagte sie — sehe ich nichts von der Gegend, es ist für mich

nmer eine blickverwirrende Schaukel, oder eine einschläfernde Wiege.

Die Straße zog ſich ohne ſtarke Anſteigung zwiſchen Gärten und Weingeländen im Bogen hinauf, dann am Walde hin, der, als man das Plateau erreicht hatte, durch hochſtämmige, luftig durchbrochene Eichen im Geſichtskreiſe mit der nebeldufligen, lichtdurchwobenen Ferne einen wirkſamen Gegenſatz bildete, auf welchen der Sohn des Theatermalers, ein junger Künſtler von Bildung, die Geſellſchaft aufmerkſam machte, die ohne eine ſolche Hindeutung den maleriſchen Moment wohl ſchwerlich notirt haben möchte.

Man fand nun die Ausſicht an den dunkel aufragenden Waldbäumen hinweg, hinaus auf die horizontalen zerfloſſenen Ton-Schichten der Ferne ſehr anziehend, großartig und dennoch anmuthig. Gegen die Niederung hin ſchob der Höhenzug des Landes mehrere Ausläufer vor, deren Abſenkung gewöhnlich mit rundlichten, bewaldeten oder angebauten Hügeln endigte, was dem Gelände Abwechslung gab und den Naturfreund an die jüngſte Umwandlung der Erdoberfläche denken ließ.

Unten lag von ſanften, fruchtbaren Anhöhen umgeben die Hauptſtadt, die den rauchenden Schornſteinen nach ihr Daſeyn bereitete.

Die Geſellſchaft war in der vergnüglichſten Stimmung, die Reiter, darunter Carl nicht ungelenk, ja im Angeſicht Charlottens über ſich ſelbſt erhoben, unterhielten die Verbindung zwiſchen den Vordern und Hintern und ließen im Hin- und Hergaloppiren ihre Künſte ſehen. Auch der Theaterdichter, ein ſolcher jedoch ohne Titel und Gehalt, hatte ſich der Geſellſchaft angeſchloſſen, ſo auch der Souffleur, ein gewandtes, in alle Theater Intriken eingeweihtes, ſich ſchlau durchwindendes Individuum. Mußte er das lange Jahr hindurch den großen und kleinen Lichtern jenen oft mehr als dieſen die Rollen zuflüſtern, ſo wollte er nun auch einmal eine ſolche ſpielen und, ſeinem engen Sprachgewölbe, dem Souffleurkaſten, entſtiegen, mit extemporirten Späßen und leeren Witzkasten die Geſellſchaft zu erheitern ſuchen. Da er in ſeinem Berufe die gewählteſte zuſammenhängende Sprache gleichſam als ſinnliches Schall-Organ vorbringen mußte, ſo rächte er ſich an ihr dadurch, daß er ſie in Geſellſchaft zu Wortvielen zerbröckelte oder in Umdrehungen verrenkte.

Unter wechſelnden Geſprächen kam die Geſellſchaft über die Höhe hinweg durch Wald an das erwünſchte Ziel, eine hochgelegene Anlage mit einem fürſtlichen Luſtſchloß, Nebengebäuden, ſchattigen Baumgängen

und mancherlei Anlagen im Walde. Der Schloßvogt ein ſchnurriger Mann, zugleich Reſtaurateur und von der Ankunft der Geſellſchaft zuvor unterrichtet, hatte ſich mit dem Erforderlichen vorgeſehen. Daneben war aber von dem ſchwelgeriſchen Völkchen noch Manches an Speiſe- und Getränke-Vorräthen mitgeführt worden Man wollte nun heute nicht ſparen: es ſollte an Nichts fehlen, was dem Gaumen ſchmeicheln, das Herz erfreuen konnte.

Ein Feinſchmecker, zugleich Eingeweihter der höhern Kochkunſt, that ſich ſogleich mit einer weißen Schürze um und extemporirte ſo den bekannten Iſſlandiſchen Conſulent Wachtel in den „Hageſtolzen“ auf die ergötzlichſte Weiſe, wobei ſein Publikum in den Vortheil kam, nicht, wie im Theater, leer ſchlucken zu müſſen, ſondern die Produkte ſeines kulinariſchen Dilettantismus leibhaft genießen zu dürfen.

Die Zeit des Wartens verkürzte man ſich im Freien und unter den Arkaden des Schloſſes mit Scherz und Spiel. Es fehlte auch nicht an der Würde ernſter Geſpräche. Die Matadore formirten einen engern Kreis, und ließen gern vor der liebenswürdigen Fremden ihre Weisheit ein wenig erglänzen. Der Dichter und Maler hielten ſich auch hier. Namentlich ſprachen diejenigen

hohern Mitglieder des Schauſpiels, die als Komiker vor dem Publikum oft in poſſierlichen, an Karikatur ſtreifenden Rollen auftreten mußten, wie überhaupt in Geſellſchaft, ſo auch hier in gewählten Ausdrücken. Sie liebten es, den Ernſt ihres Weſens, die Bildung ihres Geiſtes zu zeigen, um ſich ſolchergeſtalt ganz von jenen Masken und Fratzen ihres Rollenfachs zu ſcheiden, ſie als ein freies Spiel ihrer Kunſt erſcheinen zu laſſen und ſo die Schmach des Hiſtrionenweſens von ſich abzuſchütteln.

Es iſt doch — äußerte unter Anderm der junge Theatermaler — der darſtellende Künſtler dem Publikum weit günſtiger gegenüber geſtellt, als der bildende. Er wird im Moment durch den Wiederhall der überſtrömenden Gefühle belohnt, die er zu erregen gewußt hat, durch einen unwiderſtehlich ausbrechenden Jubel, der ihm den lebendigſten Dank der Zuſchauer und Hörer augenblicklich fühlbar zuträgt. Er iſt Künſtler und Kunſtwerk zugleich.

Der bildende Künſtler muß ſich, wenn anders ſein Werk ſich nicht alsbald von ihm losmacht und in die weite Welt geht, das Urteil des Publikums da und dort zuſammenhorchen. Er hält die Menge, welcher das Natürliche meiſt beſſer als das Ideale gefällt, für keinen

competenten Richter. Die Mehrzahl der Gebildeten behauptet bescheiden, sie verstehe nichts von der Malerei u. s. w. und spricht sich bloß unter vier Augen aus. Die Kritik der Kenner und Halbkenner ist selten kunstsinnig und gerecht, oft ganz verkehrt, die der Kunstgenossen meist einseitig oder malitiös.

Es ist begreiflich, daß das Höchstgelungene in der bildenden Kunst männiglich, und am Ende selbst Kindern und Affen gefällt. Aber wo sind die Raphaele, Tiziane, Correggios? Keine kunstfrohe, glaubige, begeisterte Zeit erwärmt, begeistert, kleidet und speist uns; keine hochgestellten Lehrer leiten uns, und die aufgehäuften Schätze von Mustern erlangter Vollkommenheit, die Gallerieen, machen durch ihre unerreichbaren Vorbilder den Strebenden nur trostlos.

Ich will nicht behaupten, daß man mit geringerer Mühe ein Mime und Sänger wird, als ein Maler. Wer aber das Talent dazu hat, kann weniger irren, findet eher tüchtige, ihm zusagende, erreichbar dünkende Vorbilder und das Element seines Studiums ist überall in der Welt. Er bringt das schönste Rein-Menschliche, das Charakteristische unmittelbar und mit sinnlicher Gewalt an das Ohr und Herz der Menschen. Das bewegte, von Affekt und Leidenschaft erregte, klingende,

tönende Leben reißt unser Gemüth in ein unabwendbares Mitgefühl, es ist täuschende Gegenwart, nächstes Geschick, die uns ansprechen und in sich hineinziehen.

Sehen wir auf die unendlichen Bilderschätze. Finden wir nicht viele hundert, ja tausend Arten, die Natur, das Leben an- und aufzufassen, und unendlich viele Kunstgriffe der Technik, nur vom Meister selber praktisch mittheilbare, wenn etwa nicht ihm selbst unbewußte Combinationen, es wiederzugeben? Welchen unter diesen unzähligen Kunstwegen soll nun der Zögling einschlagen? Ist es doch nicht möglich, in einem Raphael zugleich auch Tizian und Correggio vereint sich zu denken. Jede Virtuosität fordert den ganzen Menschen. Das ist in der dramatischen Kunst anders. Das unerschöpfliche Leben ist doch immer der Mensch. Seine individuelle Erscheinung gibt der Dichter, welche der Mime zur leibhaften Anschauung bringt. Die Gestaltung entsteht in seiner Imagination von selbst, wenn er neben seinem angebornen Talent dem Dichtergeist durch Bildung sich reproduktiv gewissermaßen ebenbürtig zu machen weiß.

Er wirkt nicht, wie der bildende Künstler, auf den kalten Sinn des Auges allein; er hat nicht auf einer leeren Fläche eine lebendige neue Welt, Nähe und Ferne, Licht und Dunkel vorzuzaubern; er hat nicht mit störrigen

Pigmenten zu kämpfen. Seine ganze Palette beſteht aus ein wenig Schminke oder Korkruß. Sonſt iſt er eine lebende Geſtalt, ja, ſein Talent macht ihn zur belebteſten, mehr, als jede wirkliche, ergreifenden. Was er halbwegs gut macht, das gilt. Man vergleicht ihn nicht, wie ein Gemälde, mit der Natur oder mit größern Kunſtleiſtungen.

Laßt den Dichter auch Etwas vorbringen! — rief der Theater-Poet. — Wie ſelten kommt der Dramatiker in den glücklichen Fall, ſein Stück leibhaft dargeſtellt zu ſehen? Was hat er aber auch dann nicht von dem ſtreichenden Regiſſeur, was nicht von dem Eigenſinn der guten oder der Ungelenkheit der ſchlechten Schauſpieler zu leiden? Sie mißdeuten mich nicht. Ich ſpreche nicht aus eigener Erfahrung; ich habe alle mögliche Urſache, mit der Darſtellung meiner kleinen Vorſpiele und Gelegenheits-Prologe zufrieden zu ſeyn. Niemals wurde ich aber ſtürmiſch gerufen, und daß mich über den als Verfaſſer erhaltenen Beifall noch nie der Schlag vor Freuden gerührt hat, wiſſen Sie, Verehrte! ſo gut als ich ſelbſt. Ward ein ſolcher hie und da laut, ſo ſteckte ihn immer der Schauſpieler für ſeine gelungene Darſtellung ein.

Ich denke aber an den Dichter-Genius, der in

ſtiller Begeiſterung ſchafft und der Welt ein gereinigtes, geſammeltes, kunſtmäßig beleuchtetes, anziehend ſchaubares Bild des Lebens, Novelle, Roman, Epos, hinſtellt. Wer iſt ſein Publikum? — Eine leider oft kleine Zahl da und dort zerſtreuter, ſchweigſamer Leſer, die die ruhige Entwicklung ſeiner Bilder zwiſchen ihre Geſchäfte und Zerſtreuungen hinein an ſich kommen läßt. Fürwahr dieſe ſind ihm noch lieber, als die Schaar der Roman-Verſchlinger, die ein Werk von Jahren in einigen Tagen aufſpeiſt und unverdaut wieder von ſich läßt. Was haben ein Paar kalte, altkluge Rezenſionen, wer weiß von welchen kaum volljährigen Ariſtarchen für ein Verhältniß zu dem lebenslangen Vergießen des edelſten geiſtigen Lebens-Blutes? Was iſt es doch um das Bißchen Lob im langen Leben? Sind denn nicht ſchon eine einzige ſchöne Idee, ein einziges treffendes Lebensbild ihr Lorbeerreis werth?

Halten wir in einem allgemeinen, höhern Blicke Leiſtung und Beifall in Kunſt und Poeſie recht gegeneinander, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Schaffende den beſten Lohn in ſich ſelbſt finden müſſe. Wer ſich nicht Etwas weiß machen kann, wer nicht an die unendliche Wirkſamkeit des Gelungenen und Schönen glaubt, von welcher ihm jedoch ſelten oder nie eine ermunternde

Kunde zukommt, der ſattle ſeinen Pegaſus ab und gehe zu Fuß bürgerlichem Erwerbe nach. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo ein Geiſteswerk die ganze Nation in Flammen ſetzte, wo Antheil und Rührung, Nachdenken und Erhebung alle Stände, Alter und Geſchlechter als ein belebender Strom durchdrang. Die Meiſterſchaft iſt fabrikmäßig geworden. Die Mode nimmt ſich nur das Glänzendſte, Anſprechendſte heraus. Das Uebrige, Gutes und Schlechtes, wird Alles in dem Strom der allgemeinen Conſumtion fortgeſchwemmt.

Darum preiſe ich den Mimen glücklich, der doch ein augenblickliches Zucken in ſeinem Publikum als Magnetiſeur zu erregen im Stand iſt. Deutſchland badet ſich nicht mehr über Sigwart und Werther in Thränen; aber ein deutſches Theater-Publikum ſchluchzt in „Menſchenhaß und Reue" über Eulalien's Buße trotz Schlegels ſatyriſchem Triumph-Bogen und ganze Bänke ziehen ihre Sacktücher hervor, um ihre Wehmuthszähren abzutrocknen.

Beneiden Sie — nahm der Matador des Dramas, ein gebildeter Künſtler, das Wort — Keinen von uns um dieſes momentane Glück der Gegenwart. Denken Sie an Schillers ewig wahres Wort: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!" Er lebt vom Augen-

blick, er ist ein belebtes Kunstwerk und mit ihm sterben alle Gebilde, die er im kurzen, flüchtigen Leben geschaffen. Schiller aber lebt ewig in seinen unsterblichen Werken. Auch hat er, der blutarme, angefochtene, heimathlose Flüchtling noch lebend die Wonne solcher Augenblicke lauten Beifalls genossen. Denken Sie an jene Abende, wo ihm sein „Räuber", „Fiesko," „Cabale und Liebe" auch in Mainz der Bühne, auch Iffland, Beck, Beil in lebendiger Leibhaftigkeit vorgeführt wurden, wo das staunende, entzückte Publikum diese neue Welt mit stürmischem Applaus begrüßte. Ich wage die Behauptung, daß kein Dichter sich die Wirkung vorzustellen vermag, die sein Werk macht, wenn wir es mit unserer Kunst ganz durchdringen.

Solcher glücklichen Momente erfreut sich auch der Tondichter, der doch oft Gelegenheit hat, sein Werk in vollstimmiger Harmonie zu vernehmen. Jene Schöpfungen bleiben aber auch der Mit- und Nachwelt. Wir Mimen und Sänger fahren mit unsern Werken dahin, wir spielen und singen uns zu Tode, wie sich die Grade zu Tode singt; unser Lebensfaden gleicht dem des Seidenwurms, der sich sein eigenes Leichentuch spinnt.

An die Nachwelt — sagte der Dichter — möchte ich nicht appelliren, wenn mich die Jetztwelt im Stiche

ließe. Ich bin überzeugt, daß auch beſſere Dichter, als ich, und die beſten Künſtler zunächſt an ihre Mitwelt denken. Der Dank der künftigen Generationen geht in den Kauf, kann aber über den Undank der Mitlebenden uns nicht hinwegſetzen, in einer kalten Gegenwart uns nicht erwärmen. Ueberhaupt können nur die Größten mit Sicherheit hoffen, auf die Nachwelt zu kommen. Jede Zeit iſt in ihre eigenen Intereſſen verliebt, und ſo auch in die Zeit-Genien, die ſie hervorruft. Sie ermuntert und belohnt ſie. — Wohl baut der Architekt für Jahrtauſende, der Bildhauer bildet wenigſtens für Jahrhunderte, auch des Malers Tableaus dauern viele Menſchenalter. Die Zahl der Anſchauer iſt aber nicht zu berechnen; ebenſowenig die Summe, die Stärke, die Nachwirkung der Eindrücke dieſer Kunſtwerke. Wer will das bemeſſen, abwägen? und ſo iſt auch eurer Wirkſamkeit keine Grenze geſetzt, und flicht euch die Nachwelt keine Lorbeerkränze, ſo dauert doch der Eindruck des Schönen und Tiefen ein Menſchenalter. Eure Worte und eure Geſänge ſind aber auch Thaten voll bildender, ſittlicher Folge, und gehen ſo bei allen Empfänglichen in ſtiller Reinigung und Erhebung des Gemüths auf ihre Nachkommen über. Ja ſind ſie nicht belebende, erhebende, begeiſternde Kräfte für alle ſchaffende Geiſter? Wo findet das ſein Maß, ſeine Grenze, ſein Ende?

Die Redenden hatten nach einem sonderbaren Zuge, während sie sprachen, ihre Blicke immer auf Charlotten gerichtet, wie man wohl auch sonst in Gesellschaft bemerkt, daß die Sprechenden sich am liebsten, wenn auch unbewußt, gegen dasjenige Mitglied hinwenden, das ihnen am meisten Aufmerksamkeit und Antheil, gönnt, bei dem sie eine freie Umsicht, ein unbefangenes Urtheil voraussetzen.

Charlotten war dergleichen schon früher oft begegnet und hatte ihr zuweilen ein Lächeln abgenöthigt, wenn sie, die Schweigsame, wie durch eine magnetische Kraft die Sprechenden an sich zog, und das Ziel oft so disparater Ansichten, so verschiedener Blicke war.

Fast wollte es sie aber jetzt drücken, daß sie dieß Vertrauen so ganz wortkarg hinnehmen und von ihrer Seite keinen Beitrag zum Gespräche geben sollte. Sie entblödete sich also nicht, einige Worte laut werden zu lassen.

Vergönnen Sie, daß ein Mädchen auch Etwas von ihrer Herzens-Meinung über dieses Capitel vorbringt. Es gibt gewiß nur wenige unseres Geschlechts, Künstlerinnen und Dichterinnen, die so stolz sind, an die Nachwelt, an Nachruhm zu denken. Wie sind mit unserm ganzen Wesen an die Mitwelt, ja an die Gegen-

wart, an den Augenblick, räumlich und zeitlich gebunden. Wir Künſtlerinnen leiſten ſprechend und ſingend, kunſtmäſſig, mit mehr oder weniger Bewußtſeyn und Berechnung, was im Leben tauſendfach, frei oder nothwendig ohne Kunſt geſchieht. Wir leben für uns und Andere ein kunſterhöhtes Leben und ſterben daran. Was wollen wir klagen? Wie viele naive, komiſche, rührende, ergreifende Szenen des Lebens geben vorüber, die kein Poet auffaßt, kein Novelliſt bearbeitet? Wie viele kluge, weiſe, herzerhebende Worte werden von lebenden, thätigen, fühlenden Menſchen geſprochen, die mit dem Moment verhallen? Die Sonne nimmt es nicht übel, wenn nur Wenige nach ihren herrlichen Beleuchtungen fragen, wenn ihre himmliſchen Aufgänge verſchlafen, ihre Abendröthen in Arbeit oder Spiel überſehen werden. Die Natur iſt überſchwänglich, bis zum Vergeuden, Vergeſſen reich an Lebendig-Schönem. So auch die darſtellende Kunſt. Wir löſen einander ab, wie Auroren, wie Frühlinge. Es kommen viele Rhapſoden auf Einen Homer, viele Mimen auf Einen Sophokles, Shakſpeare, Göthe und Schiller, viele Sänger und Virtuoſen auf Einen Händel, Mozart, Beethoven. Die Darſteller entzücken ſich und [illegible] an dem unveräuſſerlichen Erbtheil von Schöpfungen ihrer Genien. Der Augenblick [illegible]

den Schätzen der Ewigkeit. Begnügt sich nicht die Welt der Dilettanten, die uns nicht selten erreichen oder überbieten, mit dem Genusse der schönen Stunden, die ihnen in ihren Vorübungen und Produktionen zu Theil werden? Sie fragen nach keiner Nachwelt.

Und doch, wenn ichs recht bedenke, leben in mir nicht, und wohl bis an meinen Tod, die Bilder jener herrlichen Kunst-Abende, die mein junges Gemüth entzückten? Sehe ich nicht lebendig vor mir die geliebten, hochgeschätzten Vorbilder meiner Bemühungen in Spiel, Gesang und Tanz? Trage ich das Alles nicht in mir, wie die Eindrücke aus meinen Lieblingsdichtern, wie die Gemälde, Standbilder, Kirchen und Paläste, die ich je betrachtet und nach meiner Weise genossen?

Wie Vieles hat kräftig auf uns eingewirkt? Vermöchte es nur auch uns recht zu durchdringen, zu heben! Wären wir nur auch im Stande, es wieder so vollkräftig als den Gesammtertrag unsers Daseyns auftreten zu lassen! Wenn es mir in guter Stunde, wenn alle Sterne günstig sind, gelingt, was sie so nennen, begeistert zu seyn, wenn ich in Wort, Ton, Bewegung meine ganze Seele zu legen vermag, wenn Alles, was in mir ist von Kunst und Leben, von Talent und Schicksal, sich gleichsam in den Moment zusammendrängt.

wenn ich mit mir ſelbſt, wie mit einem andern Weſen zufrieden bin, dann iſt mein erſt Gefühl ein Dank zu Gott für ſeine Himmelsgunſt. Es fehlt ja dann nie, daß mir das Echo des mitbewegten Publikums erfreulich antwortet. Das Rechte iſt getroffen, ein ſchöner Moment iſt gelungen. Ich frage nicht um die Weiterwirkung. Was geht mich die ferne, fernere, papierne Ewigkeit an? Ich bin zufrieden, ich habe mein kurzes, ſchnell verrauſchendes Leben dem Schönen dargebracht zu haben. Die Zeit ließ mich ſchwächliches Ding entſtehen; ich will gern vergehen mit ihr. Der ſteigende Sommer meines Lebens iſt ein zartes Sonnengewebe, ich will zerſtieben mit ihm.

Ihre Stimme wurde weicher. Ihr Auge war gelenkt; dann erhob ſie es und blickte, wie über ihre überfließende Rede erröthet, umher. Der junge Sänger Carl ſtand ihr bewegt, erſtaunt, horchend gegenüber. Ihr Blick fiel auf ihn. Ein Gedanke an jene Jugendtage durchzuckte ſie. ‚Einſt und Jetzt‘ — Sie kreuzte ihre Hände über ihrer Bruſt und rief mit gebrochenem Ton unter hervorſtürzenden Thränen: ‚Es lebe die Ewigkeit der Minute! Wir ſpielen das Leben; wir leben und ſterben an dieſem Spiel!‘ —

14

Man hat nicht immer ſo wohlgeneigte Zuhörer, als unſre ſchöne Rednerin. Die Geſellſchaft nahm ihre Aeuſſerung, bei welcher ſie ſich nach Art der Wenig-Sprechenden einer wachſenden Bewegung hingegeben, mit beifälligem Enthuſiasmus auf. Vor allem aber war der Sänger Carl davon ergriffen. Es drängte ihn unwiderſtehlich, ſich dem holden Weſen zu nahen. Er entblödete ſich nicht, ihre Hände zu ergreifen, ſie an ſeine Bruſt zu drücken und ihr mit feuchtem Blicke zu ſagen, daß ſie ihm ganz aus der Seele geſprochen.

Wie wohl that ihm, als ſie ihm ſo nahe, ſo liebenswürdig aufgeregt in ſein brünſtiges Auge ſah.

Ueber dieſer affektvollen Situation hatten die Verſammelten ganz überhört, daß ein Cabriolet angefahren war, dem der Graf Albert mit dem Intendanten entſtieg.

Dieſe hatten die Szene gerade noch mit angeſehen; dem Falkenauge des Grafen war nicht entgangen, wie Charlotte der Mittelpunkt der geſelligen Gruppe geweſen und wie der junge Sänger in überſtrömendem Gefühl ſich mit ihr verflochten.

Er ahnete ſchon ſeit einiger Zeit in dem Blondkopf einen Rival und empfand eine ſtarke Anwandlung von Aerger, daß die Höhe ſeiner Geburt und ſeine ſonſtigen glänzenden Eigenſchaften gewiſſe jugendliche Eindrücke nicht ſollten verdunkeln können; — aber gerade das, was einer eroberungsſüchtigen Künſtlerin ungemein geſchmeichelt haben, was ſie weiter cultivirt haben würde, empfand dieſe jungfräuliche Seele nur als ein Gefühl des Abſtandes, das jede wärmere Neigung in ihr zurückdrängte.

Der bei aller ſieggewohnten Heftigkeit dennoch beſonnene junge Edle rang aber, um ſich nicht um den heitern Tag und wer weiß welche günſtige Darbietungen zu bringen, das widrige Gefühl der Eiferſucht in ſich nieder und bezeugte ſich zuerſt mit Berechnung, dann bald in wirklich guter Stimmung und Laune ſo herablaſſend, ſo leutſelig, daß ſich die ganze Geſellſchaft an ſeiner Liebenswürdigkeit erquickte und zur ſchönſten Einheit der Luſt erhob.

Er wußte aber wohl, welche Perſpektive das belebende Prinzip der Tagesfreude des Künſtler-Völkchens war und wie die allgemeine Behaglichkeit ſich auf dem ahnungsreichen Hintergrund einer wohlverſorgten Küche abhob. Er erkundigte ſich alſo nach dieſer, nahm ſelbſt

Angenehm von den dießfallsigen Vorkehrungen ein, trat mit dem in angestrengter Thätigkeit begriffenen Gemahlen Wachtel collegialisch zusammen, legte in seinen Anordnungen eine tiefe Kunde von feinen, raffinirten Gerichten an den Tag, paragirte den Speisewirth, den Kellner und gieb von allen Seiten, so daß unter den heitersten Erwartungen und Scherzen auf der Terrasse des Schlosses die ziemlich lange Tafel bei guter Zeit gedeckt, mit Blumen gezirt und sonst glänzend ausgestattet wurde.

Als nun endlich die ersten dampfenden Schüsseln aus dem Wirthschafts-Gebäude herangebracht wurden, überzog alle Gesichter des lustigen Zirkels ein gewisser vorfreudenvoller Ernst, mit welchem Jeder seinen Platz suchte, sich behaglich darauf festsetzte, und, jede Störung zu beseitigen bestrebt, mit rechter Applikation und Sachkenntniß das Werk in Angriff nahm.

Wir möchten jedem Leser eine solche Tafelfreude gönnen, für rufe ihn seine besten zurück, seine Imagination und aber Mühe haben, sich zu der Lust der Bühnenkünstler, die wie Krieger in den Tag hinein leben, zu erheben.

Scherz und Ernst wechselten anmuthig. Neben hellen Gedanken, jovialen Einfällen, gemüthlichen Er-

güssen der Laune und des Gefühls drängten sich auch Schnacken und Schnurren herzu. Selbst die scurrilen Albernheiten des Souffleurs wurden nicht zurückgewiesen und wenn er unter Anderm den Sänger Carl, dessen Blick sich in den schönen Arm Charlottens vertiefte, damit aufzog und ihn ganz „arm-selig" nannte, so wurde der deutsche Caimbourg, der Beide in eine pikante Verlegenheit machte, nur um so mehr mit Applaus aufgenommen. „Verzeihen Sie meine Ungezogenheit!" — rief er noch — „Ich bin ja nicht zu Wagen gekommen." Man lachte über den Wortwitz.

Als man nach mehreren Gängen höchst ausgewählter Schüsseln und reichlich genossenem altem Wein an den Nachtisch gekommen war, zeigte sich der Graf höchst splendid, indem er nicht nur einen tüchtigen Korb mit Champagnerflaschen preisgab, sondern auch die Platten mit einem Uebermaß von delikaten Confituren behäufen ließ, woran dieses Völkchen nie zuviel hat. Daß der Festgeber Charlotten das Erlesenste, mit bedeutsamen Devisen Umhüllte davon zuschob, läßt sich wohl denken.

Man brachte auf die Munificenz des Erlauchten ein dreifaches donnerndes „Hoch" aus.

Auf einen Wink des Intendanten nahmen die Sänger ihre Hefte zur Hand: — es erklang vierstimmiger

Geſang, wechſelnd Ernſtes und Komiſches, aus Kehlen, die gerade im rechten Stadium der Kraft und Sangluſt waren. Zum Schluß gaben ſie das Katzen-Duett, eine burleske Travestie nach Roſſini, die dieſem gewiß ſelbſt ein Lächeln abnöthigen würde.

Der Souffleur ergriff den Moment und bat um Erlaubniß, eine ähnliche Poſſe in Proſa vortragen zu dürfen. Es war der Brief eines affektirten Schneidergeſellen an ſeine Geliebte, in welchem der Spaßmacher eine Muſterkarte ſeiner Wortſpiel- und Wortverdrehungen aufſtichte, deren Mittheilung dem Ernſt unſerer Erzählung nur ſchaden würde, da meine Leſer ſchwerlich in der Stimmung jener Geſellſchaft ſind, die ſich in eine leichtſinnige Nachſicht mit ſolchen Lizenzen hineingelebt hatte und in tollen Späſſen ſchon ſo weit gekommen war, daß das allgemeine Lachen, als aufgenöthigtes Müſſen, ſelbſt wieder zum Lachſtoffe wurde, und ſich gleichſam ins Unendliche in ſich ſelbſt ſpiegelte.

Man konnte jetzt den affektirten Briefſteller ertragen, wenn er von dem reizenden Anzug ſeiner Schönen als von einer geſchmackvollen „Anzüglichkeit", von ihrem Verſchmähen frecher „Auslegungskunſt", von ihrem liebenswürdigen „Vorſtellungsvermögen", ihren unwiderſtehlichen „Augenblicken" ſprach.

Man honorirte jedoch den Souffleur für ſeinen Vortrag auf ſehr verſchiedene Weiſe. Die Einen applaudirten ihm, die Andern nannten ihn Meiſter im Judenwitz, der nie an den Humor reiche, ſondern immer nur mit Worten, Wortſchall und Bedeutung, mit Begriffen die Volte ſchlage, was eben für Tag- und Wochenblätter und für luſtige Geſellſchaft gut genug ſey, aber der eigentlichen National-Litteratur fremd bleiben müſſe.

Am Ende hätte der loſe Vogel noch übel wegkommen können. Wie es Leute gibt, die an einem zurückgehaltenen Witz erſticken würden, ſo ging es ihm mit dem Muthwillen. — Wenn ſich da und dort ein Frauenzimmer erhob und wieder ſetzte, ſo wußte der bewegliche Ueberall und Nirgends ihr unbemerkt ein Inſtrumentchen unterzuſchieben, das den Schrei einer jungen Katze von ſich gab, was Spaß verurſachte. Es war eine hölzerne Kindertrompete an eine mit Roßhaar gefüllte Blaſe befeſtigt.

Ein Sänger paßte dem Souffleur auf, entwand ihm ſein Inſtrument und fing dann an, mit ſeinem ſchwanken Spazierſtock tüchtig auf deſſen Rücken loszuhauen. Nun weiß ich doch — rief er zornentbrannt dazwiſchen — woher die verfluchten Töne kamen, die

mich neulich dem Gespötte des Publikums preisgaben.

Man that dem Erbosten Einhalt und verlangte den Zusammenhang der Sache zu wissen, der sich endlich, als die tragi-komische Szene ausgespielt war, folgendermaßen herausstellte.

Der Sänger hatte einmal in einer Priesterrolle wiederholt zu singen „Drum betet!“ — Dieß klang aber aus seinem Munde, wie: „Trompetet!“ — und weil dieß schon in der Probe vom Capellmeister gerügt und von den Andern belacht wurde, ohne daß er seinen Dialekt bewältigen konnte, so unterfing sich der Souffleur, während der Aufführung der Oper bei dieser Stelle sein Trompetchen unterirdisch ertönen zu lassen.

Niemand wußte damals recht, woher die Töne kamen, aber das spielende Personal konnte sich in die rührende Szene hinein kaum des Lachens zu erwehren. Das Publikum merkte den Spaß und brach in laute Heiterkeit los — Der Verdacht des Sängers hatte sich jetzt als begründet erwiesen. Seiner motivirten Züchtigung des Frevlers fügte der Intendant, als Wächter über Würde und Ernst der Bühne, abgesehen nämlich von den Anzüglichkeiten der Possen-Dichter, noch eine Strafpredigt bei. —

Ein armer Teufel, der die umliegenden Vergnügungsplätze als Deklamator ausbeutete, ließ sich auch hier vor dem Lustschloß sehen und bat, sich hören lassen zu dürfen. Der Intendant verweigerte es aus Gründen; der Graf aber versprach sich einen Spaß mehr und ließ ihn gewähren. Nun wird aber das Corps der Künstler durch Nichts mehr disgustirt, als wenn ein Afterkünstler ihre Leistungen willenlos parodirt oder ins Lächerliche und Verächtliche travestirt.

Der herabgerissene Rhapsode legt sein ärmliches Bündelchen seitwärts auf den Boden, zog seine von Schaben zerfressene Pelzmütze vom dünnbehaarten Schädel, strich eine graue Locke von der Stirne und begann, den allbeliebten „Kampf mit dem Drachen" zu rezitiren, — doch nein! — eine kreischende, durchaus falsch betonte Deklamation mit den ausgreifendsten, eckigtsten Geberden und gräulichen Grimassen zu begleiten, um durch sie die Ballade recht zu versinnlichen, das Längstvergangene in die Szene der Gegenwart dramatisch zu versetzen. Die Gesellschaft, einen Mißgriff namhafter reisender Deklamatoren als Zerrbild im anamorphischen Spiegel erkennend, lachte nicht; sie bezeugte sich aufmerksam und, je weiter der Graukopf die Geschmacklosigkeit trieb, destomehr beklatschte man ihn. Der

Intendant fertigte ihn jedoch nach dieſer erſten Probe, welcher er wohl vor Kunſtgenoſſen gern noch mehrere hätte folgen laſſen, mit einem Geſchenk ab. — An den Mienen und Winken der Matadore hatte er bemerkt, daß ſie den Vorgang für einen Muthwillen des Grafen und für eine Touche ihrer Kunſt-Ehre hielten.

Mit richtigem Takt fühlte aber der Graf, daß nach dieſen Extravaganzen ernſte vierſtimmige Geſänge am Beſten wieder einlenken würden. Dieſe, alsbald veranſtaltet, nahmen ſich unter den Hallen des Schloſſes trefflich aus. Auch der vom Caſtellan geöffnete, mit Fresken gezierte Saal, eine prächtige Rotunde, wurde akuſtiſch erprobt. Hier griffen denn auch die Künſtlerinnen ein und Charlottens aus dem Herzen zum Herzen dringende Metalltöne erklangen in dem bekannten Mozart'ſchen Quartett aus der Zauberflöte: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden ꝛc.," zu Jedermanns Entzücken.

Man beſtieg darauf das Belvedere, und erfreute ſich der unermeßlichen Ausſicht auf die von fernen Höhenzügen begrenzte Niederung, ein geſegnetes Land voll Abwechslung, ein herzerweiterndes Panorama von luſtigen, duftigen Formen und Tönen.

Der Unterhaltungen, welche die Nachmittagsſtunden

füllten, gedenken wir noch wegen einiger charakteriſtiſchen Züge und eines kleinen tragiſchen Ereigniſſes.

Auf Antrieb des Grafen luſtwandelte die Geſellſchaft in den Gängen des Parks. Man zerſtreute ſich; man fand ſich wieder. Mit gewandter Diplomatik und Strategie wußte er die Gefährten Charlottens von ihr nach und nach wegzumanövriren und mit ihr nun einen einſamen Pfad einzuſchlagen. Hier in dem ſonnendurchleuchteten Laubdickicht machte er ſofort von ſeinem Jägerrecht Gebrauch, überſtrömte von feurigen Erklärungen, beſchwur ſie, nicht kalt, nicht unerbittlich zu ſeyn, ſich ſeine Huldigung, die Verehrung ihrer Schönheit und Tugend, ihrer Kunſt, ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit gefallen zu laſſen.

Das gute Kind war im peinlichſten Zuſtande. Aehnliches war ihr noch nie vorgekommen. Das Gewöhnliche war ſie in ihrer Unſchuld noch nicht gewohnt. Die Umgebung, die Naturfreiheit des Waldes lieh dem Feuer des jungen, ſchönen, vornehmen Mannes den Schein der Wahrheit, des wirklich Empfundenen. Was ihr aber als ein Imaginirtes ohne Zweifel geſchmeichelt haben würde, das bedrängte in dieſer ſinnlichen Nähe und Unmittelbarkeit ihr fein fühlendes Gemüth. Sie hatte ſich ſeines Umfangens, ſeiner Liebkoſung zu erwehren

Sie athmete leichter, als ſich der Pfad gegen eine Freiung im Walde lichtete und hier bei einem kleinen Dianen-Tempel ſich Verſchiedene von der Geſellſchaft ſchon zuſammengefunden hatten.

Die Augenblicke drängen!' — flüſterte ihr der Graf zu. — Ich bin zu bewegt, um Ihnen Alles ſagen zu können. Ich werde Ihnen ſchreiben. Nehmen Sie es gütig, nehmen Sie es liebevoll auf!'

Als ſämmtliche Glieder verſammelt waren, beliebte man ein Pfänderſpiel. Eine in der Geſellſchaft befindliche Matrone wollte ſich nicht dazu herbeilaſſen; ſie wurde aber von Herren und Damen zur Theilnahme genöthigt.

Es war Madam Krauſe, einſt Prima Donna der fürſtlichen Bühne, verehrt vom Publikum, geſchätzt vom Hofe, beliebt bei der ganzen Stadt. Mit vorrückenden Jahren, ſchwindenden Reizen, verlorner Jugendfriſche der Stimme in immer ältere Rollen geſchoben, endlich aus den ſerioſeſten Heldinnen hinausgedrängt, bloß noch beim Kirchengeſang, an welchem weniger gelegen ſchien, geduldet, wurde ſie mit der Obliegenheit, Eleven für das Theater muſikaliſch zu unterrichten, penſionirt. Sie erwies ſich auch hier willfährig, nützlich, freundlich und ward die Vertraute und Berathrin der in bedenkliche,

ſchlüpfrige Bahnen hineinwachſenden jungen Sängerinnen.

Von Kuppelei hielt ſie ſich rein und nur anſtändigen Neigungen, ernſten Herzensangelegenheiten that ſie, wo nicht Vorſchub, doch keine Gewalt an. Auch in ihrem Alter trug ſie noch Züge ihrer ehemaligen Wohlgeſtalt. Es that ihr wohl, wenn ſie in Erinnerung früherer, ſchönerer Tage vor ihren Lieblingen von ihrer ehemaligen Kunſt, von genoſſenen Huldigungen reden, wenn ſie hohe Namen ausſprechen durfte, die ſich in allen Ehren um ihre Gunſt beworben. Wie etwa ein betagtes Mütterchen, als ſittlicher und geſchichtlicher Mittelpunkt einer zahlreichen Nachkommenſchaft, dieſe in Leid und Freud immer noch zuſammenhält, ſo hatte auch unſere Bühnen-Veteranin ſtets einen Kreis von Jüngern um ſich, die ſich in Anhänglichkeit zu ihr begegneten.

Sie war alſo gern oder ungern auch Theilnehmerin am Pfänderſpiel. — Es kam beim Pfandlöſen zum „Hangen und Verlangen". Wenn es aber an die Küſſe geht, ſo denkt jeder Gelbſchnabel an die beſte Schnabelweide. Carl hatte die erſte Löſung; er durfte verlangen. Ihm pochte das Herz ungeſtüm. Dort ſaß die Angebetete. Sollte er ſie nennen? Vielleicht wars der erſte und letzte Kuß, den er ihr geben durfte. Welch eine

Wonne! Immerhin ein Schritt zu näherer Vertraulichkeit. Er ahnte wohl, daß unter gewiſſen Umſtänden ein Kuß mit den Körpern die Seelen bindet. — Dann fiel ſein Blick auf die gute Madam Krauſe. So weit er ſeine Genoſſen kannte, blieb ſie wahrſcheinlich peinlich lange ſitzen. Sie hatten wohl wenig Luſt, den runzlichten Mund zu küſſen — Sein Genius ließ ihn ihren Namen ausſprechen. Sie ward wie verjüngt, hüpfte luſtig zu ihm hin und, — wie wenn dreißig Jahre an ihrem Leben geſtrichen worden wären, — gab ihm einen herzhaften Schmatz, der ihm, man darf es glauben, im Herzen wohl that.

Charlotte, die wohl an eine andere Wahl bei ihm gedacht haben mochte, war entzückt über das Zartgefühl des Jünglings. Eine Thräne trat ihr ins Auge; gern wäre ſie auf ihn zugeſtürzt und hätte ihn mit dem wärmſten Kuſſe für ſeine Reſignation belohnt. Sie ſchrieb es ihm in ihrem Herzen hoch an.

In dieſe Empfindungen hinein ward dem Grafen durchs Loos die Gelegenheit, nach Charlotten zu verlangen und ſich das flüchtige Glück zu verſchaffen, bei dem ſie jetzt gerade weniger empfand, als ſich der ſchöne junge Mann ſchmeicheln mochte.

Der Abend ſenkte ſich herein; noch war man der

Luſt nicht ſatt. Was konnte ihr Beſſeres folgen? War nicht Alles proſaiſch, zu was man aus ihr zurückkehrte?

Der Graf hatte einen luſtigen Ausdruck, der ſprichwörtlich geworden war: „Der Tag muß womöglich mit einem Knall endigen.“ Das ſollte nun auch im eigentlichen Sinne geſchehen. Er hatte Feuerwerk mitgebracht und mehrere Paar Piſtolen.

Da ging nun bald ein Knallen, ein Praſſeln und Platzen los. Die Frauenzimmer, zuerſt ſchüchtern, feuerſcheu, zeigten ſich, wenn nur der erſte Schrecken überwunden war, am hitzigſten, tollkühnſten; die Männer hatten ſich vor ihrem leichtſinnigen Ungeſchick in Acht zu nehmen. Der Graf lud für Charlotten ein Paar elegante Terzerolen, welche ſie mehrmals mit amazonenhafter Grazie losbrannte.

Es war nahebin alles Pulver verſchoſſen, als auf einmal ein Geſchrei erſcholl. Es war Carl, der wie beſeſſen umher rannte, dann ſeinen Rock, aus deſſen Taſche Feuer ſprühte, ſich vom Leibe riß und mit Füßen trat. — Er war am Schenkel verletzt, was er nicht alſobald geſtand, indem er den Schmerz verbiß. Er wußte nicht, wie die Entzündung geſchehen; er hatte kein Feuerwerk in die Taſche geſteckt. Es mußte ihm aus Muthwillen im Gedränge ein Bündel Schwärmer mit ſchon brennen-

dem Zunder hineingeſchoben worden ſeyn. Wem ſollte er dieſen malitiöſen Spuck beimeſſen? Wohl mochte er unter dem Theater-Perſonal ſeine Neider haben. Vielleicht mißgönnte man ihm das Wohlwollen des verehrten Bühnen-Gaſtes. Oder ſollte vielleicht der Graf — ? — Nein doch! Das wäre gar zu ignobel.

Charlotte erkundigte ſich theilnehmend nach der Sache. Er geſtand ihr im Stillen, daß er Brandſchmerzen fühle, daß er aber dem Thäter keine Schadenfreude machen wolle. Sie hätten heute — ſagte ſie, indem ſie ihm mitleidig die Hand drückte — wohl etwas Beſſeres verdient, als dieſe bübiſche Behandlung. Dann ſprach ſie ihm dringend zu, auf der Stelle zur Stadt zurück zu kehren und einen Wundarzt aufzuſuchen, auch ihr morgen ſogleich von ſeinem Befinden Nachricht zu geben. Sie hatte keine Ruhe, bis ſie ihn mit Madam Krauſe und ein Paar andern Frauenzimmern in den Wagen ſteigen und abfahren ſah.

Die „Schwärmerei" hat doch ſchon viel Unheil angerichtet' rief ihnen der Souffleur nach.

Mit dieſem unangenehmen Vorfalle ging die Tagesluſt auf die Neige, die in einigen Mitgliedern überdieß eine bedenkliche Exaltation erregt hatte.

Der Graf bewies Charlotten noch viele Aufmerk-

ſamkeit, mochte aber wohl ahnen, daß ihr Gemüth anderswo betheiligt und weniger empfänglich für ſeine Artigkeiten ſeyn möge.

Mehr, als die vielleicht unbedeutende Verwundung Carls beſchäftigte ſie der Muthwille, der ſie veranlaßt und der Gedanke, wer wohl der Thäter oder Urheber ſeyn möchte. Sie blickte mit weiblicher Umſicht in ein vielleicht folgereiches Uebelwollen gegen den anſtrebenden jungen Mann hinein und dieſer Skrupel machte ihr zu ſchaffen. Sie war auf der Rückfahrt wortkarg gegen ihre luſtige Begleitung und fühlte einen wehmüthigen Nachklang der lauten Freudeſtunden.

15.

Charlotte hatte an Richard, der ihr und ſeinem Bruder Carl zu wiſſen gethan, wo und wann ein Brief ihn treffen könne, über den Erfolg ihrer Bemühung wegen des Fauſtiſchen Dramas, deſſen Produktion von der Direktion im Hinblick auf den jetzigen Geſchmack des Publikums beanſtandet und in ſehr zweifelhafte Ausſicht geſtellt wurde, geſchrieben, und ihm aus ihrem neueſten Leben mitgetheilt, was ſeine Theilnahme anſprechen konnte.

Ebenſo hatte Carl dem Bruder von ſeinem Bühnen-Schickſal Nachricht gegeben und dabei Charlottens perſönliche und künſtleriſche Liebenswürdigkeit warm und treu geſchildert.

Eines Abends, als ſie von einem Gang ins Freie zurückkam, fand ſie ein Schreiben von Richards Hand auf ihrer Toilette. Sie drückte es an ihre Bruſt und errötbete darob unbeachtet vor ſich ſelbſt. — Carl, erſt kürzlich von ſeiner Brandwunde ganz hergeſtellt, hatte es in ihrer Abweſenheit gebracht.

Er ſchrieb unter Anderm:

Wie haben mich die Zeilen ihrer Hand überraſcht! Wie ſprach mich der Inhalt ihres Briefes ſo wunderbar an! Ich hörte ſie reden. Sie waren es — und doch, wie ganz anders noch ſchrieben Sie, als Sie ſprachen! Ich fühlte das wohlthuendſte Behagen dabei, den gewählten, reifen, beſonnenen Styl, aus dem mir ſelbſt ein hohes Vorbild herausleuchtete, in Ihren lieben, vertraulichen Sprachton zu überſetzen. Was ſie mir über meines Bruders Talent und Eifer ſagten, hat mich ſehr gefreut. Unſer Vater hat ſeinem frühen, doch keineswegs jugendlich leichtſinnigen Hange nur mit Widerſtreben nachgegeben. Warum ſollen auch dramatiſche Künſtler nur immer aus anderwärts aufgebrannten

Jünglingen hervorgehen; eben wie man ſonſt nur aus Leichtſinn oder Verzweiflung Soldat wurde.

Ich habe für Sie Beide einige Blättchen voll Bemerkungen, Einfällen ꝛc. beigelegt. Nehmen Sie ſie gütig auf. Wir alle ſtreben gewiſſen Vorbildern nach; dieß befeſtigt unſere Richtung. Das Klaſſiſche beſeitigt viele vergebliche Verſuche, viele Ablenkungen von der rechten Bahn, viele Extravaganzen des noch unentſchiedenen Talents. Aber die Wahl eines trefflichen Vorbildes ſetzt ſchon einen richtigen Sinn voraus. Uns gelingt das Beſte nur, wenn wir es in die Seele eines hochſtehenden, verehrten Genius hinein ſchaffen und ausbilden.

So habe ich es in meinem Fachſtudium, ſo in meinen dilettantiſchen Verſuchen gehalten. Ich wollte es dem Meiſter zu Danke machen, ich weihte es ihm in Gedanken, wenn er auch nie das Geringſte davon ſah oder erfuhr. Das Publikum war mir immer ein vielköpfiges, vielſinniges, zerſtreutes Ding, das ich nicht umhalſen, nicht an meine Bruſt drücken konnte, wie ich oft in der Phantaſie mit dem Meiſter that.

Gegenwärtige Gedankenblättchen habe ich aber recht eigentlich in Ihre liebe Seele hinein aufgezeichnet. Sie ſind mein Publikum, ja Sie ſind mir lieber, als die

ganze Leſewelt, von der ich keine Seele ſo lebendig kenne, ſo liebe und ehre, wie Sie — Sie werden leſen und das Brauchbare leben. —

Im Verfolge eröffnete er ihr, daß ihm durch gelehrte Freunde und hohe Gönner Hoffnung zu einer ehrenvollen und einträglichen Anſtellung in Berlin beim Bergbau Departement gemacht worden, daß er aber zunächſt einer wachſenden Sehnſucht nach der Heimath nachgeben möchte, auf welchem Weg er dann auch Sie und den Bruder grüßen könnte, wornach er ein um ſo größeres Verlangen trage, als er ſich von Beiden nach längerer Trennung nur ein unbeſtimmtes Bild mache, das ſeinen Sinn, ſein Gemüth zu leibhaftem Schauen hindränge.

Er fügte noch Einiges bei, was ihrem Herzen wohl that. — Wir geben die Gedankenbläuchen, die ein Leſer, der nur Geſchichte will, unbeſchadet dieſer, leicht überſchlagen kann.

* * *

Ueber die Macht des Angeborenen iſt nicht ſo leicht zu urtheilen. Der Menſch, von unzähligen Menſchen umgeben, hat doch ſelten Gelegenheit, Sinn und Geduld, Scharfſinn und Seelenkunde genug, dieſen Bildungs-Keim, deſſen Faſern im Unſichtbaren, im

Unendlichen wurzeln, in ſeinem Uranfange zu beobachten. Wenn er zu Tage kommt, tritt ſogleich das Element des Lebens, der Erziehung, der Uebung hinzu. Wohl mag und muß alles recht Tüchtige angeboren ſeyn. An Säuglingen, an Unmündigen bemerkt man ſchon, daß ſie ein Natur-Element wählen, verſchiedenartig anziehen, ablehnen, bald ruhig, ſanft, bald ruck- und ſtoßweiſe, daß ihnen verſchiedene Thätigkeiten verſchieden gelingen. Später ahnet man gewiſſe Idioſynkraſieen im innern Weſen des Kindes.

Warum ſollten nicht wohl, kräftig, regſam, empfänglich gebildete Organe ſich durch entſchiedene Hin- und Abneigungen beurkunden? Hiebei entſteht dann ſogleich Verlangen nach Wiederholung, Verſtärkung, Uebung, Fortbildung.

Es iſt von Intereſſe, zu erforſchen, welche Talente, Vorzüge, Virtuoſitäten die Vorältern eines Individuums beſeſſen, nach welcher Richtung der Familien-Zug hinging. Im Schneiderſtamm erblüht wohl ſelten ein Maler oder Muſiker. Es läßt ſich zuweilen verfolgen und nachweiſen, wie unzulängliche Anſtrebungen, Anläufe mehrerer Generationen erſt im Enkel zur herrlichſten Blüthe gediehen.

Wie kein Gelehrter, ſo fällt auch kein Künſtler

vom Himmel. Er iſt Menſch vom Menſchen erzeugt. Kunſt iſt eine leiblich-geiſtige Erbfolge. In Biographieen iſt mir die Herkunft oft das Intereſſanteſte. Leider finden wir ſtatt dieſes Rückblicks ſelten mehr, als das trockene Geſchlechts-Regiſter.

* * *

Talent und Genie? Die Natur und die Sprache grenzen ſie nicht ſcharf ab. — Talent iſt frühzeitig, ſpezifiſch, entſchieden. Man denkt bei ihm an Luſt, Trieb, Geſchick, Aneignung, Combinationsgabe, Gedächtniß, Takt, unverdroſſene Regſamkeit, Selbſtbewußtſeyn. — Genie iſt allgemein, vielſeitig, umſchauend, von Erwärmung, Begeiſterung abhängig, daher zuweilen läßig, verdroſſen, demüthig, verzweifelnd, dann wieder voll Wärme, Licht, Heiterkeit, Phantaſie, thätig wie das Talent, nur in reichern Bezügen, Neues verkündend, Leben geſtaltend.

Das Genie hat ſein Fundament in der Seele, im Lebensgefühl, in der ſittlich religiöſen Anſchauung des Daſeyns, in der ſchaffenden Phantaſie. Talent ſtammt aus dem Verſtande, der Entwicklungs-, der Combinations-Gabe. Genie iſt Anſchauung, Talent iſt That; jenes Peripherie, dieſes Radius. Das Genie iſt ruhig, ſinnig, ordnend, organiſch bildend, klar, faßlich. Das Talent

erregt oft Verwunderung, Erſtaunen, weil es auf Uebung und Fertigkeit beruht. Es erſcheint künſtlich, das Genie natürlich. Was Manche genial nennen, iſt oft das Gegentheil, iſt verworren, extravagant, lückenhaft, wild, bombaſtiſch.

Es gibt tauſend Talente gegen ein Genie. Wenige Menſchen ſind ohne irgend ein Talent. Der phyſiognomiſche Blick führt uns oft irre. Hinter dem widrigſten, ſtupideſten Aeußern kann ein Talent verborgen ſeyn. Das Genie iſt meiſt in den Habitus vollſtändiger Menſchheit gekleidet. Sokrates war vielleicht die merkwürdigſte Ausnahme, doch wer weiß — ob eine?

Genie macht den Tondichter, Talent den ausübenden Künſtler, den Virtuoſen. Böſe Stunden kann man noch für ſein Talent ausbeuten, damit in guten Stunden das Genie deſto freier athme und walte. In den Darſtellungen des Talents ſcheint der Menſch aus ſich heraus zu treten, außer ſich, über ſich hinauszureichen. In der Offenbarung des Genies ahnen wir das innerſte Weſen des Menſchen, ſeinen Geiſt, ſein Gemüth, ſein reinſtes, höchſtes Daſeyn, ſein Vermögen, eine Welt nachzuſchaffen. Das Talent bewundern, das Genie lieben wir. Des glänzendſten Talents kann man ſatt werden; man lernt ſeine Grenzen kennen. Das Genie im Künſtler iſt

unergründlich, unerſchöpflich, wie Geiſt und Seele, wie das Leben, das ſie ewig nährt.

* * *

Die fruchtbarſte Lektüre für werdende Darſteller iſt, wenn ſie den Menſchen in der Seele leſen. Dieſe Lektüre kann mit der Muttermilch beginnen. Man findet unmündige Kinder, die ſich hierauf zum Bewundern verſtehen; man findet Alte, die dieſe Schrift nicht kennen. Der Sinn dafür iſt angeboren.

* * *

Wie jede Kunſt hat auch die der Darſtellung neben der eigentlichen Zubildungs-Schule noch ein bildendes Lebens-Element. Dieſes ſucht man gewöhnlich in der Menſchenkunde, Menſchenkenntniß und da meinen denn Viele, dieſe werden am Beſten im öffentlichen Leben, auf Reiſen, bei Volksfeſten, Gaſtmahlen, Bällen, an Vergnügungs-Orten, kurz in zahl- und wechſelreicher Geſellſchaft geſammelt.

Dieſe mögen mitunter für Komiker ergiebig ſeyn, doch wohl in beſchränkterm Maaß, als man glauben ſollte, da der Menſch in Maſſe ſich meiſt auch gleichartig benimmt, ſeine Eigenthümlichkeit dem Ganzen unterordnet. Bei jedem Talent für Darſtellung wird ein lebendiger Verkehr mit Menſchen aller Klaſſen und Alter ohnehin

vorausgeſetzt. Das Fundament aber iſt — die Selbſterkenntniß.

Nur in ſo weit das Gemüth in ſeine eigenen Tiefen, in ſeine Anwandlungen, ſeine Reizbarkeit für Freud und Leid hineinſchaut, ſich hierin objektiv wird, nur in ſo weit verſteht es auch andere Gemüther und kann ihre Aeußerungen, ihr Benehmen deuten.

Ein Euler, ein Hochmüthiger iſt ſtets der ſchlechteſte Menſchenbeobachter; nur der Sinnige, Beſcheidene, Reſignirte beſitzt die Freiheit der Beobachtung ſeiner ſelbſt und der Welt. Innige Menſchenliebe, Anhänglichkeit, Mitgefühl, Sinn für die Aeußerungen, Geberden, Mienen, Laute, für die ganze phyſiognomiſche Sprache der Neigung und Abneigung, der Stufenleiter der Empfindungen — ſie ſind das unerſchöpfliche Grund-Element der Darſtellungsgabe.

Je enger die Kreiſe des Lebens, deſto entſchiedener ſind die Bezüge, deſto intenſiver die Affekte, Leidenſchaften, deſto tonreicher iſt die Skale der Gemüthsbewegungen von den leiſeſten bis zu den ſtärkſten, von den liebevollſten bis zu den gefürchtetſten Aeußerungen. Die Richtung des Augenmerks neben dem Stoff auch auf die Form ſolcher pſychiſchen Erſcheinungen muß dem künftigen Darſteller derſelben angeboren ſeyn.

Frühe Empfindung für Freundſchaft, ja für Liebe, die ſich oft in noch kindlichen Herzen als eine unüberwindliche Sehnſucht und doch als eine heilige, keuſche Scheu zeigt, erweitert das Gemüth, ſchärft die Beobachtung.

Das Aufwachſen in einer zahlreichen Familie, zumal in einer guten, ſittlich frommgeſinnten, wenn auch nicht mit irdiſchen Gütern reichlich bedachten, gibt Einſicht in unzählige äußerliche und innerliche Verhältniſſe. Mit einem ſolchen Grundſtock von Beobachtung werden dann Leben und Erfahrung in weitern Kreiſen erſt lehrreich, wird die Ausbildung durch Lektüre erſt fruchtbar.

Die Nachahmung fremder, gegebener Individualitäten iſt ein Talent; die Reproduktion poetiſcher, idealer Geſtalten iſt mehr Genie. Es iſt ein ſich Hineinfühlen, Hineindenken in Sphären und Zuſtände, die der Darſteller ſo nie erlebt hat, die er aber mit einer gewiſſen innern Nothwendigkeit als reinmenſchliche Erſcheinungen ſich imaginirt.

Die Phantaſie iſt das Vermögen, das in jedem Menſchen, vornehmlich aber im Dichter und Darſteller die in Raum und Zeit zerſtreut erlebten Erſcheinungen der äußern und innern Welt zur ganzen Sphäre des

Menſchlichen ergänzt, das ſich im günſtigen, geltenden Moment erwärmt, entflammt, begeiſtert, daß es aus dem Schatze, der Geſammtfülle des Erlebten, des ſinnlich und geiſtig Empfangenen das Geeignete von Formen und Naturlauten hergibt, wodurch eine Geſtalt, Leben zugleich und Symbol, individuell und normal, wirklich und ideal, zur Anſchauung kommt. „Ueberall und Nirgends“ — ſoll der ewige Denkſpruch des Dichters und Darſtellers ſeyn.

* * *

Wem der Himmel ein wohlklingendes, ſonores, weiches, biegſames Organ und einen wohlgeformten Körper verliehen, dem hat er ein unſchätzbares Gut geſchenkt. Ihnen wohnt meiſt auch die Neigung zur muſikaliſchen, rhetoriſchen oder dramatiſchen Darſtellung bei. Kunſt kann Vieles erſetzen, was die Natur verweigerte; aber die Naturgabe ſiegt, wie die Schönheit, leichter und unfehlbarer.

* * *

Ein Künſtler kann vom andern lernen; ſo der Dramatiker vom Muſiker. Er höre, wie der Virtuos ſeinen Ton aufs Verſchiedenartigſte ausbildet, vergeiſtigt, beſeelt, wie die Paſſagen herausperlen, wie das leiſeſte Piano noch hörbar iſt, das Fortiſſimo ſich

darum nicht überschreit, wie jeder Triller, Mordent, jede Verzierung vollendet, abgerundet, gleichsam polirt herausnimt. Daß der Sänger sich zum Gesangs-Virtuosen bilden soll, versteht sich. Was ihm in Fertigkeit und Vielstimmigkeit nicht möglich ist, das ersetzt die Macht des Textes, der, unbeschadet des Tones, wie gesprochen lauten muß. Aber auch der Schauspieler cultivire die Musik der Sprache, die Betonung. Und sind nicht Deklamation, Mimik, das ganze hörbare und sichtbare Erscheinen eine Art Musik?

Wie fatal contrastirt nicht zuweilen in Opern mit Dialog dieser mit den Gesangpartieen?

* * *

Es kommt kein Künstler außer sich hinaus, über sich hinauf; aber, damit er doch sein Wesen möglichst ausweite, hoch stelle, ist nöthig, daß er im besten Kunstelement, im Verkehr mit guten Vorbildern lebe, daß er sich übe, das Schöne sich geläufig, seine Kunstorgane sich dienstbar und folgsam zu machen lerne.

* * *

Die meisten Kunst-Menschen lassen sich selbst aus der Hand fallen, ehe sie den höchsten Grad ihrer Ausbildung erreicht — und so ihre Werke, ehe sie diesen

die größtmögliche Durchbildung gegeben haben. Sie produziren, ſtellen dar, ehe ſie reif ſind, und ſo werden ſie ſtatt Meiſter von eigenthümlichem Styl — Maniriſten, Leute von ſubjektiver Oberflächlichkeit, ſtatt von objektiver Wahrheit und Tiefe.

Sie bringen die Kunſt um keinen Schritt weiter. Was ſie leiſten, könnten auch Andere; ihr Beſtes iſt ſchon beſſer dageweſen; ſie füllen bloß Zeit und Raum aus. Ja, weil ſie fühlen, daß ſie nicht durch Gediegenheit imponiren, ſo ſuchen ſie ihre Geltung, ihr Künſtlerglück in Extravaganzen. Sie verderben den Geſchmack der Nation; ſie zerſtreuen ſie, ſtatt ſie zu ſammeln. Der Künſtler muß ſich die Aufgabe ſtellen, daß ſein Werk der Intention nach ein Ganzes, Lebendiges, organiſch Abgerundetes und im Einzelnen nach ſeinem kleinſten Getheil durchgebildet ſey. Wenn das Ganze mit ſeinen Haupttheilen gehörig geiſtig durchwärmt iſt, ſo muß jede einzelne Gliederung, ja der kleinſte Moment erwogen, ſtudirt, belebt, geübt werden.

Wir hörten von großen darſtellenden Künſtlern, daß das Publikum bei ihnen auf gewiſſe ergreifende Momente, auf eine kurze Rede, ja auf ein einzelnes Wort geſpannt war, wodurch ſie eine gewaltige Wirkung hervorzubringen wußten. — Ohne Durchbildung und

Einübung des Unendlich-Kleinen wird aus dem Ganzen nichts Großes.

* * *

Wer bei glücklichen Anlagen und Kenntniß ihrer Grenzen innerhalb derſelben ſein Eigenſtes gewiſſenhaft ausbildet, der wird endlich die Meiſten überbieten und ſich den Beſten gleichſtellen.

* * *

Der dramatiſche Künſtler, der ſo viel Mittelmäßiges, Maſſives, ſogar Frivoles wiederzugeben, dabei mitzuwirken hat, der ſich oft für Unwürdiges begeiſtern ſoll, thut wohl, ſich möglichſt oft am Klaſſiſchen wieder zurechtzufinden, zu erholen, zu ſtärken. Eine junge Künſtlerin ſogar wird wohlthun, zuweilen im Homer, Sophokles ꝛc. zu leſen. Von den Neuern verſteht ſich das von ſelbſt. Das Klaſſiſche erſpart uns viele Umwege, Umſchweife und bringt uns am ſicherſten und ſchnellſten in die rechte Mitte der Lebens- und Kunſtbahn. Bei dem unendlichen Schwall von Lektüre hat man das beſte Gewiſſen, wenn man es mit den Unſterblichen hält.

* * *

Das wiederholte Leſen unſerer heiligen Bücher ſteht dem Künſtler wohl an. Alles Wahre, Innerliche,

Reinmenſchliche klingt ab in den Tiefen der Sittlichkeit, im Allerheiligſten der Religion. Durch das höchſte Himmelslicht erglänzen erſt die Farben der Kunſt, heitere und dunkle, am wärmſten und ſchönſten. Ohne den Ernſt der Religioſität im Gemüth kann man nicht ſpielen. Der Humor beruht auf einer tiefen moraliſchen Welt-Anſchauung. — Göthe ſagt: Wo ich nicht ſittlich ſeyn kann, da kann ich auch nicht thätig ſeyn.

* * *

Aus dem innigen, kräftigen Empfinden der urſprünglichen, reinmenſchlichen Zuſtände entwickelt ſich die Gabe der Darſtellung einer unendlichen Stufenleiter von Gefühlen ruhiger und bewegter Zuſtände, von Affekten, Leidenſchaften, ein unerſchöpflicher Reichthum von Lebensbezügen.

Der Copiſt memorirt die Erſcheinungen und reproduzirt ſie. Der Genius gebietet dagegen über eine Unendlichkeit von Combinationen und Abſtufungen der Gemüthszuſtände. Jener weiß nur Geſehenes, Gehörtes nachzuahmen; dieſer fühlt und phantaſirt ſich in Verhältniſſe hinein, die ihm ſein Leben nie dargeboten, ſeine Erfahrung nie zugeführt hat. Er ſchafft mit Analogieen. Um z. B. eine unglückliche Fürſtin zu ſpielen,

muß man nicht nothwendig eine ſolche geſehen, gekannt, belauſcht haben; aber man muß ſich in die Zuſtände einer Fürſtin und in die einer leidenden Frau hinein empfinden und denken können.

* * *

Die Wahrnehmungsgabe des darſtellenden Künſtlers kann man ſich aus der des bildenden Künſtlers, ſowie aus der des Kunſtkenners, Kunſt- und Naturfreundes, ja aus der des Technikers und Fachmannes erklären. Jeder von dieſen ſieht vermöge der Richtung ſeines innern, der Uebung und Schärfe ſeines äußern Sinnes — Gegenſtände, Verhältniſſe, Bezüge, Nüancen ꝛc. von denen tauſend Andere nichts wahrnehmen, Anſchauungen, Weltbilder, die für ſie gar nicht da ſind, ob ſie gleich offen vor Augen liegen.

* * *

Wie der Denker zum Buche ſchon das Buch halb mitbringen muß, wenn er es verſtehen will, ſo muß der Künſtler zum Leben ſchon ein Bild des Lebens mitbringen. Wer Nichts erlebt hat, wird Nichts erleben. Wachſen heißt: die neue Anſchauung in ſeinen Gedankenfonds aufnehmen, — die neue Schwierigkeit mit der

gewohnten Uebung beſiegen, — den Handgriff ſich mechaniſiren, — das Bewußte zum Bewußtloſen, zum Inſtinkt machen.

* * *

Wie ungemein verſchieden iſt der innere Werth der Darſtellungen, nach welcher ſich dann in der Regel auch der äuſſere Lohn richtet. Dem Darſteller kann hier der Bildner zum Vorbilde dienen. Dieſelbe Fläche von Raphael ꝛc. bemalt, iſt faſt unſchätzbar — von einem Schmierer — um etliche Groſchen zu haben. Dort iſt aber Adel, Seele, Geiſt, Leben im Ganzen und im kleinſten Getheil, hier geiſtesleere, naturloſe, manirirte Fläche. So ſtrebe alſo der Darſteller in gleichem Sinne, mit gleicher Kunſt nach Adel und Würde ſeines Vortrags im Ganzen, nach Belebung, Durchbildung, Energie, lebendiger Natur in der kleinſten Gliederung ſeiner Darſtellung.

Wie dieß zu machen?

Die Antwort gibt freilich nur der Genius, die That das Talent. Aber es iſt ſchon mit dem Wink Etwas gethan, wenn der Künſtler ſein Augenmerk recht auf dieſe ungeheuern Unterſchiede richtet und den Ruf der Mahnung in ſich vernimmt.

* * *

Muſik iſt in ihrer ideellen Art und bei gefühltem Bedürfniß die eindringlichſte — materiell aber und in ihrem Uebermaß die aufdringlichſte Kunſt.

* * *

Muſik ſoll in uns die Texte zu ihr finden. In einem Zuſtand großer Anfechtung, tiefer Sehnſucht lernte ich, was ſie uns ſein kann. O daß uns nur der Schmerz dieſe Reizbarkeit geben, dieſes Wonne-Leid gewähren kann!

* * *

Da das Gehörte tagelang mit uns geht, ſich in uns wiederholt, ſo vermeide, daß dieſes eine gemeine, materielle Leyer ſey, während es eine reinigende, hebende Melodie ſeyn könnte.

* * *

Wie die Nachtigall aus einem organiſchen Bedürfniß, wir dürfen es vielleicht Liebe nennen, ſingt, ſich ſelbſt mit ihrem Geſang in Uebung ſetzt, ſo ſoll auch der menſchlichen Sängerin zu Sinn und Muthe ſeyn.

* * *

Sie horche einmal den Variationen einer Nachtſchlägerin; — niemals wird ſie eine Wiederholung deſſelben Satzes bemerken, und wenn ſie ihr ſtundenlang

zuhörte. Vermöchte ſie ſelbſt in ihre Zieraiben einen ſo unerſchöpflichen Reichthum zu bringen?

* * *

Ein vorleuchtendes Beiſpiel, ein Vorbild von Meiſterſchaft iſt darum unſchätzbar, weil es uns kunſtreiche Combinationen mit Einem Schlage zeigt, auf die wir auf Verſuchswegen mit aller Erfindungsgabe vielleicht nie gekommen wären. Dürfte man gelehrte Worte brauchen, ſo könnte man das Vorbild, als ſynthetiſche, dynamiſche Schule des Kunſtjüngers, der analytiſchen, atomiſtiſchen Elementarſchule des Zöglings entgegenſetzen.

* * *

Das große Publikum ſchätzt die Strapaze. Ich hörte ſchon oft Sängern mit Furor applaudiren, die längſt keinen reinen Ton mehr hervorbringen konnten.

* * *

Das Wahre, Klaſſiſche, Ideale, das rechte Naturgemäße der Kunſt wird in der Zeit lange nicht genug gekannt, geachtet, geehrt, ſonſt würde man es nicht ſo oft mit dem Uebermäßigen, Geſchmackloſen, in gleiche Reihe ſtellen. Es iſt, als wollte die Zeit ſich, gleichviel mit was, die Zeit vertreiben.

* * *

Die Welt will nichts von den Einlenkern; ſie liebt das Extravagante.

* * *

Nach der ſtabilen Kunſt der frühern, nach der des Fortſchritts der ſpätern Jahrzehente ſind wir in die revolutionäre eingerückt, die nun anfängt ſich in materiellen Intereſſen abzutödten. Kein Wunder, daß der Menſch bildet, ſingt und ſpielt, wie er denkt und fühlt.

* * *

Eine einzige gewaltſame, gefühlabreiſſende Ausweichung verräth uns den materiellen Sinn des Compoſiteurs, wie eine einzige rohe Rede den groben Menſchen bezeichnet.

* * *

Auf die verſchiedenen Produktionen der Muſik iſt wohl zu merken. Dieſe Unzahl von Garten-Muſiken, dieſe Blech-Inſtrumente, dieſe Harlekins-Jacken von Quodlibets, dieſe Potpourris, wo dem Leichenbitter der Hanswurſt auf dem Fuße folgt, dieſe Opernſtücke, die der Philiſter als Vehikel ſeiner Bier-Schlücke verlangt, ſie charakteriſiren recht die Ueberwucherung der Kunſt.

* * *

Unſere geſelligen Tänze ſind größtentheils Inſurrektionen gegen die Grazie, unſere theatraliſchen — gegen die Dezenz.

* * *

Da das große Publikum und die ſchlechtern ihm fröhnenden Künſtler die beſſern Künſtler herabziehen möchten, ſo ſollen die Direktoren und Lenker den Zug immer hinaufwärts nehmen.

* * *

Der Muſikfreund ſoll ſo unbefangen ſeyn, daß er das Gute ſelbſt an Schnurranten anerkennt. Ich fand zuweilen Solche verachtet, die mir beſſer gefielen, als mancher theuerbezahlte Matador.

* * *

Der Lohn des Künſtlers richtet ſich im Allgemeinen nach ſeiner Geltung in der ſogenannten guten Welt, bei den Leuten von Ton, nach Mode und Nachfrage. Der Menſch will mit und in der Sozietät genießen. Die Mode iſt eine Propaganda; der Ruhm wächst lawinenartig, der Lohn nach dem Quadrat ſeiner Bahn.

In der Regel werden Darſtellungen, wo wir das Körperliche, das Sinnliche ſich in größter Anmuth vergeiſtigen ſehen, wie bei den Tänzern ꝛc. oder wo das

Geiſtige, Gemüthliche ſich aufs Schönſte verkörpert, verſinnlicht, wie bei den Virtuoſen, namentlich den Violiniſten, oder wo Beides zumal geſchieht, wie bei den von der Natur hochbegünſtigten, durchgebildetſten Sängern und Schauſpielern, — am reichſten belohnt.

Dann treten nach Ton, Mode und Nachfrage, nach dem momentanen ſinnlichen Reiz der Anregung, der Ueberraſchung ꝛc. die verſchiedenen ſonſt darſtellenden, gymnaſtiſchen, mechaniſchen, optiſchen, magiſchen ꝛc. Künſte und Fertigkeiten ein. Unter den Dichtern belohnt man die National-Klaſſiker anſtändig, oft glänzend. Bei den Uebrigen entſcheidet die Nachfrage, der Ruf, die Leſeconſumtion. Es ſpricht ſich hier von Waare und Markt, und ſo kann es ſich treffen, daß, während der Dramatiker Scribe ein Millionär wird, neue Ideen, fruchtbare Gedanken, bahnbrechende Anſichten, Wiſſenſchaft befruchtende Reflexionen mit wenigen Groſchen honorirt werden. In dieſem Betracht muß ſich der Autor, der Dichter gar nicht in jene Reihe der Belohnten ſtellen, ſondern Lohn und Dank in ſeinem eigenen Bewußtſeyn ſuchen. Es kann geſchehen, daß eine berühmte Tänzerin in einem Abend ſo viel gewinnt, als Jener in den Muſeſtunden von zehn Jahren. Er ſtreut ſeine Blätter etwa auch um den Papierpreis und Schreibverdienſt in den Wind,

und überläßt dieſem, ſie dahin zu tragen, wo ſie geneigte Leſer finden. — Der Tondichter iſt mit dem Poeten meiſt in gleichem Falle. — Die bildenden Künſte haben ihre eigene Skale der Werthſchätzung und Belohnung

* * *

Viele wollen das deutſche Theater im Sinken finden. Ein Niedergang ſeiner idealen Seite iſt kaum abzuläugnen. Der einzelne Künſtler aber iſt ein Kind ſeiner Zeit; der Ausübende ſchafft nicht das Werk, ſondern nur die Art ſeiner Darſtellung. Wo ſo viel Geſchmackloſes mit mehr oder weniger Anſprüchen über die Bühne geht, würde er ſich durch ſtrenge Kritik Kraft und Luſt zur Darſtellung nehmen, ſich untüchtig dazu machen. Er iſt mit der Kunſt daran, wie der Gläubige mit der Religion. Die lebende Kunſt gleicht dem Cultus. Während die Confeſſionen, die Sekten, die gelehrten Syſteme ſich ſtreiten, iſt dem ungeachtet jedem Religiöſen gegeben, in andächtigem Gebet, Geſang, in Betrachtung, Sakrament, Ceremonie ein wahrer, tiefbewegter Chriſt zu ſeyn, ſich zu erheben, ſein Herz zu reinigen, friſche Kraft zur That zu ſammeln, jeden Tag in einem neuen Leben zu wandeln. — So der Künſtler im Ringen der Zeit um den guten Geſchmack, ja im verbreiteten öffentlichen Verderbniß deſſelben. Er faſſe

ſeine Aufgabe nur immer in ernſtem, würdigem Sinn, widme ihm ſeine beſte Kraft, mildere das Anſtößige, das Sinnloſe, hebe und belebe das Reinmenſchliche, wo es aus dem Ungeſchmack hervorbricht. So kommt er durch das Element, das der kritiſch zerſetzende Geiſt in ſeiner Zerſtörung und Auflöſung ſieht, ungefährdet, unangeſteckt hindurch; ja er vermag durch ſeine Geſundheitsfülle den krankhaften Erſcheinungen ſogar ein Scheinleben mitzutheilen.

Iſt doch der geſellige Menſch inmitten der Verſchlechterung ſo vieler ſozialen Zuſtände mit ſeinen Grundſätzen, ſeiner Sittlichkeit, ſeinem Lebenstakt nicht anders daran. Wie vermöchte er ſonſt ſich und die Seinigen durch alle dieſe verlockenden falſchen Tendenzen und Albernheiten ein Menſchenalter lang unangefochten hindurchzuführen, in der allgemeinen Sinnloſigkeit beſonnen zu bleiben?

Das Verderbniß geht in Religion, Kunſt und Geſinnung nie ganz auf den Kern des Lebens. Daher lebt das Beſte ſtets in den Beſten, ja ſogar in den Schlechten; es erwacht, wenn es recht angeregt wird.

Der Künſtler ſchiebe den Ungeſchmack, die falſchen Tendenzen den Produzenten und Conſumenten ins äſthetiſche Gewiſſen und erfülle mit Treue ſeinen Beruf, wie

ein ſolider Kaufmann, der mit Luxus-Artikeln und Modewaaren handelt.

16.

So weit hatte Charlotte geleſen, als ſie das Manuſcript beiſeite legte. Sie betrachtete ſolche Gedanken und Reflexionen wie eine faſt zu conzentrirte Speiſe, von der man nur wenig auf einmal zu ſich nehmen darf. Sie wollte das Genoſſene vorerſt verdauen. Ja es dünkte ihr wie Nichtachtung gegen den abweſenden Freund, wenn ſie ſeine Gabe anders, als mit ſorgſamſt prüfendem Gaumen, mit Bewußtſeyn und Befriedigung genoß. Er hatte ihr ja augenſcheinlich einen Extrakt ſeines Lebens, ſeiner Beobachtung, ſeines Nachdenkens gegeben. Es war keine Lektüre aus der unendlichen Breite der Litteratur heraus; es war wie mündlich und augenblicklich an ſie gerichtete Rede, freundbrüderlicher Rath für Leben und Beruf, ihr und dem Bruder ertheilt. Ein längerer Umgang, eine innigere Verbindung mit einem ſo helloffenen Gemüth, einer ſo zuverläſſigen deutſchen Natur, dünkte ihr die ſchönſte Garantie eines glücklichen Daſeyns zu ſeyn, ſo weit der vergängliche

Mensch im Element der vergänglichen Dinge ſich auf eine ſolche ſtützen kann. —

Dieſe Gedanken und Empfindungen wurden durch andere abgelöst, welche die nächſte Gegenwart hervorrief. Ein ſplendides Hofconzert war angeſagt. Charlotte ſollte ſich darin mit einer brillanten Szene und einigen Liedern, die ſie aufs gemüthlichſte vorzutragen wußte, produziren. Louiſe war in ſolchen Glanzfällen eine unermüdliche Treiberin in Sachen des neueſten Geſchmacks, auf welchen ſich an öffentlichen Orten und in den Putzläden ihr kritiſcher Blick thätig und prüfend richtete. Ihre Gebieterin ſollte bei ihrem Auftreten nicht allein durch Geſanges-Kunſt, ſondern auch durch ihre perſönliche Erſcheinung, durch ihre äußere Geſtalt die Herzen bezaubern. Das Verdienſt der innern Fülle ließ ſie ihr; aber an dem der äußern Hülle wollte ſie auch ihren Theil haben. Doch über eine geſchmackvoll edle Einfachheit, die ihrem körperlichen und geiſtigen Weſen ſo wohl ſtand, ließ ſich Charlotte durch den zum Prunke neigenden Sinn ihrer Zofe nie hinaustreiben.

Charlotte hatte vor einiger Zeit an ihren kränklichen Vater einen beſchwerten Brief abgehen laſſen, in welchem von ihrer bisherigen Einnahme ſo viel lag, als ſie nach genaueſter Berechnung entbehren zu können

glaubte. Aber der größern und kleinern Bedürfnisse einer jungen Sängerin ist Legion. Wo ein Mann, der kein Geck, kein wandelndes Modejournal ist, mit seiner Garderobe sich noch lange zufrieden stellt, da ist ein Frauenzimmer, namentlich eine, ich sage nicht unserm Geschlecht und manchen Anbetern, sondern, was mehr ist, tausend kritischen Augen eifersüchtiger Damen bloßgestellte Künstlerin schon lange voll Ergänzungssorgen. Einen Monat hinter dem Neuesten zu seyn, fällt ihr empfindlicher, als uns das Retardat eines Jahres. Ein Wasserfleckchen peinigt sie so sehr, als den Mann ein eingesetzter Fleck, wenn wir nicht sagen wollen, als ein Loch im Aermel. Ein durch Gebrauch dem Rosakleid eingedrücktes Fältchen legt sie schlaflos, wie die Sybaritin ein gefaltetes Rosenblatt.

Louise hatte, um die Garderobe ihrer Herrin mit den Residenz-Erfordernissen ins Niveau zu bringen, in Einkäufen nicht zum besten gewirthschaftet, und so leichtgläubig auf eine neue Zahlung des Theaterkassiers gerechnet, daß jetzt die Chatulle im eigentlichen Sinne leer war.

Der Conzerttag war eingetreten. Bei guter Zeit schickte sich Charlotte an, ihren Anzug zu ordnen. In solchen Fällen gerieth sie gewöhnlich mit ihrer Zofe in

Streit. Louiſe, kühn und abſichtlich, ſtimmte ſtets für möglichſt freies Erſcheinen der Geſtalt, für Ausſchnitt; Charlotte, in hohem Grade jungfräulich, wollte Verhüllung noch innerhalb der Grenze des conventionell Erlaubten und für anſtändig Gehaltenen. Sie marktete mit der Zudringlichen am Ende um Linien. Wie eigenſinnig Sie ſind! — rief Louiſe erbost. — Mit den albernen, einhüllenden Moden! Dieſe hohen, langen, weiten, bauſchigen Kleider ſind augenſcheinlich von Ausgewachſenen und Verkrüppelten erfunden, von Rückenmarks-Patienten, wie ſich jetzt vornehm die Bucklichten tituliren laſſen, von Spindeldürren, Krummen, Klumpfüßigen u. ſ. w. Doch ihre Demonſtration war ohne Erfolg: das Geſchäft hatte ſeinen Fortgang.

Bei dieſer Operation weiblicher Befeſtigungs- und Verſchanzungskunſt zerriß eine Kleinigkeit von Schnürband, das im Zickzack ſich an der Schweifung des ſchönſten Rückens hinaufwand. Das Laufmädchen ſollte ſogleich um ein neues weggeſchickt werden. Der letzte Groſchen wurde aufgeſtöbert und die gänzliche Erſchöpfung der Kaſſe konnte nicht verborgen bleiben. Charlotte, ohne Mißtrauen gegen die als gewiſſenhaft erprobte Rechnerin, der ſie kürzlich ihr letztes Röllchen eingehändigt, ward dennoch bei der Inſolvenz-Erklärung derſelben mißſtimmt.

Louiſe ſuchte nach einem Beſchwichtigungsmittel; ſie begeiſterte ſich ſelbſt ohne Zwang während des Geſchäfts des Anzugs für die liebliche Geſtalt ihrer Herrin. Es iſt wohl unbeſtritten, daß Mädchen und Frauen ſich mehr als für unſer Geſchlecht, für — oder eigentlich gegen das ihrige putzen und ſchmücken, ebenſo, daß ſie auch mehr als wir, die wir uns am Totaleindruck eines ſchönen weiblichen Weſens weiden, ſich, wenn ſie kein Neid ſtört, für ihre Reize, ihre Geſtaltung gegenſeitig enthuſiasmiren können. Jede, auch die von der Natur nicht eben Hochbedachte, rechnet doch ſtets dabei im Stillen, was auch ſie von anſprechender Körperlichkeit in die Wagſchale zu legen habe. Louiſe ließ es nicht an zärtlichen Seufzern, an ſchmachtenden Bemerkungen, an liebeathmendem Erſtaunen über Vorzüge, die ſie doch ſchon von früher kannte, fehlen. Welche Hand! welcher Fuß! welche Taille! welcher Teint, namentlich des wunderlieblichen Halſes! welche Feinheit des Ohres! welche Schönheit des Haares, der Augen, der Zähne! — Kein kunſtgelehrter Cuſtos einer Glyptothek konnte ſich vor den unerreichbaren Schönheiten der Antiken kundiger und begeiſterter ausſprechen, als die Schlaue; und doch war es im Grunde keine Verſtellung. Wie hüpfte ihr ſanguiniſches Herz, wenn Charlotte als Rückzahlung ihr

das und jenes Schmeichelhafte über ihre eigenen preiswürdigen Aeuſſerlichkeiten ſagte!

Als das Laufmädchen das Schnürband gebracht hatte, kam Charlotten wieder das Aergerliche der Kaſſen-Erſchöpfung zum Bewußtſeyn. Sie tadelte Louiſens leichtſinnige Verwaltung. O Fräulein! — rief dieſe unbeſonnen aus, indem ſie ihr ſanft mit der Hand über den blendenden Nacken hinſtrich und dann an der Schnur zupfte — Was würde ein Mann, wie der ſchöne Graf, darum geben, wenn er jetzt an meiner Stelle ſeyn, und mit den Fingern dieſes Strickleiterchen hinaufklettern dürfte!

Zum Lohn für ihre Frechheit erhielt ſie eine Ohrfeige, die ihrer Tüchtigkeit nach kaum mehr nach Spaß ſchmeckte. — doch war Charlotte, die dieſe ſcharfe Züchtigung faſt gereuen wollte, bald wieder verſöhnlich geſtimmt.

Den Kopf voll Eroberungsgedanken für ihre Gebieterin hatte Louiſe trotz der Mahnung dieſer vergeſſen, die äußere Thüre abzuſchließen. Sie waren mitten in einem ſolchen komiſchen, lauten Hader begriffen, als ungehört ein Mann unter den Eingang des Ankleidezimmers trat. Es war Carl. —

Er ſah die ihm mit dem Rücken zugewandten zwei

weiblichen Geſtalten zugleich auch in dem großen Garderobe-Spiegel und ſtand, über dieſen Anblick verblüfft, wie angeheftet auf der Thürſchwelle.

Sie merkten nichts. — Sollte er bleiben oder ſich leiſe wieder zurückziehen? O Himmel! — hier ſtand die ſchlanke Geſtalt im anſchließenden, ſchneeweißen Unterkleide, ein Schwung von Schönheits-Linien, welchen ſoeben die Faltenfülle einer perlfarbenen ſeidenen Robe neidiſch zu verhüllen drohte. Er konnte nicht widerſtehen; er wollte ſich über Kopf und Hals in die Flammen ihres Zorns werfen. Doch warum Zorn? Hatte er weibliche Geheimniſſe belauſcht? Enthüllte nicht manches Ballcoſtüme noch mehr davon, und gar die Bühne bei den meiſten für ſolid geltenden Aktricen?

Was ſich ſeiner bemächtigte, war keineswegs Lüſternheit; ja nichts weniger, als dieß; — es war ein ſüßer Schrecken; es war Rührung des ſittlich wohlgezogenen Jünglings über ein holdes, weibliches Weſen, bei dem ſich Angeborenes, Angebildetes, Naturell, Geſundheit, Kunſt und Tugend zum ſchönſten Gebilde der Schöpfung in gegenſeitigem Zuſammenwirken aufgebaut hatten.

Er war einen Augenblick mit ſich im Streit, ob er nicht ihr zu Füßen ſtürzen, ihre Kniee umfaſſen ſolle. Dann wollte er wieder ſich ihr nahen, ſie heben, als

herrliche Laſt auf ſeinen Armen tragen, ihr abbittend zurufen: Himmliches Kind' wie lieb' ich dich ſo unausſprechlich'

Doch die Wirklichkeit und Gegenwart haben immer leiſe ſittliche Winke, Mahnungen der Convenienz, durch welche ſie die Inſurrektionen der Phantaſie und Leidenſchaft wohlthätig niederſchlagen. Louiſe, die den ungebetenen Gaſt im Spiegel früher bemerkte, als Charlotte, ergriff den Shawl vom Seſſel und legte ihn ihr um. Hiedurch aufmerkſam gemacht, blickte auch Charlotte nach dem Spiegelbild der Thüre, unter welcher, wie eingerahmt der Eindringling ſtand.

Wir können Sie jetzt nicht brauchen! — rief ſie raſch und mit der Hand wegweiſend ihm entgegen. — Wie ſind Sie durch die verſchloſſene Thüre gekommen? Sie war es nicht! erwiederte Carl ſtotternd.

Charlotte warf einen zürnenden Blick auf Louiſen und dieſe war ſchon einer zweiten vermehrten Auflage der kaum verſchmerzten Rüge gewärtig. Charlotte wendete ſich aber gegen den Sänger um und ſah, wie dieſer ſeine Hände gleichſam bittend faltete. Was wollen Sie von mir? — fuhr ſie fort. Wir ſind, wie Sie unberufen ſehen, dringend beſchäftigt. Es iſt heute Abend Hofconzert. Was ſoll ich? —

Mit einem freundlichen Blick, mit einem liebreichen Wort mich beglücken! erwiederte er in wankendem Ton. — Mein Bruder ſchrieb mir, daß Sie von dem an Sie Gelangten mir gütige Mittheilung machen werden. Ein verzeihliches Verlangen trieb mich zu Ihnen: doch wenn ich ſo ganz ungelegen komme; — Bleiben Sie jetzt nur! — unterbrach ſie ihn in weniger ſtrengem Ton. — Sie können nichts für den Leichtſinn dieſes Mädchens.

Sie langte das Manuſcript Richards aus dem Sekretär und reichte ihm die von ihr durchgeleſenen Blätter hin. Den Schluß behalte ich noch zurück: — ſagte ſie. Ich ſpare ihn mir auf heute Nacht. Gern mag ich nach Glanz und Oſtentation, nach einem vielleicht vergeblichen Verſuch, hohe zerſtreute Gemüther zu rühren, mich an Ihres Bruders Betrachtungen wieder ſammeln. Ein ſo ruhiger, ſinnig überſchauender Geiſt repräſentirt, ja überbietet mir ein ganzes Publikum; ja er befeſtigt mir den oft wankenden Glauben wieder, daß es ſich der Mühe lohne, ſeine höchſte Kraft aufzubieten, um das Tiefſte in ſich nach Auſſen zur Erſcheinung zu bringen.

Innigen Dank — rief Carl — für dieſe Schätzung meines Richard! Auch ich achte ihn ſehr, ob er gleich, als der ältere, mir Nachgebornem höhere Gaben gleich-

ſam vorweggenommen. Sein denkender Geiſt weiß ſich über viele allgemeine Bezüge in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben zu verbreiten. Ich komme mir gegen ihn beſchränkt vor: mir fehlt die Gabe des Ueberſchauens des Zuſammenfaſſens, der Sprache. Ich bin nur aufs Nächſte geſtellt, was ich thun und laſſen ſoll. Wo ich nicht thätig ſeyn, aufnehmen oder darſtellen kann, da geben mir die Gedanken aus. In der Unendlichkeit der Kunſt zerfließt mein Weſen in hypochondriſche Verzweiflung. Mein Intereſſe, ja mein ganzer Lebensmuth, meine Seelenheiterkeit iſt an meine nächſte Aufgabe, mein Penſum, mein Tagewerk gebunden. Ins ewige Blaue hinein konnte ich nie etwas lernen, üben. Gott weiß! ich kann nicht anders, kann mein Weſen nicht höher treiben.

Wie kommen Sie mir vor, Carl! — ſagte Charlotte. Sie werden doch Ihren Bruder nicht um ſein Talent beneiden? Alle können nicht Alles, ſollen nicht Alles können. Jeder mache nur ſeine eigenſte Sache recht. Ich habe euch deutſche Jünglinge ſchon oft bedauert. Ihr möchtet Alles lernen, erfaſſen, durchſchauen, ausüben. Mancher bleibt vor lauter Wahl der Richtungen ſtehen, wenn nichts Schlimmeres. Wir Mädchen ſind hier viel beſſer daran. Wir ſind einander faſt alle gleich

und auch ein Künſte-Kind fühlt bald die Grenzen ſeines Kunſtvermögens und fügt ſich in die Schranken ſeines Naturells. Das Wort „Weltſchmerz“ kommt bei uns nicht vor, noch weniger das Gefühl, das doch meiſt nur der Ausdruck des Mißmuths über ſeine eigene Unzulänglichkeit iſt. Wir bleiben faſt Alle und in allen Sphären noch gute Hausthierchen; — im tragiſchen Hinſtürzen und Todeskrampf rücken wir noch das Kleid zurecht und ſorgen, daß der Falten nicht zuviel werden.

Ihr Richard iſt zum wiſſenſchaftlichen Geſchäftsmann gebildet; er wird durch Wort und That viel Gutes wirken, aber einem gewählten Kreis, oder einem kunſtliebenden Publikum einen Abend hindurch mit einer gelungenen Darſtellung Sinn und Gemüth zu erfreuen, in ihm wonnige Gefühle aufzuregen, das vermag er nicht. Aber Sie können es und werden es, wie ich mit Grund hoffe, täglich mehr können. Was wir ſchwache Sterbliche und wie verſchieden wir wirken, das liegt in einer höhern Hand. Wir können es nicht berechnen und wollen nicht mit einander abrechnen. Unſer Leben iſt ja niemals abgeſchloſſen; unſer Daſein webt hienieden, webt dort oben fort. Uns gehört Alles, was wir veranlaßt, oder — Nichts.

Kommen Sie, werther Freund! Ich will Ihnen

ein hübſches Lied ſingen. — Sie ſetzte ſich ans Forte-piano; er ſtand ihr gegenüber. — Sie begann mit Empfindung, aber ohne alle Emphaſe:

„Ritter! treue Schweſterliebe
Widmet Euch dieß Herz;
Fordert keine and're Liebe!
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erſcheinen,
Ruhig gehen ſehn;
Eurer Augen ſtilles Weinen
Kann ich nicht verſtehn."

Ach wie nahm ihr Geſang dem Texte ſeine ins Herz ſchneidende Gewalt!

Glauben Sie nur — fuhr ſie dann beſchwichtigend fort — guter Carl! daß ich Ihren Werth ſo gut zu ſchätzen weiß, als den Ihres Bruders. Halten Sie ihn nur feſt! Bilden Sie ihn mehr und mehr aus!

Sie reichte ihm bei den letzten Worten die Hand, die er mit Inbrunſt ergriff und an ſeine ſtark pochende Bruſt preßte. Bei Gott! — rief er mit feuchten Augen — ich gönne Ihr Wohlwollen, Ihre Zuneigung auf der Welt keinem Andern mehr, als meinem Richard; aber bleiben Sie auch ſeinem Bruder ein Bißchen gewogen!

Charlotte ſchwieg. Louiſe hatte ſich, ihre Ueber-

zähligkeit bei dieſer Szene fühlend und allen langen Reden abhold, für einige Zeit entfernt. Carl ſah der innig Verehrten in ihr freundliches Auge. Es übermannte ihn. Ihr beiderſeitiges Stillſchweigen war die deutlichſte Sprache, wie es um ſein Verhältniß zu ihr ſtand, wie ein ſtilles Gebet mehr ſagt, als ein lautes. Er küßte ihre feingebildete Hand. Der ſchönſte Arm wurde bloß; — er meinte das Blut unter der transparenten Haut in den Adern fließen zu ſehen. Er bedeckte ihn mit heißen Küſſen.

Es war dem guten Kind im Augenblick nicht gegeben, böſe zu werden. Sie entzog ihm den Arm mit ſanfter Gewalt und ſagte, aus zarten Stirnfältchen lächelnd: Wollen Sie denn durchaus, daß der Souffleur mit ſeinem armſeligen Wortſpiel recht habe?

Ein leicht übergeworfener Shawl verhüllte ihm die liebenswürdige Geſtalt. O daß er ſie an ſein in Liebe auflohendes Herz hätte drücken, ihren zürnenden Mund mit Küſſen hätte verſchließen dürfen! Doch die Gegenwart macht uns reſignirt; nur die vorbildende Phantaſie iſt kühn. Er fand ſeinen Stolz darin, ſich zu beſcheiden. Das unerwartete Glück erfüllte, befriedigte ſein Gemüth, es hatte einen Stein von ſeinem Herzen weggehoben; er war entzückt. Jetzt fand er es möglich, zu geben.

An der Thüre begegnete sein glänzendes Auge noch einmal dem ihrigen. Louisens Stimme, — sie ahmte Charlotten in einer oft gehörten Passage nach, — tönte vom Gange her. Er flog pfeilschnell zurück und, wie man das im Sturm Genossene sich so gern auch mit hellem Bewußtseyn zueignen möchte, so drückte er mit erhöhter Inbrunst noch einen Kuß auf das Wunder ihrer Hand und enteilte, wie gejagt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau,

(Verfasser der Pietisten.)

Drei Bände. 8. elegant geheftet.

Der Verfasser dieses historischen Romans hat sich in kurzer Zeit durch seine „Gedichte", den Sittenroman: die Pietisten und andere Novellen einen der ersten Plätze in der Lesewelt errungen. Doch haben wir noch nicht den ganzen Reichthum seiner Phantasie und Erzählungskunst in den bisherigen Leistungen kennen gelernt.

Die Leiden, die Kämpfe und die politischen Zustände eines so tapfern wie unglücklichen Volkes, das in seinem Nationalhelden Kosciuszko am treuesten in diesem Roman abgeschildert wird, bieten dem reichen Dichtertalente des Verfasser Gelegenheit, sich in seiner ganzen plastischen Kraft zu entwickeln; rechnet man dazu noch die naheliegenden Zeitfragen, welche zum Theil auch in diesem Roman besprochen werden, so ist die Erscheinung desselben als eine der Wichtigsten und Empfehlungswürdigsten der neueren Belletristik zu nennen.

Das Werk ist der: polnischen Nation vom Dichter zugeeignet!

Im Verlage der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart sind ferner erschienen:

Fragen der Zeit

vom

historischen Standpunkte betrachtet.

Von

Dr. Karl Hagen.

Zwei Theile. 8. eleg. geheftet.

Jede große Bewegung in der Politik wie in der Wissenschaft bringt auch ihre Kämpfer und Sprecher hervor. — Als einen Solchen begrüßen wir den Verfasser dieses Werks, dessen Titel schon hinreicht die Wichtigkeit desselben zu zeigen; in Styl und Darstellung verbindet der Verfasser den Ernst des Historikers mit der Grazie des Dichters, und obgleich durchaus auf nationalem Boden stehend, vergißt derselbe nie bei Beurtheilung fremder Nationalität die Achtung, welche die Wahrheit auch unsern Feinden zu zollen gebietet. Wir zweifeln nicht, daß in Kurzem die öffentliche Stimme Carl Hagen an die Spitze deutscher Publicisten stellen wird!

Gedichte

von

J. G. Berg.

8. eleg. geh.

Wem das Herz höher schlägt, wenn es die Worte: Liebe, Freiheit, Vaterland nennen hört, wem die Poesie nicht Unterhaltung nur, sondern das keusche Licht ist, das aus dem Sumpfe des Materialismus's und aus der Versunkenheit unserer Zeit ins edlere Gebiet des Geistes leuchtet, der wird unsern Dichter und seine Gaben mit Freuden willkommen heißen, er wird ihn, nachdem er seine Gedichte kennen gelernt, den Edelsten und Besten unseres Volkes an die Seite stellen, weil, was Form und Inhalt dieser anlangt, sie den Vergleich mit dem Ausgezeichnetsten der deutschen Poesie bestehen, ja theilweise es wohl noch übertreffen können!

Die

Prima Donna.

Ein

Theater-Roman.

Die

Prima Donna.

Theater-Roman

von

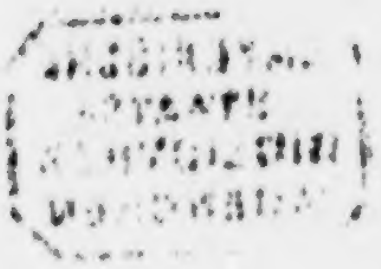
F. L. Bübrlen.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
1844

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Zweiter Theil.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die erſte Sängerin vermied es, wo ſie konnte, mit Charlotten in die Schranken zu treten und die Gefahr einer ſo nahen Vergleichung zu beſtehen. Sie war alſo am Konzerttage auf der Liſte der Unpäßlichen. Die Gaſtſängerin glänzte in einer Szene, deren Schluß eine brillante Arie bildete. Nachdem im Verlaufe des muſikaliſchen Abends die erſten Celebritäten ſich in ihrer höchſten Virtuoſität hatten hören und bewundern laſſen und eine Art von Sättigungs-Prozeß durch dieſe Ueberſchwänglichkeiten eingetreten war, wurde Charlotte vom Kapellmeiſter an den Flügel geführt, wo ſie dann, ſich ſelbſt begleitend, mehrere deutſche und italieniſche Lieder vortrug. Man könnte eine Leiſtung dieſer Art den Probirſtein des Sängers nennen, weil ſie alle Seiten der muſikaliſchen Gabe und Talentausbildung, Weichheit, Biegſamkeit, Fülle des Organs, Klarheit der Textausſprache, Empfindung, Deklamation und ſelbſt ein Durch-

ſchimmern der Fertigkeit zur Anſchauung bringt. Namentlich in deutlichſter Herausbebung des Textes überbot Charlotte die Prima Donna, deren Geſang den Hörer oft lange über die Sprache unentſchieden ließ, ſo ſehr daß ein Duett zwiſchen ihnen Letztere ohne weitere lächerlich gemacht haben würde.

Das eigenthümliche Kunſtverdienſt, wenn wir es nicht eine Gemüthsgabe nennen wollen, beſaß Charlotte in einer unübertrefflichen Belebung des Liedes durch empfindungsvolle oder launige Accentuation. Es klang ſo neu und reizend, wie unmittelbar erſt in ihr entſtanden, und muthete den Hörer an, wie ein Sträußchen friſch gepflückter Erdbeeren, das ein Mädchen dem Geliebten reicht. Carl ſtand unter dem kleinen Chor und war wohl der theilnehmendſte aller Anweſenden. Ihm jauchzte das Herz vor Freuden, ja er erwehrte ſich der hellen Thränen nicht. Der Eindruck von dieſer Seite ihres Weſens war ihm neu. Sie war eine Andere, als je, aber noch menſchlicher, liebenswürdiger, ſeiner Zuneigung näher, doch darum nur noch mehr ſein Herz verwundend. So erklärt ſichs, warum ihn gerade heitere, humoriſtiſche, naive Stellen noch ſtärker angriffen, als leidenſchaftlich bewegte. In jenen war ihre ſchöne Seele bloßgelegt.

Lauter Beifall war bei Hofe nicht gewöhnlich, er galt für eine ganz besondere Auszeichnung. Diese wurde, da der Fürst selbst die Initiative gab, der Sängerin in vollem Maße zu Theil. Carl bemerkte wohl, wie sein Augentrost über diese höchst schmeichelhafte Art der Anerkennung fast schmerzlich bewegt war. Er empfand aber auch den Zuwachs, den ihr jetziger Vortrag ihrem Werth als Opern-Sängerin zulegte.

Es ist meist angeboren und angebildet, wenn beim Menschen sich das Seelenleben unmittelbar durch den Körper äussert. Bei Manchen ist die Seele wie umwachsen mit Fleisch und Fett; bei Andern lesen wir die Regungen deutlich im ruhigen, sprechenden Gebilde, oder in mannichfaltigen Bewegungen. Blick des Auges, Züge, Mienen, Geberden, Rede u. sind bei Jenen matt, stumpf, bei Diesen rasch, feurig, bewegt.

Am unmittelbarsten aus der Tiefe des Gemüths quillt die Stimme. Ihr ist zuweilen schon organisch Seele eingeboren, was wohl meist auf einen musikalischen Bau und Resonnanz des übrigen Organismus deutet. Aber welch eine Gunst des Geschicks ist ein wohllautend volles Organ, das den kleinsten Regungen, den unendlichen Nüancen des Gefühls, den zartesten und stärksten Anwandlungen von Lieb und Leid auf's willigste

geberdet, ja ſie auf's unmittelbarſte, wohllautendſte offenbart! Eine dreifache Sprache zumal, wo der Sänger mit der Vergeiſtigung des Dichters und Tondichters zugleich ſeine eigene Seele in melodiſchen Bebungen hingibt.

Dieſe lebendige Beweglichkeit bis ins unendlich Kleine, dieſe reiche innere Beſaitung beſaß Charlotte im höchſten Maße. Sie konnte in Ernſt und Laune Alles vertragen, was und wie ſie es wollte. Es iſt nicht überſchwänglich geſprochen, wenn wir ſagen, Sie konnte ihr Weſen ſingen, ihr ganzes Daſeyn und Geſchick klang in jedem ihrer Töne mit, vibrirte in leiſer Bebung mit ihm.

Eine ſolche Wahrheit und Tiefe des Geſanges, eine ſo ſeltengeübte Kunſt drang auch in Herzen ein, die genußgewohnt und verlaut ſonſt nur durch Force ſich reizen laſſen, die gewagte Künſtelei kalt bewundern und der Straparze Beifall zollen. Der Fürſt, ein ſeit Jahren vermählter Herr in etwas vorgerücktem, doch noch ſehr rüſtigem Alter, nichts weniger als unempfindlich gegen das zweite Geſchlecht in ſeiner natürlich reizenden oder kunſtgebildeten Erſcheinung, fühlte ſich heute wieder einmal und namentlich durch den Lieder-Vortrag Charlottens auf eine lebensfriſche Weiſe an- und aufgeregt

Wer weiß, welche Saiten zufällig in ſeinem Innern durch ſie angeklungen worden? Er fühlte, was ihm auf ſeinem Throne dennoch zum vollſtändigen Daſeyn abging; er vermißte, was er vielleicht nie beſeſſen; ſeine Ehe war mehr ein politiſcher Bund, als einer der Gemüther geweſen; er empfand ein Weh über eine doppelte Unnahbarkeit, ſeine eigene, welche jedes mitfühlende Andringen von Freundſchaft und Liebe an ſeine Höhe ablehnen mußte, ſowie diejenige der liebenswürdigen Sängerin, welcher er ſich in ſeiner Würde nicht nahen durfte, ohne ihr in ſittlicher Beziehung, wenigſtens in den Augen der Welt, das Schickſal der Semele zu bereiten.

Ein Freund von Juwelen hatte er ſeine ſchöne, faſt weiblich geformte Hand, die er ſelbſtbewußt gern ſchmückte, ſtets mit mehreren koſtbaren Ringen beſteckt. Er zog den kleinſten davon, einen mit Brillanten umgebenen Saphir, vom Finger, gab ihn dem erſten Kammerherrn und hieß ihn der Sängerin unter dem Ausdruck ſeines gnädigen Wohlgefallens denſelben zu überbringen.

Graf Albert, der neben dem Fürſten ſtand, bemerkte, was vorging. Ohne Anwandlung von Eiferſucht freute er ſich der Gewalt der Kunſt im Bunde mit der Schönheit über das erlauchte Gemüth. Ja ſeines hohen Anverwandten ſchnell entflammter Enthuſiasmus

chien ihm seine eigene wachsende Passion für die Veranlaßerin zu sanktioniren. Hatte sie doch heute auch sein Gemüth mit vermehrter süßer Macht bedrängt. Mancherlei gewagte Plane, wie er sich der Künstlerin noch mehr nähern, wie er ein vertraulicheres Verhältniß unter irgend einer mit seinem Stande vereinbaren Form einleiten möge, gingen durch seinen Kopf. Steigt die Leidenschaft, so sinken die Rücksichten.

Er vergaß den hellen Glanz der Umgebung: der reich verzierte Konzertsaal, die Schaar der Hofdamen gewährten seinem mehr innerlich als äußerlich beschäftigten Sinn nur ein verschwommenes Bild von bunten Gestalten. Charlotte war das einzige leibhaft menschliche Wesen in diesem Raume; sie strahlte als einfache Form im mildesten Liebreiz, wie sie denn auch wirklich durch edle Simplizität der Umrisse, durch die Harmonie wohlgewählter Gegensätze in ihrem Anzug jedem Kenner sich vor allen anwesenden Damen bemerklich machen mußte. Springt ja dem Kunstfreund beim Eintritt in eine Gallerie zuweilen auch ein Portrait durch Ton, Haltung, Form und Lebendigkeit sogleich vor allen andern Bildern in die Augen.

Der Kammerherr trat wieder zum Fürsten, meldete die große Ueberraschung der Sängerin, ihren unter-

thänigſten Dank und ihre demüthigſte Bitte, Seiner Hoheit dieſen perſönlich darbringen zu dürfen. Der Fürſt ſah ihn wie fragend an, lächelte dann freundlich, beſann ſich eine Weile und — als ſchon das Rondo der Beethovenſchen Symphonie zum Conzertſchluß auftauchte, erwiederte er in ſeiner kurzen Weiſe: Eine Audienz? — Willfahren! — In mein Apartement führen! —

Die Kühnheit des ſchüchternen, zartfühlenden Mädchens erklärt ſich nur, wenn wir erfahren, daß der Kammerherr, ein Vertrauter des Fürſten, ſeiner Launen und Neigungen, ihr mit Berechnung die Bitte in den Mund gelegt hatte.

Sein Motiv bedarf aber ſelbſt wieder einer kurzen Erklärung. Der Fürſt hatte nach dem Tode ſeines bejahrten Vaters und ſelbſt ſchon im Nachſommer ſeines Lebens die Regierung angetreten. Die Sachen des Fürſtenthums nach innen und außen waren, wie es geſchienen, leidlich geſtanden; Gewohnheit hatte unter einer vieljährigen Regierung manche Mißſtände in einer gewiſſen Unfühlbarkeit gelaſſen; Manches war aus Rückſicht für den wohlwollenden alten Landesvater auch beim Alten geblieben, Anderes ſchien bis zu dem vorausſichtlich baldigen Ableben deſſelben zur Reform vollends reif zu werden. Als nun der mehr gehoffte als ge-

fürchtete Moment endlich eintrat, hatten vordringliche Charaktere eine Summe von Ideen zur neuen Gestaltung der Dinge in sich vorbereitet; die Ueberfrannten waren mit Hoffnungen und Wünschen, Projekten und Entschlüssen vollgeladen, und warteten ungeduldig, bis sie damit herausrücken durften. Das Volk betheiligte sich bei diesem Gährungs-Prozeß nach seinen Ansichten und Interessen. Alles Gebundene wurde frei.

Die Regierung besaß viel Kraft der Trägheit, des Widerstandes. Sie arbeitete wie eine etwas abgenützte, ausgeübte Maschine älterer, weitläufiger, unbeholfener Construktion, während die Zeit überall umher schon mit neuen wirklich oder vermeintlich bessern, fördernden Mechanismen manövrirte.

Der gute Erbprinz hatte sich zu Haus und auf jährlichen Reisen mehrseitig zu unterrichten gesucht, hatte viel gelesen, sich notirt, in wohl construirte Aufsätze niedergelegt. Der beste Sinn und Wille sprach aus diesen Theoremen. Zur Erholung dienten ihm dilettantische Uebungen in den schönen Künsten, namentlich in der Musik.

Aber seine Einsichten, sein Wille waren nicht zureichend, alte, zum Theil veraltete Institute in einen neuen, zeitgemäßen Stand hinüber zu führen. Sein

Wiſſen und Sammeln ſtand oft ſeinem Erfaſſen der Gegenwart im Wege; ſein meiſt weicher Charakter erwies ſich zuweilen zur Unzeit feſt und ſtandhaft; das Bewußtſeyn ſeines aufrichtigen Wohlwollens machte ihn oft reizbar und abſtoßend. Es mochte die Aufgabe eines faſt Unmöglichen ſeyn, die vielen ſich widerſprechenden, widerſtrebenden Anſichten und Forderungen ſeines Volks zu vereinigen. Seine Kraft wäre der Fortleitung eines Beſtehenden ſehr wohl gewachſen geweſen; aber man wollte neue Heilige und Wunder.

Wie aber der Fürſt und der Bürger ſich nur in ſeiner Wirkſamkeit und Werkthätigkeit der nöthigen Haltung erfreut und ſeines Daſeyns recht bewußt wird, ſo drückte hinwieder bei unſerm guten Herrn das Gefühl, mit allen Verſtandeskräften nicht durchgreifen zu können, die Wahrnehmung, bei allem Wohlmeinen verkannt zu ſeyn, auf ſein Gemüth. —

Im Verlaufe der Jahre hatte ſich indeß der Fürſt mit den äußern Verhältniſſen und innern Anwandlungen möglichſt abgefunden; die Geiſter der Zeit, die Lärmſchläger des Tages waren ruhiger geworden; die Wallungen ſeines Geiſtes und Sinnes hatten ſich zu einer reſignirten Stimmung beſchwichtigt. Von allem Phantaſtiſchen, Angreifenden hatte er ſeine Beſtrebungen zu-

rückgerufen. In einer regelmäßigen Jahres- und Tages-Ordnung fand er sein Behagen. Zu stiller Heiterkeit geneigt, in friedlicher Entwicklung der Verhältnisse vergnügt, dann thätig, gemüthlich, geistreich, oft humoristisch, ging er nun allen leidenschaftlichen Bewegungen, allem Verletzenden aus dem Wege, und mochte nicht leiden, wenn dieser ruhige Fluß stockte, wenn die kleinen lichtblinkenden Wellen sich aufgestaucht zur unheimlichen Tiefe hindrängten, dann, sich überwerfend, ein brausendes Wehr bildeten. Er hatte aber doch zuweilen von hypochondrischen Anwandlungen zu leiden; wie ja auch ein heller Spiegel sich leicht mit Dunst beschlägt.

Nicht im abnehmenden Mond, wie man im Volk sagte, — denn dieser Trabant behält nur noch beim gelehrten und ungelehrten Aberglauben seine vermeintliche Influenz auf Helle und Trübe in und außer uns, sondern wenn politische Verwicklungen ihn an jene uns nun im Rücken liegende Bewegungs-Epoche mahnen wollten, wenn Unannehmlichkeiten in der nähern Umgebung mit körperlicher Verstimmung oder flauer Luft zusammentrafen, fühlte der Fürst sich höchst unaufgelegt und trübe: die Leere wuchs in seinem Innern; er verlor Kraft und Muth, sie thätig oder genießend auszufüllen. Die Kehrseite seines Daseyns trat ihm doppelt widrig vor den verdüsterten Sinn

In ſolchen Zuſtänden ſorgte der erſte Kammerherr für irgend eine Zerſtreuung, eine Aufrichtung, Auffriſchung der Stimmung ſeines guten Herrn und es gelang ihm meiſt, die trübe Periode wenigſtens abzukürzen.

Als der Hof ſich zurückgezogen hatte, kehrte der gewandte, unendlich artige Mann zurück, und bot Charlotten, die nach dem Auseinandergehen der Hofkapelle im Vorſaale verweilte, den Arm. Die Näherung zu einem regierenden Fürſten war ihr neu; doch verlor ſie ihre Faſſung nicht, ja ſie beſann ſich nur flüchtig auf die nothwendigen erſten Worte ihres Dankes, überzeugt, daß der Moment ihr das Weitere von ſelbſt eingeben werde. Das Natürlichſte hatte ſie in analogen Fällen immer als das Geeignetſte gefunden.

Nur hereinkommen! — hörte ſie den Fürſten dem Anmelder zurufen. — Unwillkührlich fühlte ſie ſich, dem erlauchten Herrn unter die Augen geſtellt, ſehr ergriffen. Sie beugte ein Knie vor ihm, während ihre holde Geſtalt hinwieder auch über ihn ſo viel Macht ausübte, daß er, die ſtrenge Hofſitte vergeſſend, ſie mit beiden Händen ſanft anfaßte und zu ſich hob.

Halblaut ſtammelte ſie ihren Dank. Er ſah ihr ins thränenfeuchte Auge, ward ſelbſt von Rührung beſchlichen und ohne Vorbedacht drückte er einen Kuß auf

ihre klare Stirne. — Gilt dem kunſtreichen Munde! — ſagte er huldvoll und bedauerte wahrſcheinlich, eine ſolche Zärtlichkeit nur andeuten zu dürfen. Wieder einlenkend fragte er Charlotten nach Vaterland, Herkunft, Bildungsſchule. Durch ihre Erfahrung im Leben und auf der Bühne wohl belehrt, was anziehe, was langweile, was man beſonders den Hohen bieten dürfe, drängte ſie, was ſie zu ſagen hatte, in eine Kürze zuſammen, durch welche dem Fürſten noch eine Folge lebendiger Bilder erſtehen konnte. Sie hatte ihre ganze Unbefangenheit wieder erhalten und fand ſogar Momente, wo ſie mit flüchtigen Blicken die Ausſtattung des Zimmers, die ſchönen Tableaux, die geſchmackvolle Möblirung durchlaufen konnte.

Sie wurde ſich des Momente jetzt ruhig bewußt und wie nun der Mensch ſich ſogleich mit dem Menſchen mißt — dem Fürſten gegenüber, den ſie nach innen und außen von den Verhältniſſen ſeines Hauſes mannichfach bedingt, der zeitgemäßen Entwicklung des Staatslebens mehr nachgebend, als ſie beſtimmend, den ſie als Familienvater, als Menſchen, von mancherlei Anliegen und Sorgen erfüllt wußte, ſchätzte ſie ſich in ihrer Stellung, ihrem Künſtlerberuf als die freiere, ſelbſtthätigere Schaffende. Ihr Schickſal lag mehr in ihrer Hand, als ſeines in der ſeinigen.

Der Fürſt ließ kein Auge von ihr, ſchien ſich Gedanken über ſie zu machen. Er verjüngte ſich vor ihr; ſie konnte ſich ihn recht gut als ſchönen jüngern Mann denken.

Es that ihrem Herzen ungemein wohl, wenn der gute Herr ſo jugendlich froh lächelte oder irgend eine Bewegung machte, die gleichſam ein Nachklang früherer Gemüthlichkeit und zärtlicher Verhältniſſe war.

Nachdem das Geſpräch eine gute Weile gewährt, drückte er ihr die Hand, an welcher er mit Wohlgefallen ſein Geſchenk ſchon angeſteckt fand. Kleines Andenken! — ſagte er mit ſichtbarer Wärme. — Mich nicht vergeſſen! — Vielleicht bei uns bleiben! — Wollen ſehen! Wollen's machen!

Charlotte, von der Herablaſſung des hohen Herrn entzückt, führte, während ſie ihm wie bittend ins freundliche Antlitz ſchaute, ſeine Hand, in der er die ihrige noch immer feſthielt, an ihre Lippen. Er legte ſeine Linke väterlich ſanft auf ihre Schulter, bewegte ſie gegen ſich und ſo nahe, als kämpfe er mit dem Verlangen, ſie an ſeine Bruſt zu ziehen.

Schönes Kind! — ſagte er, — recht ſchönes Kind! — Brav bleiben! Schlüpfriger Boden die Bühne! — Weiß wohl! — Wäre Schade, recht Schade! —

Er ließ ihre Hand los; — ſie legte ſie auf ihre Bruſt und rief aufs tiefſte bewegt: Ja gewiß, gnädigſter Herr! gewiß! — Sie verneigte ſich ehrerbietig und wandte ſich zum gehen. An der Thüre, wohin er ihr folgte, legte er ſeine Hand wie ſegnend auf ihr Haupt und entließ ſie mit der wiederholten väterlich zärtlichen Aeußerung: Liebes Kind! recht ſchön ſingen! tugendlich bleiben! Glücklich werden! —

Als Charlotte aus den fürſtlichen Zimmern heraus, dann die breite, mit einem mythologiſchen Deckenſtück überwölbte Hauptstiege hinab, den langen Corridor hervor geſchritten war und nun auf den weiten, mondhellen Schloßplatz trat, erſchienen ihr in ihrer innern Erhebung alle Gegenſtände kleiner als ſonſt. Die den geräumigen Raum umgebenden großartigen Gebäude dünkten ihr niedriger; zwei coloſſale Standbilder auf hohen Außgeſtellen meinte ſie nie in ſo faßlicher Größe geſchaut, nie ſo plaſtiſch begriffen zu haben. Namentlich war ihrs gleichſam wie dem leichtſchwebenden Merkur, einer guten Nachahmung der Statue des Johann von Bologna in Florenz, zu Mute. Sie wandelte, wie von Ohnm Genuß erregt, halbfliegend nach Hauſe.

In all ihrer jungfräulichen Anſpruchsloſigkeit ahnte ſie doch wohl, daß, wenn ſtrenge Hofetikette allgemach

dem Einfluſſe des ausgleichenden Zeitgeiſtes nachgibt, ihr Eindruck auf den Fürſten ein einleitendes Moment hiezu am hieſigen Hofe möge geweſen ſeyn. —

Noch war an keinen Schlaf zu denken. Sie ſetzte ſich ans Fortepiano, begann eines der heutigen Lieder und meinte, ihr Ton habe durch die Conzert-Anſtrengung noch an Schmelz gewonnen. Sie wollte ſich den Eindruck, den ſie gemacht haben konnte, jetzt im einſam ſtillen Zimmer vergegenwärtigen, ſich gleichſam außer ſich ſtellen, und hier gelang ihr im Durchſingen der Lieder eine Belebung derſelben, die ſelbſt dem glänzenden Fürſtenſaal nicht in dem Maß hatte zu gut kommen ſollen. — So trieb ſie es bis zur Mitternacht.

2

In der Bühnen-Sphäre entſtand einige Bewegung. Die erſte Sängerin hatte die lange nicht mehr gegebene „Zauberflöte“ zu ihrer Benefiz-Vorſtellung gewählt. Die „Königin der Nacht“ gehörte zu ihren Glanzrollen, hier fürchtete ſie Charlottens „gegenüber“ nicht. — Sie hoffte auf ein volles Haus.

Wer von uns höhere Jahre zählt, erinnert ſich

vielleicht noch einer ersten Aufführung dieser wahrhaft zauberhaften Oper bei seiner vaterländischen Bühne, und des großen Eindrucks des Stücks auf ein damals noch kindlicheres Publikum, auf welches dessen phantastisch-mystische Motive, seine materiellen Massen und idealen Kräfte eine unwiderstehliche Gewalt ausübten. Es ist vielleicht unser längstes Denken, aber dennoch unvergeßlich, wie damals der Zudrang des Publikums so groß gewesen, daß man sich nicht nur zwischen die Coulissen schob, sondern auch ins Orchester eindrang, so daß die Oper in ihrem eigenen Ruhm zu ersticken drohte.

Solcher ungemeinen Celebrität hatte sich von den Dramen einst nur die „Sonnenjungfrau" von Kotzebue zu erfreuen gehabt. Auf welchem Repertoir steht sie noch? —

So kann es sich treffen, daß in einer Hauptstadt zu der Darstellung eines von der Tages-Sonne mit glänzendem Schlaglicht überflossenen Stücks sich nach und nach die ganze Bevölkerung, der tägliche Zufluß der Fremden, die schnell nachwachsende Generation hindrängt, wie denn in Paris „Robert der Teufel", dessen infernalische Gewalt ein zarter Kunstsinn nicht oft erträgt, bereits mehrere hundertmal gegeben wurde. — Es ist hiebei eine niederschlagende Wahrnehmung des

Freundes der Kunſt, daß das Materielle, Stoffartige, bei dem Tages-Publikum größeres Glück macht, als das Ideale Formreine.

Von der ſternflammenden Königin der Nacht bis herab auf die Löwen und Affen, die Knaben des Theater-Zimmermanns und Conſorten, welche in deren Bälgen zu figuriren erwarten durften, hatte ſich Alles in Poſitur geſetzt und ſchlagfertig gemacht. Nur Ein Individuum drohte einen Strich durch die Rechnung der Beneſiziatin zu machen — Es war der erſte Tenor.

Kaum hatte ſie von ſeinem Unwohlſeyn Kunde erhalten, als ſie ſich ihn zu beſuchen entſchloß, nicht etwa aus Theilnahme, ſondern um ihm den Kopf zu waſchen. Er ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, in welchen er ſich nach der erſten Begrüßung ſogleich wieder phlegmatiſch niederließ. Er hatte den Stockſchnupfen — Sie ging ihm ſtark zu Leibe.

Können Sie denn — ſagte ſie unter Anderm — Ihr verfluchtes Bierſaufen und Tabakrauchen nicht laſſen? Sind Sie ein Zimmergeſelle oder ein Künſtler? Wiſſen Sie denn nicht, daß, wer vom Schickſal eine ſchöne Singſtimme empfangen, ſie hüten muß wie einen Schatz? Ein Künſtler darf nicht in den Tag hinein leben, wie ein Philiſter. So gemeine Geſchäfte, wie Ballen und

Steine bebauen, Schulknaben lehren und durchprügeln, Canzlei-Akten ſchmieren, kann man in jeder Stimmung verrichten. Aber wer die Welt durch kunſtreichen Geſang rühren und bezaubern will, muß ſelbſt von Gefühl erfüllt und begeiſtert ſeyn, und das iſt man nicht mit vollem Bauch und dumpfem Gehirn. Auch ich trinke zuweilen ein Glas Burgunder; aber Alles hat ſeine Zeit, ſein Maß und Ziel. Ich habe meine Hoffnung auf Sie geſetzt und nun, wo Alles ſich auf die Zauberflöte und unſern Geſang freut, wo ich ein volles Haus erwarte, laſſen Sie mich ſitzen, bocken in Ihrem Allvater, huſten und ſchnupfen, wie die Clarinette eines Dorfbläſers.

Der Tenor war ſchwer in Harniſch zu jagen. Liebe Madam Brandel' — erwiederte er in ſeiner öſterreichiſchen molluskenMundart — Laſſen Sie mich nicht ſo hart an! Was kann ich für meine Influenza? —

Was Influenza! — rief erbost die Sängerin — Schöne Influenza! — Sie machte die mimiſche Darſtellung des Trinkens. Da ſitzen Sie in der Bierkneipe bis die Stunde ſchlägt, dann rennen Sie her, ſchießen herein keuchend und dampfend in das kalte Loch und wollen nun plötzlich einen liebenden Prinzen oder eine andere diſtinguirte Perſonage ſingen. Ich verſichere Sie

daß mir ſchon ein Paarmal, wo ſie mir einen Kuß zu geben hatten, die Hand zuckte, Ihnen eine Ohrfeige zu ſtecken. Und wiſſen Sie warum? Wegen Ihres infamen Taback-Geſtanks, den Sie mit ſich bringen. Einen Ziegenbock würde ich noch lieber umarmen als Sie. —

Sie ſind ja heute ganz allerliebſt! — ſagte der im Armſeſſel nachläßig Ausgeſtreckte. — Sie machen mir die größten Complimente! Es ſind wahre Bonbons von ſüßen Redensarten.

Kein Wunder! — fuhr die Donna im Eifer fort — Es iſt Schade um Sie und Ihre Stimme. Ich erinnere mich noch wohl, wie Sie in der Stephanskirche als Sopran ſangen. Man hörte den Silberton aus dem ganzen Chor heraus. Und nun verderben Sie den köſtlichen Tenor, der daraus geworden durch eine unſinnige Lebensweiſe, eine wahre Schubkärrners-Diät.

In dieſem Tone ging es noch eine Weile fort. Seine Indolenz ſteigerte ihren Eifer; ſie trieb es bis zum Furioſo. Er blieb phlegmatiſch hingeſtreckt, wie ein Wollſack, an dem ihr Donnern wirkungslos abgleitete. Endlich riß ihr die Geduld ganz; ſie trat an den Lehnſtuhl, nahm den Sänger an der Schulter, ſchüttelte ihn mit männlicher Kraft und ſchrie: Störriger Bock! wollen Sie in meinem Beneſiz ſingen? können Sie ſingen?

gleichmütig lächelnd erwiederte er. Liebe Herzens Brandel' was kann ich machen? Mein Arzt sagt. Brauchen sie für Ihren Husten, was Sie wollen, Sie werden ihn vor drei Wochen nicht los! Den Theekessel und Bärendreck hab ich nun satt' Ich wart' halt der Sache ab

Mit einem fulminanten Blick und drohender Geberde schoß die Donna zu Thüre hinaus.

Es kommt selten — sagt das Sprichwort — ein Unglück allein; wie hinwieder sich öfters auch das Glück mit Doppelgaben einstellt. Madam Brandel sollte noch einmal um ihr Benefiz kämpfen. Hohe Gäste wurden bei Hof erwartet, — der spekulative Intendant wollte von der Unpäßlichkeit des Tenors Gelegenheit nehmen, das Benefiz hinauszuschieben, und um einige Glanztage der Bühne für die Kasse auszubeuten, mit aufgehobenem Abonnement die tenorlose „Hochzeit des Figaro" und ein Paar Spektakelstücke geben. Aber die Brandel verstand keinen Spaß: — sie hielt den Intendanten fest beim Wort, obwohl der zweite Sänger einen höchst mittelmäßigen „Tamino" versprach.

Der gute Carl konnte seinem Herzen nicht gebieten, daß nicht Künstler-Hoffnungen in ihm mit treibender Gewalt sproßten und zur Blüthe sich vordrängten. Die

Conſtellation war für ihn. Die Schwierigkeit, als Eriatzmann einzutreten, dünkte ihm, je mehr er die Umſtände erwog, immer überwindlicher. Charlotte konnte den jetzt gewonnenen Einfluß durch Fürſprache für ihn geltend machen. Ihr wollte er gern Alles danken.

Der Capellmeiſter hatte ſich bei Gelegenheit über die Unzulänglichkeit jenes Sängers, der ſich den Theater-Namen: Silvio beigelegt hatte — ausgeſprochen, auch wußte er, daß Carl ſich dieſe Partie zum Studium gemacht. Es war ihm die Zulaſſung zu Debit-Rollen verſprochen, um ihn ſo dem Chor zu entheben.

Charlotte, deren Herzen der junge Mann trotz jener bedenklichen Stunde, ja, wir können es mit der Weiblichkeit wohl vereinigen, vielleicht durch dieſe Ueberraſchung um ein fühlbares Moment näher ſtand, mochte ihm jede Aufmunterung wohl gönnen. Ihrer und ſeiner Bitte gelang es, den Capellmeiſter geneigt zu ſtimmen, obwohl Silvio, in Unkenntniß ſeiner Schwäche, ſein Näherrecht an die Rolle gewiß nicht gern hingab. Mit Zuſtimmung des durch Gründe bearbeiteten Intendanten ſollte eine Art prüfender Probe, jedoch zur Schonung des Aeltern nicht in Confrontation mit dem Jüngern, im Beiſeyn des Regiſſeurs der Oper und des Correpetitors, als gediegener Fachmänner und unparteiiſcher

Scheffen vorgenommen werden. Sie fiel so günstig für Carl aus, daß, abgesehen vom Spiel, das von ihm besser erwartet werden konnte, als von jenem eckigten Gliedermann, wie auch von seiner jugendlichern höchst empfehlenden Gestalt, er schon um seines Gesanges willen einstimmig für den Geeignetern gehalten und deßhalb seine Zulassung beschlossen wurde.

Der Hintangesetzte, der sich für unentbehrlich mochte gehalten haben, gerieth ausser sich, vergaß sich gegen den Intendanten und trieb seine Insolenz so weit, daß dieser ihm augenblicklich den Contrakt aufkündigte. Dieß that Carls weichem Gemüth leid, obwohl jeder Vernünftige des Sängers Betragen für reine Tollheit erklärte. Letzterem wurde die Partie des Mohren Monostatos zugetheilt, und in Uebereinstimmung mit diesem Charakter schwur er, an dem Prinzen Tamino irgendwie Rache zu üben. —

Die Proben zeigten sogleich das Gelingen der Sache. War ja die Oper, ob auch lange nicht gegeben, doch allen Musikern in Saft und Blut gedrungen und erfreulich gegenwärtig, wie sie denn in organischer Individualität und lebendiger Isolirung jeder einzelnen Partie wohl alle Opern älterer und neuerer Zeit übertrifft und in solcher Unvergeßlichkeit auch unsterblich ist.

Carl mäßigte ſeine faſt quälende Erwartung und leidenſchaftliche Bewegung durch ein emſiges Studium, eine Durchbildung ſeines Geſanges und Spiels im kleinſten Detail. Er wollte ſeiner Aufgabe ſo genügen, daß ſelbſt der Neid verſtummen ſollte. Er wollte Anerkennung verdienen, ſich des Beifalls durch ächt künſtleriſche Anwendung ſeines Talents werthmachen.

Der Tag erſchien. Das Theater bot einen feſtlichen Anblick dar; es war ſtark beleuchtet, die Anweſenheit der hohen Gäſte, eines dem Hauſe verwandten Fürſten mit ſeiner für die ſchönſte Prinzeſſin ihrer Zeit geltenden Tochter und deren erlauchtem Bräutigam, einem jungen Kriegsmann in maleriſch bebender Huſaren-Uniform, hatte zugleich die Ranglogen mit dem Adel in ſeinem Glanz und die übrigen Räume mit Schauluſtigen gefüllt.

Die Ouvertüre floß wie ein mächtiger Strom daher, bald mit gewaltigen Wogen, bald in ruhiger Majeſtät über tiefem Grunde, dann zu leichten, lichtglänzenden Wellen gefurcht, dann brauſend und ſchäumend. Ein ungemeiner Beifall des vollen Hauſes krönte ihren Schluß; das erhebende Element wurde obwohl allgewohnt, doch wie eine in neuer Pracht erſtandene Welt jauchzend hingenommen. Des Prinzen

Angstrufe auf seiner Flucht vor der Schlange: Zu Hülfe! zu Hülfe! ꝛc. entschieden sogleich für ihn. Der Nimmton seiner Stimme erweckte Mitgefühl: man glaubte getäuscht an seine verzweiflungsvolle Lage. Er hatte es, um jeder Zerstreuung zu entgehen, über sich gewonnen, nicht über den Lichterbaum hinweg in den allgemeinen Glanz hinaus zu sehen. Er dachte nur an seine Stellung, seine Bemühung um die Geliebte, an sein dramatisches Geschick.

Etwas besonderes mußte es seyn, was ihn bei Erblickung des Ebenbildes der Prinzessin nicht nur illusorisch, sondern wirklich ergriff, so daß die Ueberraschung auch auf sein Spiel einen bemerkbaren Einfluß übte. Wir können die Veranlassung sagen. Das ihm von den drei Damen eingehändigte Bild stellte Charlotten, von gewandter Hand frei und geistreich gemalt, dar, obwohl nicht in ihrer heutigen Rolle, sondern höchst einfach in gescheiteltem Haar, mit einigen natürlichen Locken, in dunklem Kleide, das durch einen nur theilweise sichtbaren bunten Shawl malerisch gehoben war. Wie kam dieß Miniaturbild in die Hände der Frauen? Er wußte nichts von dessen Entstehung. Charlotte hatte nie seiner erwähnt, in der Hauptprobe war es ein anderes. Das kleine Geheimniß wirkte zur Sache.

Er ſang das Bekannte: „Dieß Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ — ſo innig ergriffen, daß auch ſein Vortrag in gleicher Art auf das Publikum Eindruck machte Man gab ſich Das gegenſeitig durch Blick und Wink zu erkennen.

Wenn der Zeitgeſchmack der Maſſe auf das Materielle der Tongewalt, auf große Dimenſion der Skale und erſtaunliche Fertigkeit, alſo auf muſikaliſche Raum- und Zeit-Erfüllung den höhern Werth legt, ſo wiſſen Feinfühlende nur um ſo mehr die angeborne Seele des Tones und die Ausbildung der idealen Seite des Geſanges zu ſchätzen. Während bei vielen Bravour-Sängern der Ton nur aus der Kehle ſtammt, wodurch ſie ſich einem kalten Blasinſtrument gleichſtellen, ſcheint er ſich beim gefühlvollen Sänger in einer geheimnißvollen Tiefe zu geſtalten, nach den unendlichen Modifikationen des Gefühls zu bilden und auf eine conſonirende Bebung des ganzen Weſens hinzudeuten. Wunderbar, daß durch dieſe höchſte menſchliche Sprache, die das Schönſte nicht nur benennt, ſondern unmittelbar ſelbſt gibt, der Künſtler wieder, nur in höherer Potenz, dem Sänger der Zweige, der Nachtigall, ähnlich wird, welche aus unwiderſtehlichem innerm Trieb, aus Verlangen und Luſt ſingt, ſingen muß, und mit Leib und Seele, mit ihrem ganzen Weſen in Tönen aufgeht.

So soll es seyn, und wäre es nur immer so! — Wir können dem Leser überlassen, sich die weitern Szenen der allbekannten „Zauberflöte“ zu vergegenwärtigen. Pamina trat auf. Ihre Erscheinung war dem wirklich überraschten Prinzen eine neue Schönheits-Offenbarung. Eine Zeit lang war sie ihm eine Niegesehene; an ihren Tönen erst erkannte er sie wieder. Sie sah ungemein liebenswürdig aus: ein phantastischer Anflug umfloß ihre zephyrleichte, reine Form; ihre heitere Persönlichkeit, ihr Gesang, der ihre Leistung in der letzten Probe an Beseelung noch weit überbot, steigerte Taminos Empfindung zum Entzücken.

Dem weiblichen Geschlecht ist es vergönnt, das Thema seiner Wohlgestalt durch veränderten Putz reizend zu variieren, durch die Vexir-Räthsel abwechselnder Drapirung uns stets neu anzuregen. Das Weib kann sich schmücken, kann in geschmackvoller Zier wie in einer malerischen Erhöhung erscheinen, während beim Mann eine Idealisirung durch die Garderobe nur in beschränktem Maße stattfindet. Namentlich geht die darstellende Künstlerin durch die Metamorphose ihres Costüms illusorisch in die belebende Sphäre ihrer Rolle über.

Alles gelang heute unübertrefflich und glücklicher konnte der junge Künstler nicht mehr werden. Er gab

ſich der gefährlich ſüßen Täuſchung hin, Pamina ſey wirklich die Seinige, er habe ſie aus dem Kampfe mit den Elementen, aus den Umtrieben ihrer obſcurantiſchen Mutter ſich in der That und für immer errungen. Letztere, die ſternflammende Königin der Nacht, hatte ihrerſeits in Schmerz und Rache getaucht, alle Minen ihrer Kunſt ſpringen laſſen und ſich ſelbſt übertroffen.

Saraſtro, der erleuchtete Großmeiſter des Stuhls, der ſich durch feierliche Haltung und trefflichen Geſang dieſer Höhe würdig erwieſen, durfte den beiden Liebenden nur noch einen auch über die Grenzen dieſer Scheinwelt hinausreichenden oberprieſterlichen Segen ertheilen. —

Nach dem Schluſſe der Oper, die einen Glanzpunkt in den Theater-Annalen der Reſidenz bildete, ſuchte der Prinz ſeiner Geliebten zu begegnen, konnte aber im Gedränge der Durcheinanderlaufenden nur einen Moment lang ſie feſthalten, ihr mit Inbrunſt die Hände drücken, ſie in ſeinen feuchten Augen die tiefſte Befriedigung leſen laſſen. Sie ſagte ihm einige Worte des Lobes, die ihm höchlich wohlthaten. So war er alſo einer berühmten Künſtlerin nicht unwürdig zur Seite geſtanden; ein eifriges Bemühen hatte die Bühnen-Gewandtheit erſetzt. — Wir ſehen uns wohl bald wieder! rief ſie ihm, vom Strome weggehoben, zu. — Er griff nach ihrem Bilde

Es war weg. Die bloße Kette hing an seinem Hals. Hatte er es im Drange verloren? Nirgend ward es sichtbar. Niemand wollte Etwas davon wissen. Zufällig sah er auf die Sängerin, welche ihm dasselbe umgehängt. Auf sein Befragen, ob sie von der sonderbaren Unterschiebung des Bildes und seinem Wiederverschwinden Etwas wisse, erwiederte sie lächelnd: Lassen Sie es gut seyn! wahrscheinlich hat es der, es hergezaubert, schon wieder in Händen.

Er gab sich zufrieden, war aber doch begierig, was Charlotte von der Sache wissen mochte. — Wie von unsichtbaren Geistern getragen kam er nach Hause.

Wer erinnert sich nicht seiner Jugend, wo er aus Drama oder Oper ein Gemüth voll Melodie und Harmonie, voll Lieb und Leid, eine Phantasie voll ergreifender Szenen, bedeutender Katastrophen heimtrug und nun, vielleicht in einem gemeinen Familien-Leben, in seiner engen heimischen Stube sich mit dieser Ueberfülle in eine Ecke drücken, stille halten und bald das Lager suchen sollte, worauf ihm die geschwellte Brust zu zerspringen drohte? Darum ist es Demjenigen, der so Schönes in reichem Maße genossen, Bedürfniß, seine Eindrücke, sein Gefühl, unter Gleichgestimmten sich noch von der Seele zu wiegen, seine Bewegung in ver-

nünftigem Geſpräch, in wohlmeinender Ueberſchau und Betrachtung zu beſchwichtigen.

Auch der thätig geweſene Künſtler fühlt einen ähnlichen Drang zur Geſellſchaft; obwohl von der Objektivität der Darſtellung im Ganzen nicht ſo hingeriſſen und bewegt, als der Genießer, wünſcht er dagegen als Ausübender von der Wirkung des Stücks und, wenn es ſeyn kann, von dem Eindruck ſeiner Subjektivität noch eine genauere Kunde zu erhalten, als in den Aeuſſerungen des Publikums während der Produktion laut geworden

Die Künſtlerinnen hegen ein ſolches Verlangen in geringerem Grade. Schon ein nochmaliges Muſtern ihrer Geſtalt, ihrer Putzhüllen vor dem häuslichen Spiegel, eine imaginative Wiederholung der Einzelnheiten ihrer Rolle iſt ihnen ein ſehr angenehmes Geſchäft.

Carl konnte es übrigens heute nicht über ſich gewinnen, an einen öffentlichen Ort zu gehen; er fürchtete ſich, ſo ergriffen, wie er war, gewöhnlicher Unterhaltung zu begegnen oder herumtappenden Kunſturtheilen, welche die ſchöne Totalität ſeiner Stimmung zu theilen drohten. Er wandelte in der Sternennacht, er ſchaute mit erhobenem Haupte lange in die flimmernde Pracht hinein und rief: Ihr ewigen Lichtgebilde! Eurer unendlichen

weite und Dauer kann doch nur der flüchtige Moment der Anerkennung, der Liebe im Menschenherzen, die Unruhigen des Augenblicks das Gleichgewicht halten. So eilte er durch Straßen, über freie Plätze, und dieß so lange, bis das steigende Bedürfniß des Schlafes ihm Ruhe zu bringen versprach.

Wir würden den seligen jungen Künstler von Charlotten, von dem, was der heutige Abend seinem Verhältniß zu ihr, seiner Neigung in ihren Augen, ihrem Herzen zugelegt, von süßen Möglichkeiten träumen lassen, wenn es nicht eine leidige Erfahrung liebender Seelen wäre, daß sie von dem Gegenstand ihrer brünstigen Neigung gerade am seltensten träumen.

Wir finden am folgenden Abend unsern jungen Sänger in einem Gasthofe, wo er, frühzeitig eingetreten, im bekannten Zimmer noch der einzige Gast war, während im anstoßenden, wie er durch die angelehnte Thüre sah und hörte, sich eine Gesellschaft laut unterhielt. Er merkte bald, daß von öffentlichen Darstellungen die Rede war, worüber verschiedenartige Ansichten laut wurden.

Der Redakteur eines Tagblatts — er kannte ihn an der Stimme — ſchien von den Uebrigen aufs Korn genommen zu werden. Er entblödete ſich nicht, näher hinzuhorchen, als folgende Reden zu vernehmen waren, deren Urheber wir Kürze halber durch Buchſtaben unterſcheiden.

A. Ei! warum erſchien denn heute bei Ihnen kein Bericht über die geſtrige Oper? Ihr Correſpondent über Kunſtgegenſtände zögert ſonſt nie damit.

Red. Das Theater iſt kein ſtehender Artikel in meinem Blatt.

A. Wohl! aber die geſtrige Produktion ließ einen Bericht von ihm erwarten. Es gab ein neu aufdeckendes Talent zu loben.

Red. Wir werden wahrſcheinlich dießmal Nichts bringen.

B. Ei Schade! Ich erwartete ſchon eine Bekränzung der Matadore und eine Apotheoſe des Anfängers. Solche vielverſprechende Schüler muß man aufmuntern.

C. Ja wohl! ja wohl! Und da iſt wirklich Ihr Correſpondent erfinderiſch in immer neuen Ausdrücken der Bewunderung, des Erſtaunens. Es iſt, ſage ich erfreulich und rührend, wie ein Mann von ſeinen Jahren noch ſo warm werden, ſich ſelbſt ſo angelegentlich enthuſiasmiren kann. —

D Und wie vielseitig ist seine Begeisterung! Oper, Drama, Konzert, Virtuosen auf allen Instrumenten, geblasenen, gestrichenen, geschlagenen, Sänger, Tänzer, englische Reiter, Professoren der natürlichen Magie, Panoramen, Dioramen, Menagerie-Inhaber, Kunstausstellungen, Bau- und Gartenkunst, Gymnastik, Alles und Jedes und noch manches Andere.

G Am meisten gaudirt mich, wenn der Kenner sich in recht volltönenden Worten über die Höhe der Kunstleistungen, über die Größe des Genusses ausgesprochen, wenn er einige technische Terminos und charakteristische Bezeichnungen, woran wir den Vogel gleich erkennen, gebracht hat, und unmittelbar darauf ein Aufsatz über Rauvennester, Schafraude, Gemeinde-Backöfen, eine Annonce wegen verlaufener Hunde oder Gänse, vorräthigen Düngers und dergleichen zu stehen kommt. Es ist, wie wenn Ihr Setzer sich einen Spaß mit solchen pikanten Contrasten machte.

Ä Es gibt für mich noch andere kleine Lesefreuden, namentlich komische Druckfehler, die zuweilen in solche gehaltvolle Kunstberichte sich einschwärzen: z. B. statt Genialität — Generalität, statt Organisten — Orangutten, statt Bruchstück — Bauchstück, statt Ironie — Injurie, statt Macbeth — Magd Beth, statt Vorbe-

reitung — Vorbereitung und dergleichen. Ich kann mir den Aerger des guten Autors denken, auf den immer einiges komische Licht fällt, daß er, der sprachlich-puristische, solchen typographischen Mißgriffen zum Opfer wird.

G. Ich führe einen Catalog über seine Vergötterungen. Wie ist doch, wenn ein neuer reisender Virtuos auftritt, dieser immer der größte, unübertrefflichste, einzigste. Als Lob-Virtuosen hat er aber sich selbst gezeigt, indem er sechs Forteviano-Spieler, die sich in Jahr und Tag, wie wir wissen, hier hören ließen, alle nach der Reihe mit ausgesuchter Variation der Huldigungen in seinen Lorbeerwald hinein zu complimentiren wußte. Mich haben alle diese Wundermänner und Damen kalt gelassen. Ich kann mir einmal nicht helfen; mir ist das Clavier ein verbessertes Hackbrett; ein Conzert darauf macht mir die höchste Langeweile. Wenn ich so eine weibliche Virtuosin vor den Tasten sitzen und darauf mit Fingerfertigkeit arbeiten sehe, so denke ich immer an's Spitzen-Klöppeln, mit welcher Bezeichnung ich neulich einen Nachbar laut auflachen machte, so daß das ganze in Empfindung schwimmende Auditorium auf ihn sah.

Red. Ihr treibt's zu weit! — Die Kunstberichte meines Blatts werden, höre ich, gern gelesen. Warum

ſagt Ihr nichts über die Correſpondenzen anderer Tagblätter, die bald theoretiſche Weisheit auskramen, bald über die geringfügigſten Einzelnheiten ſich wortreich verbreiten, und oft noch ſtärker in die Lob-Poſaune ſtoßen, als mein Correſpondent? Und erſt die Apotheoſen in Stanzen und Sonnetten! Sagten mir doch ſchon Manche das Schmeichelhafte, unſere Kunſt-Berichte haben Credit.

G. Allerdings — bei den Gelobten und Lobhüdlungen. Eben deßhalb, weil ſich Ihr Correſpondent das Anſehen von Ernſt und Kunſtwürde geben will, verdient er Zurechtweiſung. Wer Credit im Publikum hat, ſoll ihn nicht mißbrauchen. Sagen Sie ihm das! ſonſt ſoll er es auf einem andern Wege hören.

Red. Ach wenn Ihr wüßtet, was es um das Retiziren für eine Freude iſt! Die Künſtler kann man nicht genug loben, tadeln ſoll man ſie gar nicht, auch nicht aufs mildeſte. Durchgeprügelte Journaliſten ſind nichts Neues und das ſchadenfrohe Publikum hat noch ſeinen Jux dabei. — Lob der Fremden beleidigt die Einheimiſchen, Lob des Einzelnen alle Andern, Lob Aller — die Beſſern, für die ſie ſich ſammt und ſonders halten. Das Publikum aber möchte gedruckt leſen, was es geſehen, gehört hat, was es empfinden durfte, ſollte; es möchte ſein dunkles Gefühl in eine klare Anſicht überſetzt

reben, ſeinen Kunſt-Inſtinkt zu einem fachmäßigen Urtheil erhoben wiſſen.

Der derbe Laie hat jedoch bei den feinſten Leiſtungen nichts empfunden und erſtaunt über den reizbaren Connaiſſeur: der Vielgereiſte, Oftgereizte iſt meiſt abgeſtumpft, ſpricht mit einem vornehmen nil admirari über das Schönſte ab, blickt auf den warmblütigen Berichter, wie auf ein über alles Neue jubilirendes Kind, mitleidig herab. Was ſoll man bringen, das Allen zuſagt? Was kann dem Maſſiven und dem Blaſirten, dem Stumpfen und dem Enthuſiaſten, dem Naturaliſten und dem Kritiker, dem Genügſamen und dem Reganten zugleich gefallen? Wo finde ich den Allerwelts-Rechtmacher? Ich will ihn trefflich honoriren. — Noch eine Stimme ſprach für den Abweſenden, ſie war aber ſtotternd, heiſer und fand keine Anerkennung. Man weiß, was in Geſellſchaft ein tüchtiges Organ wirkt. Mir iſt — wandte ſich der Stotterer an den Redakteur — Ihr Correſpondent immer noch lieber, als ſo ein friſchgeſchulter Rezenſent, der ſich in die Löwenhaut der Kritik ſteckt, der, empfindungslos für das Schöne, äſthetiſche Mücken ſeigt und ungeſchlachte Elephanten verſchluckt, der mit dem Roheſten das Schickſal theilt, daß er den Stoff über die Form ſetzt, weil er durchs Begriff-Netz ſchaut. Vielleicht hat der junge

Philosoph Gerau — Nichts ist aber widerwärtiger als wenn ein Geistreicher über Künste urtheilt, für die ihm Kunde Sinn und Gefühl abgehen. Er spricht Alles aus, was sie nicht sind, nicht seyn sollen und wollen, nie was sie sind und wirken. —

Diese Unterhaltung wurde bei dem Eintritt eines weitern Gastes sogleich abgebrochen. — Warum doch? Carl ahnete Etwas. Die Anwesenden grüßten ihn freundlich. Er setzte sich still an den Tisch. Carl meinte, als er ihn durch die Thüröffnung erblickte, da und dort ihn schon gesehen zu haben. Es war ein Mann in vorgerückten Jahren, doch noch nicht stark gealtert, von gesundem, gutmüthigem Aussehen, der sich, als das Gespräch auf Tagesneuigkeiten überging, in seinen Aeußerungen ruhig, kurz, ohne Drang zur Wortführung, mehr beistimmend als kategorisch, wohlgelaunt, zuweilen humoristisch übertreibend vernehmen ließ. Er schien an Allem theilzunehmen, ohne gerade überall ein specielles Interesse oder Wissen an den Tag zu legen. Carl nannte ihn bei sich einen „geneigten Hörer," wie er wohl selbst einer war, ein Gesellschaftsmitglied, das Gemeinnützigen stets willkommen ist, die es mit ihrem Blicke suchen, um an dasselbe ihr Wort zu richten, wenn es von den Andern etwa nicht mit gebührender Attention

aufgenommen werden ſollte, ein Individuum, das für einen verſtändigen Menſchen gilt, wenn es auch den ganzen Abend den Mund nicht aufmacht, das man zuweilen für unterhaltend hält, weil es ſich für die Unterhaltung dankbar erweist.

Nach einer Weile ſah Carl durch die ſchmale Thüröffnung, wie der Redakteur und der braune Mann, — wir wollen ihn nach der Farbe ſeines Rockes mit dieſem aus einem ältern Roman entlehnten Namen benennen, — in die nahe Ecke des Zimmers getreten waren, wie Erſterer ein Papier aus der Taſche zog und es dieſem zuſchob. Er vernahm auch, daß es mit den leiſe ausgeſprochenen Worten geſchah: Lieber Freund' ich kann es nicht aufnehmen! Es iſt zuviel des Lobpreiſens! So kann es einmal nicht geweſen ſeyn. Sie machen es in Ihrer Begeiſterung wahrlich zu arg. Sie glauben nicht, was ich über Ihre Berichte von verſchiedenen Seiten her hören muß. Ich habe es Ihnen aus Schonung immer verſchwiegen. Mein Blatt ſoll und darf ſich nicht ſolche Blößen geben. Man iſt dieſen Ton nicht gewohnt. Meine Leſer ſind keine Enthuſiaſten.

Carl ſah unbemerkt dem braunen Manne gerade ins Geſicht. Er war flammenroth, ſchien aufs höchſte betroffen und mochte dieſe Ablehnung mit den ſeine

Autor-Ehre verletzenden Begleitungsworten gar nicht erwartet haben. Gut! — hörte er ihn mit unterdrücktem Zorn sagen. — Von mir sollen Sie mit keiner Zeile mehr inkommodirt werden. —

Beide setzten sich wieder an ihren Ort.

Obgleich die meisten Gäste über ihrer fortgesetzten Unterhaltung diesen kleinen Neben-Akt übersehen hatten, so war er doch von Einem der Anwesenden bemerkt worden, der nun den verstimmten braunen Mann ins Auge faßte und ihn mit einem zweideutigen Lächeln um sein Urtheil über die gestrige Oper, in welcher er nicht weit von ihm gesessen, bat. Der Angesprochene, auf's Neue gereizt, erwies sich nur um so wortkarger; aber Jener wußte ihn durch gewandte Rede so zu schrauben, daß er endlich, von Eifer entflammt, seinem Innern Luft machte.

Nun denn! — sagte er mit funkelndem Auge — so will ich die odiose Sache zur Sprache bringen. Ich war in der Oper; ich schrieb dieses Blättchen darüber.

Er zog's hervor. — Es ist der frische Eindruck einer höchst gelungenen Produktion, der Erguß der Freude über entschiedene Talente und über ein hoffnungsvolles. Herr N. lehnt die Aufnahme ab; es sey zu enthusiastisch, zu übertrieben im Lobe. Sie sollen es hören. Wer

von Ihnen bei der Aufführung war, mag Schiers richter ſeyn.

Er las den kurzen Bericht. Dem horchenden Carl pochte die Bruſt mit lauten Schlägen. Er verlor kein Wort des mit ruhigem Ernſt vorgetragenen Aufſatzes. Allerdings war er mit Wärme geſchrieben und ſo war auch ſeiner eigenen Leiſtung mit einer ihn faſt beſchämenden Anerkennung gedacht. — Wie iſt es doch ſo unendlich ſüß, was man Tag und Nacht anſtrebend will, was zu erreichen man in guter Stunde zu hoffen ſich erkühnt, in böſer ſich abſpricht, von einem überſchauenden Geiſt gelungen genannt zu hören! Er hätte ſich nur immer einen kleinen Kreis ſolcher wohlwollend hinnehmenden und einſichtig prüfenden Hörer wünſchen mögen. Wie viel Schönes ſagte er über Charlotten?

Als der braune Mann geendigt, trat eine Stille ein, welche endlich ein Gaſt klüglich mit Folgendem unterbrach.

Wenn ich mit Künſtlern ſo viel Umſtände machen ſehe, wie wir eben vernommen, ſo fällt mir ein, wie die Engländer es mit denſelben halten, und wie ſie es einſt einer weltberühmten Sängerin, ich glaube der Mara, gemacht. Sie kennen vielleicht nicht Alle die Anekdote. Die Sängerin hatte in einem großen Conzert nach man-

dem Andern und gleichsam als Höhepunkt und Triumph ihres Talents eine Bravour-Arie vorgetragen, darin all ihre Kunstkraft aufs glänzendste entwickelt, aber auch bis zur Erschöpfung aufgezehrt. Das englische Publikum donnerte Beifall, aber es war nicht gesättigt; es rief Dacapo! Ebensogut hätte es einem erbleichten Regenbogen oder einer erloschenen Abendröthe Dacapo! zurufen können. Die Sängerin erblaßte und griff nach einem Sessel. Sie riefen noch stärker: Dacapo! Mara machte eine verzweiflungsvoll bittende Geberde. Sie riefen aus vollen Hälsen: Dacapo! Mara wollte umsinken. — Dacapo! Sie sank wirklich auf den Sessel hin. — Dacapo! Dann aber brachen andere Stimmen los: Sieben, Sieben! Bezahlt seyn! — Allerdings! vor dem englischen Volk darf ein Histrio nicht sitzen, vor seiner Majestät muß man stehen. — So gings fort. Die arme, halb ohnmächtige Mara mußte die furiose Bravour-Arie noch einmal singen. Dann aber, als der Volks-Majestät ihr erlauchter Wille geschehen, erhebt ein ebenso brausender Sturm von: Brava! Brava!

Sehen Sie, Freund! so muß man mit den Künstlern umspringen, nicht sie hätscheln und tätscheln. —

Die Anekdote wurde von der Gesellschaft mit ungetheiltem Applaus aufgenommen. Recht so! — fügte

Einer noch bei — Ich schätze das Talent, aber der Träger ist mir gleichgültig, sofern er mir nicht im sonstigen bürgerlichen Leben in anständiger Form begegnet — Der Sprechende hielt sich gern zu den Adeligen. — Wir überschätzen die Künste. Die Gabe ist angeboren, ein Gallisches Organ, wie der Diebs- und Mordsinn, und dringt instinktmäßig auf Ausbildung. Ist der Künstler, der Dichter, der Virtuos, der Mime in der Gesellschaft ein Schuft oder Lump, so enthebt sie ihn seiner Paria-Schmach nur solang er sie mit seiner Leistung unterhält, wofür sie sich durch Geld und Applaus mit ihm abfindet. Die Sozietät legt an jedes Individuum den aus ihr selbst genommenen Maßstab. Sie belohnt das spezifische Talent, aber in ihr selbst gilt Jeder im Verhältniß seiner sozialen Darstellung und Skale — Alle folgenden Aeußerungen waren in demselben Sinn und gegen die Anmaßungen, den Hochmuth der Künstler gerichtet. Man müsse sie benützen, — hieß es — durch ihre Talente sich unterhalten lassen, sie selbst aber verachten.

Der braune Mann schien sein Spiel verloren zu haben. Er schwieg eine gute Weile, dann trieb aber eine innere Bewegung, die sich auf seinen senkrechten Stirnfalten, in seinen erglänzenden Augen malte, ihn zum Wort

Ihr irrt — eiferte er — von der Künstlerwelt wie von einem Mistbeet, das man in sich gähren, dampfen, treiben läßt und wovon man bloß die aufgeschossenen Spargeln und andere Frühgemüße wegsticht, um sie als pikante Bissen zu verspeisen. Ist denn die Künstlerseele nicht ein Ganzes, ein organisches Wesen und mit dem allgemeinen Leben verwachsen? Bilden die Künstler nicht einen Teil der Sozietät? Sind denn der Zurückschreckenden, Verwerflichen unter ihnen so viele?

Das ist eben das Leiden — nahm jetzt Vormann wieder das Wort — daß sie anfangen, solid zu werden. Wären sie nur lockerer, liederlicher, aber dafür genialer, sozialer.

Ihr gebahrt Euch wie rechte egoistische Genießer — versetzte der braune Mann — und doch, Ihr genießt nicht recht, denn ihr seyd Neganten. Wer sich des Schönen nur erfreuen will, der muß auch denken und fühlen. Zum Genuß muß man wie einen gebildeten Sinn so auch ein wohlwollendes Gemüth bringen. Wie magst Ihr Euch nur den Alltags-Theater- und Konzertlautern gleichstellen, die, unzugänglich den zarten Offenbarungen der Kunst, nur auf die Fehlgriffe der Spieler, die Mängel der Darstellung, auf lächerliche Zufälle sinnen? Wie leicht wird ein blöder Sinn auf der

Oberfläche eines Spiegels ein Bläschen gewahr? Das iſt ſchlechte Kennerſchaft! Aber die Tugenden der reingeſchliffenen Fläche, die Waſſerhelle, die Richtigkeit der Wiederſtrahlung zu erkennen, dazu gehört Fachkunde. — Was iſt denn nun meine ganze Schuld? Daß ich das Erſcheinen des Talents froh begrüße, daß ich das Angeborne als Gottesgabe verehre, daß ich ſeine Ausbildung ſchätze, daß ich ſeinen richtigen Takt, ſeine Wahl, ſeinen Geſchmack in Erfaſſung ſeiner ganzen Aufgabe, deren Durchbildung im Einzelnen, ſein Bewußtſeyn anerkenne, ſeine Uebung, die das Bewußte wieder zum Unbewußten, Inſtinktartigen, Unfehlbaren, zur Fertigkeit ſteigert, bewundere? Iſt nun, wenn ich das Alles in wenige Worte zuſammendränge, wenn ichs im Namen des Publikums, das es ſchon verhüllt in ſich trägt, ausſpreche, dieß zu tadeln, zu belachen?

Haben ſich nicht geſtern unſere Beſſern in ihrem Glanze gezeigt? Hat nicht die liebliche Bader zum Entzücken ſchön geſungen und geſpielt? Hat nicht der junge Berger ſich ſelbſt übertroffen? Bewährte nicht ſein Vortrag neben dem fleißigſten Studium, der durchdachteſten Einübung — die wärmſte Liebe, den reinſten Enthuſiasmus, eine Erſcheinung, wie man ſie vom Routinirten viel weniger, als von einem Aufſtrebenden erwarten

konnte, und wie ſie in unſern Tagen, einer Epoche der oberflächlichen Nachahmung, der natürlichen Kunſt-Tradition immer ſeltener wird?

Soll man denn nicht ſo Begabte, deren wohl auf eine Million etwa nur Einer kommt, mit Aufmunterung erfreuen? Es gibt ja ganze Nationen, die in einem vollen Menſchenalter vielleicht kaum Eine ſolche Kunſtſeele aus ſich zu erzeugen vermögen. In unſern zahlloſen Tagblättern verliert ſich, was nicht Celebrität ſchon für ſich hat, in einer ſchalen Claſſifikation; ausgezeichnete Leiſtungen werden obenhin mit der abgegriffenen Münze conventionaler Lob-Terminologie bezahlt. Wie ſchmerzlich, wie höchſt ärgerlich iſt's, wenn man die Künſtler ſo oft im Verhältniß ihrer Anſprüche, ihrer Arroganz, aber im umgekehrten ihres wirklichen Verdienſts belohnt, die krampfhaft unnatürliche Force gegen die naive Kunſt bevorzugt ſieht?

Es gibt anſpruchsloſe Erſcheinungen, die ſelten, einzig, unvergleichlich ſind, deren man ſich mit lautem Dank erfreuen, deren lieblicher Individualität man ſich klar bewußt werden muß. Wir dürfen nicht bange ſeyn, daß die ächten Künſtler, ſolche bei denen ſich eine angeborne Himmelsgabe von Form mit gewaltigem Trieb zur Ausbildung, mit Sinn und Geſchmack und einer

nesen Wohlgezogenheit des Gemüths gattet, wie die Pilze aus dem Boden wachsen und unsere Bewunderung unser Lob in der Schnelle erschöpfen werden. Ich bin in vorgerückten Jahren, aber ich kann in meiner Rückerinnerung noch immer die Lieblinge meines Herzens, die mich entzückten, recht gut zählen. —

Einer langen Rede folgt in Gesellschaft gewöhnlich eine Stille und auf einen heißen Erzfluß will Niemand alsobald erkältende Bemerkungen schütten. — Carl hatte dem braunen Manne mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gehorcht. Der Commentar seines vorhin gelesenen kurzen Theaterberichts machte ihn nicht eitel: er zeigte ihm die Aufgabe seines Lebens und was denkende Kunstfreunde von Seinesgleichen erwarten, in klarem Lichte. er hielt ihm den Ernst der Pflicht in seiner nationellen Bedeutung und Würde vor, die ihn, indem sie den Bezug der Kunst aufs Ganze ahnen ließ, zugleich spornte und stärkte. —

Mittlerweile waren ein Paar Genossen seines eigenen Cirkels eingetreten: die Thüre ward geschlossen: die Stunde hatte geschlagen und bald füllte sich das Zimmer mit den Tagesgästen.

Carl, mit den so eben erhaltenen Anregungen beschäftigt, nahm geringen Antheil an dem Gespräch über

Stadt-Neuigkeiten. Selbſt, als die Rede auf die geſtrige Oper kam, und auch ſeiner Leiſtung günſtig erwähnt wurde, vernahm er Nichts, was ihn fördern konnte. Dafür hatte er mehrmals Veranlaſſung, an des braunen Mannes Bemerkung über den Spiegel mit dem Blöckchen zu denken. Ein kenneriſcher junger Mann brachte mit ſelbſtgefälligem Lächeln vor, daß es der Täuſchung ſchade, wenn Tamino und Pamina aus dem Feuer und Waſſer Schlunde ſo ganz unverſehrt hervorgehen; die überſtandene Gefahr ſollte ſich mehr wahrnehmbar zeigen.

Sollten wir etwa — wandte Carl trocken ein — halb verſengt und dann wieder abgelöſcht auftreten? — Anforderungen von ſolcher Kunſttiefe wurden noch mehrere vorgebracht, und es legte ſich dem jungen Künſtler nahe, von wie Wenigen eine Darſtellung nach ihrem Geiſt, nach ihrer Gelungenheit im Ganzen aufgenommen und empfunden werde, wie der Geſchmack in ſo verſchiedene Geſchmäcke zerlegt ſey. — Als ſich die Sprechenden nun bei Charlottens Vorzügen, natürlichen und künſtleriſchen, länger verweilten, war dem Sänger bange, ob nicht irgend eine ungeſchickte Bemerkung falle, was ihm gerade bei den fleckenloſen Gegenſtänden ſeiner Vorliebe am ärgerlichſten war, da er doch von nun an

immer das Bläschen im Spiegel wahrnehmen mußte. Das geschah nun nicht, wohl aber noch etwas viel Schlimmeres. Die ganze Belegung sollte grausam abgestreift werden, und er die bloße Glasfläche schauen.

Wißt Ihr was Neues? — nahm ein Gast das Wort. — Es ist kein Geheimniß, daß der Graf Albert der Bader den Hof macht. Nun, das ist eben kein Wunder. Wir sind an den Vornehmen gewohnt, daß sie gern Lerchen essen. Aber ich hab's von guter Hand, daß er schon weiter mit ihr ist. Man sagt, er wolle sie an die linke Hand heirathen. Seine Inklination zu ihr scheint unüberwindlich.

Carl, wie vom Donner gerührt, wollte von Sinnen kommen. Wie konnte nur, als der Sprechende sich mit der Frage an ihn wandte, ob er nichts Näheres von der Sache wisse, der Gesellschaft seine Verwirrung entgehen? Seine Stimme wollte ihm zum „Nein!" versagen, und in ein wildes Ringen seiner Gefühle hinein vernahm er nur unbestimmt, was noch über solche kritische Neigungs-Bündnisse im Allgemeinen gesprochen wurde.

Er mußte Luft haben. — Zerknirscht schlich er sich weg; — aber draußen in der Sternennacht überfiel es ihn erst mit der vollen Gewalt des Herzensjammers

Er ſtürmte durch die Straßen, er wandte ſich in den dunkeln Park. Wie anders als geſtern! Es zog ihn zurück und in immer engerm Kreiſe zu Charlottens Wohnung. Er ſah Licht in ihrem Zimmer. In welch ſcheuer Ferne fühlte ſich ſein Herz vor der erſt noch ſo Liebevollen! Eine ungeheure Sehnſucht nach ihr ergriff ihn. O könnte ich — rief er — mich ihr jetzt nahen, ſie auf meinen Schooß nehmen, mit meiner Hand ihren Herzſchlag fühlen, meinen flehenden Mund an ihr Ohr legen, ihr klagen und dann an ihrem Halſe meinen Jammer bis zur letzten Zähre ausweinen!

Ach es iſt doch der ſchmerzlichſte der Schmerzen, wenn uns ein geliebtes Weſen ſo auf einmal unheimlich erſcheint, wenn wir mit einer Bruſt voll Menſchenliebe an einem einzelnen Geſchöpf ſo verzweifeln, daß ſein ganzes Geſchlecht im Preiſe fällt! Das Leben der Menſchen fließt in einer flachen, lauen Gleichgültigkeit dahin: wir treiben mit ſeiner Flut ſo fort, aber ungeahnet faßt uns ein Wirbel, zieht uns in die Tiefe und wir verſinken in einen bodenloſen, eiſigen Abgrund. —

Ein Mädchen verliert unendlich viel in den Augen des von ihm zurückgeſtoßenen, gramvoll ſich von ihm abwendenden Freundes, denn dieſer wühlt ſo lange mit Liebe und Haß in den Veranlaſſungen und Motiven

ihres Benehmens, bis ihm in ſeinem angefochtenen Gemüth, vielleicht nach falſchen Vorausſetzungen der Trübſeligkeit, ihr Weſen und Charakter zum Zerrbild voller Makel und Sünden wird; eine qualvolle Beſchäftigung, die eine tiefe Wunde zurückläßt und bei dem leiſeſten Anlaß wiederkehrt. —

Charlottens Nachtlicht flimmerte noch fort. Sollte er nicht hinauf, hinein, in ſie dringen, bis ſie ihm das Entſetzliche geſtand, oder, war es möglich, ihm den ſchrecklichen Wahn benahm? Unabläſſig lief er weiter, ſchalt ſich einen Thoren, daß ihm das ſo unerwartet kam. Wie konnte er nur ſo blind über des Grafen Neigung geweſen ſeyn, ſo manche Wahrzeichen überſehen haben? Er ſuchte all die kleinen Andeutungen ſelbſtquäleriſch auf; ſie drängten ſich in vermehrter Zahl heran, jede ein Dolchſtich mehr. — Sie hat Erfahrungen gemacht! Ja ja! Sie iſt von den Geübten! —

Es war alſo ſo? Sie hatte ſich ihm ergeben? — Traurige Beſchäftigung, wenn ſich das Herz mit ſcharfer Waffe tiefer und tiefer verwundet und mit raſender Luſt in der Verzweiflung ſchwelgt!

Wie war ihm, wenn ihm irgend ein Bekannter in der Straße freundlich „Gute Nacht!“ gab? — „Gute Nacht!“ — rief er überlaut ihm nach „Gute Nacht!“

wiederholte er ſich dumpf hohnlachend. Ja wenn du, Geſelle! wüßteſt, wie mir iſt! welche Hölle im Buſen kocht! Wie wird ſich das legen, ſtillen? Kann ich die langen Stunden tragen, wenn die Augenblicke ſo in die Seele ſchneiden? Kann ich ſo leben? Warum ſtirbt man nicht an ſo tödtlichen Schmerzen? —

Der arme Jüngling mußte endlich in den engen Raum ſeiner Wohnung. Wie ſelig trat er geſtern in dieſe heimiſche Stille! Wie im Innerſten aufgewühlt heute! — Er ſuchte nach dem Nächſten, an das er ſich gewaltſam anklammern wollte, um ſeinen Gram doch für Augenblicke zu dämpfen. Auf ſeinem Nachttiſchchen lag Goethe's „Taſſo", den ihm Charlotte gegeben. Kaum vermochte er es über ſich, darnach zu greifen. Ein ſchmerzliches Gefühl preßte ihm die Frage aus: Wofür bildet ſich doch dieſer weibliche Geiſt, wenn die Frucht am Ende eine hohle Schale iſt, der gewöhnliche Leichtſinn ihres Geſchlechts, eine tadelnswürdige Hingebung?

Dennoch ſchlug er das Bändchen auf. Anfangs verwundete ihn der entfernteſte Anklang an ſeine Lage; er las aber ſich zwingend weiter. Wie ſich nun oft ein Treffendes unſerer erregten Stimmung zufällig darbietet, von ihr leidenſchaftlich, glühend erfaßt wird, ſo kam er bald zu dem Monolog Taſſo's am Schluſſe des vierten

Akts. Wie ſchnitten folgende Stellen ſo tief in ſeine Bruſt ein:

— — „Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war, ſie zu verehren!
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tags mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreu'n.
Hier halte feſt mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum:
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! Auch Sie! — Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg dir's nicht: auch Sie! auch Sie! —"

In höchſter Bewegung rezitirte er laut die Verſe. Was ein hochgeſtellter Dichtergeiſt einen Ebenbürtigen in größter Anfechtung hatte ausſprechen laſſen, er konnte auch ſich darin erkennen. Beide große Sänger waren nun todt, Beide waren vereint. Hätte wohl der Lebende

auch seinen Klagen Gehör geschenkt, ihn berathen, getröstet, mit einem weisen Wort, aus tiefem Gemüth und langer Erfahrung stammend, ihn beruhigter entlassen? Das jugendliche Herz flüchtet so gern zu den Verehrten, die es sich in ruhiger hoher Klarheit denkt.

Was über des Hochgestellten Persönlichkeit herumgetragen worden, ließ ihn an der Erwiederung eines solchen Vertrauens zweifeln. Dennoch glaubte er, wenn er sich seiner Dichtung hingab, an ihn und konnte nicht zugeben, daß eine solche poetische Weite und Tiefe sich im Leben in eine conventionelle Engherzigkeit und ablehnende Selbstsucht sollte umgesetzt haben.

Er las fort: — die Klage Tasso's schloß mit den Zeilen

„Du hast's gewagt zu denken, hast's gesprochen
Und es ist wahr, eh' du es fürchten konntest.
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen
Mit eh'rnen Klauen auseinander reißt!
Ja, klage nur das bittre Schicksal an,
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!"

Sein Gemüth war in einer wohlthätigen Umwälzung begriffen. Er konnte die herrliche Dichtung nicht loslassen. Sie hatte ihm zu erleichternden Thränen verholfen — er wiederholte sie noch und noch einmal: sie

durchdrang auflöſend ſeinen ſtockenden Gram: wahlverwandt ergriff ſein Schmerz den dargeſtellten: ſein Weh ſchlug ſich befreit in ſeiner Seele nieder.

Nun war er ſeiner guten Natur ſchon ſo weit wieder mächtig, daß er den Monolog ſogar künſtleriſch erfaſſen und an den Vortrag deſſelben durch den Taſſo der Bühne, einen ihm gewogenen ſehr guten Schauſpieler, denken konnte. Er verſuchte ſelbſt einen ſolchen und ein wahrhafteres, eindringenderes Gefühl konnte er demſelben wohl nie mehr unterlegen, als jetzt, wo ihm jedes Wort bis auf den Grund der Seele hinabgriff.

Wie er immer bemüht war, mit dem Sänger zugleich den Schauſpieler durch Lektüre, Uebung und Beiſpiel auszubilden, ſo ſollte nun auch eine Stimmung, die ſich kaum erſt der Verzweiflung entrungen, zu dieſer Schule einen Beitrag liefern.

Wie findet doch die Natur in einem verſtändigen der innern Ausbildung mit Ernſt zugewandten Menſchen immer und auch in ſolchen kritiſchen Fällen ein Auskunftsmittel, um ihn über die tragiſche Kataſtrophe hinüber zu leiten, einen Heilbalſam für die tiefſte Wunde.

Carl hatte in ſich den Sturm der Aufregung bezwungen; er fand den Schlaf, den nicht einmal ein ſchwerer Traum ſtörend unterbrach.

Der gute Mensch! Vielleicht gelangt er einst noch, freilich durch viele und starke Anfechtungen, an den etwas schaurigen Trost: Der größte Jammer der Seele dauert in seiner fast zermalmenden Gewalt nicht über einen Tag.

4.

Es war einer jener frischen, lichten Herbstmorgen, wo die nähern Höhen ein stahlblauer Duft überlasirt, die Ferne unbestimmt in leichten Dünsten verschwimmt, die Atmosphäre den schönsten Tag verspricht, wo Himmel und Erde in klarster Durchsichtigkeit leuchten.

Zu ihm erwachte Carl, aber sein Schmerz erwachte stechend mit ihm. Er sah aus seinem Mansarden-Zimmerchen in einem kleinen Hausgarten, zwischen nahen Gebäuden hindurch auf wohlbewachsene, malerisch eingefurchte Berge, an ihrer Absenkung hin ins Weite. Aber sein Sinn war zu zerrissen für ruhige Natur-Eindrücke. Für wen schmückst du dich, Schöpfung? — sprach es in ihm: — für die Menschen? — Die Einen, innerlich verunstaltet, sind deiner Schönheit nicht werth; die Andern, im Gemeinen wühlend, kommen selten zu der hellen Ruhe, ihrer von Herzen froh zu werden.

So fühlte er nun diese sanften Morgentöne von innern Schmerzensstimmen überschrieen. — Es trieb ihn unruhig zur Entscheidung. Du wunderbar Waltendes! — seufzte er. — laß es doch, wenn es möglich ist, sich zum Guten, zum Erträglichen wenigstens aufklären!

Er machte sich zurecht, ging ins Freie und wandte sich dann, sobald es sich schicken wollte, zu Charlottens Wohnung. Das Fräulein sei früh ausgegangen — sagte Louise — um einen Morgenspaziergang zu machen. Mit dem ängstlichen Wunsch, ihr auf einem einsamen Wege zu begegnen, lief er in den Park, durchspähte alle Gänge, ohne die Ersehnte zu erblicken. Ebenso fruchtlos umkreiste er die Stadt. So verlief eine Stunde. Sie mochte wohl mittlerweile zurückgekehrt seyn. Als er wieder auf den Platz kam, wo sie wohnte, sah er einen jungen, schlanken Mann aus der Thüre treten. Es war der Graf Albert. — Neue Bestätigung' neuer Jammer! — „Gib dich nur darein, beklommenes Herz! Auch Sie! auch Sie! — rief es in ihm. — Sinnlos wandelte er unter den Bäumen auf und nieder; — dann hielt er's nicht länger aus; er mußte sie sehen.

Louise, auf dem Vorplatze beschäftigt, trat ihm in Weg. Was wollen Sie? — eiferte sie ihn an — Sie treffen es immer ungeschickt. So eben hab ich den

Grafen Albert angelogen und das Fräulein verläugnet. Sie hat ſich müde gegangen und ſchläft vielleicht. Der Graf hat ſich nicht gern abweiſen laſſen. Hab' ich Den abgewieſen, ſo werden Sie doch nicht hartnäckiger ſeyn.

Ein von Zweifeln gequälter Liebender ſaugt aus jedem Worthen Honig oder Gift, iſt bald ſelig, bald zum Tode betrübt. In des Mädchens derbem Ton lag eine gewiſſe Vertraulichkeit, gleich als müßte ſie die Zudringlichkeit eines von Charlotten faſt zu gütig behandelten Anbeters ablehnen und die Ehrenwächterin ihrer nachſichtigen Gebieterin ſpielen.

Karl ſah einen Hoffnungsſtrahl leuchten. Ermuthigt achtete er kein Hinderniß. Er gewann es leicht über ſich, dem hübſchen Kinde mit inſtändigen Bitten anzuliegen. Erſtreckt ſich ja doch eine leidenſchaftliche Neigung auf alles Lebendige und Lebloſe, was in der Atmoſphäre der Geliebten weilt. Louiſe, welcher ohnehin jede Artigkeit, auch weniger warm vorgebracht, eine ſüße Speiſe war, konnte am Ende ſeiner Bitte nicht widerſtehen.

Sie öffnete leiſe die Thüre. Er drang ihr nach. Im anſtoßenden Zimmer ruhte Charlotte auf dem Sofa. Karl faßte zitternd die Zofe an und ſchob ſie mit einem ſchmerzlich bittenden Blick gegen die Thüre. Ja ja! —

lispelte sie ihm drohend zu — das gibt wieder ein klei-nes Wetter! Meinetwalben! ich schiebe Alles auf Sie und Ihr unwiderstehliches Wesen.

Carl näherte sich leise der Schlummernden. Ihr morgendlich flüchtig aufgebundenes Haar hatte sich durch eine Bewegung gelöst und in reichen Wellen an ihrer Schulter herabgelassen. — „O mein Gott! Wäre es möglich, daß diese holde Erscheinung lügen könnte! — seufzte sein Herz. — So ist sie ein schlafender Engel voll Unschuld. Auf ihrem sanften Athem wiegt sich die reine Seele, wie ein Kahn auf stiller See im Mond-licht. Kann ich es glauben, daß das erste Regen ihres Erwachens Ungethüme, die da schliefen, aus unheim-licher Tiefe wühle? — Er ließ sich vor ihr nieder. Ihrer auf das Polster gelehnten Hand war ein Buch entfallen, die andere ruhte in zierlicher Laßheit auf ihrem Schooße. Er faßte sie zärtlich an und küßte sie mit möglichst sanfter Berührung seiner Lippen.

Mit einem tiefen Athemzug erwachte sie; noch schien aber ihr halb geöffnetes Auge, von Schlummer umfan-gen, nicht helle zu sehen. Charlotte! Können Sie ver-geben? — sagte er leise, während er ihre Hand kaum fühlbar in der seinigen hielt. Langsam sich aufrichtend blickte sie ihn ruhig an, als besänne sie sich, wo sie

ware und wie es ſo gekommen. — Bleiben Sie, holdes Kind! — bat er bewegt — und laſſen Sie mich ſo bleiben, laſſen Sie mich ausſprechen, was mich hergeführt, was meine Seele drückt. O Gott, kann ich es denn glauben, daß Sie nicht ſo herzensgut als ſchön ſind, daß Ihre Seele nicht ſo engelrein ſeyn ſoll, als der Cryſtall Ihrer Augen?

Sie richtete jetzt ihren hell aufgegangenen Blick fragend auf ihn. Was iſt Ihnen, Carl! — ſagte ſie. — Was führt Sie her? Was ſoll dieſe wunderliche Situation? Stehen Sie doch auf!

Nein, nein! — rief er. Ich will ſo zu Ihnen aufblicken, ich muß die Ueberzeugung gewinnen, daß Sie ſolchen Aufblick werth ſind. Ich knie jetzt auch vor Dem, der Sie geſchaffen, bittend und vertrauend, daß er in Ihnen kein zweideutiges Weſen, kein Zwitterbild geſchaffen habe. Nehmen Sie von mir eine quälende Ungewißheit! Ich will den Aufſchluß von Ihnen ſelbſt. Lieber Gewißheit aus Ihrem eigenen Mund, und wenn ſie mir die Bruſt durchbohren ſollte, als das giftige Züngeln des Leumunds, das mir Mark und Blut zerfetzt. — Charlotte! — Der Graf Albert liebt Sie! —

Liebt mich? — erwiderte ſie erröthend lächelnd. — Der Graf ſchenkt mir, wie Sie wohl auch bemerken

konnten, einige Aufmerkſamkeit. Das wollen wir bei jungen Männern von ſo hohem Stande nicht Liebe nennen. Sie können noch eher flüchtig verliebt werden, als wirklich lieben. Doch geſetzt auch; — was geht es am Ende mich an, wenn mich der Graf liebt? —

C. O Himmel! Es geht Sie recht nahe an. Sie ſtehen mit dem Grafen in genauer Verbindung. Ja, ja! in der genaueſten Verbindung. Er will — die Stadt will wiſſen — die Stadt ſagt — aber lachen Sie doch, lachen Sie hell und laut, wenn Sie können! die Stadt ſagt — der Graf wolle Sie ehelichen. Sie lachen ja nicht! Charlotte! — Welches Einverſtändniß, welche Vertraulichkeit ſetzt dieſer Entſchluß voraus? Er will Sie ſich an die linke Hand antrauen laſſen. —

Ch. Die Leute ſagten das? — Das Publikum verbindet und trennt; das Publikum kuppelt unerlaubte und ſtört ſchöne Verhältniſſe; das Publikum ſtiftet Ehen und ſcheidet; das Publikum muß ſtets ſein Neues haben; das Gewöhnliche wird zum Auffallenden, das Ungewöhnliche zum Zerrbild geſteigert. —

C. Zuweilen ja! aber das Publikum weiß auch oft zerſtreute Andeutungen recht geſchickt zu verknüpfen und wenn es verborgene edle Antriebe ſelten erräth, ſo iſt es dagegen bei Enträthſelung ſinnlicher Motive meiſt

auf rechter Spur. Ich läugnete mir gewiſſe Wahrnehmungen eigenſinnig ab; ich wollte nicht ſehen, was meinem Frieden drohte, was meiner Seele wehthat. So wurde mir in der Oper als Paminas Bildniß das Übrige umgehängt. Nach der Darſtellung verſchwand es wieder. Charlotte! Für wen haben Sie ſich malen laſſen? —

Ch. Mein Gott! Ich hätte mich malen laſſen! Haben Sie recht geſehen? War es mein Bild? Sah es mir ähnlich? —

C. So ſehr, daß mich ſein unerwarteter Anblick aus der Rolle zu bringen drohte. Doch ich gewann meine Faſſung wieder; ja, vielleicht gelang mir in dieſer Aufregung mein Geſang beſſer, weil ich ihn an Ihr Ebenbild richtete. Gut, daß ich in jenem Moment nicht weiter ſann, nicht ahnete, wer der Empfänger, der Beſitzer deſſelben ſeyn mochte. — Das Bild iſt für den Grafen gemalt. Geſtehen Sie es nur! Sie wiſſen davon! Sie ließen es geſchehen!

Ch. Bei Gott nicht! Seine Entſtehung iſt mir ganz fremd. Nur eine Vermuthung ſteigt in mir auf. Der Sohn unſers Theatermalers portraitirt gut in Miniatur. Ich bemerkte ihn in den letzten Tagen öfters um mich, ſah, wie er mich fixirte. Uns Mädchen entgeht nicht leicht ein auch unbemerkt geglaubter Blick. —

C. Hat er es gemalt, ſo wird er's nicht geſtehen und am wenigſten, für wen es geſchehen; für ſich ſelbſt keineswegs. Ihm iſt wohl nur der pikante Scherz, den er ſich nicht verſagen konnte, beizumeſſen. Doch ohne Nachforſchung ſteht meine Ueberzeugung feſt. Der Graf wünſcht Ihren Beſitz! Er iſt vielleicht ſelbſt Veranlaſſer des auffallenden Gerüchts. Er will die Stadt an eine Vermuthung ſich müde reden laſſen. Er ſpiegelt eine geſetzliche Verbindung vor, damit die Wirklichkeit ſeine hohen Anverwandten nicht unvorbereitet treffe, und ihnen ein bloßes Inklinations-Verhältniß minder bedenklich erſcheine. Er umlegt ſie immer enger mit ſeinen Schlingen und ſucht auf dem kürzeſten Wege zu ſeinem Ziele zu gelangen. —

Ch. Um Gottes Willen! Carl! Sie ſprechen auf, an was ich kaum zu denken wage. Mich beängſtigt Ihr Argwohn. Sollte es mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen ſeyn? Soll ich Abſicht, Plan, Fallſtricke vermuthen? Oder könnten Sie mich gar eines Einverſtändniſſes, einer hinneigenden Schwäche fähig halten? Womit hätte ich das verdient? —

Charlottens Stimme wankte, ſie ſah ihn mit der Betroffenheit des gekränkten Herzens an; ihr Auge füllte ſich mit Thränen.

Carl faßte ihre Hände und drückte ſie an ſeine Bruſt. Ihr Blick — rief er — Ihr Ton ſtößt alle Zweifel weg. Ich will glauben, will vertrauen, will ſelbſt den Augenſchein eine unbegreifliche Täuſchung nennen. Ein Wort, ein einziges Wort von Ihnen gibt mir meine Ruhe wieder! — Sie ſind, was Sie ſcheinen! — Sie freilich war es auch. Aber wie ſelten entſpricht gerade dem mit Blut und Leben eingeſetzten Vertrauen ſein irdiſcher Gegenſtand! O wie oft ſtraft das Geſchick unſer kühn ausgeſprochenes Wort der Hingebung mit Hohn, ſtreift dem Idol, mit dem wir heute Götzendienſt getrieben, ſchon morgen den Perlenkranz vom Haupt, zieht ihm das leuchtende Gewand aus und ſtellt es uns in ſeiner Blöße dar, ſo daß wir die brünſtig ausgeſtreckten Arme ablehnend von ihm wegwenden, während unſer Herz ſich verbluten will. —

Guter Menſch! ſagte Charlotte, ſchweſterlich zu ihm hingeneigt — wie konnten Sie nur beſorgen, ich möchte zu einem ſo bedenklichen Verhältniß mich bringen laſſen, das ſo gar nicht mit meinem Begriff von einſtigem häuslichen Glück übereinſtimmt? Ich bin ein Mädchen, Carl! bin eitel, ich bin Künſtlerin, bin ehrgeizig, mir ſchmeichelt das Wohlgefallen, mich reizt der Beifall; ja, ich will es Ihnen nur geſtehen, die Neigung eines

ſchönen, gebildeten, vornehmen jungen Mannes iſt mir nichts weniger als gleichgültig. Auf die Engelreinheit unſerer Roman-Heldinnen mache ich keinen Anſpruch; ja auch die Darſtellung eines fleckenloſen weiblichen Tugendſpiegels gelingt mir vielleicht weniger, als die einer Unſchuld und ſittlichen Strenge, welche doch auch einige menſchlichen Schwächen hat. Sich von einem Hohen, Erfahrenen, durch äußere und innere Vorzüge zu großen Anſprüchen Berechtigten, einem ſtolzen Fürſtenſohne vorgezogen zu ſehen und ſich dieſer Auszeichnung im Stillen zu freuen, iſt das eine Sünde? Aber gerade das, was Viele meines Geſchlechts überwältigen, verführen würde, daß ſeine Neigung, wie die Stadt meint, dieſe Kluft überſpringen will, das entfernt mich von ihm. Seine auf mich gerichteten Blicke würden mir ſchmeicheln, aber ſeine nach mir ausgeſtreckte Hand — mich erſchrecken. Was ſie für mich und von mir befürchtet, iſt gegen meine Grundſätze, oder wahrer, iſt gegen mein Gefühl. —

Carl hatte, während Charlotte im bewegteſten Tone ſprach, ſein Geſicht mit ihren Händen verhüllt. Sie bemerkte ein leiſes Beben an ihm. Ein Strom von Thränen, wie aus ſeinem Innerſten quellend, entfloß ſeinen Augen. Seine Bruſt ſchien in immer tiefern Athem-

zugen diesen Born zu nähren. Das gute Kind gönnte dem Armen die wohlthätige Erleichterung. Nur so konnte sich sein stockender Schmerz lösen.

Als er sich recht satt geweint und nun endlich, wie von einem krampfhaften Schmerz verlassen, mit frohem Antlitz zu Charlotten aufsah, legte sie in einer wunderbaren Anwandlung ihre Hände auf sein Haupt.

Ich schäme mich meiner Thränen nicht' — rief er wie durch ihren Segen geheilt. — Hat doch auch ein ein Held Achilles um den Verlust seiner Briseis geweint. Doch nicht mir galt meine Klage. Ihr holdes Bild war nur getrübt; der Jugend, der Seelenreinheit schienen Sie verloren. Es galt eine Lebensfrage über Sie —

Ich bitte Sie, junger Freund' — sagte Charlotte in liebevollem Tone — erheben Sie sich! Wenn Jemand käme, er würde glauben, wir spielen Comödie, wir probiren irgend eine leidenschaftliche Scene aus einem Drama —

Beim Himmel, Charlotte! — erwiederte er in hell loderndem Feuer der Freude — hier ist mehr als Comödie! Ja ich fühle es, das Leben ist viel poetischer, und pathetischer, als die Poesie. So wenig ein Maler Morgen- und Abendröthen und Gewitter malen kann,

ſo wenig vermag ein Dichter ganz auszuſprechen, was des Menſchen Geiſt und Herz in ihren Tiefen bewegt. Meinen Todesſchmerz um Sie, meine Seligkeit ſchildert keine Poetenfeder. —

Sie ſind zu leidenſchaftlich erregt! — ſagte Charlotte. — Werden Sie erſt ruhiger, dann erbleicht wohl die gar zu glühende Färbung, in der Sie jetzt noch Alles ſehen. — Am Ende hat doch nur der Verſtand recht. —

Nicht doch! Nimmermehr! — wandte Carl eifernd ein. — Der Verſtand mag im proſaiſchen Schlendrian, in der Philiſterei des gewohnten Beſitzes walten; aber nur das aufgeregte Gemüth weiß das Erſehnte, endlich Gewonnene recht an ſich, in ſich zu ziehen, fühlt recht die Angſt des drohenden Verluſtes, die Wonne des wiedererlangten Beſitzes. Wie die ſtarren Körper nur in höchſter Aufregung ſich erhitzen, entflammen, leuchten, dieſe Gluth ſich gegenſeitig mittheilen, ſo gibt ſich auch nur der Leidenſchaft die Tiefe des menſchlichen Weſens kund. Was hat auch im täglichen Leben der ruhige, kalte Verſtand mit irgend einem wärmern Gefühl, einer Anwandlung, einer Empfindung von Leid und Freud gemein? Charlotte! mein Schmerz hat überall Troſt und Hülfe geſucht, hat ſich in der Höhe und Tiefe um-

geſehen. Der Verſtand mag Vieles erſinnen, erdenken; aber nur tief empfundenes Wohl und Weh, Liebe und Anfechtung ſchaffen die Ehrfurcht, die Anbetung des Waltenden, die Verehrung des Heiligen. Selbſt ein Gott iſt nur für Den, der ihn im bedrängten und ſich leſenden Leben ſucht, der ſeiner Führung bedarf, ſeinem Verhängniß ſich unterwirft, ſeiner Schickung brünſtig dankt. — Nur das Gemüth findet ihn, nicht der hochmüthige Geiſt. —

Carl! Carl! wo gerathen Sie hin! — unterbrach ihn Charlotte. So hab' ich Sie nie geſehen, nie vernommen. Kommen Sie! ſetzen Sie ſich neben mich! Wir wollen uns an jene Jugendtage erinnern, wo wir uns das erſtemal ſahen, wo die Donna Stanzel und der Signor Klauſer uns nicht wollten aufkommen laſſen. Freuen wir uns, daß es nun doch ganz anders um uns ſteht. Laſſen Sie uns auch Ihres würdigen Bruders Richard gedenken!

Meines Bruders? — fiel Carl etwas betroffen ein — Liebes Weſen! Nur jetzt, nur heute nicht! Gönnen Sie mir das Gefühl dieſes Moments ungetheilt, ganz ungeſtört durch andere Bilder! Keine Geſtalt, auch die geſchätzteſte nicht, dränge ſich in den Rahmen, der die jungfräuliche Madonna und ihren Verehrer vor ihr knieend umfängt.

Er blickte bittend zu ihr hinauf und bewegte ſeine Hände nach ihr. Charlotte, nicht ohne Grund eine neue Aufwallung ſeines Gefühls beſorgend, faßte ſich und zog ihn ſanft empor. Er erhob ſich nachgebend und ſetzte ſich neben ſie; — aber dieſe lieben Hände konnte er nicht loslaſſen. Er drückte ſie an ſein Herz. Dieſe Berührung, dieſe fühlbare Näherung löste die Bande ſeiner Schüchternheit. Ueberwallende Leidenſchaft umhüllte ſeinen Blick, ſeine Beſonnenheit; die Tröſtung grenzte ſo nahe an die Seelenqual. Sollten denn Worte die ganze und einzige Garantie ſeiner Geneſung ſeyn? Halbbewußt, halb liebeumnebelt zog er das ſchöne Kind an ſeine Bruſt, umſchloß den blühenden Leib mit aller Wärme jugendlicher Erſtlingsneigung und küßte in ſeliger Luſt — ach nur die Wange, die unter ſeinen Lippen erbleichte.

Aber wie konnte er das betroffene Geſchöpf loslaſſen? Sie war ſo ſchön in ihrer Beſtürzung, ſo unmächtig in ihrem Widerſtand. Charlotte! gütiges Weſen! — rief er zärtlichſt bittend — Ach nur Ein ſüßes Zeichen deines Wohlwollens für mich, deiner Herzlichkeit! Lieber Engel! ſey barmherzig! Lohne mich für die Tage des Jammers um deine Seele! —

Das mitleidige Kind vergaß die Künſtlerin, ja

obendrein alle Kunſt der Kälte ihres Geſchlechts, wodurch dieſes oft gegen ſein Gefühl jede Anmuthung der Art zurückweiſt. Sie geſtattete ihm die flüchtige Gunſt, die in einen Augenblick die Beſtätigung gegenſeitiger Neigung drängt —

Es ſey uns geſtattet, den Ausſpruch eines Schwärmers zu citiren, der den Kuß — einen momentanen Bund der Lippen nennt, welcher die magnetiſche Kraft der Herzen offenbare und in lange nachklingender ſeliger Befriedigung und Zuverſicht immer ein zarter, ja myſteriöſer Cultus der Liebeneigung, ein Symbol der mächtigſten Erregung durch leiſeſte Berührung bleiben werde —

Mögen wir dieſe Bezeichnung für Bombaſt halten und belächeln; können wir doch von ſolchem ewigen Menſchlichen nicht würdig genug denken — Charlotte fühlte auch wohl, welche zu große Befugniß ſie dem jungen Mann über ſich eingeräumt, ja daß ſie dem Feind ihrer Ruhe die Parole verrathen. Als dieſer daher, ſie noch immer zärtlich umſchloſſen haltend, ſich den zweiten Kuß gleichſam zur Beſtätigung und, als ein weniger ſtürmiſch errungenes Glück, mit klarer Vollempfindung ſelbſt nahm, ihn noch ſüßer fand, als den erſten und gründlich, erſchöpfend ihn feſthielt, ſchob ſie

ihn von ſich, ſah ihn zürnend lächelnd an und ſagte abgemeſſen: Ich verbiete Ihnen durchaus, Etwas dabei zu denken, ja, ich gebiete Ihnen ernſtlich, den ganzen unleidlichen Vorgang zu vergeſſen!

Ja Charlotte! Himmelskind! — rief er, — ich will vergeſſen, daß ich einen ſeligen Moment genoſſen, der alles Leid von mir nimmt: will vergeſſen, daß Sie ein liebenswürdiges, erbarmungsvolles Weſen ſind, daß Sie ſich bei der herrlichſten Kunſt die reinſte Natur, beim höchſten Bewußtſeyn das lauterſte Gefühl bewahrt haben: will vergeſſen, daß Sie ein cryſtallhelles Waſſer ſind, in dem ſich der azurblaue Himmelsäther ſpiegelt. —

Dieſer Szene konnte wohl kein Geſpräch, ja kein Wort mehr folgen. Carl ging; er flog, wie von wehenden Lüften getragen; es war ihm ſo leicht, ſo kühl ums Herz, ſo klar und hell zu Sinne, als hätte er einen Siegeskranz errungen. Es ſah ihn auf der Straße, im Park Alles ſo anders, ſo freundlich, ſo beiſtimmend nickend an: Aue und See, Baum und Gebüſch führten eine heiter zutrauliche Sprache. Duftet, grünet nur zu' — rief er: — ein glücklicher Menſch iſt doch mehr als die ſchönſten Roſen und Lilien. — An was er zunächſt in ſeinem Leben dachte, es war Alles in günſtiger Entwicklung, überall Durchblick in hellblaue Zukunft.

O Wunder der Frauengunſt! Iſt denn wirklich der Zug unſers Geſchlechts zu dem durch Natur, Erziehung und Convenienz von uns ewig getrennten ſo ſtark, ſind Sehnſucht und Verlangen zu ihm ſo allgewaltig, ſind ſeine Austheilungen, — oft ſo flüchtig, launiſch, wandelbar, dann wieder eigenwillig, parteiiſch, unverdient, dann wohl auch abſichtlich, berechnet, ſchlau, — dennoch ſo bedeutend, ſo werthvoll, daß uns die kleinſte Gabe mehr beglückt, als der größte Erwerb in unſerer eigenen Sphäre? — daß ein Blick, ein Lächeln, ein Wort, ein Händedruck, ein Kuß unſer Selbſtbewußtſeyn mehr erhöht, als das Gefühl unſerer Naturgaben und Anbildungen, als das Zeugniß, das wir unſern ernſteſten Beſtrebungen geben dürfen, als die Liebe der Unſrigen, die Neigung der Freunde, der Beifall des Publikums, die Achtung der Welt?

Iſt es doch, als wüßte die Geliebte uns mit Einem Zauberſchlage das Alles zu geben, als vermöchte ſie in ein leichtes, ſpielendes Kopfnicken die ganze Bejahung unſers Menſchenwerthes, unſerer Manneswürde, die ganze Zuneigung der Mitwelt zu legen, ja, als begrüße uns in dieſem einen Weibe ihr ganzes Geſchlecht

5

„Die Götter ſind neidiſch!“ — ſagt ein griechiſches Sprichwort. Wir dürfen uns nicht ſo heidniſch ausdrücken; aber jeder Lebenskundige wird auf dem Höhepunkte ſeines Glücks nachdenklich werden und ſich eben dann der größten Demuth und Unterwerfung unter höhere Fügungen befleißen, wenn er ſich ſelbſt als ein Gott auf Erden erſcheinen mag. Auf bloß empiriſchem oder pſychologiſchem Schulwege möchte ſich die Erfahrung, daß Fortunas Gunſt leicht umſchlägt, nicht hinreichend erklären laſſen. Es liegt etwas Dämoniſches in dieſer Wandelbarkeit, die ſich oft ſelbſt durch die größte Mäſſigung und Beſcheidenheit des Glückskindes nicht abwenden läßt.

Die Wände haben Ohren, Neid und Eigennutz haben Argusaugen. Die Menſchen beſitzen eine beſondere Gabe, aus zerſtreuten Beobachtungen, leiſen Andeutungen zu argumentiren, durch Combinationen aller Art der Wahrheit auf die Spur zu kommen. So wird denn, was die Betheiligten von keiner Seele wahrgenommen glaubten, bald, wie es eine Unſchuld bezeichnend genannt, ein Stadt-Geheimniß

Charlotte Vader begünſtigt den jungen Sänger Carl Berger! — lief als offenbare Heimlichkeit um und dieſes Verhältniß war bedeutend genug, um eine feindliche Reaktion bei der Hofbühne zu erregen.

Wie der Graf Albert von dieſem vertraulichen Einverſtändniß berührt werde, konnte ſich Jeder denken, der ihn auf dem Wege zu Charlottens Herzen glaubte. Die Prima Donna, Madam Brandel, ſah von der Gaſtſängerin, deren Siege ihre Künſtler-Eiferſucht aufs Höchſte ſteigerten und ſchärften, zugleich ihre hieſige Exiſtenz gefährdet, denn wenn man, wie verlautete, dieſe für die Bühne zu erwerben trachtete, ſo war natürlich, daß man hinwieder ihr das Leben ſauer zu machen, ihrer je eher je lieber los zu werden ſuchte.

So eitel und künſtlerſtolz ſie war, ſo ſehr ſie in ſich alle Malice der Kritik gegen Charlottens Geſang und Spiel, ja gegen deren ganzes Weſen nährte und unter ihren Vertrauteſten laut werden ließ, ſo wird doch durch ein unmittelbares Gegenüber gleichartiger höherer Leiſtungen auch der ſtärkſte Dünkel endlich gebrochen. Madame Brandel wollte aber gelten, ſie wollte wenigſtens leben, und um dieſen Preis verkauft ein ſolcher eiſenfeſter Charakter Ueberzeugung, Geſchmack, Moralität, ja, wenn es ſeyn muß, die ganze Welt

Der natürliche Bundesgenoſſe dieſer Opern-Furie war der zurückgeſetzte zweite Tenor, Silvio, als Erſatzmann des erſten Sängers, welcher ſich in ſeiner feſten Geltung nicht ſo viel aus den vorübergehend dem Vice-Tamino angeflogenen Lorbeerzweigen, die er ihm durch ſeine eigene Indolenz zugewandt, machte. Aber dem Monſieur Silvio ging's an's Theaterleben, an dem er menſchlicherweiſe um ſo ſtärker hing, je weniger es innere Würde und Gehalt hatte.

Der allgeliebten Sängerin Charlotte konnte man aber unmittelbar nicht beikommen: ſie beſaß die Huld des Fürſten, die Gunſt des Grafen Albert, des erſten Kunſt- und Bühnen-Freundes; ſie war dem Intendanten um ſeiner Kaſſe willen ſchätzbar; der Capellmeiſter trug ſie als Künſtlerin ohne Gleichen und höchſt liebenswürdige Individualität auf den Händen, ja er wollte ſie um eines Kunſtzwecks willen und als Trägerin ſeiner ſchönſten Tondichter-Hoffnung, als begeiſternde Muſe um jeden Preis zu halten ſuchen. Er componirte an einer Oper, deren Entwicklung lange in ſeinem Kunſtgemüthe geſtockt, deren erwünſchteſte, raſcheſte Ausbildung ihm ſeit Charlottens Erſcheinen ſchon bis zur nahen Vollendung gelungen war. Wie manches Schöne, höchſt Anmuthige und Kunſtreiche hatte er noch in ihre Seele und Kehle hineingedichtet! —

Der gute Carl mußte alſo der Sündenbock ſeyn, durch deſſen Marter man auch ſeine Freundin quälen konnte

Bei den Bühnen iſt, wie in aufgeregten Staaten, meiſt Alles Partei. Wo einmal Zerwürfniß herrſcht, da übt es ſeine ſchismatiſche Gewalt bis herab auf die untergeordnetſten Glieder, ſo daß ein ſcharfer Beobachter gelegenheitlich die Inklination und Deklination noch an Kamm und Scheere des Theaterfriſeurs, an Elle und Nadel des Garderobe-Schneiders, an der Lichtputze des Lampeniſten zu unterſcheiden vermöchte. Die Loſung heißt: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich' — Das große Wunder bleibt immer und überall, daß aus ſolchem Kampf der Elemente, aus einer organiſch durchgebildeten Disharmonie täglich dennoch Werke der poetiſchen, mimiſchen, muſikaliſchen Harmonie hervorgehen, — daß aus Gemüthern, die ſich gegenſeitig anfeinden, haſſen, verachten, Worte, Geberden, Töne der Liebe, der innigſten Uebereinſtimmung, der Aufopferung, der ſeligſten Einheit, Accorde des ſüßeſten Wohllauts fließen können

Doch das iſt wieder zum Theil das Werk der Eitelkeit, des Künſtler-Ehrgeizes, der den giftigen Stachel einzieht und den Honig reicht — Wir wollen das

erwünſchte Ergebniß dankbar hinnehmen und nicht nach den Motiven fragen, das „Was“ uns nicht durch Skrupel über das „Wie“ verkümmern. Wer mit Appetit eſſen will, muß nicht in die Küche gehen.

Carl hatte die Cabalen der Oppoſition bald an verſchiedenen Einſchreitungen zu empfinden. Seine Widerſacher glaubten im Wahn oder in richtiger Divination ſelbſt beim Grafen Albert ſich zu empfehlen, wenn ſie ſeinem Rival ein Bein unterſchlügen. Wir wollen nicht die hundert Fußangeln bezeichnen, die ihm auf allen Wegen gelegt waren. Ein Ereigniß bedeutender Art, ſcheinbar ein unglücklicher Zufall, doch ſichern Anzeigen nach eine That, ließ in den Haß der gegen den Unſchuldigen Verbündeten hineinſchauen. — Doch, wir wollen der Zeit nicht vorgreifen. —

Charlotte merkte von all dem niedrigen Getriebe nichts. Sie hatte wohl eben ihrer angeſtammten Menſchenfreundlichkeit, ihrer unwandelbaren Liebe zu Jedermann, ihrer Milde ſelbſt gegen widrige, ihr mißwollende Menſchen, deren ihr jedoch bisher noch wenige aufgeſtoßen, die Reinheit ihrer Ausbildung, die Fülle und Klarheit ihrer ſeelenvollen Stimme, die Kraft ihres Vortrags, die Freiheit und Idealität ihres Spiels, die Anmuth jedes Lautes, die Grazie jeder Bewegung zu

danken. Sie schwebte als Künstlerin, wenn sie ihre Schule machte und wenn es galt, über jeder alltäglichen Rücksicht und Absicht, in der Atmosphäre des Schönen.

Warum soll man es nicht aussprechen, daß ein reines, tugendhaftes, liebevolles Gemüth den Künstler vollendet, während jede Gemeinheit, jeder Dünkel seine Ausbildung hemmt, jeder Flecken seiner Seele seine Werke beschattet?

Charlotte wurde durch den Capellmeister, der sich gern als Unterhändler bei seinem Augapfel brauchen ließ, und sich immer Etwas bei ihr zu schaffen machte, über die Forderung sondirt, die sie im Fall eines Engagements bei der Hofbühne stellen würde. Er hielt sich klüglich vorerst im Allgemeinen, sprach von den Vortheilen einer bleibenden Anstellung, dann von einem temporären, z. B. fünfjährigen Contrakt, von den oft kargen Gewährungen anderer größerer Bühnen, den Annehmlichkeiten der hiesigen, u. s. w.

Charlotte schüchtern und bescheiden, wenn es darauf ankam, ihr Schicksal, ihre Zukunft zu bestimmen, sprach keine Forderung aus, ja sie wünschte zuvor ihrem Vater von dem neuesten Stande der Dinge Nachricht zu geben und auch einen entfernten theilnehmenden Freund um seine Ansicht zu fragen. —

Die gute Tochter fühlte ſich ſchon ſeit einigen Tagen bei dem Gedanken an ihren leidenden Vater gedrückt wie wenn ſie bei der nächſten Mittheilung von Hauſe etwas Trübes erfahren würde. — „Wir haben einen Brief getragen“ — ſagen wir, wenn ein ſolcher über Erwarten zögernder endlich eintrifft und entſcheidende Nachrichten bringt. Ein Beitrag zur myſtiſchen Lehre unſerer Somnambuliſtiker! Wir Laien wollen wenigſtens zugeben, daß ein Rapport unſerer leiſeſten Ahnungen mit der ſucceſſiven Entwicklung ferner, unſere Ruhe angehender Zuſtände wohl ſtattfinden könne, daß wir in der verhüllten Tiefe unſers Gemüths die Evolutionen wahlverwandter Geſchicke wahrſageriſch, wenn auch nicht in hellbewußter Form, mit empfinden können.

Was ihre Stimmung in Stunden, wo ſie nicht künſtleriſch aufgelegt und thätig war, verdüſterte, war der Zuſtand ihrer Kaſſe. Sonderbar! Der Intendant gewann durch ihre ſtark beſuchten Gaſtſpiele für die ſeinige; er mußte trotz ſeines Mißgriffs mit der ältern erſten Sängerin Charlotten zu halten trachten, und demungeachtet kargte er gegen ſie und war mit Anweiſungen an die Theaterkaſſe wegen ihres Honorars ſtets im Rückſtand. Sie war nicht reich und habſüchtig genug, um geizig und zudringlich zu ſeyn, und nicht arm und

locker genug, um nach der Weise übelhausender Histrionen stets um Vorschüsse zu negotiiren; ja eben weil sie zu fordern hatte, war sie zu stolz dazu und wollte sich durchaus nichts merken lassen. Es war gerade, als wollte der Intendant die Festung, statt durch einen goldenen Keil durch Hunger zur Uebergabe bringen.

Um solche Zeit kam ein Brief von ihrem Vater überschrieben, den sie mit Bangigkeit empfing, mit zitternder Hand öffnete und verdeckt nur zeilenweise las. Der Inhalt widerlegte ihre Voraussetzung, er überraschte sie aufs erfreulichste, Thränen entquollen ihren Augen, so daß ihr die Schrift verschwand; im Weiterlesen bedrängte sie aufs äußerste die höchste Bewegung. Sie sank vor ihrem Sopha auf die Kniee nieder, verhüllte ihr Angesicht mit gerungenen Händen und überströmte schluchzend vom aufgeregtesten Dank zum Allgütigen.

Ihr Vater war von seinen jahrelangen Leiden so gut wie hergestellt; er befand sich wohl, kräftig, blühender als je zuvor. Sein Schreiben trug alle Zeichen der Geistesheiterkeit und neu erwachter Lebenslust an sich. Wie that ihrem kindlichen Gemüth das so wohl! wie oft wiederholte sie die Stellen des Briefs, um jedes Wort in seiner frohen Bedeutung ganz zu würdigen, sich den lieben Vater so recht lebendig zu denken! Eine

nach Freund Adams Rath durchaus veränderte Lebensweise, tägliche Bewegung, häufiges kaltes Waschen, nasse Umschläge, und mit Maß auch das Wassertrinken, hatten ein gichtisches Uebel gehoben, in das er sich durch angestrengtes Arbeiten, diätetische Aengstlichkeit, zu enge gezogenen Kreis seiner Erholungen, seiner Zerstreuung in freier Natur hineingelebt, das hinwieder seinen Geist getrübt, ihm die belebende Einwirkung auf seinen Körper genommen, so daß dieser hinfällig um sein Grab schlich.

Der gute Mann schrieb, sein Beruf sey ihm jetzt ein Spiel; ja er habe, begünstigt von wohlwollenden Obern, durch Uebernahme eines leichten Nebengeschäfts eine Zulage erhalten, die ihn aller Nahrungssorge überhebe. Darum möge Charlotte ihm ja kein Opfer mehr bringen, sondern etwaiges Erspartes sich zurücklegen, wie er schon für sie mit ihrer letzten kindlichen Gabe gethan. Seine Genesung habe ihm mehr Theilnahme zugeführt, als zuvor seine Krankheit, eben wie wenn die Menschen sich von langen Leiden und jedem chronischen Elend eher abkehrten, unerwartet wiedergewonnenem Leben aber sich gern zuwendeten. Er freue sich mit doppelter Lust des Rufes seiner lieben Tochter, den er nun mit Gottes Hülfe noch länger mitgenießen dürfe, der ihm, als Va-

ter, ſchon manchen Glückwunſch von theilnehmenden Gebildeten eingetragen; wie denn namentlich Adam, der vieljährige bewährte Hausfreund, im Bewußtſeyn deſſen, was er zu ihrer Bildung in Vorausahnung günſtigen Erfolgs beigetragen, jedesmal triumphirend mit dem Zeitungsblatt, worin ihr Name genannt ſey, komme und es ihm mit aufgezogenen Augbraunen vorhalte, dann nie unterlaße, ihn an jene lang verfloſſenen Tage zu erinnern, wo Charlotte die erſten Regungen für's Künſtlerleben vor ihm, dem Vater, verheimlichen zu müſſen geglaubt, und wie er den zum Bedenklichen aufmunternden Hausfreund im Eifer ſogar einen Seelenverkäufer geſcholten.

Adam — hieß es weiter — ſpreche ſchon einige Zeit von einer Reiſe, für ihn eine Nachkur, die ſie gemeinſchaftlich zu einem Beſuche bei ihr machen, worüber ſie aber noch erſt ihren Vorſchlag wegen des Orts des Zuſammentreffens vernehmen wollen. —

Wie ward der guten Tochter ſo wohl ums Herz, als eine Beſorgniß, die ſich beklemmend an jeden ihrer Athemzüge gehängt, die als eine düſtre Wolke auf die heiterſte Stimmung ihren melancholiſchen Schatten geworfen, jetzt auf einmal von ihr genommen war. Sie meinte nun, ein friſches Leben zu beginnen. Alles mit

ungetheilterem Sinn, mit freierm Muth anzufaſſen. Erſt jetzt fühlte ſie das Glück unumwundner Lebensfreude und daß ſie bisher, wenn auch oft unbewußt, dennoch eine ſtille Anfechtung in ſich getragen. So entfaltet ſich bei unverhofft günſtiger Löſung eines wirren Verhältniſſes im glaubigen Gemüth die bunte, duftende Blume des Frohſinns, mit Himmel und Erde liebäugelnd, während ſchon wieder neue Knoten des Lebens ſich unmerklich an ſeine Entwickelung drängen.

Der Graf Albert ſchenkte ihr alle mögliche Aufmerkſamkeit. Zuweilen erſchien er hinter den Couliſſen um ihr nach einer gelungenen Szene etwas Verbindliches zu ſagen, auch wohl ein Ueberbringer des Beifalls des durchlauchtigen und wohlgeneigten Herrn zu ſeyn. Außerdem wußte er, — er hatte ſeine Spione —, ihre Wege, ihre Beſuche. In den Proben fand er ſich häufig ein und hatte ſich als Kunſtfreund und enthuſiaſtiſcher Protektor der Bühne mit dem Intendanten und Regiſſeur ſo zu ſtellen gewußt, daß immer an ſeinen Rath appellirt wurde. Auf ſolche Weiſe kam er mit einzelnen Schauſpielern und Sängern beiderlei Geſchlechts in Berührung, konnte ſeinen Antheil, kunſtſinnig denkend und empfindend, jeden Augenblick bethätigen und zeigte ſich beſonders bei Charlottens Spiel und Geſang in fort-

währender zarter Fühlung, verriet eine sich täglich weniger verbergende Gunst, eine wachsende, von der Kunst auch ins Leben, von der Künstlerin auch auf das liebenswürdige Mädchen übergehende Vertraulichkeit, welche dem Intendanten wegen der Eifersucht der Madame Brandel, die der Graf mit vornehm kalter Achtung mit feyerlicher Höflichkeit behandelte, angst und bange machte.

Ob nun wohl das bewegende, beseelende Prinzip bei diesen dilettantischen Kunstbemühungen solchermaßen Niemanden verborgen blieb, so hielt der Graf sich doch als ein junger Mann von sorgfältigster Ausbildung so in den Schranken des Anstandes, daß Charlotte, wäre sie nicht eben sie selbst gewesen, hierin die höchste Schmeichelei gefunden haben würde. Aber die klare, zartorganisirte Seele fühlte sich sogleich beklommen, wenn Jemand eine Absicht mit ihr hatte, ja, das innigste Wohlwollen drückte sie, wenn es in so bestimmter Richtung an sie trat. Der Graf bewegte sich berechnend, planmäßig um Charlotten; das merkte sie immer deutlicher und seine Theilnahme machte sie befangen.

In freundlichen, heitern Gaben, die ihr von Zeit zu Zeit auf unbekannten Wegen zukamen, es waren ausgesuchte, geschmackvoll geordnete Blumen-Bouquette, seltene

Früchte, elegante Fabrikate neueſter Pariſer Kunſt, Parfümerieen und dgl. — die ſie nicht zurückweiſen konnte, da ſie entweder mit der Poſt wie von auswärts her kamen, oder unter ihrer Adreſſe von alsbald verſchwindenden oder ganz unſichtbaren dienſtbaren Geiſtern in ihre Wohnung geſtellt wurden, — vermuthete ſie mit Grund Geſchenke des Grafen

Hinter ſolchen Artigkeiten ahnete ſie ein Verſteck bedenklicher Wünſche, eine Taktik der Neigung, einen Operationsplan des Feindes ihrer Ruhe, ihres Seelenfriedens —

6

Es waren herrliche Oktobertage, ein doppelt erwünſchter Nachſommer; die Wärme ſtieg noch einmal zum Grade der Hundstage; die Luft ward wachſend ſchwüler; die Wolkengebilde ballten ſich elektriſch zu dunſtigen Hochgebirgen auf Es konnte ſich noch ein Gewitter einſtellen.

Der Graf befehligte deßfalls ſeinen Kutſcher eines Abends, ehe er ins Theater ging, wo die „Stumme von Portici" gegeben wurde und Charlotte in der Rolle

der Prinzessin „Donna Elvira“ auftrat. Man hörte schon während der Aufführung die dumpfen Töne des Donners. Gegen das Ende der Oper, die schon so oft das Vehikel losbrechender Unruhen und Parteikämpfe gewesen, war das Gewitter näher gerückt und hatte sich mit schweren Wolkenmassen über die Residenz gebreitet. Zu dem illusorischen Kampf der Elemente, welche den Ausbruch des Vesuvs begleiten, brauste der äußere Sturm, krachten die Donner ihr hehres Accompagnement. Mit nie gehörter Wuth folgte Schlag auf Schlag. Das Rollen und Grollen des Himmels setzte nicht aus.

Das Publikum wurde unruhig; die Darstellung stockte, die Atmosphäre spielte ein fürchterliches Melodram. Auf diesem grandiosen Hintergrund hob sich der Vorgang auf der Bühne wie eine frivole Parodie des Verhängnisses ab. Wenige Gemüther der zahlreichen Versammlung waren im Stande, dieses bange Gefühl abzuwenden. Der Hof entfernte sich. — Mitten in die Szene hinein, wo die Stumme sich in den Krater des Vulkans stürzt, durchzuckte ein blitzschnelles Leuchten den dunkeln Raum, das Feuer des Schlundes überbietend; jählings folgte ihm ein Schmettern, wie von zehn Kanonenschlägen, über dem Theatergebäude, von seiner Akustik verstärkt. Ein Strahl schien dasselbe getroffen

zu haben. Jeden Moment konnte die Flamme losbrechen. Alles dachte an ſchleunigſte Flucht. Das Publikum drängte ſich unter Angſtrufen gegen die Eingänge. Großes Unglück konnte ſchon der paniſche Schrecken herbeiführen. Beſonnene riefen und baten mahnend, der fürchterlichen Eile doch Einhalt zu thun, da vielleicht Nichts zu beſorgen ſtehe. Aber die jähe Angſt macht aus jedem Einfältigen einen Wahnſinnigen.

Die Akteurs ließen Alles im Stiche. Niemand getraute ſich mehr, im Garderobezimmer an Umkleidung zu denken. Jedes raffte nur die nächſte Hülle weg. Charlotte wurde vom Gedränge fortgeſtoßen. Im leichten Coſtüm fand ſie ſich gegen die Treppe geſchoben. Auf dem Corridor ſtürzte ihr der Graf entgegen, faßte ſie am Arm und kam ſo mit ihr im Strudel fortgewälzt über eine Seitentreppe zum Theaterplatz hinab. Mit wenigen Schritten hatte er mit der Halbbewußten, Zitternden unter ſchüttendem Regen ſeinen Wagen erreicht. Sie ſaß darin, an ſeiner Seite, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchehen. Der unerwartete Vorgang diente allen Verſtößen gegen zarte Form zur Entſchuldigung und geſtattete Lizenzen.

Er umhüllte die Grichrockene mit ſeinem Mantel, beruhigte ſie und verſicherte, daß der Strahl höchſtwahr-

ſcheinlich nicht bemerkt habe, daß also das Ganze ſich wohl als ein maskirtes Ereigniß herausſtellen werde, das zu mancherlei Scherz über vereitelten Schrecken und übereilte Beſtürzung Veranlaſſung geben möge.

Nun aber lenkte er ſchnell auf den Augenblick ein. Wie ein gewandter Tonſetzer aus einer entlegenen Tonart durch einen kühnen Accord ſchnell in den Grundton überlebt, ſo wußte der Graf durch ein hinlenkendes Wort vertraulich zu werden. Eine angeborne Natürlichkeit unterſtützte ihn bei ſeinen ſchlauen Künſten. — Er pries das unerwartete Glück, das ihm durch dieſe Verwirrung geworden und wie er ſchon lange ſich nach einem ſolchen Zuſammenſein vergeblich geſehnt.

Nach ſolchen Momenten des Sturmes und Dranges — fuhr er in aufgeregtem Tone fort, wobei er ſich nicht entbrach, ſeinen Arm um die Hüfte des beſtürzten Mädchens zu ſchlingen, — nach einer überſtandenen Gefahr iſt es wohl erlaubt, daß der Menſch ſich ſo kurz faßt wie die Natur, die Wort und That, Leben und Liebe mit einem kühnen Streich zumal abzuſchneiden aufgelegt ſcheint, daß er, wenn ſie ſchrankenlos, unbändig walten, auch gewiſſe hemmende Schranken ſchnell überſpringt. — Vergönnen Sie, holdes Geſchöpf! daß ich einem innern Drange Luft mache! Nur hier, nur jetzt

finde ich eine Möglichkeit, dasjenige auszusprechen, was mir in dem conventionellen Dunstkreis eines Zimmers nicht vom Herzen will

Sie kennen den unbegrenzten Antheil, den ich an Ihnen als Künstlerin nehme, die Achtung, die ich der liebenswürdigsten Weiblichkeit zolle. Nie in meinem Leben kam mir ein Wesen vor, dessen Erscheinen mir so allseitig, so entschieden, so gebieterisch die innigste Neigung abgenöthigt hätte, wie Sie. Gewiß! Es gibt ein Hinneigen, einen Zug, ein unwiderstehliches Verlangen nach Näherung, nach Rapport, auf welche uns erst die noch mit Geheimniß umhüllten Tiefen des Magnetismus aufmerksam gemacht haben, eben wie es hinwieder unüberwindliche, unerklärliche Abneigungen gibt

Warum soll ich Dasjenige sagen, was Sie nach unserm ersten Begegnen ahnen konnten, was die erste Erhebung Ihrer göttlichen Stimme in mir unabwendbar hervorrief, ein Ton, dessen begeisterte Fülle dessen Seele meine Seele allmächtig an sich zog? — Das sind Worte, sind Schälle, die das Unaussprechliche nur entweihen.

Sie wissen ja Alles, ehe ich spreche; Sie kennen mich, kennen meinen Stand, meine Verhältnisse. Was können Sie, was wollen Sie für mich thun? Eine nähere, eine herzliche, vertrauliche Verbindung mit Ihnen

ist der höchste Wunsch meines Lebens. Ich möchte Sie als ein theures Gut festhalten, mir auf irgend eine Weise aneignen, mein Denken und Sinnen Ihnen weihen, meine besten Stunden mit Ihnen theilen. Rathen Sie, helfen Sie, beschließen Sie! Verfügen Sie über mich! Ich thue das Möglichste für dieses höchste Glück meines Daseyns: ja, ich thue das Unmögliche! —

Unter solchen mit der größten Wärme, mit leidenschaftlichem Feuer ausgesprochenen Reden hatte der Graf das hülflose Kind fest umschlungen, mit sanfter, aber unwiderstehlicher Bewegung an sich geschlossen und sich über des Besitzes schon vorläufig, wie mit vorausgesetzter stillschweigender Genehmigung versichert, um den er in so eindringlich zärtlichem Ton erst noch bat. —

Wir lesen von Schachspielern, die aus weiter Entfernung durch die Post eine Partie mit einander durchspielen, wogegen ein Philidor oder Stamma durch einige geniale Züge, namentlich durch ein treffendes Absehen auf die Königin, nach wenigen Minuten über den schwächern Gegner Meister wird.

Der Graf verstand im Leben, Personen gegenüber, um deren Zuneigung ihm zu thun war, die er seinen Absichten gewinnen wollte, diese letztere Spielart. Wo ein Anderer sich in Bedenklichkeiten und Rücksichten ver-

wickelte, ſich mit Formen und Ceremonieen aufhielt, da wußte er einen kurzen Ausdruck, einen ſchnellen Uebergang, eine gemüthliche Wendung, eine aus Wahrheit und Dichtung gewobene Schmeichelei zu finden, die in Minuten eine Vertraulichkeit anbahnte, zu welcher Jener kaum in Monaten oder Jahren gelangt wäre. Seine kühne Entſchloſſenheit hüllte ſich in das Gewand naiver Zudringlichkeit. Er war faſt in gleichem Maße gefühlvoll und verſtellt, hingeriſſen und beſonnen; er wagte Alles und vergaß ſich doch nie. —

Das Ungewitter hatte ausgetobt, aber noch murrte der Donner in der Ferne fort und häufige Blitze erleuchteten den Raum des Wagens, ein Wechſel von Licht und Dunkel, pikant, aufreizend, das geliebte Antlitz wie eine ideale Büſte nach ihren wirkſamſten Formen in magiſches Clairobſcür ſetzend, ein Moment, der wohl den unternehmenden Anbeter bei einem weniger ſtrengen Gegenüber noch dreiſter gemacht haben möchte.

Charlotte, obwohl ſie vom Grafen nichts eigentlich Verletzendes, ihr jungfräuliches Zartgefühl Gefährdendes befürchtete, war doch im bänglichſten Zuſtand, und dieß ſowohl wegen der Bedenklichkeit der gegenwärtigen Situation, als auch, und faſt noch mehr, wegen des Anſinnens des Grafen. Sie verlor jedoch die nöthige

Ordnung nicht. Was sie vorausgeahnt aufs Höchste bedrängt haben würde, das wußte sie in der Gegenwart zu bewältigen. Ihre Imagination war schwächer, als ihre Charakterkraft. Ihr klarer Verstand, ihr reiner Charakter ersetzten ihr die Erfahrung, welche die Geübten sich in bedenklichen Lebenslagen auf Kosten ihrer Tugend erwerben. Gesunde Natur tritt so gefaßt auf wie raffinirte Kunst, und findet das rechte Wort.

Erlaucht! — sagte Charlotte; — Ihre Herablassung rührt mich; Ihre Achtung befeuert mein Kunstbemühen und macht mich stolz; aber als Mädchen habe ich keine Ansprüche an Ihre Neigung. Ich verberge mir die Kluft nicht, die ewig getrennte Stände trennt, die durch kein Gefühl, durch keine Ansicht auszugleichen ist, wenn man nicht etwann auf einem Eiland im Weltmeer lebt, die von keinem Theil ohne Reue überschritten wird. Hier und in diesem Augenblick bin ich keiner zusammenhängenden Gedanken fähig, noch weniger gefaßt genug, über ein so unerwartetes Entgegenkommen von Ihrer Seite mich auszusprechen. Ich bitte um Schonung meiner Gemüthsverfassung, um Aufschub. Habe ich doch kein klares Bild von dem, was Sie, gnädigster Herr! von mir eigentlich wünschen, wollen, und wie sich ein näheres, dauerndes Verhältniß irgend einer Art mit Ihrer hohen Stellung und meiner Lage soll gestalten können. —

Der Wagen war unter ſolchen Wechſelreden bei der Wohnung der Sängerin angelangt, zu frühe für des Grafen Wunſch und Abſicht; doch wußte er dem, was er unvorbereitet und durch das Hochgewitter unerwartet begünſtigt in überſtrömendem Gefühl und leidenſchaftlicher Haſt vorgebracht, außer wiederholter, von inbrünſtigem Händeküſſen und Drücken begleiteter Verſicherung ſeiner unwiderſtehlichen Neigung, nicht alſobald Näheres beizufügen. Zudem fühlte er recht gut, daß es vor der Hand genüge, wenn er ſeinen Herzens-Erguß bei der betroffenen Künſtlerin weiterwirken, wenn er das Ueberraſchende ſich mit ihren Empfindungen, ihren Grundſätzen allgemach ausgleichen laſſe.

Mit chevalereſker Artigkeit und Reſignation begleitete er ſie auf ihr Zimmer, wo die Gegenwart der beſorgten Zofe alle fernern Expektorationen verbot.

So ſehr Charlottens Herz, beklommen, wie es war, nach einem verwandten ſchmachtete, in das es vertraulich mittheilend überſtrömen konnte, ſo enthielt ſie ſich doch, der allzu leichtblütigen Zofe mehr, als die Schrecken und Wirren im Theater, die Veranlaſſung der Begleitung des Grafen, welche ſie den Umſtänden nach nicht abzulehnen vermocht, zu erzählen. So gepreßt ſie ſich fühlte, ſo that ſie dieß doch unter erzwungenem Lachen. Louiſe

BAYERISCHE STAATS-

Flauchlin pries den Zufall, der dieses Tete a Tete herbeigeführt. Sie dachte sich selbst in den glücklichen Fall; ja schon bei dem Gedanken an ein solches romantisches Abenteuer etwa mit dem stattlichen Jäger des Grafen bob sich ihre jungfräuliche Brust unter den zarten Hüllen.

Bei katholischen Ohrenbeichtkindern trifft sich's leicht, daß sie aus Scheu vor ihrem strengen Pfarrherrn sich lieber an irgend einen als nachsichtig bekannten Kapuziner wenden, um bei der Absolution milder wegzukommen. Louise wäre ihrer Gebieterin bei etwaigen Geständnissen kleiner Fehle die nachsichtigste Gewissensrätbin gewesen und es möchte ihr wohl das Herz gebrochen haben, einen Amanten aus fürstlichem Haus und Geblüt unerhört abgewiesen zu sehen. Sie hätte es nicht einmal so weit getrieben als jener Minister, der, als von Unbestechlichkeit die Rede war, sagte: Ich garantire für mich — bis auf eine Million'

7

Charlotte gedachte in dieser Stunde, nachdem sich ihre Bewegung gelegt hatte, lebhafter als je ihres ent-

fernten Freundes und bemühte ſich, ſeine Geſtalt ſeine Geſichtszüge ſich recht zu vergegenwärtigen. Oft ſchon hatte ſie darüber klagen müſſen, daß ihr dieß nicht gelingen wollte, daß ihrer imaginativen Anſtrengung ſich das liebe Bild nicht ſtellte, während ein andermal daſſelbe, durch irgend einen Umſtand gerufen, unerwartet und leibhaft vor ihrem innern Auge ſtand.

Ueber dieſer Bemühung fielen ihr ſeine Gedankenblättchen wieder ein, deren Leſung ſie neulich abgebrochen und auf einen Moment, wo ihr Gemüth der Sammlung bedurfte, verwahrt hatte. Sie griff jetzt darnach und fand bald in dieſen ruhig überſchaulichen Bemerkungen auch ihre Ruhe. Den Schluß verſchob ſie auch dießmal, wie Kinder in Selbſtbeherrſchung den Reſt eines Leckerbiſſens, auf morgen.

Bei guter Zeit des folgenden Tages kam aber der Souffleur, ihr eine Bitte vorzutragen. Unter vielen Bücklingen und Entſchuldigungen rückte er mit dem Anſinnen hervor, Charlotte möchte ſich abzeichnen laſſen, weil er ihr Ebenbild ſeinem Theater-Journal als Zierde durch einen geſchickten Stahlſtecher gefertigt, voranzuſtellen wünſchte. — Sie war ja Mode. —

Charlotte verweigerte die Einwilligung hiezu. Der Souffleur ſteigerte ſeine Bitte, welcher ſie jedoch eine

beharrliche Ablehnung entgegenſetzte. Der kleine Mann wand ſich mit ſeinen Schmeichelreden, wie mit ſeinem dünnen Körperchen. Die Künſtlerin konnte ihn, jenachdem ſie Mienen und Ton änderte, wie an einem Drätchen bewegen, ſich bücken und erheben, ſpringen und tanzen laſſen. Er wollte ihre Weigerung durchaus nicht begreifen. Ums Himmels willen, Fräulein Bader! — rief er halb weinend, halb entrüſtet: — Sagen Sie mir nur warum Sie nicht wollen? warum?

Warum? Das weiß ich nicht.

Sie wiſſen es nicht und verweigern es doch?

Allerdings! Man weiß nicht immer, warum man will oder nicht will. Würden Sie ſich ums Geld ſehen laſſen?

Nein!

Warum nicht? Schnell! —

Je nun. Das kann ich nicht augenblicklich ſagen. Ich würde mich ſchämen oder wie ichs nennen ſoll.

Nun, ſo etwa gebt mir's auch.

Aber Sie und Ich! Was wäre an mir zu ſehen?

Was an mir?

O Himmel! Denken Sie nur, Ihr Bildniß in einem hübſchen Stahlſtich! Wollen Sie denn durchaus nicht berühmt werden? — Hier machte er ſchelmiſch lächelnd einen tiefen Bückling. —

Durch Ihr Theater-Journal? Nein! Und auch überhaupt nicht. Ich will gefallen, gelten, wenn Sie wollen, belobt, beliebt werden, wo ich hinkomme. Aber wo ich nicht erscheine, soll man nichts von mir wissen. Keinen vorlaufenden Ruhm! Der Berühmte bleibt meist unter der hochgespannten Erwartung. Man erwartet einen Wunderthäter von ihm.

Theuerste! Es ist aber doch gut, wenn ein bedeutender Name vor dem Künstler hergeht. Das große Publikum will zum Respekt gezwungen seyn; es würde die herrlichsten Leistungen so mir nichts, dir nichts zur Unterhaltung hinnehmen, wenn ihm nicht die Fama mit einigen Trompetenstößen Ohren und Augen öffnete und zuriefe: Aufgepaßt! hier muß erstaunt werden! —

Das ist's eben! Wer nicht Erstaunenswürdiges bringt, der komme nur mit seinem einfachen Namen.

Sie sind doch ganz anders, als die Meisten. Welche Künstlerin will nicht Mode werden? Wer Mode wird, der ist geborgen; der kann fordern.

Wer Mode wird, kommt auch wieder aus der Mode, und das ist ein niederschlagendes Gefühl. Dann habe ich auch noch, wie wir aufgeklärten Leute alle, so einen kleinen Aberglauben im Hinterhalt. Wenn ich mich im Bild in der Welt herumgeben lasse, so glaube ich

bald ſterben zu müſſen oder wenigſten? lebendig todt zu werden

Der Souffleur ſchüttelte über dieſe unerhörte Wunderlichkeit den Kopf und ließ endlich fallen, er wüßte im äußerſten Falle wohl auf einem andern Wege zu ihrem Bilde zu gelangen. Charlotte drang in ihn und ſo entdeckte er ihr endlich nach einigem Zaudern, daß er von der kleinen Proſtitution in der „Zauberflöte" wiſſe, daß das vom Sohne des Theatermalers damals eben fertig gemachte Miniaturbild des andern Tages in die Hände des Grafen Albert gekommen ſey, und daß er nicht zweifle, daſſelbe für ſeinen Zweck auf einige Zeit erhalten zu können. Da ſie zu demſelben nicht geſeſſen, ſo könne ſie auch deſſen Veröffentlichung nicht verweigern.

Charlotte, in ihrem Widerwillen gegen Letztere immer mehr befeſtigt, wurde ernſtlich böſe über den Hartnäckigen, ſtritt ſich mit ihm über eine ſolche Befugniß und drohte ihm mit dem Gericht, das gewiß, gegen eine Veröffentlichung der Art und wider ihren Willen, wie gegen jede Proſtitution hemmend einſchreiten würde.

Der Mann Hiob hüpfte vor Aerger in die Höhe. Der Supplikant, erſt ſchmeichleriſch unterthänig, wurde inſolent, nach Art aller überhöflichen Leute, wenn ihre

Submiſſion nicht zum Ziele führt. Er konnte ſich und ſeine Schwächen ſelbſt beſpötteln; dann aber warf er ſich, wenn es galt, in die Bruſt und — was nicht aus Liebe für ihn geſchah, that man zuweilen, um ihn loszuwerden.

Er kannte die ganze Kehrſeite des Theaters, alle geiſtigen, ſittlichen, ökonomiſchen Verlegenheiten des Perſonals, er hatte ſein Ohr an allen Geheimniſſen und Intriken und wußte ſich gelegenheitlich, wenn er ſelbſt in die Klemme kam, daran zu halten. Da er das Sprachorgan des Theaterdichters war, ſo hielt er ſich für eine Art von unterirdiſchem Orakel, paßte den Verſtößen des Akteurs auf und nannte ſie Alle Stümper. Er hielt ſich den Theater-Vorſtänden gleich, die er aber doch in mancher Beziehung zu überſehen glaubte.

Charlotte wollte ſich mit dem Springkäfer nicht überwerfen: ſie gab ihm gute Worte, ſprach jedoch mit Beſtimmtheit ihr „Nein!“ aus und verſicherte, daß ſie nöthigenfalls Gegenſchritte machen würde und wenn ſie dieſe bis zum Fürſten hinlenken müßte. — Das wirkte.

Er ſah die Entſchloſſene mit großen Augen an und brach in die ſpitzig-kecken Worte aus: Mein ſchönes Fräulein Bader! Ihr eigenſinniges Lockenköpfchen mit den Perl-Zähnen hätte einen armen Teufel aus ſeinen

Klebſchulden herausgebiſſen. Mit dem Bulldoggen-Geſicht der Madame Brandel werde ich ſchlechte Geſchäfte machen!'

Charlotte griff, als der Zudringliche fort war, zur wohlthätigen Ablöſung nach dem Manuſcript ihres entfernten Freundes und las:

* * *

Der Beifall iſt für den Künſtler ein ewiges Studium. Kein Wunder, daß er ſchüchtern oder klug, oft ſcheinbar eigenſinnig auf den rechten Moment merkt, wo er gelten kann. Der verfehlte Augenblick bringt ihn zur Verzweiflung, die ungünſtige Conſtellation zernichtet ihn. Er will die zerſtreute, ungeſtüme, rohe Welt geſammelt, ſtille, weich finden. Das Publikum — ſind Publika. Bald wecken die Kunſtſinnigen den Beifall; bald bricht er von den Ungebildeten los; bald ſchweigt er, wo es gilt, hohe Schönheiten, gelungene Darſtellung zu bemerken, zu belohnen; bald krönt er die maſſivſte Force, die derbſte Couliſſenreiſſerei. Er iſt nach Land, Ort, Zeit, Umſtänden, Zufall ꝛc. ſo verſchieden, daß ſich nichts Allgemeines darüber ſagen läßt. Das Beſte ſteht wohl im Goethiſchen „Fauſt."

Der Künſtler macht die mannichfaltigſten Erfahrungen über den Beifall. Er iſt ihm ein Geſchmacks-

und Sittenmeſſer. Wie aber bei allem Parteiweſen oder Unweſen die Wahrheit und Natur verhüllt wird, ſo iſt es auch da, wo Beifallsſpender, Vorklatſcher, beſtellt oder ſelbſtwillig, ſich vordrängen, um alle Sichtbarkeit des Eindrucks geſchehen; Lob und Tadel haben da keinen Werth; der Sinn des Publikums wird irregeleitet, das Echo des Anſprechenden, Ergreifenden in den Empfänglichen überſchrieen.

Es gibt höchſtſelten ein Publikum, von dem der Künſtler einen ſinnigen, zartfühlenden Beifall erwarten kann, einen Rapport der Gebildeten, welche die Form über den Stoff ſtellen.

Am Beifall erlebt der Künſtler ſeine Zeitgeſchichte; ſein Gefallen oder Mißfallen, verdient oder unverſchuldet, iſt ſein Geſchick. Gabe, Studium, Uebung, Anerkennung, Gunſt, Glück ſpielen hiebei mannichfach ineinander, für und gegen einander und bilden des Künſtlers Leben. Wohl ihm, wenn er nach vollbrachter Bahn ohne Reue, ohne Schmerz auf dieſe zurückblicken darf.

* * *

Gute und böſe Stunden haben recht. Jene leiten den Blick auf alle ſchönen Bejahungen des Daſeyns, auf alle heitern Entwicklungen, dieſe auf alle Verneinungen, auf alle Hemmniſſe. Die Gemüthsſtim-

mung vergißt nur, daß ſie einſeitig und momentan iſt, daß die Lebensbahn in Wellenlinien auf- und abſteigt, daß man ſich nicht in dauerndes Heil oder Unheil hineinlebt. Darum verſuche der Glückliche die Schickſalsmächte nicht; darum mäßige der Trübſelige ſeinen Schmerz. Ein Gedanke kann uns aber den Gleichmuth, ſoweit er den Menſchen gegönnt iſt, bewahren, der Gedanke, daß unſer Thun und Laſſen ein Beruf, eine ernſte Pflicht, ein Dienſt iſt, den uns der Allwaltende auferlegt hat.

* * *

Ein Anderes iſt die Angſt der Unzulänglichkeit des Kunſt-Vermögens, die Bangigkeit vor möglichem Mißlingen, die ſo leicht ein wirkliches herbeiführt: — ein Anderes — die unabwendbare Beklommenheit, die jede öffentliche Produktion begleitet, wo man ſeine Kunſtkräfte auf den Moment der Geltung conzentriren ſoll. Auch der gute Schütz iſt beklommen, weil er im Augenblick des Losdrückens alle ſchwankenden Bewegungen auf Einen Punkt in Zeit und Raum zuſammenleiten ſoll. Jener Affekt macht muthlos und ſtört, dieſer fördert als ein Enthuſiasmus die Leiſtung.

* * *

Die Beſtimmung des Künſtlers und Dichters in der Welt zu zeigen, wie unerſchöpflich der Moment

iſt, wie nahe das Schöne liegt, und wie es in ſeinem höchſten Ausdruck mit dem Wahren und Guten Eins iſt.

* * *

Man kann und darf ſagen: Ich bin ein Philolog, Naturforſcher, Mathematiker, Künſtler, Muſiker: aber nicht: Ich bin ein Dichter, ein Philoſoph. Poeſie iſt keine Kunſt, ſondern Natur- und Gemüthsgabe: Philoſophie iſt keine Schul-Szienz; ſie beruht auf Genie, Beſchauung, Virtuoſität des Denkens. — Eine Dichter- oder Philoſophen-Verſammlung wäre lächerlich. —

* * *

Wie an der allmählichen Erkältung der Erde die ganze Oberfläche mit allen vegetativen und lebenden Weſen theilnimmt, ſo berührt die allmähliche Erkältung der Gefühle in der Menſchheit jeden einzelnen Menſchen. Sie wird herbeigeführt durch ein Vorrücken der Stoff-Intereſſen, der Aufhellung der Verſtandeswelt, der Enthüllung aller Geheimniſſe, der Zerſetzung jedes Nimbus, des Niederſchlages jedes poetiſchen Duftes, der Profanirung der religiöſen Myſterien auf dem Wege ſchonungsloſer Kritik.

Wehe dem Künſtler, der ſich dieſer Bewegung hingibt, ſich bei ihr als geiſtiger Aktionär betheiligt. Es wäre ihm beſſer, er hielte an einem naiven Köhler-

glauben feſt. Doch über eine ſolche kindliche Ignoranz, wie z. B. die eines Mozart war, hebt ihn ſeine Bildung, aber es kann ihm gelingen, im poetiſchen Element des Lebens jener modernen Zerriſſenheit zu entgehen, welche Alle ergreift, die nicht berufs- und fachmäßig, methodiſch dem chemiſchen Prozeß beiwohnen, die vorwitzig, paſſiv die giftigen Queckſilberdünſte neuerer Cultur einathmen, welche der Scheidekünſtler mit dem Goldſtück im Mund auffängt.

Vor allem iſt das Weib, auch die Künſtlerin, an Religioſität gewieſen. Ein frommer Sinn iſt ihre Lebens-Philoſophie. Sie iſt im Beſitz deſſen, was die Philoſophen vergeblich ſuchen, nämlich auf dem Wege des Denkens in die ewigen Heiligthümer zu gelangen. Sie ſage ſich, daß der aus dem Senfkorn erwachſene Baum, in deſſen Schatten die Vögel des Himmels wohnen, ewig grünen und blühen werde.

* * *

Wenn bei unſerm Thun alles Undurchgeführte uns beunruhigt, alles Grenzenloſe uns hypochondriſch macht, wenn hinwieder alles von uns Vollendete, Abgerundete uns befriedigt, ſo iſt der *ausübende* Künſtler gut daran, da er mit Talent und Uebung jeden Tag ſich letzteres Gefühl, wenigſtens ſo weit verſchaffen kann,

daß er, wenn auch seinem eigenen Argusauge nicht ganz, doch dem Polyphemsauge des Publikums überschwänglich genügt.

* * *

Noch widerwärtiger, als die Männer der politischen sind uns die Jünglinge der literärisch-kritischen Bewegung. Es wurde Ton, das Verrücken des Geschmacks nach Dezennien, ja nach Lustren zu messen. Was zwanzig Jahre alt war, galt für veraltet. In Modesachen der Kunst mag das wahr seyn und hier riecht man den Brodem des Rococo oft sehr bald. Mögen aber jene Kritiker, die eben auch nur Mode werden wollen, bedenken, daß sie und ihr Geschmack noch schneller wieder altmodisch werden, und daß sie neben jungen Altgesellen für alte Junggesellen gelten.

Das Klassische kennt keine Zeit. Homer, Shakspeare, Göthe, Schiller, Händel, Bach, Mozart, Haydn sind nicht veraltet. Wie das Reinmenschliche seit dem Paradies Dasselbe ist, so ist auch jeder Ton, jeder Accord, der aus rein musikalischem Gemüth stammt, noch jetzt so schön, als da er zuerst erklang. Hinweg mit Zeit und Klassifikation! Das Schöne ist unvergleichlich, unübertrefflich, ewig, wie die reine Menschennatur. Daran halte der Künstler fest und gebe sich ihm, ungestört von

zum Mephistopheles Zeitgeist, der durch angeblich Schöneres das Schöne herabsetzen will, mit ganzer Seele ungetheilt bin als wäre es einzig. Nur mit einem sich violirend einwärmenden Gemüth kann er es auch einzig und unvergleichlich darstellen.

* * *

Wo alle Bedingungen in Leben und Kunst günstig harmonisch zusammenstimmen, wo Alles von Einem Feuer durchwärmt, von Einer Flamme durchleuchtet ist, da glaube die Zeit feiere einen Moment, der, unvergeßlich, nie so wiederkehrt. Es ist ein Silberblick auf der Spitze der steigenden und wieder sinkenden Woge des Lebens. Das Dasein zählt nach solchen Momenten. Wenn ein glücklicher Künstler viele, mancher arme, gequälte Mensch nur wenige genießt.

* * *

Was einmal echt und in sich vollendet ist, in Form, Darstellung und Genuß, das haben alle Kämpfe der Welt nicht besser.

* * *

Wir bringen unser edleres, unser poetisch künstlerisches Wesen nie ganz zusammen. Interessen kommen und gehen; die Enthusiasmen haben ihre Stationen, dieselben Begeisterungen kehren nicht wieder. Die

Kunſt iſt ewig jung; aber die Inſpirationen des Geiſtes und Gemüths wechſeln mit den Lebens-Epochen. Das Künſtler-Leben hat ſeine Jahreszeiten; jede hat ihre eigenen Blüthen und Früchte. Manches Kind iſt als ſolches unübertrefflich und erlebt doch auch noch einſt ſeinen Wintergarten. — Nur Bildung und Sittlichkeit vermögen das Succeſſive und Ueberſpringende in unſerem Weſen möglichſt gleichzeitig zu machen, die Jugend im Alter nachzunehmen, dauernde Totalität zu geben.

* * *

Jemehr die Welt auf mechaniſchem Wege Raum und Zeit zernichtet, indem ſie ſich Flugmaſchinen anſetzt, ja das wirkliche Fliegen entbehrlich macht, deſtomehr iſt es an uns, die Unendlichkeit des kleinſten Raumes, die Unerſchöpflichkeit des Moments, die Wunder des Augenblicks, der Nähe zu würdigen.

Der Schwindelei der Schnell- und Weitreiſen muß das Gemüth die ruhige Freude am kleinſten Natur- und Kunſtgebilde, die ſinnige Betrachtung der Werke des Pinſels und Meiſels, wohl auch in ihrem kleinſten Getheil, die gemüthliche Schau jeder Linie der Thäler und Höhen, jedes Profils der Wohnplätze, jeder architektoniſchen Form entgegenſetzen.

Der einreißende Materialismus der Muſikwelt in

draſtiſcher Anwendung, in Verſchwendung der Mittel, in Ueberfüllung, im Drange, in wachſender Beſchleunigung und Ueberkünſtelung rufe in uns hervor die Aus- und Einbildung des reinſten Tones, ſeiner klarſten Fülle, der einfachſten Wohlklänge, der wohlthuendſten Uebergänge, der idealen Entwicklung der Melodie und Harmonie, wie ſie unſern beſten Meiſtern eigen iſt.

Man mag ſich je eher je lieber bewußt werden, daß jenes unruhig ungeſtüme Jagen durch die Lande, durch Litteratur und Kunſt zum kleinſten Gedicht, zur kleinſten Melodie keine Gelegenheit gibt.

Der Kunſtgebildete muß, wie der Sittliche, in fortwährender Oppoſition mit ſolchen falſchen Tendenzen der Zeit leben, dem Treiben der Welt in ſeinem Innern ſtets widerſprechen.

* * *

Der dramatiſche Künſtler hat die höchſten Aufgaben mit den andern Künſtlern gemein; in ſittlicher Beziehung aber zeigt ſein Stand, ſein Charakter manche Eigenthümlichkeiten. Man halte ſich folgende Momente vor:

Er iſt in den meiſten Fällen aus der bürgerlichen Sphäre durch innere Unruhe getrieben, zu dieſem künſtleriſchen Dilettantismus übergetreten. Er hat das ima-

ginative Prinzip in höherm Grad; er wird ein Fachmann ohne methodische Schule. Er bleibt, wenn er auch den höchsten Ernst, die größten Tiefen des Gemüths, der Leidenschaft darstellt, doch immer vor der Welt — ein Darsteller, ein Spieler. Oft ist er an Rollen gewiesen die ins Element des Frivolen, der Thorheit, der Narrheit, des Lasters und Verbrechens eingetaucht sind. Er schildert nicht, er stellt es nicht außer sich, er stellt es durch sich selbst dar. Er widmet Kraft und Leben der Zerstreuung, der Erholung, dem Spiel, dem Scherz des Publikums. Er schafft eine immerwährende Täuschung und wird nie zu den Geschäftsleuten gezählt, die, am Nützlichen, Nothwendigen arbeitend, im ernsten Weltwesen Ruhm, Ehre, Würde, Lob, Lohn ärndten. Er dient dem geistigen Luxus; den Asketikern scheint er überflüssig, ja gefährlich, ein verdorbener Verderber. Wie im Bürgerthum der Puppenmacher sich für würdiger hält, als der Puppenspieler, so übersehen alle prosaischen Weltleute den Histrion.

Er kann nicht Haus und Güter, kein ruhiges Besitzthum haben, sich nicht bei Brand-, Hagel- und Vieh-Assekuranzen, bei Renten-Anstalten und Lebensversicherungen betheiligen. An sein Alter mag er nicht denken; seine Gefühle klingen an keinem Hintergrund schönerer

Zukunft ab. Er geht nach ſeiner Sonnenwende täglich in mehr niederſteigende Zeichen.

Er nährt ſich vom Beifall und kann nicht ohne Neid den Anſtrebenden nachwachſen, das jugendfriſche Talent Geltung gewinnen, den Rival ſich überflügeln ſehen. Er genießt nicht die Gunſt ſeiner Caſte, die Achtung von Handwerks-Genoſſen, von Collegen, von Obern, er hängt von der Einſicht, Schätzung, Laune des Fürſten, des Intendanten, des Publikums ab. Er hat nicht das a plomb des Sächlichen; er tanzt auf der beweglichen Welle des Perſönlichen. Er iſt zeitweiſe körperlich und geiſtig zu ungemein angeſtrengt, um nicht nach raſch ableſender Erholung, nach ſchnell erraffitem Genuß zu greifen. Er ſtellt Könige, Helden, Prinzen, Millionäre, Lebemänner dar und will ſich womöglich von häuslicher Enge und Mangel abgekehrt, wenigſtens für Augenblicke als Menſch in analoge Lagen verſetzen. Er ſpielt zu oft beſtimmte, entſchiedene Charaktere, als daß er nicht ſollte, hinter und außer der Bühne Ebenbilder hievon mit einiger Schärfe durchzuführen. Kein ruhig gehaltenes Familienleben mildert ſeine Anwandlungen, ſeine Aufwallungen. Er verführt auf den Brettern, und wird in Geſellſchaft leicht ſelbſt verführt. – Oeffentliche Kritik greift ihn am Leben an. Er thut

ſein Möglichſtes; er kann kein Anderer ſeyn und trägt in ſeinem Künſtlerſtolz mit mehr Selbſtbewußtſeyn als Selbſterkenntniß den Kritikern Ignoranz oder Malice nach. — Er lebt in einer Künſtler-Republik, welche alle Mängel einer politiſchen und keinen ihrer Vorzüge hat. Derſelbe Tag kann ihm die höchſten Ehren und die größte Schmach bringen ꝛc. ꝛc.

* * *

Im Menſchen und Künſtler weichen oft Talent und Unverſtand, wohl auch Tugenden und Laſter einander zur Seite aus; ja es kann ſich treffen, daß gewiſſe Geiſtes-Vorzüge durch gewiſſe Gemüthsſchwächen organiſch bedingt ſind. Aber die vorzüglichſten Charaktere in Leben und Kunſt ſind es doch nur durch eine möglichſt vollſtändige, innige Harmonie ihres Weſens durch reines Zuſammenwirken der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte.

* * *

Das Gefühl für Schönheit iſt ein Schutzmittel gegen Unſittlichkeit und Thorheit. Das Schlechte iſt meiſt auch dumm und geſchmacklos.

* * *

So hoch eine Kunſt ihren Flug nimmt, ſo allſeitig ſie aus- und durchgebildet wird, ſo kann doch der

Künſtler als Zögling nicht ſorgſam genug bei den Grundſtoffen verharren, als Meiſter nicht oft genug zu ihnen zurückkehren, um dieſelben immer wieder in ihrer Unerſchöpflichkeit zu würdigen. Wie der Naturforſcher die Elementarſtoffe ſucht und darſtellt, wie der Philoſoph den Grund des Anſchauens und Denkens erforſcht, wie der Dichter die Grundgefühle des Menſchlichen in ſich immer wieder heraufbewegt; wie der Religiöſe ſich täglich in ſeiner Pflicht neu erfaßt und ſein Herz reinigt, ſo muß der Muſiker, der Sänger ſtets wieder den Ton in ſeiner unergründlichen Fülle ſuchen und üben, bewegen und ſchweben laſſen.

Der Sänger denke wohl an die Bemühungen der größten Violinſpieler, ein vortreffliches Inſtrument zu erlangen und in ihm die ſeelenvollſten Töne zu erwecken, und wie dieß durch ein mannichfaches, langes und tiefes Studium bedingt iſt. — Das Singorgan iſt das Inſtrument. Auf einer Dorfgeige ſpielt man nicht, wie auf einer Cremoneſerin. Aber zu dieſer gehört auch ein Tartini. — Der Sänger muß ſeine Töne beſeelen lernen, wie der Maler ſeine Farben zum Licht ſteigert und reinigt. — Alles Andere gibt ſich leichter. — Aber die Meiſten ſind gerade in den Elementen verpfuſcht.

* * *

Um den Geſchmack zu verſöhnen und die Sünde abzubüßen, daß die Oper, die alle Künſte in ihre Umarmung zieht und ihnen die Kraft ausſaugt, im Geſchmack der Zeit ſich über das Drama geſchwungen hat, muß der Sänger in ſich den Schauſpieler möglichſt ausbilden, was unbeſchadet des Geſanges geſchehen kann. Ja, ein deutlicher Vortrag des Textes iſt erſt der wahre Geſang; ein künſtleriſch ſchönes Spiel ſteigert ſeine Wirkung zum Entzücken.

* * *

Zuerſt ſtößt man ſich an dem falſchen Geſchmack und will belehren; dann erbost man ſich und will ſtreitend überzeugen; dann tritt man verzweifelnd in ſich zurück, fühlt Hohn über die Unverbeſſerlichen und verſchließt ſich mit ſeinem Selbſtgefühl. —

Kann man ſich nicht ſelbſt täuſchen? — Nicht wohl ein Leben lang bei fortgeſetzter Vergleichung mit den Anerkannten, Wiſſenden.

* * *

Das größere Publikum, zum Sinnen- zum Kunſt-Genuſſe geladen, will ſich nicht beengen, nicht ſtören laſſen. Wo es für ein höheres Gaſtrecht danken ſollte, fordert es inſolent reichlichſte Befriedigung. —

Durch Spiel aufgeregt, will das Publikum mit-

spielen, will aber auch aus dem Rührenden, dem Tragischen, ein Lustspiel, eine Posse machen.

Das Publikum läßt seinen kunstrichterlichen Geschmack nur bei handgreiflichen Schönheiten und Mängeln laut werden.

* * *

Einem Künstler, der über den massiven Geschmack der Masse, des größern Publikums klagte, für welches es eigentlich keine poetischen oder künstlerischen Tiefen, keine zarten, schönen Stellen, keine feinen Innerlichkeiten, keine Idealität, sondern nur realen Naturalismus und Materialismus gebe, entgegnete ich, daß das Publikum zur Würdigung solcher Vorzüge, zur Aeußerung seiner Aufnahmsfähigkeit ebenso erzogen und herangebildet seyn müsse, wie der Dichter und ausübende Künstler zur Schaffens- und Darstellens-Fähigkeit, daß die laute Beurtheilung, als Kritik des Gemüths, eine cultivirte Gabe sey, wie das Talent der Produktion. Ich fügte berichtigend bei, daß es ganze Länder, ja ganze Welttheile gebe, wo seine Kunst gar kein Publikum finden würde, geschweige ein feingebildetes, leicht empfängliches, wiederhallendes. Darum müsse der Künstler sein Echo da und dort suchen.

8.

Der Capellmeiſter hatte kaum die letzten Takte ſeiner neuen Oper inſtrumentirt, als er in aller Haſt die Hefte der Partitur zuſammenpackte und damit zu Charlotten eilte. Sie iſt fertig! — rief er ihr entgegen, als er ſie am Fortepiano ſitzend antraf. — Sie iſt mein Beſtes, wird Senſation machen, hoffe ich! — Ihnen, Theuerſte' gehört das Verdienſt! Ohne Sie wäre mir's nicht gelungen. Sie haben mich begeiſtert! — Man hat den Hunger die zehnte Muſe genannt. Wie gemein! Ebenſogut könnte man die Gewinnſucht eine Mäzenatin nennen denn in unſerer Zeit ſpielt die Markſpekulation in der Litteratur- und Kunſtwelt eine große Rolle. Aber Gottlob! es gibt noch beſſere Muſen für den Tondichter — Verlangen, Bedürfniß, guter Geſchmack des Publikums, belebende Ausſicht auf Anerkennung, auf Beifall auf tiefere Würdigung des Gelungenen, hauptſächlich aber das Glück, ſolche Talente, einen ſolchen reichen Natur-, Kunſt- und Gemüths-Fond, eine ſo unbeſchreiblich liebevolle Willfährigkeit, wie ſie in Ihnen, Theuerſte' vereinigt wohnen, einen ſolchen Inbegriff von himm-

lichen Eigenſchaften zu finden, für ſie zu dichten, in Vorahnung ſein Werk ſo exekutirt zu hören. — Sie waren meine Muſe, göttliche Charlotte! — Und nun kommen Sie! — Er öffnete das Clavier. — Nur geſchwind! und zunächſt dieſes Duett im erſten Akt. Ich krähe den Baß dazu! Sie üben Geduld aus; ich will ja nur hören, wie es aus ihrer Nachtigallenkehle klingt und zuſammengeht. — Sie mußte ſich neben ihn ſetzen er hatte kaum Ruhe genug, ſie die Partie überfliegen zu laſſen. — Es geht ſchon! ich weiß es; Sie leſen ja vom Blatt, wie Keines bei uns. Der Brandel muß der Correpetitor Alles eingeigen. — Er ſpielte das Ritornell und ermunterte die etwas Befangene, um Gotteswillen ihre Stimme recht herauszulaſſen.

Der enthuſiaſtiſche Tondichter ſchien gerade auf dieſes Duett einen großen Werth zu legen. Er ſang die Baßſtimme mit einem kräftigen Ton voll ſchöner Eigenthümlichkeit. Als nun beide Stimmen ſich vereinigten, gefühlvoll umwanden, verſchlangen, ſteigerten, wollte er ganz auſſer ſich kommen. Sein Körper gerieth in eine wellenförmige Bewegung. Herrlich! Trefflich! zum Entzücken! und andere exſtatiſche Ausrufe ließ er zwiſchen den Pauſen loswerden; und als nun das Stück aufs erſtemal ohne Anſtoß, ja ohne Hintanſetzung des

affektvollen Textes vorgetragen war, ſprang er auf, umſchlang mit thränenvollem Auge die Künſtlerin und drückte ſprachlos einen feurigen Kuß ihr auf Stirne. Verzeihung! Barmherzigkeit! — rief er ganz auſſer ſich. Bei Gott! ich kann mir nicht helfen! Ich werde noch ein Narr vor Freuden!

Nach einiger Beruhigung des Sturmes wurde das Duett, allerdings der liebevollſte Erguß in Tönen zwiſchen Vater und Tochter wiederholt und hier wußte er mit geſchickter Leitung und leiſen Winken die aufmerkſam fügſame Sängerin ſchon in den gefühlvollſten Vortrag hineinzuführen.

Ich bin jetzt der glücklichſte Menſch! — rief er nach dem Schluß. — Glauben Sie mir, Holdſelige! ſolche Momente gehen mir oft über die Produktion ſelbſt. Du Himmel! wenn nur die Andern einen Funken von Ihrer Kunſtſeele hätten, und wenn vollends das Publikum ſich in das hineinfühlen könnte, was ich bei der Compoſition empfunden und was mir nur aus Ihrem einzigen Organ in kaum geahneter Wärme und Fülle wie ein Silberſtrom entgegenquillt, meine Oper müßte Furor machen! — Aber der Tondichter iſt, wie der Dichter, dennoch immer unglücklich. Was er in Liebeswärme, in überſchwänglichem Gefühl, in Begeiſterung

unter Wonnethränen geſchaffen, was er in den beſten Stunden accord-, takt-, zeilenweiſe zur ſchönſten Gliederung organiſch verbunden, mit was er tauſend ſchmachtende Sinne, tauſend lächzende Gaumen laben könnte, er muß die Früchte und flüchtigen Lebensgeiſter eines Jahres von bachantiſchen Gäſten wild verſchwelgen ſehen. Was in ſeinen kleinſten Gaben Tiefſtes zu wirken vermag. Himmelskind! —

„Was aus deinem Mund vergöttern,
Was ein Herz zerreißen kann.“

ich Armer muß den Verſchwender ſpielen, muß einen Abend damit überfüllen, um die wucherliche Gier der großen, zerſtreuten, rohen, ſtumpfen Maſſe zu ſättigen, ihre dicken Ohren zu kitzeln. —

Er vergriff ſich oft durch ſolche Exklamationen an dem Publikum.

Er hatte aber an der erſten Probe noch nicht genug und konnte es nicht laſſen, Charlotten ein wenig in Verſuchung zu führen. Der Partie des ältern, heldenhaften, weiblichen Charakters — ſagte er — habe ich mehr Brillantes, was Bravour fordert, zugetheilt, während mir bei der Ihrigen ein Vortrag, wie derjenige der unvergeßlichen Milder-Hauptmann als Iphigenia, eine Gluckiſche innere Großartigkeit vorſchwebte. Und

ohne Schmeichelei, Ihr Geſang rief mir ganz jene Metallfülle getragener Töne zurück. Es ſoll ſich ein Gegenſatz zwiſchen Beiden herausſtellen, indem jene Rolle mehr an eine Königin der Nacht erinnern wird. Madam Brandel wird mir wieder allerhand Sprünge machen, wenn ſie ſie lernen ſoll. Ihr gewaltiges Organ ſcheint ihr gewiſſe Modulationen zu verweigern und da ſoll ich ihr nun Alles mundgerecht machen. In dieſer Arie hier kann ſie all ihre wüthende Kunſt loslaſſen. Verſuchen Sie doch einmal das fulminante Stück! Ich möcht es gar zu gern hören. —

Es begann mit getragenen Tönen eines Maeſtoſo und grandioſen Accorden. Als nun Charlotte, ohne bei den ſchweren Intervallen zu ſtraucheln, unten war und das Blatt umwandte, erſchien ein Allegro Furioſo mit langen Rouladen, ſchwarze Notenreihen, wie anrückende feindliche Colonnen, vor welchen ſchwache Freſſer das muſikaliſche Kanonenfieber zu bekommen pflegen. Sie ſang ruhig gefaßt darauf zu und kaum merklich anhaltend überwand ſie die erſte Colonne, indem ſie mit Aufgebot aller Attention und Kraft und durch Ehrgeiz angeſpornt ſich ſelbſt übertraf. Ein wunderbares Zuſammenfaſſen ihrer Gaben wirkte hier wie Einübung. So ſiegte ſie auch über die zweite ſchwierigere Coloratur, daß ſie ohne Fehl herausperlte.

Der Capellmeiſter hielt erſtaunt inne, ſah ſie an und rief: — Gott iſt groß! Den Einen hat er's gegeben, den Andern verſagt! Das war Ihnen nur möglich durch Vertrauen auf ihre gute Schule und Sicherheit. Nach tauſendfacher Uebung kann man ſo zu ſagen alles Mögliche und beſiegt auch das kritiſche Wirkliche. Beim Himmel! Sie könnten wohl ebenſogut auch die heroiſche Partie ſingen und ſpielen, wie Sie hinwieder ein leicht geſchürztes, naives Bauernmädchen zum Entzücken geben. Das nenne ich Univerſalität der Natur und der Kunſt! Haben Sie doch die Schnäbel und Widerhaken beobachtet und manche Fineſſen des Vortrags. Aber die Meiſten lernen nichts Rechtes, Nichts recht und wir müſſen uns mit dünkelhaften Stümpern quälen. —

So ſagte ihr der aufgeregte Mann noch manches Schmeichelhafte und hatte er ſchon zuvor die ſchöne Künſtlerin im Herzen getragen, ſo legte dieſe Stunde noch ein großes Gewicht dazu.

So hatte ihn ihr Organ, deſſen hohen Werth er wohl tiefer als jeder Andere würdigen konnte, noch nie in nächſter Brennweite getroffen, ſo hatte er noch nie empfunden, wie ſchon ihr leiſeſter, ſchüchternſter Hauch der Stimme beſeelt, ein Traum von Klang war, der erwachen und bis zur gediegenſten Körperlichkeit wachſen,

anſchwellen konnte. Und wie nun eine überraſchend ſiegreiche Leiſtung an ihrer kindlichen Anſpruchsloſigkeit, ihrer jungfräulichen Verſchämtheit ſich abhob, wie Beſorgniß mit Eifer, Vorſicht mit Selbſtvertrauen reizend kämpften, — ſoviel Holdſeligkeit mußte den Leichtempfänglichen wohl hinreiſſen.

Es giebt Perſönlichkeiten, die erſt in der Imagination gewinnen, die man ſich lieber in ihrem Weſen denkt, als Aug in Auge mit ihnen verkehrt, wo ſich ihr beſtes Theil mit kalten Formen umhüllt, ihr Inneres ſich conventionell drapirt. Manche Mädchen machen im täglichen Leben auch ein Alltagsgeſicht und ſind nur im Schmuck der Freude bräutlich ſchön. Charlotte blieb ſich faſt immer gleich: niemals ſah ſie langweilig oder ſchläfrig aus; ihr Geiſt war immer dem Leben, der Kunſt zugewandt, hellwach und mit ſich übereinſtimmend, und ſo mußte wohl auch ſie hinwieder den hübſchen, feurigen Tondichter als Mann und Künſtler hochſchätzen. —

Deſſelben Tages erhielt Charlotte ein Paketchen von der Poſt, die Adreſſe Richards Hand. — Das iſt ſein Portrait' — rief ſie freudig, als müßte ihre imaginäre Beſchäftigung mit ſeiner Geſtalt jetzt durch ſein Abbild eine anſchauliche Unterlage erhalten. Sie öffnete es ſorgfältig; ein Käpſelchen mit ſchwarzem Marokin

kam zum Vorſchein, ein Brief, den ſie, ſich beherrſchend, mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit durchlas. Zunächſt am Gegenſtand der Neugierde konnte ſie noch Reſignation üben, wie ſie auch ſonſt einen Genuß an der Schwelle zu ihm am leichteſten opferte, während ſie ſich einer heitern Hoffnung nur ungern entſchlug.

Richard ſchrieb, daß er, durch ſeine Gönner und Freunde in Berlin bewogen, ſchnell dahin gereist ſey, daß ihm der Miniſter ſogleich ſein ehrendes Vertrauen durch Aufträge in Bergwerks-Angelegenheiten bethätigt, ihm eine Reiſe in die Erz-Diſtrikte aufgetragen, hiezu aber ſoviel Zeit zugeſtanden habe, daß er den früher beabſichtigten Beſuch bei ſeinem Bruder und ihr, ja ſelbſt in der Heimath damit verbinden könne.

Damit Sie mich nicht vergeſſen, — fuhr er fort — dränge ich mich zwiſchen die, wer weiß wie, anziehenden Eindrücke der Gegenwart und liebenswürdigen Bilder mit einem Miniatur-Bildchen von mir hinein, das Ihnen wenigſtens darauf hilft, ſich meiner wirklichen Geſtalt zu erinnern. Es ſoll nicht weniger getreu ſeyn, als die meiſten; doch fand ich ſelbſt meine Züge während des Fortſchreitens der Arbeit des Malers in jedem neu ausgeführten Geſichtstheil ähnlicher, als das endlich fertige Ganze, das mir immer eher ſagt, was ich Alles nicht bin.

Wir beſchauen uns zu oft, zu genau, zu unmaleriſch im Spiegel, als daß eine künſtleriſche Auffaſſung unſer Spiegelbild decken könnte. Je ferner uns Jemand, der uns kennt, ſteht, deſto eher wird er uns erkennen, wie denn auch Solche meiſt mit dem Maler eher zufrieden ſind, als Freunde und Angehörige. Meine wirklichen Züge ſind Ihnen nun ſeit ſo geraumer Zeit entrückt, daß Sie mich wohl im Abbilde finden werden.

Ich ſey zu jung, zu blühend, ſagen Freunde, die keine Umſtände machen. Nun, das iſt wohl bei den meiſten gut gemalten Portraits der Fall. Gemalt werden, iſt ſchon eine Schmeichelei; eine geiſtreiche Auffaſſung, die Wahl der pronunzirteſten Seite unſers Angeſichts, die zweite; das geniale Treffen eines belebten Moments, wo Seele und Gemüth in Augen und Züge treten, wo innere Behaglichkeit und Harmonie auch den äuſſern Ausdruck vereint, die dritte; die Iſolirung, die nothwendigen Gegenſätze des Colorits, wodurch der Maler nach ſeiner Weiſe die unendlich leiſen Abſtufungen der Natur in Formen und Tönen etwas ſtärker, lebhafter andeutet, die Anordnung des Coſtüms, eine geſchmackvolle Buntheit die vierte; die Energie der Beleuchtung, das Verſchwinden der Furchen der Zeit auf der Lichtſeite, das Uebergehen des kleinlichen Getheils

der unsichtbaren Zufälligkeiten unsers Antlitzes die künstle, u. s. w. also eine Folge von Schmeicheleien, die alle aus der Uebersetzung der Natur in die Kunst der Palette stammen, während man freilich in anderm Sinne fragen möchte, ob nicht die Wirklichkeit dennoch malerischer sey, als alle Kunst, ja dieser unerreichbar.

Doch immer besser so eine kleine Apotheose in Farben, als das peinlich zusammengemachte Contrefait eines Stümpers, das desto mehr an Carrikatur streift, je sorgsamer er die einzelnen Züge zu einander fügt und bei jedem doch soweit fehlt, daß das ganze leicht pavianartig, ein Zerrbild leidlich harmonischer wirklicher Natur werden kann.

Ich würde Sie, theure Charlotte! auch um Ihr liebes Bild bitten, wenn ich mich nicht so nahe der erreichbaren leibhaften Anschauung meiner hochgeschätzten Freundin hoffte, wenn ich daneben nicht fürchtete, Sie möchten einem Künstler der letztern Art in die Hände fallen, oder fast noch schlimmer einem solchen, der dem Original zu schmeicheln meint, wenn er mit Uebergebung der Wahrheit der individuellen Züge, durch Oval und Rundung ein fabrikmäßiges Tabackpfeifen- oder Dosen-Köpfchen, weiß und carminroth, grellblauaugig, bunt angethan liefert, wie sie in den Leipziger, Wiener

Pariſer Modeblättern ſtereotyp ſind auch wohl von guten Puppenfabrikanten ausgehen

Mein Maler, ein beliebter, ja als einzig belobter Künſtler, hat nach den ſchönſten Köpfen eines Giorgione Titian, van Dyk fleißige Studien gemacht, viele täuſchend kopirt, hiedurch höhern Styl gewonnen und durch ſorgfältige Behandlung ſeiner Palette wahre kleine Kunſtwerke geliefert.

Ich muß über mich ſelbſt lachen, daß ich ſo viel über mein Portrait ſagen konnte. Daß es das Meinige iſt, hat meine Wahrnehmungen über die Kunſtart geſchärft. Wem iſt es nicht eine kleine Angelegenheit, ſich ordentlich gemalt zu wiſſen? Komme ich auf der Reiſe beſtäubt, gebräunt, erſchöpft durch Eilwagen-Nachtfahrten zu Ihnen, ſo erſchrecken Sie nicht über die Unähnlichkeit des Originals mit dem Abbild und nehmen Sie Jenes mit der Güte und Herzlichkeit auf, die ich in Ihnen perſonifizirt denke.

Wollen Sie mich noch mit einer Nachricht von ſich erfreuen, will mein Bruder mir ſchreiben, ſo bitte ich um Beſchleunigung, da die Ausfertigung meiner Inſtruktion demnächſt erfolgen wird und meine Reiſeanſtalten getroffen ſind. —

Charlotte war nun begierig, das Bild zu ſehen.

nach ihrer Weise aber maß sie sich den Genuß homöopathisch zu. Sie schob es langsam, etwa wie ein Uhrzeiger sich bewegt oder wie der Mond am Horizont aufgeht, aus der Kapsel und schon, als die Haare sichtbar wurden, die nicht künstlich gelockt und geleckt, sondern leicht, zufällig, fast nachlässig, aber naturgetreu gemalt waren, und als kaum der Rand der Stirne zum Vorschein kam, rief sie: Er ist's! er ist's! Nun rückte sie weiter. Lebendig metallisirt erschien mit lichtem Inkarnat die Wölbung der Stirne mit einigen sinnigen Falten. Sie staunte erstaunt über die Kunst des Malers. Wie gedankenvoll dieses Organ! Und nun die schönen Bogen der Brauen, die Augen, ins Blaue spielend, mit den sprechenden Zügen in den lichtbeschatteten runden Wölbungen umher, wie sinnend, wie liebevoll, wohlwollend! der Blick, wie hell und durchdringend, hinaus ins Leben, und den ruhigen, geheimnißvollen Fonds der Seele offenbarend! Dem guten Kinde traten Thränen in die Augen, während es in die des Freundes sich verlor. Sie drückte das Bild an ihren Mund, an ihr Herz.

Sie hatte noch nie etwas Schöneres, Wahreres von Miniatur-Malerei gesehen. Ihre Freude daran war übergroß und mischte sich mit den angenehmsten Grimas-

rungen an jene Tage der Reiſe, welche in ihrem Wechſel ſo viele unvergeßliche Momente herzlichen Zuſammenſeyns herbeigeführt.

Das Bild richtete ſeinen ruhigen Blick wie fragend auf ſie, und dieß bei jeder Wendung und Seitenſtellung. Immer folgte ihr das Auge. Wunderbar! Sollte hier eine beſondere Kunſt verſteckt ſeyn? —

Draußen ſpielten die Kinder der Hausbeſitzerin, zwei kleine Mädchen, mit einer großen Puppe. Charlotte rief ſie herein und zeigte ihnen das Portrait, wie man oft lieber die Einfalt, als die Kennerſchaft zum Kunſtrichter macht. Die Ausrufe ihres Erſtaunens, Ach, wie ſchön! wie ſchön! — nahmen kein Ende. Mittlerweile ergriff ſie die Puppe und machte denſelben Verſuch wegen des Blicks mit ihr. Siehe da! ſobald ſie ſie zur Seite hielt, ſtarrten die Augen neben ihr weg. Alſo lag das Räthſel im Bilde. Sie konnte es ſich nicht erklären.

Wir hätten ihr ſagen können, daß eine Wendung des Portraits an dem urſprünglich auf den Maler und ſofort auf jeden Beſchauer gerichteten Blick nichts verändert, weil das Verhältniß der Augen daſſelbe bleibt und ſich das gewendete Geſicht im Ganzen verjüngt. Wer hat nicht ſchon bemerkt, daß ein aus dem Tableau

auf den Beschauer herauszielender Schütze, z. B. der vor bei jeder Wendung rechts und links dennoch auf ihn zielt.

Die Kleinen hatten eine gewaltige Freude an dem gemalten hübschen Manne. Ist er lebendig? Kann er sprechen? – fragten sie schalkhaft. — Er ist recht freundlich! Er sieht mich an! — Mich auch! — Er kann gewiß nicht bös seyn! Ist es dem Bräutigam? Liebst du ihn? — Ja wohl! — rief Charlotte bewegt und war entzückt, vor solcher Unschuld dies Bekenntniß ablegen zu dürfen. — Er gefällt mir besser — plapperten sie weiter — als der gemalte Papa und als die Mama mit ihren albernen großen Locken, die ganz aus der Mode sind, und mit dem Reifrock, das ihr so schlecht steht. Der Mann lächelt' sich nur! Der Papa macht ja ein ernstes Gesicht, wie wenn er zanken oder uns Ohrfeigen geben wollte. Der hier würde uns wohl auf den Schooß nehmen und küssen —

In diesem Tone ging es fort, bis Charlotte die Kinder mit einigen Zuckermandeln entließ. —

Der Geburtstag des geliebten Fürsten war nicht mehr fern. Der Capellmeister durfte hoffen, daß seine neue Oper dabei gegeben werde. Aus Rücksicht auf diesen feierlichen Tag und die Erwartungen des geehrten

Tondichters wurde ſie mit Liebe und Feuer einſtudirt. Niemand wollte zurückbleiben. Charlotte übte die Partie mit Benützung der ihr vom Meiſter ſo gerne ertheilten Winke ein. Durch ſie allein konnte er eine Ueberlieferung ſeiner Begeiſterung an ein empfängliches Publikum hoffen. Auch Carl war mit einer kleinen Rolle bedacht.

Das bloße Talent wird ſelten in die Intention eines Dichters oder Tonſetzers allſeitig eingehen; das aus vollem Gemüth ſtammende Genie kann ihm im glücklichen Falle ſeine Inſpiration in verklärter Leiblichkeit wiedergeben.

Durch vorbereitende Proben wurde eine allgemeine eingeleitet. In dieſer gab das geſammte Opernperſonal dem Capellmeiſter ſeinen Beifall laut und freudig mehrfach zu erkennen. Es war augenſcheinlich keine bloße Höflichkeits-Bezeugung, es war unverſtellte Huldigung.

Der Text war von einem gewandten Dichter einer Epiſode des Don Quixote entnommen und mit Liebe bearbeitet worden; das tragiſche und komiſche Element wechſelte in poetiſch zweckmäßiger, pikanter Ablöſung ernſter und heiterer Motive. Die Verſe waren in ihren leichten, doch nicht gedankenleeren, lyriſch höchſt ſingbaren Reimen ſichtbar jenen unübertrefflichen fließenden

und spielenden kleinen Opern nachgedichtet, von welcher keine Seele mehr spricht, die Niemand vom Fache würdigt und studirt, so unerreicht sie auch geblieben sind, den Gebrüdern

Madam Brandel hatte, wie erwartet, allerhand Scrupel und Anstände bei ihrer Partie. Der Compositeur hatte ihr in Einigem jedoch ungern nachgegeben, da es wenigstens ihm bemerkbar, die organische Construktion verletzte. Er war nun um so mehr gereizt gegen sie, da er wußte, wie störrig sie bei dem Vortrag des Unabänderlichen seyn und ihr Widerstreben merken lassen werde. Als sie nun vollends in der Probe Charlotten ihre großartige Partie singen hörte, die hier ganz in ihrem Kunstelement zu leben schien, als sie Zeuge der enthusiastischen Elogen des Capellmeisters und Personals seyn mußte, so gerieth sie vor Neid in Wuth; der zurückgehaltene Grimm schnürte ihr die Kehle zusammen und drohte sie zu ersticken.

Die fatale Bravour-Arie, an deren Passagen sie vergebens stellenweis gerüttelt, trat ein. Sie detonirte gleich anfangs so stark, daß der Capellmeister auch seinerseits aufjammte. Sein Werk sollte also durch diese in Eigensinn und Mißwollen verharschte Künstlerin prostituirt werden. Als sie einen der hohen, getragenen

Töne als widrigſten Mißlaut wie aus giftgeſchwollener Kehle herauswürgte, riß der Faden ſeiner Geduld. Aller Schonung vergeſſend brach er los, ſchlug ergrimmt mit der Taktrolle auf ſein Pult, ließ einhalten und rief: Donnerwetter! Alles iſt falſch! Das ganze Orcheſter iſt falſch, iſt zu hoch! Madam Brandel! geben Sie Ihr A an, daß man nach Ihnen ſtimme! Es iſt nicht zum Aushalten! Man möchte des lebendigen Teufels werden!

Der erſten Sängerin, einer muſikaliſchen Notabilität, die in ihrer Blüthe auf den größten Bühnen geglänzt, die tauſendmal ſchon wegen ihrer ungemeinen Force von einem Publikum, das dieſe für Kunſt nimmt und die Strapaze ſchätzt, mit Furor beklatſcht worden, war ſolch ein Affront nie widerfahren. Die ſchreckliche Sotiſe brachte ſie außer ſich: — ſie erblaßte, ſie wankte, ſie drohte umzuſinken. Der Chor umſtand ſie: Carl, der als Anführer kurz vorher recht gut geſungen hatte, war der Nächſte hinter ihr. Er bemerkte ihr Schwanken und trat herzu, ihr beizuſtehen.

Schon lag ſie gegen ihn gelehnt, als ſie ſich umſah. Kaum hatte ſie ſeine Züge wahrgenommen, als ſie ſich aufraffte, eine krampfhafte ablehnende Bewegung machte und mit fürchterlicher Stimme ausrief: Hinweg!

hinweg von mir! In deinen Armen fall ich nicht in Ohnmacht, gemeiner Ehrift!'

Wem von der zahlreichen Verſammlung dieſer einzige Vorgang nicht als merkwürdiges Phänomen Staunen erregte, der mußte wohl zum Lachen gereizt werden, ſo ſehr er es auch zu verbeißen ſuchte. Der Regiſſeur lief herbei. Man fragte, man bedauerte, man ſuchte zu beſchwichtigen. Die Sänger wollten oben, die Orcheſtermitglieder wollten unten die Sache ins Geleis bringen.

Endlich gab der Capellmeiſter mit entſchiedener Miene das Signal zum Fortfahren, es mochte gehen oder brechen. Madam Brandel die durch ihre Wuth hindurch doch wohl merkte, daß es ſich um ihre Theater-Exiſtenz handle und ſie vielleicht über die Klinge ſpringen mußte, ſuchte ſich zu faſſen. Sie bat, die Bravour-Arie für jetzt zu überſchlagen: ſie wolle ſie ſpäter ſingen.

Dieß geſchah: — der Zorn des Capellmeiſters hatte ſich auch abgekühlt. Er berichtigte ſogar mit ziemlicher Sanftmuth die mancherlei Anſtände, die es nachher in dieſer Arie gab und blickte dazwiſchen zu Charlotten hinauf, als wollte er ſagen: Liebe Seele! wie haſt Du das prima vista ſo ganz anders, ſo fehlerlos gemacht!'

Charlotte hatte wieder einmal die Pein auszuſtehen Etwas, was ſie ſo viel beſſer vorzutragen vermocht hätte, von einer Andern verhunzen zu hören; doch konnte ſie nur um ſo mehr hoffen, bei der Aufführung von den Kunſtverſtändigen anerkannt zu werden

Das junge Sängerpaar beeilte ſich, an Richard zu ſchreiben und ihm von dem neueſten Stand der Dinge Nachricht zu geben. Charlotte mußte vorausſetzen, daß Richard in dem Brief an ſeinen Bruder, der dem Paket beigelegen, des Miniaturbildes erwähnt haben werde Mochte er ja nicht ahnen, wie es um das Herz deſſelben ſtehe Sie glaubte ſeinen Gefühlen eine Rückſicht ſchuldig zu ſeyn. Das ihm vorgezeigte liebliche Geſchenk wollte ſie für eine ihnen Beiden zugedachte Gabe betrachtet wiſſen. Carl, von ihrer Zartheit gerührt, fühlte doch im Stillen das wahre Verhältniß nur zu gut Er trug es ſchweigend.

Der Geburtstag des verehrten Fürſten war jetzt näher gerückt. Eine Unpäßlichkeit der erſten Sängerin, die ſie nach jener odioſen Szene überfallen, war in ein

gallichtes Fieber übergegangen. Es ſchien keine Verſtellung zu ſeyn: — der Arzt beſtätigte es.

Die neue Oper konnte nicht gegeben werden. Der Capellmeiſter ärgerte ſich jetzt entſetzlich über ſeine damaligen Aerger. Abgekühlt von ſeinem ſtürmiſchen Affekt, durch die Zeit dieſem ſchon ferne gerückt, begriff er ſich ſelbſt kaum mehr und ward, weil ihm die Umſtände nicht mehr ſo crimmerlich waren, faſt ungerecht gegen ſich. Wie will ſpätere ruhige Proſa die Extaſen früherer Poeſie des Zornes und der Liebe begreifen!

Man mußte eine ſchon eingeübte Oper wählen und fiel auf das „unterbrochene Opferfeſt", wo die Partie der eiferſüchtigen Tyranninn „Elvira" von einer ältern Sängerin übernommen werden, Charlotte aber als „Miriba" in Geſtalt, Spiel und Geſang glänzen konnte. Carl, der wegen ſeiner ſich immer mehr ausbildenden Stimme, ſeiner Anſtelligkeit im Ganzen das höchſte Wohlgefallen ſich erworben, erhielt zum größten Aerger des zweiten Tenors Silvio die Rolle des Sohnes des Inka „Rocco", zugetheilt, welche er mit größter Sorgfalt einübte.

Der feſtliche Tag war, auch vom Himmel begünſtigt, eingetreten. Früher Kanonendonner hatte ihn angekündigt, gottesdienſtliche Feier ihn verherrlicht. Man freute ſich auf den glanzvollen Theaterabend.

Das geſchmückte Haus ward gedrängt voll und ergötzte ſich an der energiſchen Darſtellung. Die bekannten Melodieen und Harmonieen wirkten, wie das bei guter Muſik ſtets der Fall iſt, auf die vorahnenden Gemüther des kunſtliebenden Publikums faſt ſtärker und wonniglicher, als das köſtlichſte neue Tonwerk vermocht hätte. Selbſt der einſichtige Capellmeiſter ſagte ſich das reſignirt „Mirha“ insbeſondere wußte die ſchimmernde Verſammlung durch ihre von Jugend und Schönheit getragene Kunſt zu bezaubern.

Auf den beſondern Wunſch des Fürſten ward veranſtaltet, daß ſie an den eingelegten Tänzen, wie durch dieſe erheitert, aktiven Antheil nahm, wo ſie denn in kurzem Verlauf eine Naivetät und Anmuth entfaltete, die Vielen faſt noch über ihren Geſang ging. Der Freudentaumel, der heute Anſtands halber ſich nur in einem dem gefeierten Landesvater gebrachten „Lebehoch“ Luft machen durfte, konnte ſich's nur ſchwer verſagen, die wunderliebliche Künſtlerin mit lauteſtem Beifall zu belohnen.

Carl war als „Rocco“ dreifach glückſelig. Der Intendant hatte ihm als Zeichen der Gnade des Fürſten die Enthebung vom Ober und Beförderung zum eigentlichen Opernſänger mit annehmlicher Gehaltserhöhung eröffnet. Es geſchah im Beiſeyn des Sänger-Perſonals

und erregte mehr Beneidung als Wohlwollen. Namentlich glaubte der zurückgesetzte Silvio vor Neid bersten zu müssen. Er kochte Rache.

Die Over ging getragen von Ernst und Würde vortrefflich zusammen bis zum Finale, wo Rocco mit der bewaffneten Schaar seiner Getreuen zu Befreiung seines Freundes Murney hereindringt. Sie stürzen sich auf die Leibwache des Inka. Es entsteht Gewühl und Lärm. Keulen erheben sich drohend, Lanzen klirren. Rocco steht an der Spitze der Schaar. Unmittelbar nach der Stelle: „Ha! weichet alsobald! Bei Gott, wir schützen ihn!“ als wieder ein Drängen entstand, entfuhr ihm ein Schrei des Schmerzens. Er fühlte einen Lanzenstich von hinten in die linke Hüfte und taumelte besinnungslos. Selbst die Nächsten um ihn, mit den Blicken auf ihre Gegner gerichtet, bemerkten nicht, was geschehen war. Die Katastrophe des Stücks nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch; man unterschied Wirklichkeit und Täuschung nicht mehr genau.

Mirha sang noch die Stelle: „Glaubt, was mein Mund jetzt schwört, daß Murney schuldlos sey.“ — Nun trat eine Stockung ein. Carl stand todtenbleich an einen Indianer gelehnt. Charlottens Blick fiel auf ihn. Was war geschehen? Als Anführer mußte er

ſich kampfluſtig darſtellen. Was iſt Ihnen? — rief ſie halblaut, gegen ihn hintretend, ihm zu. Carl richtete ſein brechendes Aug auf ſie und ſank mit vorgeſtreckten Armen nach ihr hin. Sie umfaßte ihn außer ſich vor Schrecken. Sein Blut färbte ihr weißes Gewand.

Der Regiſſeur war beſonnen genug, aus der Couliſſe den Nächſten zuzurufen, daß Rocco und Mirba von der Schaar umgeben und unvermerkt von der Bühne gebracht werden ſollen. Die laute Bewegung des Finale verhüllte das Vorgegangene.

Der Intendant war aus der Frontloge eiligſt herabgekommen. 'Bringts zu Ende! Um Gottes Willen zu Ende! — rief er; — Welch' ein Unſtern gerad am heutigen Tage! Was hat es denn gegeben? Ich bin ein Mann des Todes! —

Auch der Graf hatte von der Hofloge aus gar wohl wahrgenommen, daß etwas Beſonderes vorgegangen ſeyn müſſe, — waren doch ſeine Blicke unausgeſetzt Mirbas Bewegungen gefolgt. Aber er durfte ſich gerade in dieſem Moment, wo der Fürſt vor ſeinem Weggehen noch einen Vivatruf der Verſammlung hinnehmen ſollte, nicht entfernen. Er mußte ſogar den hohen Anverwandten in ſeine Apartements begleiten.

Es war ihm eine Ewigkeit von Ceremoniell, bis

er ſich auf einen Augenblick losmachen und auf die Bühne eilen konnte, wo er das dem jungen Sänger Widerfahrene erfuhr. Noch ahnte man darin einen unglücklichen Zufall, das Ungeſchick eines Statiſten.

Der Intendant hatte ſtrenge befohlen, daß vor der ganz Stillſchweigen über den Vorfall beobachtet werden ſolle. Der hohe Ehrentag ſeines erlauchteſten Gebieters ſollte nicht durch Stadtgeſpräch über ein Theater-Skandal entweiht werden.

Der Verwundete war durch Gerüche und Einreiben ſtärkender Waſſer wieder zu ſich gekommen. Man hatte nach der Wunde geſehen, ſie in der Eile verbunden, den Patienten in den Theaterwagen gebracht und ihn von zwei Genoſſen begleitet nach Hauſe führen laſſen.

Man war langſam gefahren. An der Thüre von Carls Wohnung harrte ſchon Charlotte, von ihrer Zofe begleitet. Sie war zu Fuß dem Wagen nachgeeilt. Als die Schreckensſcene ihr auf dem nächtlichen Wege nochmals vor Augen trat, erwachte auf einmal die Erinnerung an jenen Vorfall mit der Kartenſchlägerin, an den ſie wohl ſeit Jahren nicht mehr gedacht, in ihrer Seele. Nur die vergangene Gegenwart konnte ſie verhindern, dieſem Wunderbaren oder Wunderlichen von Intereſſen weiter nachzuhängen. „In deinen Armen er

mordet!“ — Möge ſich doch das Schreckliche nicht ganz erfüllen! betete ſie inbrünſtig.

Der herbeigerufene Theater-Arzt, zugleich geſchickter Operateur, ſondirte die Verletzung. Der Spieß war tief eingedrungen; die Wunde wurde ausgewaſchen, der Verband ſorgfältig vorgenommen; der junge Mann war ſchweigſam über ſeinem Geſchäft und machte, als er fertig war, ein bedenkliches Geſicht. Die Schmerzen hatten Carl wieder einer Ohnmacht nahe gebracht. Charlotte verließ das Bette des geſchwächten, von Schrecken, Blutverluſt und der wundärztlichen Manipulation todtenbleichen Freundes erſt gegen Morgen, wo er aus Abſpannung in einen Schlummer fiel. Sein letzter Blick, wie in Rührung und Dank erlöſchend, war auf ſie gerichtet geweſen.

Louiſe, früher als ihre Herrin erwacht, weckte dieſe. Ein fürſtlicher Lakai kam ſchon zum Zweitenmal, um Etwas an dieſe zu übergeben. Sie fand in einem eleganten Käſtchen eine Schnur ſehr ſchöner Perlen mit einem huldvollen Handſchreiben des Fürſten an ſie. Es war ein gnädiges Geſchenk deſſelben für ihre geſtrige Leiſtung. Perlen, eine Krankheit der Muſchel, bedeuten Thränen. Hatte ſie dieſe ſchon am Bette des armen Kunſtgenoſſen geweint, ſo brachen ſolche auch jetzt wieder

erblick bei ihr hervor. Grenzte doch die fürstliche Gnade so nahe an ihr theilnehmendes Leid. Der Anblick des Geschenks rührte sie ungemein. Unter aller Zier ist gewiß dieses die mildeste, bei aller Kostbarkeit dennoch still waltend, in das Incarnat zerfließend, der ächte Weiber Schmuck.

Charlotte drückte ihr Gefühl in wenigen Zeilen aus und übergab das Dankschreiben dem Ueberbringer. —

Daß der Vorfall mit dem Sänger Carl in der Residenz ein Gerede verursacht, kann man sich denken. Das Publikum pflegt sich, wie fremde Namen und schwere Worte, unrichtig, so auffallende Erscheinungen unrichtig zu machen, wodurch denn das Unentschiedene, Zweifelhafte seine bestimmte, nächstliegende Erklärung unter. Verliebe und Verunreinigung ihren Gegenstand ins ungemein Große oder Schöne steigern, Abneigung und Haß aber ihn zur Carrikatur verzerren.

So wurde nun auch Carls Unglück in der Stadt in den verschiedensten Formen herumgetragen. Die Spannung der beiden Sängerinnen, die Gunst der jüngern bei Hofe, das Verhältniß des Sängers zu Letzterer war allgemein bekannt, die entschiedene Neigung des Grafen Albert zu ihr — ein offenbares Geheimniß; den Neid des Seneriften Silvio gegen den Emporkömmling konnte

man wohl ahnen. Nun ward der Verdacht der meuchlerischen That ohne weiters auf Jenen geworfen. Donna Brandel mußte auch dahinter ſtecken, um ihrer Rivalin Schmerz zu machen. Selbſt der Graf wurde von Theilnahme nicht ganz frei geſprochen.

Man ließ dahingeſtellt, ob ſie mehr veranlaſſend oder bloß zulaſſend geweſen. Die gelindeſte Auslegung ging dahin, daß, wenn auch ohne irgend ein poſitives Zuthun von ſeiner Seite, doch in ſeinem Sinne und neben Befriedigung eigenen Haſſes, zugleich um ſich ihm dienſtbar zu erweiſen, die That geſchehen ſey.

Dem Fürſten wurde der Vorfall vor der Hand ganz verſchwiegen. Der Intendant ließ es darauf ankommen, wie bedeutend die Verletzung erfunden werde, und was die gerichtliche Unterſuchung, wenn je die Ausſagen des Theaterperſonals eine ſolche herbeiführen ſollten, für eine Wendung nehme.

Bei Carl trat am zweiten Abend ein bedeutendes Wundfieber ein. Der Arzt war noch nicht im Stande, eine beruhigende Verſicherung zu ertheilen, daß der Stich keine edle Theile verletzt habe. Charlotte war heute ſtundenlang bei ihrem kranken Freunde. Es war kein Spieltag; nicht einmal eine Probe beſchäftigte ſie. Sie

hatte von dieser Seite einige Ruhe und dankte dem Geschick, daß sie nicht angestrengt studiren, noch mehr, daß sie nicht schon in Kleidern auftreten und heiter erscheinen mußte. Wie hätte sie diese Gemüthsverfassung künstlerisch und künstlich in sich zu erzwingen vermocht! Nachts um die eilfte Stunde saß sie noch am Bette des Patienten und blickte mit schwesterlicher Theilnahme auf die mattbeleuchtete bleiche Gestalt des Schlummernden hin. Louise hatte zwischen Wachen und Schlafen im Nebenzimmer.

Carl ward unruhig; auf dem Rücken liegend, die Hände über dem Kopfe gefaltet, seufzte er bange, wie in schwerem Traum und fuhr dann mit einem hohlen Schrei auf. Der Anblick der Freundin brachte ihn zu sich. Er faßte ihre Hand. Nach einigem Besinnen erzählte er ihr sein Gesicht. Sie wollte es anfangs nicht zugeben, es geschah halblaut, langsam und mit vielen Ruhepunkten.

Der Leser mag annehmen, daß durch Ueberlieferung Manches ergänzt worden. Ich war — sagte er — mit Bruder Richard auf der Reise; wir standen vor dem Eingang einer Erzgrube, er hatte den Bergwerkshabit angethan. Die Glocke läutete zur Ablösung; die aus dem Stollen herauskommenden Knappen sprachen mit besorglichen Mienen von bösen Schwaden, die sie in den

Schachten eingeathmet und warnten die außen Stehenden. Ich wollte meinen Bruder zurückhalten, ich bat, ich beschwor ihn; er blieb schweigend bei seinem Vorsatz, umarmte mich, stellte sich unter die Gruppe der Ablöse Männer und schritt mit ihnen in die dunkle Oeffnung hinein.

Ich harrte, von Seelenangst beklommen, außen am Stollen. Der Steiger sagte ganz kalt: Es wird sich bald entscheiden! — Nicht lange, so vernahm ich ein dumpfes Dröhnen aus der Tiefe. Dann wimmerten Klagetöne herauf. Knappen, die sich schleunigst durch Flucht gerettet, kamen todtenbleich aus dem Stollen. Richard war nicht unter ihnen. Die Schwaden haben sich entzündet — sagte kalt der Steiger: die Leute im hintern Schacht sind alle verloren!

Kühne Gesellen eilten hinunter in die Tiefe — Nicht lange, so brachten sie Leichname der Erstickten ans Licht. Ich stand vor Verzweiflung starr. An der dritten Leiche erkannte ich die entseelten Züge meines Richard. Mir verging der Blick: ich berührte sein Haupt und stieß einen Schrei aus, den ich, am Schrecken erwachend, noch nachtönen hörte.

Charlotte sprach dem Kranken Beruhigendes zu. Glauben Sie — fragte sie dann — an Vorbedeutungen

aus nächtlichen Bildern und dergleichen? — Nein! erwiderte Gall. Noch hatte ich niemals in meinem Leben Veranlassung, dergleichen Schreckbildern eine weitere Bedeutung zu leihen, als die aus der nächsten körperlichen oder geistigen Gegenwart, aus abgebrochenen Empfindungen, Anliegen, Anschauungen des Tages stammt. Träume deuteten mir stets nur rück- nicht vorwärts. Ich vermochte meist ihre Phantasmen aus zerstreuten Tagesbildern zusammen zu setzen. In tiefere Untersuchungen hab' ich mich nie eingelassen.

Das ist auch meine Ueberzeugung! — sagte Eberhard. Ich mag mir mein Gesammtbild von der Welt nur von hellen Ansichten vor der Hand nicht durch Möglichkeiten von Einflüssen und Bezügen stören lassen, die man sich noch für seine Phantastereien gehalten hat. Wir wollen erwarten, was von den Tatsachen der Physiologie und den Forschungen der Seelenkundigen am Ende Zuckbaues übrig bleibt und ins Leben übergeht.

Der Kranke war über solchen in's Allgemeine gehenden Ideen seiner lieben Wärterin wieder eingenickt. Sie las hinter der Nachtlampe und blickte zuweilen an's Bett hinüber. Die Nacht schlug Eins. Da wiederholte sich bei dem Kranken die vorige Szene. Er erwachte wieder mit seinem eigenen hellen Anstrich. Sie rückte den

Stuhl an sein Lager. — Wunderbar! — sagte er, noch bang athmend — recht wunderbar! — Mein Bruder läßt mir keine Ruhe. Was mag es nur seyn! — Charlotte fragte nach seinem Traum. — Wir standen am Ufer des Rheins — sagte Carl. — Ich hatte jetzt keine Ahnung mehr von meinem vorigen Schreckensgesicht. Wir halten sehr oft einen neuen Traum für einen schon einmal geträumten. Dießmal hatte ich ganz vergessen, daß mein Bruder im Bergwerk erstickt war. Er leitete mich oberhalb des Rheinfalles gegen einen im Schilf versteckten Kahn hin, bestieg ihn gegen meine Warnung, ruderte hinaus in den wildaufwogenden blaugrünen Strom und gegen eine dunkle Klippe hin. Ich stand angsterfüllt am Ufer. Er stieg aus, hämmerte einige Stücke vom Felsen und arbeitete wieder auf meine Seite zu kommen. Aber die Gewalt der Strömung trieb ihn unwiderstehlich abwärts. Ich rief ihm händeringend zu.

Schon sah ich sein Fahrzeug unterhalb des Felsenschlößchens Laufen nahe dem Absturz, aus dem Wolken von Wasserstaub aufwallten. Richard ruderte aus aller Macht der treibenden Wuth der Wogen entgegen. Vergebens! — Mir wollten die Sinne vergehen. Der Kahn schoß gegen die aus dem Sturz aufragenden Felsen hin, stauchte sich an einem derselben auf. Mein Bruder ließ

das Ruder fallen, ſtreckte die Arme nach mir aus, blickte gen Himmel; der Kahn ſchlug über: ich mußte ſehen, wie er faſt ſenkrecht zwiſchen den ungeheuren Schaum-Wogen in die Tiefe hinabſchoß. Ich rannte wie von Sinnen über den Hügel und hinab an dem Schlößchen auf die Gallerie, die kühn an den Wogenſturz hinangebaut iſt. Berge von Waſſer fielen über mich und tobten in die Tiefe. Der von ihnen ausgewühlte Keſſel lag vor mir. Die Wellen trieben einen Körper ans Ufer. Ich eilte hin: es war Richards Leiche. —

Von ſeiner Erzählung erſchöpft legte ſich der Kranke ſchweigend auf die Seite. Charlotte bat ihn, ſich Ruhe zu gönnen. So verſtrich eine gute Weile; dann begann er wieder mit halblauter Stimme: Charlotte! ſoll ich dem Traume gar keine Bedeutung leihen? Denkbar bleibt es doch eine Einwirkung verwandter Geiſter aus der Ferne auf einander, eine Berührung der wechſelſeitigen Geſchicke, ein geheimer Bezug in höchſten Nöthen; denkbar' möglich! — Wie, wenn nun eine Nachricht käme, daß mein Bruder wirklich in Noth, in tödtlicher Gefahr geweſen?

Charlotte ſuchte ihm ſeine Beſorgniß zu benehmen. Wiſſen Sie — ſagte ſie — wie mir die tauſend Erzählungen von ſolchen geheimnißvollen Rapporten vor-

kommen, wie ich in meinem einfältigen Sinn die Sache nehme? Es iſt eine Poeſie, welche die Imagination des Volks ſich, vom dankbaren Stoff gereizt, ſelbſt machen muß, die alle Nationen aus Neigung zum Wunderbaren unwillkührlich in ſich immer wieder erzeugen.

Sie hatte aber, wie ſich bald zeigte, nicht mit der Macht des Aberglaubens, ſondern mit einer andern Gewalt in ſeinem Innern zu kämpfen.

Theures Weſen! — fuhr er fort; — Es iſt vielleicht Sünde, große Sünde, daß ich jenem Gedanken Raum gebe. Gott verzeihe mir! Ich kann dieſe Bilder nicht abweiſen! ſie dringen, wie Fieber-Phantome, die man mit offenen Augen ſieht und doch für ſolche hält, auf mich ein. — Wenn meinem Richard ein Leid geſchehen, wenn er für Sie verloren iſt, wie dann? — Charlotte! — meines Bruders Leben iſt mir unendlich theuer! Aber, wenn nun doch das Schreckliche geſchehen wäre, was beſchließen Sie über ſich? — was über mich?

Der leidenſchaftlich Sprechende glaubt unwillkührlich den Angeſprochenen von verwandten Empfindungen bewegt oder leicht dafür erregbar, während deſſen Gemüth vielleicht ganz anders fühlt und dem Anklang widerſteht.

Charlotte ſchwieg betroffen; doch — ſie hatte Das

kommen hören; ſie hatte in des Kranken Seele geleſen. Ein unendliches Mitleid erfüllte ſie. Sie weinte ſtill. Alſo an dieſen Wahn, an dieſes Geträumte, an den Schatten eines ſchwarzen Fadens hing ſich ſeine Hoffnung, wie Leidtragende beim Leichenmahle ſich zu neuen Lebensplanen erheitern. — Noch ſchien ſich ſeine Seele an einer quälenden Alternative abzuarbeiten. Ach! vielleicht hing ſeine Heilung von ihrer Entſcheidung ab! Sollte ſie Täuſchung gegen Täuſchung ſetzen, nur damit ſein Gemüth ſich leichter tröſten, zur Ruhe geben konnte? Oder war ſie geneigt, in gewiſſen Fällen dem Armen ihr Zutrauen zu geben?

Sie trat ans Fenſter. Der Morgen begann im Oſten zu grauen. Eine dunkle Geſtalt nahte ſich dem Hauſe — es war der Arzt, der verſprochen hatte, ſie abzulöſen, und nun eintrat. — Er fragte nach des Kranken Befinden. Unter dem Anlegen eines neuen Verbandes erzählte ihm Charlotte die ſchweren Träume des Patienten.

Kein Wunder! — ſagte er. — Ihr Fieber konnte keine andere Bilder erzeugen; doch wäre mir lieber, Sie würden heiteren träumen. Ein Glück, das Ihnen jetzt begegnen, Sie mit Freude erfüllen würde, wäre auch für meine ärztliche Hülfe ein Glück.

Carl blickte nach Charlotten hin. — Der Heil

künſtler entfernte ſich, um bei den Wärtern einige nöthige Anordnungen zu treffen. Charlotte folgte ihm, um von ihm zu vernehmen, wie er den Kranken finde. – Ich kann noch keine beſtimmte Verſicherung geben — war ſeine Antwort: einige bedenkliche Symptome haben ſich allerdings eingeſtellt, es ſcheinen die edeln Theile, an denen der tiefe Stich ganz nahe hinging, in Mitleidenſchaft gezogen. Ihre Gegenwart wirkte günſtig auf die Stimmung des Kranken. Sie haben Gewalt über ihn. Suchen Sie ihn ruhig und möglichſt heiter zu erhalten. In ſolcher Gemüthsſtimmung wirken alle Syſteme des Körpers in günſtiger Handbietung zuſammen und befördern mittelbar auch die Heilung. Selbſt nach kritiſchen Operationen hab' ich gern, wenn mein Patient möglichſt erheitert wird, wenn auch kein abgenommener Arm oder Fuß darum wieder wächſt. –

Als Charlotte wieder an Carls Bette trat, zog er ſie ſanft gegen ſich. Haben Sie es vernommen, Gute' Liebe! — ſagte er leiſe — Wir wollen nicht an das Schlimmſte denken, an des Bruders Unglück zu dem meinigen. Aber die menſchlichen Geſchicke wechſeln ja wunderbar. Oft geſchieht das Gewünſchte, das beſtimmt Berechnete und Erwartete nicht, ſchlägt noch um im entſcheidenden Moment, wie Schiffe im Hafen ſcheitern

Sie lieben meinen Bruder. Sie wollen, Sie ſollen die Seinige werden. Aber nun, wenn er, was ja doch möglich iſt, dennoch nicht der Ihrige wird, nicht werden kann, wenn er für Sie auf was immer für Weiſe verloren iſt, wie dann? wie dann? Charlotte!

Sie ſchwieg. Er umſchlang ſie in langſamer Bewegung mit ſeinem rechten Arm. Sie wagte nicht, zu widerſtreben. Um Gottes willen, Carl! ſchonen Sie ſich! — rief ſie. — Denken Sie an Ihre Wunde! Eine gewaltſame Bewegung kann Ihr Tod ſeyn! —

Wie dann? — flüſterte er dringender ihr ins Ohr. Sie gab dem Zuge nach, ihre Wangen, ihre Lippen berührten ſich. Er ſog Balſam aus ihrem Athem, ihrem Kuſſe. Engel! — rief er. Du retteſt mir das Leben! Ich werde nicht ſterben! Ich fühle es: gewiß ich werde davonkommen!

Ei ſchön! — ſagte der Arzt bei ſeinem Wiedereintreten. Solche liebenswürdige Krankenwärterinnen wollten wir immer haben. Man glaubt nicht, was Theilnahme und liebende Pflege thut. Ach wie doppelt traurig, wenn der Kranke, der Verwundete, ſo verlaſſen, ſo einſam in unheimlicher Ecke hingeſtreckt liegt und in ein angefochtenes, kaltes, ärmliches Daſeyn, in eine bange Zukunft hineinſtarrt! Wie dem Geſunden ſein Schönſtes

und Beſtes nur gelingt, wenn er heiteren Gemüths, aufgeweckt iſt, ſo, möchte ich ſagen, gelingt auch dem Kranken das Geneſen nur, wenn er ſich wenigſtens erheitert findet. —

Carl ſprach Worte innigen Dankes gegen Charlotten. Was höre ich? — rief der Arzt. — Ihre Stimme hat ja jetzt ſchon einen ganz andern Klang, als zuvor. Es dünkt mich, als hätten Sie einen merklichen Schritt zur Beſſerung gethan.

Er bat nun die Künſtlerin, an ihre Ruhe, an Schlaf zu denken, indem er den kleinen Reſt der Nacht dableiben wolle. Sie reichte Carl die Hand zum Abſchiede; er küßte ſie mit Inbrunſt, drückte ſie an ſeine Bruſt und blickte der holden Geſtalt mit verklärter Miene nach. Ach wie fühlt der Menſch in Hoffnung und Erwartung ſo viel reiner, inniger, kräftiger, als in der Erfüllung. So iſt denn die Phantaſie ein weit großartigeres Gefäß, als das Faſſungsvermögen der leibhaften Gegenwart.

Zu Hauſe fühlte Charlotte ſich noch ſehr bewegt. Sie griff nach dem Buche, das uns ſtets beruhigter entläßt. Sie las, nach Tröſtung ringend, bis ihr die Augen zufielen und ihr Haupt auf die heiligen Blätter niederſank.

10

Der tragische Vorfall mit Carl war nun doch einen nähern Umständen nach dem Fürsten zu Ohren gekommen. Er forderte die strengste Nachforschung nach dem Thäter. Doch noch ehe der Hofrichter so weit gekommen war, auf hinreichende Indizien, unter andern auf die Aussage des Statisten-Anführers hin, daß der Sänger Silvio bewaffnet unter den Kämpfern gesehen worden, wo er nicht hingehörte, diesen festnehmen zu lassen, hatte sich derselbe schon flüchtig gemacht, was seine zahlreichen Gläubiger fast noch mehr, als die Justiz den Hof und das rechtlich fühlende Publikum ärgerte.

Es steht dahin, ob er, der Metamorphose von seinem Beruf her mächtig, die Gerichte durch Pseudonymität irren über seine Persönlichkeit wird täuschen können.

Graf Albert sah gern, daß diese Entweichung das Strafgericht von seiner Person ablenkte. Er verreiste auf einige Tage, erwartend, daß bis zu seiner Zurückkunft irgend eine andere Neuigkeit in den Horizont der Residenzbewohner eingerückt seyn werde.

Die ſchnelle, durch Unwohlſeyn eines Mitgliedes herbeigeführte Aenderung des Repertoirs machte Charlotten am nächſten Tage zu ſchaffen. Vormittags war Probe einer Operette, zu welcher man ſie wecken mußte. Abends die Aufführung und ein Ballet. Bis zur Theaterſtunde hatte ſie mit Einübung ihrer etwas vergeſſenen Partie zu thun.

Sie gefiel in der anmuthigen Rolle ſehr. Ihr Spiel, ihr Ton hatte, wohl eben ihrer Angegriffenheit wegen, einen Anhauch, der den Hörern ans Herz drang. Das Publikum dachte ſich überdieß ſeit dem tragiſchen Vorfall mit ihrem jungen Freunde etwas Beſonderes bei ihr; ein allſeitiges perſönliches Mitgefühl kam ihr zu gut.

Sie mußte heute den Kranken noch ſehen; denn konnte nicht ſchon das unerwartete Reiſſen eines zarten Gefäßes in der Nähe der tiefgegangenen Wunde ſein Leben gefährden? Der Arzt ſchien noch keine Garantie leiſten zu können. Deßhalb wartete ſie das Ende des Ballets, in welchem der Maſchiniſt ſeine äußerſten Flugwerke zu Darſtellung des Wunderbaren in Bewegung ſetzte, der Pyrotechniker durch bengaliſche Beleuchtungen und farbigen Feuerregen die Augen blendete und entzückte, nicht ab.

Nachdem ſie ſich zu Hauſe geſtärkt, ließ ſie ſich von Louiſen zu ihm begleiten. Es war ſchon ziemlich ſpät. Carl ſchlummerte ruhig. Der Arzt hatte hinterlaſſen, daß ſein Schlaf ja nicht geſtört werden ſolle.

Carl hatte nach den Darſtellungen des heutigen Abends getragt. Er kannte Beide und mochte mit ſeiner Imagination ihren Bildern gefolgt ſeyn.

Kein Wunder, daß ſich dieſe Beſchäftigung als ein phantaſtiſches Spiel in ſeinen Träumen fortſpann.

Charlotte hatte ſich leiſe ſeinem Bette genähert und ihn ſtillſinnend beobachtet. Wenn der Tod dieſen ſonſt ſo kerngeſunden Leib ſchnell zerſtörte! — dachte ſie mit einem Schauder des innigſten Mitleids.

Es ward beinahe Mitternacht, ehe er ſich regte und allmählig erwachte. Ach liebe Charlotte! — ſagte er in bewegtem Ton. Was hab' ich geſehen! Was hab' ich im Traum erlebt! Ich könnte im Wachen nicht lebhafter empfinden; denn gerade die Gefühle ſcheinen im Traum am reinſten und tiefſten zu erglühen, während die Bilder doch meiſt nur unbeſtimmt, neblicht ſind, obwohl ſie dem Träumer für Wirklichkeit gelten. Und doch, wie iſt Ihre holde, leibhafte Nähe jetzt an meinem Krankenlager ſo viel wirklicher!

Er reichte ihr die Hand. So Wunderbares, Wonnig

liches — fuhr er fort — iſt mir in geſunden Tagen noch nie in nächtlichen Bildern erſchienen, obwohl ich als Kind öfters mit meinem Bettchen in den Lüften herum und wie in einer Spirallinie herabgeſchwebt bin. Ich weiß nicht, ob Ihr Geſchlecht auch zuweilen im Schlafe fliegt. Bei uns iſt es die Bewegung des Schwimmens, nur ſtatt im Waſſer in der Luft, daher ohne Flügel.

Ich flog alſo, flog mit Ihnen. Sie waren mit einem luftigen Gasgewand angethan, mehr Engel als Menſch. Bald leitete ich Sie, die etwas ängſtliche, an der Hand; bald verſuchten Sie, von mir ſich wie etwa eine flügge gewordene Lerche entfernend, Ihre eigene Schwungkraft. Wir waren von Silberwolken umgeben, wie ſie im Sommer leicht über die Erde hinſchweben. Sie ſchwangen ſich der einen und andern, wie flaumgleichen Ruhebetten, zu. Am Abendhimmel waren aber dunklere, magiſch durchleuchtete Dunſtmaſſen, wie glänzende Schnee-Alpen, aufgethürmt. Es koſtete Anſtrengung, ſich ihnen zu nähern.

Ein Wolkenthron öffnete ſich in ihrem Schooße, goldne Strahlen der niedergehenden Sonne drangen, einem aus Licht gewobenen Fächer vergleichbar, daraus hervor. Iſt es ja doch zuweilen wirklich, als wollte uns himmliſche Majeſtät im Erglänzen des irdiſchen Luftkreiſes ebenbildlich erſcheinen.

Sie waren mir vorausgeeilt und hatten schon den blendenden Thron erreicht. Ich sah Sie, wie eine Himmelskönigin, mit leuchtenden Augen darauf stehen. Mit großer Anstrengung, als gälte es, eine fast senkrechte Schneewand hinaufzuklimmen, schwang ich mich zu Ihnen. Sie reichten mir die Hand entgegen und zogen mich neben sich. Ich umschloß Sie, fühlte die Nähe Ihres zum Ueberirdischen verklärten Leibes mit einem Wonnegrausen, wie ich es in meinem Leben nie empfunden, ach! wie es wohl nur ein Kranker, Schwacher, oder, daß ich es sage, ein Genesender empfinden kann.

Wir blickten in seliger Umarmung zur Erde hinab. Violettes Abendlicht überfloß ihre verschieden gefärbten Wallungen vom Waldesdunkel zum hellen Grün und falben Tönen des Anbaues. Wir wandelten wie auf festem Boden durch das Wolkenthor. Die Sonne war uns schon hinunter; eine Goldglut besäumte den Horizont weithin; ein Tönen klang zu uns herauf von den Wohnplätzen der Menschen. Es war das Abendgeläute, das sie zum Gebet mahnte, selbst ein Gebet in harmonischen Klängen. Wir sprachen bloß durch Blicke, uns fest umschlungen haltend. Warum nicht auch durch unschuldige Küsse? — Der neidische Traum! Doch nein! Er war so rein, so aus Aether gewoben, daß

er nicht einmal dieſes kindlich Sinnliche fühlbar zu erzeugen vermochte.

Wir horchten, unſere Empfindungen wechſelſeitig ahnend, dem frommen Glockengetön und legten uns dann Hand in Hand über den Rebelboden hinaus und von der Erdengewalt angezogen, ſchwebten wir, durch die Tonwellen ſüß getragen, gegen die ſchwindelnde Tiefe hinab. — An einem wonnig rieſelnden Gefühl erwachte ich. —

Charlotte hatte mit Antheil, ja mit nachſchaffender Phantaſie dieſe Erzählung vernommen, während ſie ſonſt nur ungern Traumberichten horchte. Sie ward durch einen ins Zimmer dringenden rothen Wiederſchein ans Fenſter gezogen. Siehe! Der Himmel war auch jetzt wunderbar geröthet. Aber wie doch in der Mitternachtſtunde? Etwa ein Nordlicht? — Aber ſo früh ſchon? Im Herbſte? —

Glocken erklangen, aber nicht zur Andacht ſtimmend, ſondern wild, fieberhaft ſchauerlich. Es war Sturm-Läuten. Die Straßen erdröhnten von einem dumpfen Lärmen. Geſchrei drang näher. Spritzenwagen raſſelten. — Das Theater ſteht in Brand! — riefen rauhe Stimmen. Carls Schlafgemach ward unheimlich erhellt. Louiſe, aus dem Schlaf erweckt, ſprang jammernd herzu

Sie ward hinabgeſchickt, um ſich bei Vorübereilenden nach dem Unglück zu erkundigen. Die ganze Reſidenz kam in Aufruhr. Von den Hausleuten war Jemand zu dem Brande gegangen, der über den Verlauf deſſelben Nachricht brachte. Schon nach Verfluß einer Stunde konnte man die Größe der Gefahr und des Schadens einigermaßen berechnen. Durch ein halbes Wunder war die trefflich eingeübte Löſchmannſchaft über die Gewalt des Feuers, ehe es ſich, wie meiſt bei Theaterbränden, zur reiſſend verzehrenden Wuth ſteigerte, ſo weit Herr geworden, daß nur der hintere Theil des Gebäudes, freilich mit Allem, was es enthielt, ein Raub der Flammen wurde.

Der Hausgenoſſe befriedigte die bange Ungeduld der beiden angſtvoll harrenden Theater-Mitglieder mit dieſer beruhigenden Nachricht und fügte einige Züge bei. So hatte er einen Muſiker halbtodt an ſich vorbeitragen ſehen, dem man ſein Violoncell nachbrachte. Er hatte es, ſein unerſetzliches Lieblings-Inſtrument, ſeinen Begleiter auf vielen Kunſtreiſen, den Flammen zu entreißen geſucht, wäre aber dabei vom Rauche faſt erſtickt worden.

Carl und Charlotte nahmen dieſe Nachrichten mit ganz andern Empfindungen auf, als man wohl vermuthen

möchte. — Während tragiſche Zufälle, welche die Theilnahme an leidenden Mitbrüdern erwecken, oder Ereigniſſe, welche die Menſchheit herabwürdigen und den Werth derſelben im Preiſe fallen machen, auf jeden Fühlenden, in höherm Grad beſonders auf den Selbſtleidenden, den Kranken niederdrückend wirken, kann nach Umſtänden ein maſſives phyſiſches Unglück gerade den entgegengeſetzten Eindruck machen. Immer noch beſſer, daß ein Kirchthurm einſtürzt oder ein Theater verbrennt, als wenn das Schlechte, das Thörichte im Volke ſiegt, der Ungeſchmack, der Unſinn triumphirt.

Ihre Gemüther waren allerdings in großer Bewegung. Was ſollte nun nach dieſer unerwarteten Kataſtrophe werden, was geſchehen? —

Gefühle ſind im Grunde der Seele doch ein verhülltes, ein überdrängtes Denken, wobei das Herz, ſonſt gewohnt, die Folge der Erſcheinungen des Lebens mit ruhigen Wellen zu begleiten, nun den raſchen Drang der ſich enthüllenden Möglichkeiten mit beſchleunigten Schlägen fortzuleiten bemüht iſt.

Dem Künſtlerpaar erſtand aus dem erſten Schrecken des Theaterbrandes durch die Verrückung der Scene ſogleich eine veränderte Ausſicht auf ihre Zukunft, ihr Geiſt war augenblicklich gefaßt und thätig, das anfangs

Verworrene Problematische in sich zu einiger Klarheit zu entwickeln. Ihre Künstlerthätigkeit erlitt einen Stillstand. Der Brand nöthigte den sämmtlichen Mitwirkenden Theaterferien auf. Charlottens Gastspiele hatten endlings ein Ende. Carl war auf einmal entschlossen von hinnen zu gehen und anderwärts Verbindungen anzuknüpfen. Er hoffte auf baldige Genesung. Beide theilten sich ihre flüchtigen Gedanken mit. Richards Ankunft wollte abgewartet, seine Ansicht, sein Rath sollten vernommen werden.

Charlotte verließ ihren Freund und konnte sichs auf dem Heimwege nicht versagen, mit Louisen an dem noch schauerlich hell durch die Nacht leuchtenden Theatergebäude vorüber zu gehen. Die Physiognomie der fürchterlich-schönen Szene sagte ihr schon, daß die Wuth des Elementes gebändigt und wohl kein Weitergreifen mehr zu befürchten sey, was auch die allgemeine Stimme bestätigte.

Des andern Tages trieb sie ein unabweisliches Verlangen wieder dahin. Ebenso war es mehreren Theater-Mitgliedern ergangen: — sie bestiegen das noch ganz erhaltene Proscenium, worauf die Coulissen des vorigen Abends stehen geblieben waren. Wie ganz eigen mußte sie der nach hinten verkohlte, verrauchte durch-

näßte, vom übelſten Geruch durchdrungene Raum! An Wie contraſtirte das laute Geſchrei und Getriebe der aufräumenden Handwerksleute mit den künſtleriſchen Darſtellungen, welchen er zum hebenden Rahmen gedient! Ihr eigenes Mitwirken, die Folge ihrer Gaſtſpiele gingen an ihr vorüber. Sie ſchaute in die fürſtliche Loge hinein. Wie ganz anders, als da ſie bei ihrem erſten Auftreten den unbekannten Cavalier, der ihr Intereſſe erregt hatte, darin erblickt!

Sie ging zu Carl und ſchilderte ihm dieſe Eindrücke. War es mir — ſagte ſie, — als Kind ſonderbar zu Muthe, wenn ich in einem baufälligen Bürgerhauſe durch die ausgebrochene Vorderwand in Wohnſtube und Kammer zu Tiſch, Stühlen, Ofen, Schränken, Betten hineinſah und mich mit kindlichem Sinn in des Familienlebens Lieb und Leid, Sorgen und Hoffnungen, Gebet und Hader, die noch geſtern in dem engen, gevierten Raume ſtill und iſolirt gehauſt, hinein ahnete, ſo mußte mich die von den Flammen halb verzehrte Welt auf Bretern wohl noch ganz anders anſprechen.

Nun müſſen — ſagte ich mir — Hof und Reſidenz wer weiß auf wie lange ohne den ihnen zum Bedürfniß gewordenen Theatergenuß ſeyn, müſſen das Unentbehrliche entbehren. Und doch, wie findet ſich der Menſch

doch so schnell in das Unabwendbare, das Nothwendige, richtet seine Tagesordnung, seine Thätigkeit und Erholung, sein ganzes Fühlen darnach ein, und, wenn der Bauvillädter gestern nicht begriff, wie er ohne einen solchen Genuß seyn könnte, so gehabt er sich heute so gut ohne denselben, als ein Bewohner der Lüneburger Haide. —

Auf denselben Nachmittag ließ der Intendant eine Versammlung sämmtlicher Mitglieder des Hoftheaters anzagen, wobei sich auch Charlotte einfand. Hier erhielt das unselige Begebniß erst seinen offiziellen Charakter. Dem Personal sollte der Entschluß des Fürsten wegen eines General-Urlaubs demnächst eröffnet werden. Die Veranlassung des Unglücks kam zur Sprache. Wie meist in solchen Fällen war es ein verhängnißvolles Zusammentreffen von Versehen, eine Nachlässigkeit des Feuerwerkers, ein nur minuten-langes Stocken der Wasserleitung, was den Brand zu Folge hatte. — Der Intendant drohte nicht nur in gerechtem Eifer mit einer scharfen Rüge dieser Uebelstände, sondern besprach auch mit dem Regisseur sogleich die Vornahme einer Revision der alten Theater-Satzungen und sämmtlicher Dienstvorschriften für das untergeordnete Personal und stellte geschärfte Strafen in Aussicht. — Bei solchen unseligen

Vorgängen kommen gewöhnlich alle Sorgloſigkeiten und Dienſtverſäumniſſe, unter denen faſt jedes Inſtitut leidet zur Sprache und der geſetzliche Begriff der Anſtalt ſoll nun durchaus gegen die Indolenz und Willkühr der Angeſtellten geſichert werden.

11.

Mit Carls Geneſung ging es über Erwarten gut und ſchnell. Er verließ ſchon ſtundenlang das Bette. Eines Abends hatte er ſich ſchon gelegt und Charlotte ſich zu ihm ans Bett geſetzt. Ich weiß nicht — ſagte ſie, — wie mir heute iſt! Vielleicht trage ich einen Brief! — Sie wollte damit ein bängliches Gefühl bezeichnen, das ſein Eintreffen und deſſen gewichtigen Inhalt bewußtlos und verhüllt in ſich ſchließt. Sie griff nach einem Bändchen; es enthielt Göthes „Laune des Verliebten". — Ich will Ihnen das niedliche Ding vorleſen! — fuhr ſie fort. — Ich thue das gerne; denn möglichſte Deutlichkeit des Vortrags iſt mit dem guten Organ und der richtigen Ausſprache noch nicht gegeben. Es iſt ein beſonderes ſonores Unterſcheiden der Selbſt- und Mitlauter, eine Muſik der Sylben, eine Modulation der Stimme

auf einer großern Skale, als die meiſten Declamatoren namentlich unſeres Geſchlechts, vernehmen laſſen. Der gemachte, hohe, monoton weinerliche Klingklang war mir ſtets zuwider. Der geſunde Bruſtton muß überall anſprechen. Das Pathos läßt ſich eher nachahmen und lernen, als ein launiger, leichter, ſpielender Vortrag; auch iſt eine richtige Betonung und Accentuirung viel ſchwerer als man denkt, oder vielmehr eine Naturgabe, eine Lebens-Anſchauung, eine Gemüths-Wahrheit, deren man ſich bewußt werden muß, die man an ſich ausbilden kann. Seit ich recht auf mich ſelbſt achtgebe, merke ich erſt, wie oft ſelbſt die Erſten unſerer Bühne unrichtig deklamiren, falſch betonen, ſinnentſtellend accentuiren und ſo dem Dichter eigentlich durch den Sinn fahren.

Sie las mit eben ſo viel Sorgfalt als Natur und Laune und war im beſten Zug, als ſich Schritte leiſe der Thüre näherten. Es klopfte dreimal, auf that ſich dieſe langſam und eine Geſtalt, tief in den Mantel gehüllt, trat herein. Sie bat um Entſchuldigung, ſchlug den Mantel auseinander und blieb ſtehen. Es war ein junger, etwas gebräunter Mann in Reiſekleidern.

Die Lampe war von oben bedeckt, die Leſerin von den hellweißen Blättern geblendet; Carl hatte ihr mit verſchloſſenen Augen gehorcht. Keines erkannte den

Freuden. Auch seine kräftig klingende Stimme half nicht dazu. Er trat an das Lager, reichte die eine Hand dem Kranken, die andere Charlotten.

So finde ich Euch, meine Theuern! sagte er im theilnehmendsten Ton.

Es war Richard. — Charlotte erhob sich sprachlos vor freudiger Bestürzung. — Was ist dir, guter Carl! — rief er besorgt. — Bist du erkrankt? — Reden Sie, liebe Seele! — Er sah ihr forschend ins Antlitz, ins Auge und in seinen Zügen malte sich auch ein hohes Erstaunen.

Charlotte, kämpfend mit Befremdung und Vertraulichkeit, mußte die neue Gestalt erst in die frühere, oder vielmehr in ihr imaginatives Bild übersetzen. Sie nahm für den Kranken das Wort und erzählte dem Bruder den Verlauf und Stand der Sache so kurz und gedrängt als möglich, mit bloßer Andeutung der Intrike, die wahrscheinlich dabei im Spiel gewesen. Richard horchte der Mittheilung mit großem Interesse; Ausdruck und Ton ließen ihn in die Seele der Erzählerin hineinblicken. Sie sprach im Affekt und doch so besonnen, richtig und bezeichnend. Kann man sagen, der Styl sey der Mensch, so gilt dieß auch von der lebendigen Rede. Es war ein Maß von Verstand und Gefühl in dem, was sie

trach, wodurch ihm die Unschätzbarkeit ihres Wesens aufs rührendste an die Seele trat. Aber die Sache selbst erregte ihm tiefes Befremden.

Ihr eröffnet mir — äußerte er, — einen Prospekt in verworrene, ruhestörende Verhältnisse, von denen ich gar nichts geahnt. Ich möchte des Wiedersehens so recht in tiefer Seele als Bruder, als Freund mich freuen und finde mich sogleich in ein Element von Besorgnissen und ernsten Ueberlegungen versenkt. —

Allerdings ein leidiger Moment! Während der Romandichter es sich nicht nehmen läßt, in Empfangs- und Abschiedsszenen das Ueberschwellen der Gefühle hineinzumalen, die Leidenschaft aufs Höchste zu steigern und seinen ganzen Vorrath sentimentaler Superlative zu erschöpfen, tritt in solche Wirklichkeiten meist etwas Erkältendes, Herzbeklemmendes. —

Richard, der sich auf der Reise mit jeder Station einem Glücke näher, das Wiederfinden mit den süßesten Möglichkeiten ausgemalt, diese vorbildlich auf's Anmuthigste durchempfunden hatte, fand sich jetzt gehemmt, von besorglichen Gedanken fast erkältet. So verlief einige Zeit, während welcher sie das Nächste besprachen und sich so der Gegenwart und ihres leibhaften Beisammenseyns recht bewußt wurden. — Richard trug aber

nun ein ſehnliches Verlangen, mit Charlotten allein zu ſeyn; er bat ſie, da es ſchon ziemlich ſpät war ſie nach Hauſe geleiten zu dürfen.

Sie wünſchte dem Kranken eine ruhige Nacht, die er wohl nicht fand.

Kaum fühlte Richard Charlottens Arm von dem ſeinigen umſchlungen, ihre Hand traulich in die ſeinige gelegt, als das zurückgedrängte Gefühl für das holde Weſen in ihm mit verſtärkter Gewalt erwachte. — Die kluge Joſe ſchritt über die Sprachweite entfernt in die Nacht voraus —

Charlotte! — ſagte Richard — das Recht an dieſen lieben Namen laſſe ich mir nicht nehmen. Wie iſt mir aber dabei doch ſo ganz eigen zu Muthe! Ihr Bild, Ihre Züge, Ihr Ton, Ihr ganzes Weſen, ſo innig und lebendig ich ſie feſthalten wollte, ſie ſind mir doch im Verlauf der Jahre erbleicht. Wenn ich in Stunden der Einſamkeit, der Erinnerung und Sehnſucht mir ihre Geſtalt zurückrief; — ſie wollte ſich nicht recht plaſtiſch ſtellen. Meine Einbildungskraft war eine manierirte Portrait-Malerin, die die charakteriſtiſchen Formen verallgemeinerte. Und nun! Ach was iſt doch leibhafte Nähe dieſer unerſchöpfliche Reichthum von Wahrheit und Beſitz, gegen den leidigen nebligten Troſt und Wahn der Erinnerung!

Wenn ich Sie nun gleichsam als die ausgebildete, entschiedene, höher und schöner ausgeprägte ältere Schwester als das edlere Ebenbild jener zarten Jungfrau finde, so ist mir, als müßte ich Sie neu erwerben. Sind Sie denn wirklich Dieselbe, wie Sie sich mir in jenen Alpenthälern auf den grünen Matten, oben auf den sonnigen Höhen am lichtblauen Aether abhoben? Hat mir die Reinge, Kunstgereifte in ihrem Innersten dasselbe Wohlwollen, dieselbe Zuneigung bewahrt, welche mir in jenen Festtagen die Werdende, Strebende, Hoffnungsvolle in lieblichster Unschuld zuwandte? Charlotte! sprechen Sie es aus, das entscheidende Wort! Hat das bewegte, umgestaltende Leben jene leisen Bezüge der Gemüther nicht zerrissen? Hat das Schicksal, das immer Bestand verheißend und vortäuschend, doch Nichts lange bestehen läßt, dieses zarte Gewächs nicht geknickt? —

Charlotte wußte der Redseligkeit der Leidenschaft Nichts zu entgegnen. Sie schwieg; sie ließ geschehen, daß Richard sie zärtlich umschloß und in verschwiegener Hülle der Nacht sie küßte. In dieser jungfräulichen Duldung fand er das schönste Bejahen seiner Frage und jeder Zweifel schwand aus seinem Sinne. So hatte er nun die wonnevolle Gewißheit, daß die Liebenswürdige ihm gehöre.

Charlotte! — sagte er; — ich kann nicht aussprechen, was ich in diesem Augenblick des gesicherten Besitzes fühle, wie überschwänglich inhaltreich dieser Moment für mich ist. Nun erst erfasse ich mich recht und ganz als glücklicher Mensch, als Mann, und die herrlichste Zukunft eröffnet sich meinem Blick. Ich will aber mein Leben verdienen. Ich habe das Glück nie aus dem Füllhorn des Zufalls erwartet; immer war ich am seligsten, wenn ich fromm und bescheiden eine ruhige Folge heiterer Entwicklungen vor mir sah, wenn sich mir eine Bahn für die Thätigkeit meiner besten Kräfte aufthat, und wo konnte ich tüchtiger wirken, als an Ihrer Seite? Leben ist Thätigkeit, ist Streben, ist Aufnehmen und Geben! O Charlotte! theures Geschöpf! So ist es denn wahr und wirklich, daß Du die Meinige bist' mein für Zeit und Ewigkeit! —

Er umschlang sie aufs Neue. Ihre Thränen vermischten sich.

Ich ahne wohl — nahm er wieder das Wort, — daß ungeeignete, vielleicht lästige Neigung sich an Sie gedrängt haben mag. Doch bedeutlicher, als die Herablassung vornehmer Feinschmecker, ist mir die Gemüthsverfassung meines Bruders. — Er liebt Sie' nicht wahr, Charlotte' er liebt Sie? — Was ich schon länger ver-

muthete, ist mir, als ich Sie Beide zusammen sah, zur Gewißheit geworden.

Er muß Sie lieben! Der Chorist durfte seine achtungsvolle Neigung für die mit Ueberraschung wiedererkannte Künstlerin an eine liebliche Jugend-Erinnerung anknüpfen. Er schätzte in dem künstlerischen Vorbild zugleich das liebenswürdige weibliche Wesen; er wurde Freund der Freundin seines Bruders und ein Unglück, vielleicht durch dieses traurliche Verhältniß herbeigeführt, bahnte den Weg zur Theilnahme und wachsender Vertraulichkeit. Doch! Was machen wir mit ihm? oder, daß ich nicht sogleich im Ton des glücklichen Besitzers frage, — wie stehen Sie mit ihm?

Charlotte gestand ohne Umstände, was zu gestehen war und suchte seine Skrupel zu beschwichtigen. Carl — sagte sie mit Wärme — hat das schönste Gemüth und ist ganz entgegen der gewöhnlichen Arroganz seiner Genossen, einer Resignation fähig, die man nicht ohne Rührung mitempfindet. Er wird sich fassen. Wir wollen ihn so behandeln, daß er in unserer liebenden Anerkennung Ersatz für eine noch nähere Verbindung findet.

Sie verabredeten, sich morgen früh bei ihm zu treffen. Er wollte heute noch eine Stunde um ihn

bleiben. Unter ſolchen Geſprächen waren ſie bei Charlottens Wohnung angelangt und ſo hatten denn zwei in ihren ſchönſten Zwecken übereinſtimmende Menſchenſeelen unter den nächtlichen Geſtirnen den Bund geſchloſſen, der, zunächſt für die Spanne Lebens ſie verkettend, doch nach menſchlichen Begriffen und Hoffnungen jene leuchtenden Welten überdauern ſollte.

Was könnte auch der ephemere Sterbliche ihrem ewig ſtillen Lauf entgegenſetzen, als die Tiefe ſeiner bewegten Bruſt, ſein beſtes Wirken, ſeine Hoffnung, ſein Vertrauen?

Der Zweifel mag ſich in zerſetzenden Geiſtern, in zerriſſenen Stunden an dem Heiligſten vergreifen; — der Glaube gibt dem Sterblichen durch die ihm ſelbſt inwohnende Kraft jedenfalls — was er verheißt —

12

Als die Beiden, die wir nun wohl Verlobte nennen dürfen, des andern Morgens zu gleicher Zeit zu dem doppelt Leidenden kamen, ſchlief er noch. Er hatte nämlich erſt mit grauendem Tage Ruhe gefunden, die ſie ihm gönnen konnten, da ſie ahneten, wie ganz anders ihm zu Muthe geweſen ſeyn mochte, als ihnen

Als er endlich erwacht war und sie sich nach seinem Befinden erkundigten, gab er von seinem Gemüths-Zustande Nachricht, ohne jedoch die Quelle seiner Anfechtung zu nennen, wohl weniger aus Scheu vor einem Bekenntnisse, als weil er ein solches für überflüssig hielt.

Es gibt Stimmungen — sagte er, und seine Sprache klang kräftiger, als gestern, fast wie die eines Gesunden, — wo wir die engen Grenzen unsers Wesens, die Unzulänglichkeit unserer Kräfte, die Schwäche unserer Verbindungen recht quälend empfinden, ein zweites Gewissen, das uns daran mahnt, was wir Alles nicht sind, was wir seyn könnten, vielleicht seyn sollten, eine Selbstbesinnung, die uns, wenn wir so in unserm kleinen Kunst- und Lebens-Berufe thätig und genügend wirken, wie verhüllt in und die nun in trüben Stunden vor unser Auge tritt.

So empfand ich mich, als Ihr fort waret. Aber wenn ich sonst mir sagte, Das wird vorübergehen! die Heiterkeit, das Selbstvertrauen werden dir wiederkehren! so schwieg diese tröstende Stimme jetzt ganz. Alle Kraft der Seele schien mir genommen, der Boden schien unter mir gewichen, Licht und Luft des Lebens, alle Freude an Farben dahin, eben wie wenn einer welkenden Pflanze das Herzblatt ausgebrochen werden.

Jetzt ſah ich erſt, daß ich mich an ihr, die du nun dein nennſt, die nach dir ſich hinneigt, erhoben, daß ich ihr nachgeſtrebt, ihrer Zufriedenheit mich zunächſt erfreut, daß mir der Beifall der Hohen und des Publikums nichts galt, wenn ſie nicht einſtimmte, ja, daß es mir unmöglich war, ihn zu erringen, wenn Charlotte mich nicht ermuthigte, begeiſterte. Es war, als hätte ich ihr allein ein inniges, wahres Schönheits-Gefühl zugetraut, und müßte ich nun, da ſie ſchied, mich in dem Element der Geſchmacks-Verwirrung, Verwilderung, in den Wogen der allgemeinen Ueberreizung und Abſpannung ohne Leitſtern umtreiben. Ich wälzte mich auf meinem Lager. Hitze und Froſt des Publikums, wie ein Wechſelfieber, durch Anſteckung empfindend. Diese Epidemie unſerer Zeit hatte mich ergriffen und peinigte mich wie ein böſer Dämon.

Nun ſtreckte ich mich, ſtumpfſinnig alle Gedanken ablehnend, aus; — da empfand ich meine Wunde, nicht ſchmerzhaft, aber deſto bedenklicher. Es war mir, als wäre nur ein durchſichtiges Häutchen zwiſchen ihrem tiefſten Sitz und meiner Bruſthöhle geſpannt, das jeden Augenblick zerreißen könnte. Ich entſchlummerte und erwachte wieder, wie über ein jähes Sinken zuſammenfahrend. War's nun geſchehen? — Hatte der Blutdrang die zarte

Membrane eingedrückt und ergoß sich strömend in mein Inneres! — Ich dachte noch einmal an Euch und meinte nun, die Umnebelung meiner Sinne werde mit Ersticken endigen. Ich gab mich der Nothwendigkeit ohne Jammer hin. Alle Anfechtung hatte ja dann ein Ende.

Doch, es war nur Einbildung; — ich fühlte mich bald wohl und leichter und sah wie mit andern Sinnen. Ich dankte Gott für mein Leben; ich versenkte mich in die Betrachtung, daß er mich sehe, trage, leite, daß ich zu einem Tagewerk bestimmt sey. Ich schalt mich wegen meiner Zaghaftigkeit; ich glaubte an geistige Genesung wie an leibliche, an die Möglichkeit, daß ich wieder froh werden könne. — So entschlief ich und schlummerte ruhig bis Ihr kamt.

Guter Bruder! — sagte Richard, — Gott verhüte, daß du einem liebenden Mädchen gleich, dem sein schönster Wunsch, seine Lebens-Hoffnung, auf die es Alles gebaut, Alles bezog, durch Täuschung, Verrath, Hohn, älterliche Tyrannei oder unseliges Geschick genommen worden, an einem gebrochenen Herzen leidest und sterbest. Reich verheißend, fruchtbringend liegt das Daseyn noch vor dir. Du hast erst angefangen zu bauen, zu säen, und wirst ärndten. Kein Winzer verzweifelt, wenn ein Frühfrost die Mühe eines Jahres zerstört; — er beginnt ge-

faßt, wie ein Fatalist, nur frömmer, sein Tagewerk auf's Neue.

Der praktische Mensch ist viel weniger hypochondrisch, als der wissenschaftliche und künstlerische. Während wir Geist, Denkkraft und Geschmack an uns ausbilden, machen wir uns reizbarer, empfindsamer, wetterlaunischer, und Tiefsinn wird leicht Trübsinn. Blut und Eingeweide, denen ich gerade keine Uebelthat zuschieben möchte, bringen uns doch um viele Stunden des heitern Schaffens, der klugen Benützung der Zeit in Thätigkeit und Erholung, umnebeln unsern freien Geist und machen uns zu trübseligen Träumern. Ich rathe dir, auf diese Feinde des Lebens und jedes genialen Aufschwunges aufmerksam zu seyn. Ueberhaupt wirst du, als Künstler, wohlthun, auch deinen Körper auf's sorgfältigste und reinste zu stimmen; es ist Gewissenssache, fast wie ein reines Herz. —

Alles gut! — wandte der Patient ein; — aber wer entgeht der Wechselwirkung zwischen körperlicher Disposition und Seelenstimmung, die ihren Ursprung wie die Wallungen einer Felsenquelle, im Tiefsten unseres Innern haben? —

Charlotte fühlte sich von nun an als Carls Schuldnerin. Hatte sie sich bisher gegen das Andringen seiner

Neigung ablehnend bezeugt, so war sie jetzt zutulich und schwesterlich um ihn bemüht. Sie machte sich an seinem Bette zu schaffen, sie streichelte sein Haupt sanft und ihr Ton hatte etwas so liebevolles, daß er über solcher anmutigen Beschwichtigung sein Leid vergaß.

Es gibt ein Sprichwort, sagte sie lächelnd, während sie ihm die Locken von der Stirne strich: — „Feine Haare, feiner Leiden." Von seinen Nerven gilt wohl dasselbe. Nun hat unser guter Carl Recht. Es gibt Menschen, die nicht wissen, was Mißstimmung ist. Was sie thun, gelingt ihnen zu allen Stunden. Dieß werden aber keine Dichter oder Künstler. Nur ein zartgebautes Instrument hat einen Resonanz auch für die leisesten Töne und gibt, kunstgerecht berührt, einen Silberklang von sich.

Mit solchem Zuspruch suchten Beide den eigentlichen Sinn von Carls Weh zu umgehen, überzeugt, daß der Mensch kein Schmerzgefühl in gleicher Stärke lange zu tragen vermöge ist.

Mittlerweile war der Arzt eingetreten. Er sah nach dem Verband, ließ sich gegen den Bruder wissenschaftlich über die Verwundung und Heilung heraus und fragte dann den Patienten, ob er wohl heute Nachmittag ausfahren wolle.

Es war ein herrlicher, kühler Herbſtmorgen. Die umliegenden duftig überlaſirten Höhen klärten ſich in blaulichen, gebauchten Tönen auf und verſprachen den ſchönſten warmen Tag. Man nahm den Vorſchlag freudig auf und verabredete das Nähere.

Kaum war Charlotte nach Hauſe gekommen, als der Intendant eintrat und ihr eröffnete, daß dem geſammten Bühnen-Perſonal Urlaub auf ſechs Wochen gegeben worden, als innerhalb welches Zeitraumes man das Theater ſoweit herzuſtellen gedenke, daß kleine Stücke darauf gegeben werden können. Er fragte ſie Namens des Fürſten, ob ſie wohl bis dahin oder doch auf den Winter wieder zurückkehren werde.

Charlotte glaubte es ſich und der Klugheit ſchuldig zu ſeyn, vor der Hand nichts Entſchiedenes zu beſtimmen, ſondern ſich ihren Entſchluß offen zu behalten. So meinte ſie zwiſchen Wohl- und Mißwollen am Beſten durchzukommen.

Zur Mitwirkung bei einem ſplendiden Hofconzert ſollte er ſie noch einladen. Verſäumen Sie dann — fügte er noch bei — ja nicht, bei unſerm durchlauchtigen Herrn ſich perſönlich zu beurlauben. Vergeſſen Sie es nicht! Er erwartet's. —

Kaum hatte ſie die kleine Unruhe, in welche ſie

dieser Besuch versetzt, in sich überwunden, als ihr eine neue bevorstand. Der Jäger des Grafen brachte ein Billet von diesem. Sie erbrach es mit einer Bewegung des Herzens, die ihr selbst auffallend und räthselhaft war. Sie erröthete über ihr eigenes Erröthen.

Der Brief schien übrigens nur geschrieben, um geschrieben zu seyn. Der Graf schilderte mit lebhaften Farben den Eindruck, den die Nachricht vom Theaterbrand auf ihn gemacht, seine nächsten Gedanken, das Bedauern, daß er mit dem ganzen Publikum nun ihre Darstellungen auf längere Zeit entbehren müsse. Dann berührte er in vertraulichem Ton die Klatscherei, die seine Person in die fatale Geschichte mit dem jungen Sänger, den er aufrichtig bedauere, hineinziehe, versicherte aufs Höchste seine vollkommene Unschuld hiebei und drückte sein inniges Verlangen aus, ihr mündlich die Ueberzeugung von derselben vollständig zu geben. In feurigen Ausdrücken gab er ihr wiederholt seine Hochschätzung, hervorgerufen durch ihren engelreinen sittlichen Charakter, der schönsten Folie ihrer einzigen Kunstleistungen, zu erkennen und in einer wehmüthigen Wendung beklagte er, daß die Macht der Verhältnisse sich zwischen sie und ihn stelle und wie sie so gar nicht geneigt scheine, eben von ihrer strengen Entschiedenheit das Geringste nach-

zulaſſen, was ihn ermuthigen konnte, dieſe Kluft zu überſpringen. —

Charlotte las den Brief noch einmal und brachte den Sinn des Ganzen nun zu jedem Worte.

Guter Graf! — ſprach ſie mit ſich ſelbſt; — es kann nun wohl zweifach von irgend einem Verhältniß zwiſchen uns keine Rede ſeyn. Zwar ſchmeichelt es uns thörichten Mädchen, wenn wir Zuneigung erregen; — was die Ruhe nicht, das läßt ſich die Natur gefallen. Aber es geht nie ohne Unruhe des Gemüths ab, Antheil fordert und erweckt Antheil. Hat es mir doch immer wehe gethan, Erwartungen zu erregen, denen ich nicht entſprechen konnte. Selbſt um den widrigſten, eitelſten Thoren würde es mir in ſolchem Falle ein wenig leid thun, denn Zuneigung, wenn ſie wirklich aus dem Gemüth, nicht aus ſinnlichem Antrieb ſtammt, können wir Mädchen, wenn wir nicht ſelbſt eitle Närrinnen ſind, nun einmal nicht ganz thöricht ſchelten. Mich würde, verzeih mir's Gott! ſelbſt der Satan dauern, wenn er in mich verliebt wäre. Wie aber erſt, wenn der Hoffnungsloſe ein hochgeborner, hochgebildeter, ſchöner junger Mann iſt? —

Noch eine dritte Unruhe! — Louiſe, die mir ſeit einiger Zeit faſt ganz ignorirten, hatte gerade die Suppe

aufgetragen und dabei durch einen einſchmeichelnden Blick die ſtille Frage an ihre Gebieterin gerichtet, ob ſie wohl auch Etwas von dem Inhalt des gewiß höchſt intereſſanten Schreibens durch vertrauliche Mittheilung über ſich davonfliege, als es klopfte und — Richard eintrat.

Er hatte ſich abſichtlich nicht zum Eſſen angemeldet, um ſich an der kleinen Verlegenheit der Ueberraſchten zu weiden. Er ahnete eine pikante Situation. Charlotte hatte nämlich aus angeſtammter Freude am häuslichen Walten, als dem natürlichſten Gegenſatz ihrer Kunſtübungen, ſich eine kleine Menage angeſchafft und mit Hülfe Louisens täglich mit ihren Lieblingsſpeiſen abgewechſelt. Das durch eine ſolche frugale Diät gegen die Wirthstafelgelüſte Erpante hatte ſie bereits gelegt und ſich des Anwachſens ihrer kleinen Kaſſe gefreut.

Ein ungebetener Gaſt! — grüßte Richard, näherte ſich Charlotten und drückte ihre Hand an ſeine Bruſt.

Ungebeten — erwiederte die Ueberraſchte — iſt nicht immer unwillkommen. Sie müſſen eben vorlieb nehmen. Sie finden Hausmannskoſt im engſten Sinne; doch ſollen Sie ſatt werden. — Ich habe unmenſchlichen Appetit! — ſagte Richard, während ſie Louiſen Etwas zuflüſterte. Halt! — rief er; ich merke, daß Sie in den Gaſthof ſchicken wollen. Das dulde ich nicht. Von Ihnen will

ich eſſen, wie mit Ihnen. Mußte ich doch ſo ein Hermitiſches lange entbehren.

Alſo zunächſt an das ſchon Bereitete, dann als Noth- und Hülfsſpeiſe und Nachtiſch einen — Eierkuchen. Ich helfe ihm backen. Von der Experimental-Chemie her kenne ich Küche und Töpfe. Aber ich habe mir auf Reiſen bedeutende culinariſche Kenntniſſe erworben und überdies des Herrn von Rumohrs Geiſt der Kochkunſt mit Applikation geleſen. In den abgelegenen Thälern der Alpen, die ich vom Montblanc bis zum Groß-Glockner durchwandert, kam ich oft in den Fall, den Koch zu machen. Eier, Milch, Butter und etwas Mehl waren meiſt zur Hand und oft von einer urſprünglichen Güte, daß das Produkt nach einem tüchtigen Marſche excellent ſchmeckte. —

Man reibe ſich und ein Gefühl des Heimathlichen erfüllte die Gemüther Beider, eine ſüße Vorahnung künftiger Häuslichkeit, die ſie einander mit ſtillem Entzücken in den Augen laſen.

Richard hab ſein Portrait über Charlottens Arbeitstiſchchen in einem Kranze von Immergrün hängen. Das gab Stoff zu heiterer Vergleichung des Einſt und Jetzt. Auch ſie hatte die Bemerkung gemacht, daß es ihr oft nur ſchwer gelang, die Züge des Freundes recht

lebhaft vors innere Auge zu bringen; wie sich dann das Ebenbild, als ein Produkt der künstlerischen Auffassung, zwischen ihre Erinnerung geschoben. Sie gestand, daß ihr Richard gestern im Reisekleid als ein Fremder erschienen, und daß sie ihn erst jetzt in seinem geschmackvollen Anzug, obwohl als den Veränderten, doch als die einzig wahre neueste Wirklichkeit herzlich begrüße.

Sie haben Recht' sinnige Künstlerin! — sagte Richard; — unsere Gestalt unterliegt mancherlei Metamorphosen, durch die Natur, in der Imagination unserer Lieben, in dem Spiegel der Kunst, durch Befinden und Stimmung, ja selbst durch den Kleider-, Haar- und Bartkünstler. Wir wollen aber froh seyn, daß wir unsern Kern und Grundstock so gut conservirt, um solche Nähe auszuhalten, daß weder Zeit noch Schicksale die geringste Spur des Angriffs an uns zurückließen. Mancher Leib zerbröckelt schon in den besten Jahren; wir sind frisch und gesund und Ihnen hat nicht einmal die Schminke und die dumpfe Luft des lichtlosen Theaters ihre natürliche Rosenfarbe merklich zu bleichen vermocht. Mein Anflug von Waldrost der Reise wird sich auch wieder verlieren.

Er läßt ihrem Antlitz gut! — sagte Charlotte; — es ist der südliche Teint, den Malern so erwünscht;

er mahnt an ein bewegtes Leben in freier, großer Natur. —

Charlotte führte einen guten Wein und ließ sich von ihrem lieben Gast gern zum Trinken nöthigen.

Richard fragte, wie es um den „Faust"-Versuch stehe. Ich kann mir schon denken, — sagte er, seine Autorschaft bekennend, — daß er niemals dramatisch-leibhaftig vor mich treten wird. Manches in der Welt dürfte wohl seyn, nur kann es nicht geschehen: eben wie mancher Mensch Etwas nie werden kann, was er recht gut seyn könnte. Nicht als ob ich mir über meine Dichtung Etwas weißmachte; aber die Welt gestattet keine Ausnahme; sie schreitet in der Entwicklung des Gewöhnlichen mit strenger Consequenz fort. Ich bin begierig, wie mich das Manuscript jetzt ansieht. Mag ich es gern wiederlesen, so glaube ich, daß es nicht ganz ohne Werth ist.

Möge es mir dem Dilettanten nicht gehen, wie es schon manchen großen Dichtern ergangen, die ihre Werke der Mühe, des Nachdenkens, der Reflexion höher anschlugen, als die der Phantasie, der Begeisterung, des Gefühls, etwa wie Aeltern ihre kranken Kinder mehr lieben, als die gesunden. Doch ich denke nicht. Ich habe die Bilder in den besten Stunden, in gutem Humor

gemacht, und wenn ich dem Hörer Manches zu denken übrig lasse, so mögen die Andeutungen ja wohl auch mich selbst nach Jahr und Tag wieder neu an- und aufregen.

Sie geben der Köchin unter die Augen! — nickte Louise, als sie die Gemüse-Platte brachte.

Ich habe Sie heute sehr verkürzt — sagte der Gast. — aber der Gierkuchen liegt noch im Prospekt, nicht wahr?

Man verfügte sich gemeinschaftlich, Charlotte mit einer weißen Schürze angethan, in die Küche, die Ingredienzien wurden gemengt und von Louisen tüchtig gerührt. Richard schaffte kleines Holz herbei und wollte die beste Bereitungs-Art wissen. Der Mensch — sagte er in doktrinellem Tone — erschaut und lernt nur das auf was sein Sinn eine übrige Richtung hat. Außerdem ist er mit sehenden Augen blind, und so mit den übrigen Sinnen und dem Verstande. Das Interesse muß man schon zur Sache bringen, wie das Buch zum Buche. So glaube ich jetzt sachkundig an der rauchenden Butter wahrzunehmen, daß die Masse eingeschüttet werden kann.

Es geschah von Charlottens zierlichen Händen. Der Teig blähte sich auf. Louise ging ab und zu. Richard benutzte die Gelegenheit, die schöne Kuchenmeisterin zu

umfangen und das Prasseln des Eierkuchens seinen Küssen secondiren zu lassen

Es gibt im Menschenleben Momente, die, an sich nicht hochwichtig, doch unvergeßlich bleiben, weil natürliches Verlangen und Bedürfniß und ungezwungene Erfüllung sich die Hand boten und die Umstände eine gemüthliche Situation, wie ein malerisches Stillleben isolirt einrahmten — So dieses Küchenstück. —

Als das Gebäck fertig war und hoch aufgelaufen gelbbraun, auf der Oberfläche glänzend gekräuselt, schaumleicht, im Triumph auf den Tisch getragen und mit Zucker und Zimmt bestreut wurde, meinte Richard, daß selbst Herr von Hinnohr an dem Eierkuchen seine Freude haben, und das Ursprüngliche, Arthafte desselben anerkennen würde

Daß die Communion der Speise ihrer Produktion Ehre machte, versteht sich —

13

Als der Gast in Körper und Seele durchdringender Befriedigung fortgegangen war und Charlotte zur besprochenen Ausfahrt sich anschickte, konnte sich Louise

nicht entbrechen, über den Eindruck, den Jener seit seinem Wiedererscheinen auf ihren kennerischen Sinn gemacht, sich zu äußern. Sie verstand sich auf Zeichendeutung so gut als irgend eine Zofe, die sich über die geheimern Verhältnisse ihrer Herrschaft Combinationen sammelt und bildet. Seit jener Alpenreise war sie stille Beobachterin. Brief-Adressen sind Hauptfaktoren solcher Rechnungen.

Aber welches weibliche Herz drängt es nicht in Lagen, wie diejenige Charlottens war, zur Mittheilung? Da überdieß Mädchen und Weiber auch auf verschiedener Höhe der Bildung sich doch im Gefühl für das Leben viel ähnlicher sind, als Jünglinge und Männer, so haben auch Vertraulichkeit und Offenheit bei jenen eine viel nähere Brennweite, als bei Letztern. So war denn Charlottens Herzensstand Louisen kein Geheimniß. Darum entblödete diese sich nicht, über das Brüderpaar wie folgt, sich vernehmen zu lassen.

Ich habe eigentlich gegen den Herrn Bergrathe-Assessor keine Verpflichtung, ihn über seinen Bruder Carl zu stellen, denn wenn ich als Ihr Kammermädchen deren beiderseitigen Werth nach den mir erwiesenen Artigkeiten bemessen wollte, was doch ein sehr gebräuchlicher Maßstab wäre, so würde des lieben Sängers Wagschaale

besser ziehen, als des Assessors. Der hat nicht die geringste Freundlichkeit für mich übrig. Ich kann ihm noch nicht vergessen, wie er es mir auf der Schweizerreise gemacht. Sie wissen ja, — in Unterwalden, als wir an ein Stück ausgetretenen Sees kamen. Er trug Sie hinüber, mich aber überließ er dem Herrn Adam, der bei weitem nicht mehr so fest auf den Füßen war, und mich, als ich vor Angst in seinen Armen ein klein wenig zappelte, in's Wasser fallen ließ. Halbgebadet hatte ich noch den Aerger, von Ihnen Allen ausgelacht zu werden.

Ich will darauf sterben, daß mich selbst der Herr Graf nicht so im Stiche gelassen hätte. Er grüßt mich auf öffentlicher Straße freundlich; neulich stellte er mich sogar in einem Sackgäßchen, in das er sich wohl geflissentlich verirrt, und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Daß ich hübsche Geschenke von ihm zurückgewiesen, will ich nur gestehen. Es geschah freilich, weil Sie mir strenge untersagt, dergleichen von irgend Jemand anzunehmen.

Nun muß ich aber doch sagen, daß mir von Ihren drei Haupt-Verehrern der Assessor am besten gefällt, nämlich für Sie gefällt. Seit ich ihn nun wiedergesehen, kommt mir sein guter Bruder — er dauert mich — vor.

als wäre er noch nicht so recht fertig, nicht festgebildet und festgestellt, wie ein Mann. So ein hübscher Jüngling er ist, so hat er doch noch ganz kindliche Züge.

Er machte mir mit seiner übergroßen Liebe zu Ihnen immer Angst. Sein Ton zitterte, wenn er sprach. Er erschien mir, wie ein wankendes Rohr. Sein Bruder aber kommt mir vor wie ein tüchtiger Stamm, an den man sich lehnen, den man im Sturm fassen, hinter den man sich stellen kann.

Charlotte lachte über die Schwätzerin. Was gehen sich meine Sachen an? — sagte sie. — Mit imponirenden Dimensionen ist man selten gut bedient. Mir fällt bei Dir meines Vaters Buchbinder ein. Der las den Schiller und Goethe, dem Vater brachte er sie aber ganz verbunden. Er nahm einen Andern, der die Bücher nicht las, aber gut und hübsch einband. Unser Schlossermeister pflegte jeden sich zur Arbeit meldenden fremden Gesellen zu fragen: ob er auch gern Romane lese, oder ein Instrument spiele. Bejahete dieser es, so schickte er ihn sogleich wieder fort. Doch Du sollst mit Deiner Naseweisheit Recht haben. Carl ist gut, tüchtig, gemüthlich, treu, hoffnungsvoll, ein Werdender; aber Richard ist nicht minder gut, in seiner Sphäre wohl ebenso tüchtig und ein schon Gewordener, ein junger

Mann, wie es ſcheint von einer Zuverläſſigkeit, wie ſie in unſern Tagen immer ſeltener wird, und von einer Sicherheit und Selbſtſtändigkeit, die ſeiner künftigen Gattin zur Garantie dauernden Glücks gereichen.

Du lieber Gott! — rief Louiſe; — Sie haben wohl Recht, theures Fräulein! wo finden wir arme Mädchen in der verderbten Welt leicht einen ſo bewährten Mann, wie ich mir den Aſſeſſor denke, ja, wie er gewiß iſt! Denn wenn man ihn nur anſieht, möchte man ſogleich ſchwören, daß er keine falſche Ader, wohl aber ein Herz voll Muth, Treue und Beſtändigkeit habe. —

Wer unſern Geliebten lobt, der macht ſich bei uns wohl daran. So ſtark die Zuneigung iſt, ſo empfindet unſer Gemüth doch noch einen wonnevollen Zuwachs durch die Beſtätigung ſeiner Liebenswürdigkeit, durch die Sanktion unſerer Leidenſchaft.

Charlotte mochte ihr Glück nicht gern beſchreien; doch drängte es ſie, ihren Gefühlen vor der theilnehmenden Zofe Worte zu geben. Es iſt ſonderbar mit unſerm Herzen, — ſagte ſie. — Der Menſch gilt uns nicht nach dem, was er thut, was er ſpricht, was er vermag, nicht nach Alter, Stand, Würde, Ehre, Anſpruch und dergleichen; ſondern nach dem, als was er uns im Ganzen, gleichſam mit Einem Blick aufgefaßt, erſcheint, nach

ſeinem Total-Eindruck. In dieſem iſt ſein ganzer Werth für uns mit Einem Zauberſchlag aufgedeckt. Nicht etwa, daß ich mich in eine ſtumme Figur vergaffen könnte. Ach nein! Auch die ſchönſte wirkt noch wenig auf mich, und je älter ich werde, deſto weniger, wenn ſie nicht zugleich von der innern Harmonie, von der Wohlgeſtalt der Seele Kunde gibt. Ich muß Dir das mit einem Beiſpiel aus meinem Leben deutlicher machen.

Ich hatte als Kind, wo ich noch in den Anfangs-Gründen der Muſik war und allerdings mit allen vordringenden Kräften der Sinne und des Gemüths mich nach einem recht großen Vorbilde ſehnte, endlich das Glück, die Catalani zu hören. Mit welchem Herzklopfen harrte, ſpannte ich auf ihr Erſcheinen, auf ihren erſten Ton! Sie trat in den Saal, ſie begann; eine neue Welt der Töne that ſich mir auf; und nach einigen wenigen Takten war ſie mir die ganze große Sängerin, die vollendete, die oberſte Künſtlerin. Dieſer Moment ſtellte eine unverlierbare Geſtalt, eine Geſanges-Königin in mein Daſeyn. Ich würde ſie unvergeßlich heißen, und wenn ich nur dieſes augenblickliche Bild, dieſe wenigen Töne in mich aufgenommen hätte. Aber ihr ganzes Weſen lag auch in dieſem Erſcheinen, in dieſen Tönen, Alles Ein Fluß, Ein Guß

Wenn man von Menſchen ſpricht, die man anfangs gleichgültig, wo nicht mit einigem Widerwillen betrachtet, dann erträgt, gewohnt wird, dann achtet, dann gar liebgewinnt, ſo iſt das Alles recht und gut, aber es bleibt doch immer ein künſtliches Zuſammenrechnen der lobenswerthen Eigenſchaften, die um unſere Liebe markten. Ein rechter Menſch muß bei ſeinem erſten Auftreten ſchon ſein ganzes gediegenes Weſen klar und deutlich mitbringen; er muß ſich ſelbſt auf die Wage ſtellen, nicht ſeine Verdienſte um die Welt, um uns, nach und nach in die Schale legen.

Nun ja! — ſagte die Joſe ſchmeichleriſch, doch mit Ueberzeugung — das läßt ſich ja von Ihnen ſelbſt am richtigſten behaupten. Ich merkte ſtets, wenn Sie irgendwo das Erſtemal auftraten und ſich hören ließen, daß Ihnen alle Herzen zuflogen. Ich ſah es den Leuten an den Augen an. —

Du ſollſt mich nicht loben! — fuhr Charlotte die Schwätzerin gebieteriſch an, — wie wir pflegen, wenn Untergebene unſer Gebot wiederholt übertreten. — Ich habe Dir das ſchon oft geſagt. Wohl gebe ich mir Mühe; aber ich weiß am Beſten, was mir noch fehlt und wie ich nicht vermag, was ich zu leiſten wünſche. Zuweilen, wenn Alles ſo recht zuſammenhilft, mein

Organ, meine Stimmung, der Tag, die Umſtände, Zeit und Ort, das Publikum, das durch irgend ein Intereſſe gelinde erregt, doch nicht zerſtreut iſt, — dann wähne ich, es gelinge mir, was mir noch nie, was mir geſtern noch nicht gelungen, dann meine ich Alles, was ich je erlebt, erſtrebt, empfunden, theilnehmend und in eigenem Wohl und Weh, mein ganzes Leben und Seyn in meinen Ton zu legen, ſo daß Vergangenheit und Vorahnung mitklingen. Die Menge wird dann laut, ſie ruft, ſie klatſcht; mich befriedigt, mich entzückt das. Doch bleibt, wie bei allen Wonnen wohlerzogener Gemüther, der Rückſchlag nicht aus. Ich erkälte mich mit dem Skrupel wieder, ob es wohl ein Rapport der Kunſtſeelen geweſen, oder ob ſie bloß die Force geſchätzt, ob die ſchnelle Bewegung der Rouladen ſie zum Beifall fortgeriſſen. — Doch wir verplaudern die Zeit. Carl, der Kranke, erwartet vielleicht mit Sehnſucht den Augenblick, wo er wieder im Freien athmen darf. Der arme Jüngling!

Ja wohl der arme! — fügte Louiſe mitleidig bei und ging nach dem Kleiderſchranke.

Wunderlich' — dachte Charlotte unter dem Ankleiden. — Iſt es doch, genau betrachtet, immer der Menſch, der uns über Alles geht. So beim Fürſten,

Helden, Staatsmann, ſo beim bildenden, beim darſtellenden Künſtler, beim Dichter. Je höher unſere Achtung und Liebe, deſto größer unſer Verlangen an ihren Menſchen hin, unſer Wunſch der Näherung. Warum ſollte es nicht ſo ſeyn? Stammt doch aller Reichthum des Guten, Schönen und Großen, was ein öffentlicher Charakter leiſtet, aus einem noch viel reichern Leben. Auf dieſen Fonds, dieſen Naturboden möchten wir mit unſerer Kunde eindringen. — Der zähe Stoff der Welt hemmt mehr Gutes und Schönes, als er werden läßt; am Baume der Zeit fallen mehr Blüthen ab, als Früchte bleiben. Eine ſchöne Seele iſt immer noch ſchöner, als ſie in Aeuſſerungen und Handlungen ausprägen kann. Kein Geiſt hat ſich je ganz ausgeſprochen, wohl auch der heiligſte nicht. So ſchön ein geſchliffener Cryſtall glänzen mag, ſeine Urform vom Cryſtall-Gewölbe her iſt doch ſein wahres Weſen, ins Unendliche dieſelbe Form, mit welcher er aus der Gebirgskraft ſtammt.

14

Ein offener Wagen fährt den Berg-Abhang gemach hinan. Ein bleicher junger Mann ſitzt neben einer

blühenden Jungfrau, der ältere Bruder ihnen gegenüber. Der Jüngling breitet die Arme auseinander, als wollte er alle Frische der Herbstluft in seine Brust ziehen oder die ganze saftig begrünte Natur umher an sein Herz drücken. Mir ist unaussprechlich süß zu Mute! liebe Leute! — rief er aus; — süßer, als ihr Gesunden Euch denken könnt. Die gelinde Erschütterung bewirkt mir ein Wohlgefühl, das ich als eine behagliche Mattigkeit in jedem Gelenk empfinde. Die Gesundheit ist ein unschätzbares Gut, um der ganzen Welt gegenüber sich stark und kräftig zu fühlen; — aber in mancher Krankheit sind Nerven bloßgelegt, die für gewisse zarte Eindrücke der Natur einzig empfänglich sind. Wie jung, wie neu mich Alles anspricht! Noch nie war ich eine solche Reihe von Tagen zwischen Mauern eingeschlossen, und welche bedenkliche Tage!

Auch die Anfechtungen der letzten Nacht werde ich nie vergessen! Laßt mich reden! Besorgt nichts für meine Brust! Ich will es langsam und leise thun. Ich bin nicht ruhig, bis ich's vom Herzen habe; und Richard muß ja erfahren, was Sie Charlotte! wohl so gut wissen, als ich selbst. Bruder Richard wird nicht fragen, wie es kam, daß sich mein Sinn und Denken auf ein Wesen richtete, das ich schon als Kind

kindlich liebte und nun, wie hold entwickelt! unerwartet wieder fand, wie es kam, daß ich, täglich Zeuge seines künstlerischen Wirkens, seiner jungfräulichen Liebenswürdigkeit, mich immer mehr in dasselbe vertiefte. Für welche kleine, oft albernen Dinge kann der Knabe, der Jüngling, für welche bedenkliche, gefährliche der Mann leidenschaftlich werden, entbrennen! Und ich sollte es nicht für ein Wesen, bei welchem Natur und Kunst sich innig verbanden, mir unabwendbar, mit dem süßesten Zwange — (hier erstickten Thränen seine Worte) meine Ruhe zu rauben!

Wohl sagte ich mir, daß ich frevle, daß ein Anderer, und Wer? stärkere Rechte auf dieses Wesen haben möge. Aber wie ist doch unsere Phantasie unablässig und unwiderstehlich bemüht und geschäftig, schöne Verhältnisse in sich immer weiter auszubilden! Es dringt uns mit Allgewalt dahin, wo reicheres, reizenderes Leben blüht. Wie concentrirt sich all unser Streben auf das geliebte Wesen! Wie ziehen alle Linien des Empfindens und Wollens auf dasselbe hin! Wie nimmt all unsere Thätigkeit Kraft und Nerv aus dieser einen, innern Macht der wachsenden, endlich der ausschließlichen Zuneigung! Wir sind hocherhaben, jubelnd in ihr, durch sie — zerschlagen, todesbetrübt ausser ihr, ohne sie

Je näher ihr, deſto wonne- oder deſto ſchmerzensvoller Zuletzt mußten noch täuſchende Träume, Unglück verkündend, Möglichkeiten eröffnen. Doch davon jetzt nichts weiter!

So war es, ſo wuchs es, bis der früher Berechtigte erſchien. Sein Auftreten, ſein Anblick ſtellte ſich entſchieden zwiſchen den thörichten Wahn und die Wirklichkeit. Mit welchen Gewalten rang meine Seele, bis Mitternacht. Der vermegene Bau wankte, wankte bis er durch den Stoß der Ueberzeugung: Es iſt nicht möglich! in ſich zuſammen ſtürzte und zum Schutthaufen wurde.

Aus dem verzweiflungsvollen Schrecken, während deſſen ſich der Qualm des Einſturzes legte, ging ein Gedanke hervor, der mich ſchnell mit wunderbarer Kraft durchdrang. Du biſt es dem Allwaltenden und dir ſelbſt ſchuldig, dein Gefühl unter deinen Willen zu beugen. Wie du deine Hand ausſtreckſt, erhebſt du dich über die Umſtände! Sie ſind nicht dein gutes Selbſt, ſind auſſer dir!

Aus dieſer Erfaſſung meiner beſſern Natur ging mir eine ruhige Beſonnenheit hervor, eine Ahnung der Möglichkeit neuen Lebens. Der Ruf des Nachtwächters klang mir heller, es ging dem Tage zu. Wie dem

ſchlafloſen Patienten um dieſe Zeit die Endloſigkeit der Nacht erträglicher wird, ſo war mir Leibes- und Seelenkranken. Ich hatte mein Verhältniß bis zur Ermattung durchgedacht; die wirren Gedanken waren müde, länger zu ſtreiten, mein fieberiſch klopfendes Herz beſchwichtigte ſich. Ich entſchlummerte, ich ſchlief bis zum lichten Tage. Ein kurzer ſtechender Schmerz in meiner Seele beim Rückblick auf das, was ſich nun von ihr entſchieden losgetrennt, war beim Erwachen das letzte Opfer, das ich dem Geweſenen zu bringen hatte. Daß es nun mit dieſer Geiſtesrichtung Beſtand habe, hiezu müßt Ihr, liebe Seelen! treulich rathend, helfend eintreten. —

Die Beiden verſtanden ihn nur zu gut. Er war durch die Mittheilung erſchöpft, ſeine Kräfte hatten eben hingereicht, ſein Herz auszuſchütten. Er ſank an Charlottens Seite hin; ſie umfaßte ihn und legte ſein Haupt ſanft auf ihre Schulter.

Sie fuhren ſchweigend weiter. —

In dieſer Lage kam der Angegriffene bald wieder zu ſich. Er hob ſeine Augen zu ihr empor. — Ja, ja! — begann er; ſo iſt das Geſchick! — das Opferlamm wird liebevoll behandelt, mit Blumen bekränzt, — die Jungfrau, die man einkleidet zum ewigen Abſchiede vom ſchönen Leben, wird zärtlich umarmt und hundert-

sach geliebkost. Und doch! – wie glücklich fühle ich mich! Mein zerknirschtes Herz ist nur um so größerer Wonne fähig, wie man in der Wunde allein den Balsam am kühlendsten fühlt.

Richard reichte Carln die brüderliche Hand. Du wählest – sagte er – wehmüthige Bilder für deinen Gemüths-Zustand. Ich will eine Vergleichung aus dem hellen tüchtigen, aus meinem Reise-Leben nehmen. Denke dir einen Wanderer, der, durch gebietende Verhältnisse von der lieben Heimath weggeführt, auf seiner Pilgerschaft alle Gedanken und Erinnerungen auf sie zurück bezieht. Mit schwerem Herzen geht er seinem Bestimmungsort entgegen, um widerstrebend in neue Zustände einzutreten, denen er kaum genügen zu können glaubt. Noch auf der letzten Tagreise, ja in der letzten Stunde schaut sein Seelenauge stets rückwärts in Liebe und Sehnsucht; die alten, anmuthigen, gewohnten Bilder begleiten ihn heimwehweckend. Noch unter dem fremden Stadtthor denkt er an den Vaterort.

Nun steht er vor dem bezeichneten Hause, er tritt mit von Besorgnissen umnebeltem Sinn in den Kreis neuer Menschen. Aber die Physiognomie der Familie, der herzliche Empfang, die freundlich zutraulichen Gestalten umthun ihn wohlthuend an; sein Gemüth erleichtert sich,

Alles wird klarer, er freut ſich des neuen Berufes; was er für Zwang gehalten, iſt eine Erregung, eine Erweiterung ſeines Weſens, ein erhöhter Wirkungskreis.

Die Vergangenheit tritt vor dieſer ihm ſo heilſamen, ſeiner Entwicklung ſo nothwendigen Gegenwart in den Hintergrund zurück, erbleicht allmählig zur Vergeſſenheit und taucht nur als Ferne zuweilen in duftigen Tönen wieder auf.

So lieber Carl! wird es wohl mit dir und deinem Gemüthe kommen; ja ſchon heute, ſchon jetzt magſt du die heilſame Wirkung neuer Zuſtände empfinden. —

Unter ſolchem Redewechſel waren ſie auf die Höhe vorgerückt und erfreuten ſich nun der unbeſchränkt freien Umſicht, des Wechſels ſchöner Formen des tiefern Landes und ſeiner mannichfach abgeſtuften Farbentöne. Bald war man durch den Park bei dem fürſtlichen Jagdſchloß angelangt, das wir von vorigen Tagen her ſchon kennen. Obgleich einige trübe Erinnerungen an dieſem reizenden Aufenthalt klebten, ſo hatte doch Charlotte für ihre beiden Freunde denſelben zum Ziele des Ausfluges gewählt, da er, hoch und weithinſchauend gelegen, auch die Gemüther ſo ſtimmen konnte. Sie ahnte richtig, daß, wenn nicht der Grunton unſers Innern gar zu gewaltig alle ſolche Zuſtrömung ablehnt, das Gemüth

ein Reſonnanz der Auſſenwelt, ein Fortleiter ſchöner, heller Eindrücke werde.

Sie nahmen auf der Eſplanade des Schloſſes unter einem Schirm Platz und ließen ſich Erfriſchungen geben. Der ſchönſte Himmel wölbte ſich über ſie. In der höhern Luft zogen lichte Wolken gegen die ſüdliche Ferne hin. Charlotte erhob ſich, umlief die Eſplanade und blickte mit ſehnſüchtiger Erinnerung an ihre Heimath, an ihren Vater den ziehenden Dünſten nach und ins Weite hinaus. Wieder zu den jungen Männern tretend, erhob ſie die Hände und rezitirte mit überſtrömendem Gefühl die Verſe der Maria Stuart.

„Elende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, wer mit euch ſchiffte! —
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!“ —

Die letzten Worte brachte ſie nur weinend, ja ſchluchzend vor, eine Tiefe und Wahrheit der Empfindung, die wohl einer nachahmenden Künſtlerin nicht leicht zu Gebot ſteht. —

Wie man gern die Stellen wieder beſucht, wo man irgend etwas erlebt hat, und ſich hiebei des Einſt und Jetzt mit Intereſſe bewußt wird, ſo wandelte die kleine Geſellſchaft bald in den Schattengängen des Parks Charlotte erkannte, obwohl die Vegetation oft ſchnell ſich wandelt, jedes denkwürdige Plätzchen wieder. — Horch! da erhob ſich in der Ferne ein Jagdgetön

Man hörte Rüdengebell; Hörnerklänge durchdrangen nachhallend den Forſt; Schüſſe fielen

Charlotte fühlte ſich beklommen Nicht vergebens. Schon vernahm man männliche Stimmen, Jagdrufe. Sie traten auf eine kleine Freiung im Walde heraus, als kurz darauf mehrere Jagdliebhaber aus dem Dickicht gegenüber hervorkamen. Charlotte erkannte mit ihrem ſcharfen Auge ſogleich den Grafen mit einigen Cavalieren und zwei Jägern. Sie erſchrack in ihr Innerſtes hinein. Auch der Graf ward beim Anblick der drei Geſtalten, nur freudiger als ſie, betroffen; die Gruppen ſahen ſich bald das Weiße im Auge. Richard von ſeiner Freundin ſchnell unterrichtet, fixirte den jungen, ſchlanken Fürſtenſohn im wohlbildenden Jägercoſtüm mit beſonderer Empfindung.

Der Graf, im Gefühl ſeines Standes wenig genirt durch die Begleiter der geliebten Künſtlerin, deren Einen er als angehenden Sänger kannte, den Andern für einen noch problematiſchen Kunſtmann, etwa für einen ſogenannten denkenden Schauſpieler nahm, näherte ſich Charlotten und gab ihr ſeine frohe Ueberraſchung unumwunden zu erkennen.

Siehe da! — rief er ihr entgegen; — Wie reizend hebt ſich doch Ihre freundliche Erſcheinung an der grünen

Wand ab! Wie anmuthig ſtellt ſich Ihr holdes Weſen uns, die wir ſeit dem frühеſten Tage Schluchten und Walddunkel mit Mordgedanken durchwildert, dar! Wie traf's ſich nur ſo unerwartet, ſo überaus erwünſcht daß Sie uns hier begegnen müſſen!

Mit Antheil vernahm er die Veranlaſſung ihres heutigen Ausfluges. Eine flüchtige Reihe konnte er beim Anblick des bleichen Sängers doch nicht überwinden. Wir erröthen ja auch ob der uns beigemeſſenen Schuld, ja ſelbſt vor Solchen, die uns nicht verdammen, überhaupt bei jeder raſchen Frage an unſere Unbeſcholtenheit.

Doch mit ſchnell wiedergefundener Faſſung ſprach der Graf ſeine Erwartung aus, daß er ſie beim Jagdſchloſſe wiederfinden werde.

Das haben die Hohen vor uns Andern voraus, daß man den Wunſch, ihre Forderung abzulehnen, ſie weder durch Wort noch Miene merken läßt. — So mußte nun das Kleeblatt ſeinen idylliſchen Abend dieſem in mancher Beziehung zwangvollen Zuſammenſeyn zum Opfer bringen.

Sie fanden, durch die ſchöne Waldnatur nothdürftig wieder erheitert, die Jagdgeſellſchaft ſchon neben ihrem Tiſche gelagert und in der beſten Laune, wie ſich eine ſolche leicht unter jungen Männern einfindet, wenn ihr

ohnehin leichter Humor Gelegenheit erhält, ihre Perſönlichkeit einem anerkannt liebenswürdigen weiblichen Weſen gegenüber im beſten Lichte zu zeigen, auch wohl einander durch Ueberbietung in Artigkeiten und Witz in ihren Augen auszuſtechen.

Die Jäger des Grafen brachten kalte Braten von wildem Geflügel und einen Flaſchenkorb mit Champagner, der nicht geſchont wurde. Keine Weigerung galt. Das gehaltene Benehmen des ſich nie vergeſſenden Grafen hielt die ſich ſteigernde Jovialität ſeiner Gefährten in geziemenden Schranken. Es ging beſſer, als die jungfräuliche Künſtlerin beſorgte. Die lachluſtige Gegenwart verdeckte ihr das Bedenkliche, das in nächſter Zukunft ſich aufthun konnte. Der feurige Wein übte ſeinen unausweichlichen Einfluß, er commandirte die Stimmung, die ihm wohl, wie man bemerken will, zuweilen ſeinen Stachel nimmt. Man mußte ſprechen; man wollte ſich gegenſeitig mittheilen.

Der Graf, der ſtets mit richtigem Takt ablenkende Motive, neue Vehikel der Converſation einzuweben verſtand, ließ den Caſtellan die Säle und Appartements öffnen. Sie waren im frühern italieniſch-franzöſiſchen Styl, doch nicht überladen, ausgeſtattet und verziert, die Plafonds von guten Meiſtern der Mengſiſchen Schule:

die Stuckaturen mahnten noch an die Antike; manche trefflich gemalte Vasen verdienten genauere Betrachtung; in mehrern Zimmern hingen gute Gemälde von ältern Meistern.

Der Graf ließ sich's nicht nehmen, den Sinn der Deckengemälde, eine allegorisch mythologische Welt, mit Einsicht zu erklären. Von Nuditäten waren keine einem jungfräulichen Aug anstößige zu schauen. Es kam auf die Gesinnung an, mit der man sie im Ganzen betrachtete. In solchen Fällen wußte der Graf seinen Andeutungen den Anstrich heitern Ernstes zu geben. Sehen ja doch — brachte er unter Anderm bei, — unsere Kinder auch in Hübners biblischen Geschichten die bloße Natur, z. B. im Paradies und bekanntlich denkt man sich auch in unserer Religion Himmel und Hölle ohne Draperien.

Die Zier der Skulpturen war hübsch, frei, geistreich gemacht und gab zu allgemeinen Bemerkungen Anlaß. Es wird uns — sagte Richard — ordentlich wohl um's Herz, wenn wir einen Künstler in seinen kleinen Gestaltungen, wie hier überall umher, so sicher, so geschmackvoll, so abwechselnd walten sehen. In dieser Art und Kunst ist aus früherer, guter Zeit von deutschen und italienischen Meistern ein Reichthum ausgewählter Formen

auf uns gekommen, der wirklich Erstaunen erregt. Wir fangen erst seit Kurzem wieder von vorne an. Was sieht man nicht in gothischen und italienischen Kirchen und Palästen für eine überschwängliche Fülle der gediegensten Bildungen dieser Art!

Der Graf nickte bejahend und bestätigte es mit seinen eigenen Erfahrungen, wobei seine frühern ausgedehnten Reisen, seine Kenntniß vieler Städte auf eine ungesuchte Weise zur Sprache kam. Ich liebe — sagte er — solche bildhauerische Ausstattung der Räume; es ist ein nobler Schmuck! Wenn ich einmal Etwas baue, werde ich ihn auch anwenden lassen.

Ja wohl ein nobler Schmuck! — äußerte Richard betonend. — Man fühlt sich bei liebender Betrachtung solcher Gestalten, namentlich wenn sie kein geringerer Meister, als dieser, gedacht und gebildet hat, in einem leichtern, freiern Element, in einem engern idealen Kreise: man theilt mit ihm unwillkührlich das Kunst-Behagen, daß er sich nicht nur als einen Genossen dieser Halbgötter, daß er sich als ihr Schöpfer fühlte. Sehen nur Erlaucht sein Spiel mit den so reizend variirten Gestalten der Faunen und Nymphen! Wir staunen über die Sicherheit seiner Hand in Ausprägung dieser schlanken Formen.

Sie haben Recht! — fiel der Graf, dem Enthusiasmus des jungen Mannes sich bequemend, ein. — Er treibt gleichsam ein ergötzliches Spiel mit ihren kecken und doch so zierlichen Wendungen.

Spiel — fuhr Richard fort — soll alle Kunst seyn. Sie quält uns, wenn sie aus einer artistischen oder poetischen Selbstqualerei hervorging. Aber aus einem gemalen Aufgebot der edelsten Geistes- und Gemüthskräfte, und einer Tag und Nacht regen Thätigkeit soll sie stammen.

Dieser Künstler hat ohne Zweifel in seinen Studien das Schwerste geübt, um nachher das Schwere leicht zu finden, er hat zuerst in großen Maßstäben erfinden und bilden gelernt, um sich später in kleinern Dimensionen einig wechselnd und spielend zu bewegen. Was uns kleine Wunder dünken, das hat er organisch-gesetzmäßig gedacht und ausgebildet. Wie gerne verweilt man bei solchen Darstellungen, die zugleich willkührlich und nothwendig scheinen! Man sollte Aehnliches immer um sich, vor sich haben!

Der Graf erinnerte noch an die Schwierigkeit, einem so spröden Stoffe vergeistigtes Leben abzuringen.

Richard, nun schon im Zuge, konnte sich nicht entsprechen, diesem verbreiteten Ausspruch entgegenzuhalten.

daß er das Material für beinahe gleichgültig erachte. Ob Marmor, Elfenbein oder Holz — ſagte er; — Er; iſt ja ohnehin Fluß und Guß in die ſchon vorhandene Form; — ich halte jene nicht für ſpröder, als Alabaſter, Thon, Wachs. Wenn der Bildner die Geſtalt feſt ausgeprägt in ſeiner Imagination trägt, ſo iſt's wohl nur Sache der geübten Hand, ob er ſie in Marmor oder in Seife plaſtiſch darſtellt. Wo ich den Stoff für widerſtrebend und am ſchwerſten zu behandeln halte, das iſt in der Malerei.

Betrachten Erlaucht dieſe Niederländer! — Er führte den Grafen vor ein gutes Genrebild und ein daneben hängendes Blumen- und Früchteſtück. — Die ſchreienden ganzen Farben in dieſe naturgemäßen Lokaltöne zu brechen, daß täuſchend-wahres Leben ſich darſtellt, das halte ich für ein halbes Wunder. Welch' heimiſches Helldunkel der Bauernſtube! wie wahr die verblichenen Gewänder! wie treu die Gefäße! Dann hier der Saft der quellenden Traube, der Blumenſammt, der Schmetterlings-Flügelſtaub, der Pflaumen- und Pfirſichduft, der ſchillernde Opal der Fiſchſchuppen! Man begreift nicht, wie Menſchenhand dieß gemacht. Es iſt eine dem Künſtler wohl ſelbſt nur halbbewußte Combination, eine techniſche Analyſe des Unendlichen. — Und nun erſt die Großmeiſter

der Kunst! Diese Carnation, dieses vortretende und zurückweichende Leben der ausgedehnten Fläche, aus Nacht zum Licht! Diese Bewegung, dieser Ausdruck von Anbei! und Leidenschaft! Malerei ist mir das größte Wunder der Kunst!

Nun hatte aber der Graf nicht länger Lust, dem Gespräche zu folgen. Zulange war die schöne Kunst [illegible] worden, während ihr Begleiter eine andere Gesellschaft über die übrige, ja über alle stellte. Einlenkend [illegible] also mit einem Blick auf Charlotten die Frage [illegible], ob es denn nicht der darstellende Künstler sei, der die andern in sich vereinige und durch die Zuthat der höchsten sinnlich-geistigen Belebung noch weit überbiete.

Gewissermaßen allerdings! — versetzte Richard. — Aber Darstellung ist, gleich der Dichtkunst, mehr Genie und Eingebung, als Schule und Technik. Sie rückt weit mehr an Vorbildern, als an Lehrmeistern hinauf; da bei der Jüngling in ihr das Beste und Tiefste nicht lernen kann.

So ist wohl in jeder andern Kunst auch, — unterbrach ihn der Graf.

Wohl! — aber Darstellung ist Ausbildung eines Talents, das unzählige Menschen als Naturgabe in sich

nagen, nur nicht in Eminenz. Gelernt muß im Leben Alles werden; unſere ganze Erziehung, unſer ganzes Leben iſt Uebung. Gelenk-, Gewandt-werden in allen Regungen und Bewegungen des Leibes und der Seele. Erhebung des Inſtinkts, des Unbewußten zum Bewußtſeyn und Steigerung des Bewußten wieder zum höhern Inſtinkt und Bewußtloſen. Denken wir an einen Clavier-Virtuoſen, an einen Liszt. Die Paſſagen — Sehen und Spielen — iſt bei ihm Eins. Was weiß er hiebei von der unendlich complizirten Muskelbewegung? Dem Darſteller wird ein Charakter zur Eingebung: er tritt belebt vor ihn, wird ein Gebild. Der Habitus, die Mimik und Bewegung, die feinſten Charakterzüge, die Betonung, ſie alle ſtammen aus Gemüth und Geiſt, ſind Eingebung, aus ſeinem Leben ungeſucht erſtehend. Wir Alle leben ja tauſendfach in Andern, wir ſehen und hören ſie mehr als uns ſelbſt. Der Meiſter identifizirt ſich mit dem gegebenen Charakter und wird um ſo belebter, wahrer, je mehr ihm aus ſeinem Anſchauungskreiſe dieſer Typus erſteht. Was er ſtudiren heißt, iſt eben dieſes Eingehen des Ichs ins künſtleriſche Du bis ins kleinſte Gethei der Erſcheinung.

Man kann Nichts darſtellen, was man nicht erlebt hat.

Und Sie nennen dieß Alles nicht Kunst? — fragte der Graf.

Was ich an der Kunst, der Schule abziehe, — erwiederte Richard — das lege ich der Natur zu, der Gabe, dem Genie, in Andern zu leben, das Nachbild bis zur plastischen Darstellung zu beleben. —

Und wer wäre Ihnen nun der größere Künstler? —

Die verschiedenen Künste nach ihrer Geltung und Höhe zu klassifiziren, geht nicht wohl an. Sie sind in verschiedener Bedeutung unvergleichlich, ihre höchsten Blüthen unübertrefflich.

Der größte Künstler seines Fachs möchte wohl immer derjenige seyn, der das reichste und umfassendste Leben mit der größten Wahrheit darzustellen vermöchte. Je größer der Mensch im Künstler ausgeprägt ist, desto größer, nemlicher der Künstler selbst, ebenso der Dichter, und warum nicht auch der Staatsmann, der Held, der König? —

Sie sind wohl selbst Künstler? —

Keineswegs! — Euer Erlaucht wissen zu gut, daß es einen Dilettantismus gibt, der oft sehr nahebin an die Fachkunst reicht, ja daß ein Gebildeter je nach Hang, Liebe, Beobachtung und Denkvermögen in die unendlich vielseitige Kunst bis auf eine gewisse Tiefe eindringen

kann. Ich denke gewiß nicht an mich ſelbſt, aber es gibt Kunſtkenner, Kunſtgelehrte, mit denen ſich nur die Gebildetſten unter den Künſtlern meſſen können, ja die ſie, an ihre Sphäre gebunden, auf ihr Genre fixirt, an Umſicht nur ſelten erreichen. Damit will ich nicht ſagen, daß der Fachkünſtler nicht ſtets Etwas voraus hat: namentlich wird wohl in der bildenden Kunſt die Technik ſelbſt nur von der praktiſchen Thätigkeit, verſteht ſich nicht von der im Gildemantel ſich brüſtenden Stümperei recht durchſchaut —

Die Cavaliere bewegten ſich ungeduldig; ſie räuſperten ſich, flüſterten ſich zu und blickten ſeitwärts durch die hohen Fenſter hinaus auf die Esplanade, wo die Flaſchen ſtanden, die ihnen zu winken ſchienen. —

Wir haben — ſagte der Graf lächelnd — mit unſern neſſünnigen Unterſuchungen einen Labetrunk verdient. Kommen Sie, liebe Freunde allerſeits! wir wollen uns letzen! Der Korb muß geleert werden!

Niemand durfte ſich entziehen. Selbſt Carl mußte es wagen, nur immer nippend einen Kelch zu trinken.

Man lieſt von kleinem Gevögel, welches, von einer Klapperſchlange angeſtarrt, wachſend ängſtlicher wird und, vor Bangen nicht im Stande zu fliehen, dem Unthier endlich in den offenen Rachen flattert. So ungefähr war

die Sängerin mit dem auf sie lauernden Grafen daran. Sie konnte nicht mehr ausweichen und fühlte sich wie von seinen Blicken gelähmt.

Die Cavaliere haben recht gut in die Sache hinein und gönnten Charlottens Gefährten eine Lektion. Graf Albert — flüstert Einer den Andern zu — badet die Tritonen in Champagner, um das reizende Meerfräulein als Nereus wegzuführen.

15

Dem Erlauchten entging Nichts. Eine dunkle, goldbesäumte Wolkenbank hatte sich über den Westen hingelagert, die weithin die Niederung beschattete. Hinter ihr stand zum Niedergang sich neigend die Sonne. Das so gewonnene Licht überfloß den ganzen Horizont und seine Höhenzüge mit den zartesten blaulichten Tönen und zeichnete sie in den klarsten Umrissen, während das Auge im halbdunkeln Vordrunde sich für diesen Hintergrund stärkte.

Wir müssen hinauf auf's Belvedere! — rief der Graf. — Der Castellan soll aufschließen und den Tubus rüsten! — Wir werden bei solcher Beleuchtung bis an

das ..ſche Gebirge hin ſchauen und wohl ſelbſt Schlo-
ſer und Ruinen darauf erkennen. Ich weiß ihre Lage
genau'

Neue Umſchlingung' neue Beſorgniſſe! Doch der
gleißenden Schlange war nicht zu entfliehen.

Der Graf flüſterte ſeinen Genoſſen Etwas zu, nahm
die Künſtlerin bei der Hand und führte ſie durch den
Salon der Treppe zu. Die Jagdfreunde folgten; das
Brüderpaar ſtieg langſam nach. — Was mochte die
Cavaliere ankommen? Sie machten allerhand alberne
Späße, neckten einander, ſahen aus einem ovalen Hoch-
licht in den Saal hinab und ließen Witze über die
olympiſchen Götter fallen, die ihnen jetzt ganz nahe
waren und Anſpielungen zum gegenwärtigen Moment dar-
boten; dann blickten ſie aus den Treppenfenſtern in die
Landſchaft hinaus, und prieſen die Schönheit der Natur,
nach der ſie nichts fragten, citirten Goethes Verſe über
das Dörfchen mit dem ſpitzen Thurm und dem Wirths-
haus ſonder gleichen. Auch die kunſtreiche Architektur
der Kuppel gab ihnen Stoff zum reden und Gelegen-
heit, die Brüder aufzuhalten.

Mittlerweile war der Graf mit ſeiner ſchönen Beute
die Stufen hinaufgeeilt. Als er ſich hinlänglich von
den Nachkommenden entfernt glaubte, umſchloß er ſie

mit Allgewalt. Wer iſt der Fremde? — fragte er aufgeregt. — iſts ein Künſtler? — Nein! — erwiederte die Erſchrockene, ſich ſeines Antrages kaum Erwehrende. Sie nannte Richards Namen und Stand.

Was iſt er Ihnen? Verwandt? Freund? Mehr als Freund? — Ohne Rückhalt, theure Charlotte! Ich will, ich muß es wiſſen!

Es iſt mir ein treuer, ein lieber Freund!

Nur weiter, weiter! Iſts damit zu Ende? oder was ſoll es werden?

Graf Albert! — bat Charlotte — um Gotteswillen! ſtören Sie unſer ruhiges Verhältniß nicht. Es iſt rein, wie der Himmel. Richard iſt — mein Verlobter!

Teufel! — rief der Graf höchſt betroffen. — das kann nicht ſeyn, kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn!

Du gehörſt mir, Engel! — Ich laſſe Dich nicht mehr! Es wird ſich wohl finden, wird ſich geſtalten daß Du beruhigt wirſt! Laß mich nur gewähren! Nur jetzt kein Hinderniß, keinen vorgeſchobenen Bräutigam, keine Verſtändigung!

Uns verbindet ein heiliges Band! — ſagte die Beſtürzte unter Thränen. — Es iſt nicht von geſtern und heute, daß wir uns kennen und — gegenſeitig im Herzen tragen.

Der Graf betrachtete die trauernde Geſtalt, die er mit Kraft in ſeinen Armen hielt und ſie dünkte ihm noch ſchöner, als je auſſer und auf der Bühne. Es war kein theatraliſcher Moment. Dahin reicht keine Darſtellung.

Himmelskind! — rief er auſſer ſich; — ich kann nur, ich kann Dir nicht helfen! Das iſt wohl auch ein ſchönes Band, das uns umſchlingt, wenn ich Dich liebend umfange!

Charlotten trübten ſich Blick und Bewuſtſeyn. Sie fühlte ſich von ſeinen Armen unwiderſtehlich umflochten, fühlte brennende Küſſe auf ihrer Wange, ihrem Mund und ward halb unmächtig vor Schrecken. —

Die lachenden Stimmen der Jagdgenoſſen erklangen aus dem Kuppelgewölbe herauf. So gut ſie ihrem hohen Gönner zu lieb ihre Sache gemacht, ſo kamen ſie doch dieſem, der gern den Moment verewigt hätte, viel zu bald. Er ſchob die faſt Willenloſe die wenigen Stufen zum Belvedere vollends hinauf. Sie hatte kaum Zeit, hier auf freier Höhe wieder zu ſich zu kommen. Vom Ueberdrang der Empfindungen und wirren Gedanken ſtumpf lehnte ſie ſich an das eiſerne Geländer und ſtarrte ſinnlos in die unendliche, verſchwommene Ferne hinaus.

Richard, der Führer seines angegriffenen Bruders und mit diesem beschäftigt, dachte an nichts Schlimmes. Beim Heraustreten auf die weithinschauende Warte regte sich in ihm gleich der Erkundige. Mit schnellem Blick überschaute er das Vortreten der Höhenzüge der Nähe, die Stellung der Hügel, die Auswaschungen, die Bildungen der Gegenströmungen urweltlicher Gewässer, dann orientirte er sich in den Gebirgszügen der Ferne, die seinen innern Sinn in noch weiter entlegene Regionen leiteten.

Unterdessen hatte sich der schnurrige Castellan an die Junker gemacht und ihnen von den Vorzügen des weitragenden Tubus vorgesprochen; er richtete dann das Instrument auf verschiedene hohe Punkte und während der Graf die Sängerin nach ihnen hinschauen ließ, flüsterte der Schloßvogt Jenen auf der Seite Anekdoten von Beobachtungen und Wahrnehmungen zu, die ganz für solche junge lose Herren berechnet waren und diese um so mehr lachen machten, als sie nicht nur an das Unglaubliche gränzten, sondern meist optisch unmöglich waren.

Die Gesellschaft sah nun wechselweise nach Allem, nach Ferne und Mittelgrund. Carls Gemüth that die freie Umschau an Leib und Seele wohl und er dachte

daran, wie er nahe dabei war, dieses heitere Leben auf dem Erdplaneten mit einem andern unbekannten zu vertauschen.

Der Graf erwies sich sehr lokalkundig und hatte oft den etwas verwirrten Castellan in seinen Angaben zu berichtigen. Charlotte war mit diesen Sehenswürdigkeiten übel daran: ihr Sinn und Seelenauge ward immer nach innen gezogen. Richard fragte nicht viel nach den mit Anstrengung aufgestöberten fernen Punkten, nach hochgelegenen Wallfahrtskapellen, nach Bergschlössern, hohen Linden und dergleichen. Ihn beschäftigten mehr die Bildungen der Nähe in geologischer, wohl auch in pittoresker Hinsicht, als wirksamer Vorgrund.

Charlotte hatte nur Einen Gedanken: Fort! fort aus diesen Banden! — Nur das sah sie, daß die Sonne in herrlicher Pracht unterging und wie das dunkle Gewölk der Hinabgesunkenen goldbesäumt nachglühte.

Man schied von dem Belvedere — und bald auch von dem Lust-Schlosse. Möchtest du — dachte Charlotte — deinem hohen Vetter mehr ein solches seyn, als mir!

Der Graf hob sie mit einem durchdringenden, ihr aber unverständlichen Scheideblick in ihren Wagen. Richard hatte sich immer passiv verhalten. Wo er keinen

seinen Poren hatte, war er sehr vorsichtig, mehr beobachtend als handelnd, oft bis zur Thatlosigkeit. Den Cavalieren machte so ein Verhältniß Spaß. So ist's recht! — sagte Einer im Hintergrunde der Gruppe. — Der Gemahl hat den Vortritt. Selbst bei der Taufe des Erstlings muß der Vater dem Herrn Gevatter zurückstehen. — der Papadatschi! — Sie lachten ziemlich ungenirt.

Im Wagen wurde wenig gesprochen. Die drei guten Leutchen fühlten wohl, daß sie da droben in eine falsche Stellung gekommen waren, der sie doch nicht hatten ausweichen können. Es gibt Lagen, worin der beste Mensch in seiner Geltung nothwendig und sichtbar herabgesetzt wird, während sein moralischer Werth derselbe bleibt, ja vielleicht noch steigt.

Eine Braut kann ihren Geliebten vor dem Höchsten sich demüthigen, im Gebet knieen sehen; er wird ihr lieb und schätzbar erscheinen; aber wenn er vor einem Vornehmen, Mächtigern sich bücken, zurückstehen muß: so schadet es ihm, und wenn er sich noch so würdig dabei benimmt. Der Stand imponirt. Hätte Richard auf dem Belvedere seinen wissenschaftlichen Blick geltend machen dürfen, so hätte er es dem Grafen abgewonnen und wäre als der Größere erschienen.

Fort! fort aus dieſem Element! — rief's in Charlotten. Endlich brach ſie das Stillſchweigen und ſie ſprach es bewegt aus. Von dem Vorgang im Schloſſe ſchwieg ſie. Was ſollte ſie ihren Freund beunruhigen? Glück genug für ihn, daß er, wie es ſchien, keinen Verdacht geſchöpft. Sie war ja rein. —

Das Geſpräch kam auf die bedenkliche Stellung der darſtellenden Künſtlerinnen überhaupt. Richarden lag es nun doch näher als früher, darnach zu fragen, wie ſich ſeine Freundin durch Zudringlichkeiten und Verſuchungen durchgeholfen. — Ich kenne das läſtige Volk flammender Verehrer der Künſtlerinnen, — ſagte er — die Inſolenz ihrer Huldigungen, die doch am Ende auf eine ſittliche Herabwürdigung derſelben losgehen. Ueber die Gunſt und Herablaſſung der Vornehmen habe ich mir eine Maxime gebildet. Sie bezeugen ſich höflich, zuvorkommend, wenn ſie Bildung, Unterhaltung, Neigung, Genuß bei uns ſuchen. Sie ſteigen zu uns herab, wenn ſie uns brauchen; aber ſie lehnen uns ſtolz und kalt ab, wenn wir uns in ihre Sphäre erheben, uns ihnen gleichſtellen wollen. — Wie ging es Ihnen, gute Seele! mit den zudringlichen Beſuchen, den Couliſſenſtebereien, den bedenklichen Einladungen?

Wie ich durchkam? — erwiederte Charlotte —

Ich ließ mich vor lästigen Visiten verläugnen. Meine einsichtig schlaue Zofe hatte darin einen wahren Hoftakt. Ich duldete keine Begleitung; doch ja, eine aufgenöthigte habe ich noch zu gestehen. Ich ließ mich in möglichst wenigen musikalischen Soireen sehen und hören; ich lehnte Coulissen-Gespräche entschieden ab.

Wenige Künstlerinnen Ihrer Art — sagte Richard, und drückte Ihr mit Wärme die Hand — haben so strenge Grundsätze.

Grundsätze! — fiel ihm Charlotte lächelnd ins Wort. — Siehe da! daran habe ich noch nie gedacht, ob ich Grundsätze habe. Vielleicht folge ich ihnen unbewußt nach dem Gefühl des Augenblicks. Wehe dem Mädchen, wehe der Künstlerin, die sich bei Versuchungen und eigenen verbotenen Neigungen nach Grundsätzen umsehen muß. Der Himmel steh' ihr bei, daß ihr Herz oder Naturell nicht auch plausible Ausnahmen von solchen strengen Sittenregeln auffinde! Unser Geschlecht, das nichts weniger als doktrinelle, muß eine innere Scheu, ein angeborner Stolz behüten. Schon als Kind, im gottesfürchtigen Element meines älterlichen Hauses herangebildet, glaubte ich zu ahnen, zu was ich geboren und dereinst bestimmt sein möge. Diese Bildung, dieses ernste Ziel im Auge blickte ich über alle Niedrigkeiten und

Versuchungen gefahrlos hinweg. Wer nur immer weiter und höher will, der läßt sich auf dem Wege durch keine Lockungen aufhalten. Darum fühle ich auch so ein inniges Bedauern mit Kindern, die in einem lockern, häuslich unsittlichen Element aufwachsen. Das machte mir schon manche Skrupel. Werden sie nicht fast nothwendig schlecht? Wird Gott ihnen ihre Verirrungen strenge zurechnen? — Ich mache mir über meine Conduite keine Complimente. Wer begeht nicht allerhand Thorheiten? Wer ist nicht leichtsinnig, eitel, irdisch? — Es gibt dicke, gelehrte Bücher über die Moral. Ich meine, das könne man in wenig Worte fassen. Seine Bestimmung kennt schon das junge Gemüth. Das Gewissen heißen Viele eine dunkle Stimme, wie ein geheimnißvolles, warnendes Orakel. Das mag in besonders kritischen Fällen so seyn. Es gibt aber noch ein Gewissen, das uns nicht nur sagt, was wir im Moment thun oder lassen, — sondern was wir im Ganzen seyn und werden sollen. Es ist der reine offene Blick ins Leben, das im Großen immer aufs Wohl der Menschheit geht, der Blick auf unsere Erziehung und Zubildung hiezu. — Da hielt ich mir dann vor: Bringe der Zukunft die lockende Gegenwart zum Opfer! Denke an deinen Lebensberuf! Vertage dein Gelüsten! Beherrsche den

Augenblick, die Ahnung! Entbehre, um diese immer lieber zu genießen!

Carl, in einem weichen Gemüth von diesen Aeußerungen lebendig ergriffen, umfaßte die Aeltern mit brüderlichen Zärtlichkeiten und drückte ihr mit gerührtem Blick die Hand. Richard, hocherfreut über die Klarheit seiner Einsichten, empfand die Bestätigung seiner glücklichen Wahl mit inniger Befriedigung. „Helle, fromme Seele!“ — rief er; — „Du hast den Inbegriff der weiblichen Moral in kurzen Worten ausgesprochen!“ —

16

Ueber das Gartenfest haben wir wenig zu berichten. Richard hatte Charlotten noch gar nicht singen hören. Warum doch! Sollen wir etwa an jenen englischen Sonderling von Kunst-Enthusiasten denken, der nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Rom das großartigste Bild von Raphael, seine Verklärung, nicht früher sah, als an dem Tage vor seiner Abreise?

Bei Richard ging es natürlich zu. Der unbestellte, der Gesang will einen gewissen Distanzpunkt. Einsame Sehnsucht, Verlangen, Sehnsucht, Hoffnung, deuten auf

ein Fernes in Raum oder Zeit. Man singt, was man nicht hat. Aber Charlotte hatte ihren Richard, sie standen sich nahe, zu nahe fürs Lied. — Sich profaniren? — Wie hätte sie das können! So entbehrt oft aus einer gewissen ästhetischen Verschämtheit der Nächste das Nächstliegende, um was ihn die ganze Welt beneiden zu müssen glaubt. So ist gewöhnlich die eine Ehehälfte die letzte Leserin der Poeme der andern Hälfte. Doch es war ja nur aufgeschoben, ihm aufgehoben.

Hier im überfüllten fürstlichen Prunksaale vernahm Richard die geliebte süße Stimme nach Jahren das erstemal wieder, und in welcher glänzenden Fülle, in welcher Kunst-Vollendung! Eine recht vornehme, strahlende Versammlung voll doch wohl dem Begriffe nach die Natur von der Seite des höhern, feinern Kunstsinnes repräsentiren. Man war doppelt empfänglich, da es der erste Musikgenuß seit dem Theaterbrande war. Und hörte man nicht auch den Abschieds-Gesang der allgeliebten Künstlerin, die man vielleicht auf immer verlor?

Die lauten Huldigungen thaten dem Assessor unbeschreiblich wohl; im Hintergrunde verborgen, unbekannt konnte er sich daran ganz rein und unbeschrieen freuen. Jetzt erst fühlte er recht lebendig, daß er den würdigsten Bund geschlossen, daß ihre Stellung der seinigen nicht

den mindesten Eintrag thue, ja daß Beide für die Zukunft eine in mancher Beziehung erwünschte Doppel-Basis bilden.

Er hatte vor seiner Abreise von Berlin wegen Charlottens Engagement vorläufig Erkundigung eingezogen und erwünschte Anerbietungen für sie übernommen.

Charlotte, um deren Vortrag sich wohl eigentlich das ganze Hofconzert drehte, hatte, nach Entfaltung ihrer Kunst in allen Höhen und Tiefen des Gefühls, der Leidenschaft, auf ausdrückliches hohes Verlangen auch wieder einige einfache Lieder vorgetragen, darunter Eines, das den lauschenden Richard auf den Rigiculm zurückversetzte. Erinnerungen zu wecken, das gelingt der Musik am schnellsten, sichersten und schönsten. Welche zarte Aufmerksamkeit für ihn?

Der letzte Moment brachte den Rapport der Versammlung mit der Person der Künstlerin recht zur Anschauung. Richard bemerkte nur zu gut, wie viele Augen, theilnehmend, feurig, gerührt beim Abgehen sich auf Charlotten richteten, an ihr hängen blieben, wie manche Häupter grüßend nickten, wie manche schöne weibliche Hand ihr einen Scheidekuß zuwarf.

Der erste Kammerherr hatte Charlotten schon vor dem Anfange des Conzerts einen Wink gegeben, daß der Fürst einen persönlichen Abschied von ihr erwarte.

Sie war weit weniger befangen, als das erste mal, — auch der gnädige Herr ſchien eine früher an gedahnte vertrauliche Herablaſſung jetzt mit in Rechnung zu nehmen. Der unglückliche Theaterbrand diente zu Einleitung des Geſprächs.

Kann Sie nicht zurückhalten! — ſagte er dann. Anderwärts wollen ſie auch Schönes hören. Aber möchte wohl Charlotte Bager wiederſehen. Nicht wahr? Wiederkommen! — Bald! Hören Sie! Bald! — Wunderlich mit dem Leben! Altwerden! Dumm Zeug! Geht ſo ſchnell! War erſt noch, meine ich, jung, roth, blond, munter! — (Der Fürſt lächelte wehmüthig.) — Und nun alt, bleich, bald grau! Kein Springinsfeld mehr! — Muſik, Geſang. Ihr Geſang erweicht mein Gemüth, weckt Vergangenheit, deutet in die Zukunft, führt mir Hoffnungen, goldlockigte Kinder, vor's Auge. Hoffnungen! Was ſoll ich denn hoffen! — Sie reiſen! Wohin reiſen Sie?

Charlotte nahm keinen Anſtand, dem Fürſten zu eröffnen, wohin ſie ſtrebe, ohne jedoch der Beſeſtigung ihres Schickſals, von der er keine Ahnung haben mochte, zu erwähnen.

Möchte auch reiſen. Iſt aber umſtändlich! kein rechter Wenn für mich. Als Prinz bin ich viel gereist, auch

in den Bergen zu Fuß gewandert. Man kommt so davon ab mit den Jahren: von Vielem! — Alt werden! Dummes Zeug! Man sollte sich nicht so gefangen geben. Will's noch einmal versuchen: wieder jung werden, jung sein!

Der gute Herr lächelte heiterer, als vorhin, wie verjüngt durch diesen vielleicht nur phantastischen Entschluß.

Charlotte wagte es, den Fürsten in naiven Ausdrücken daran zu erinnern, daß er ja noch keineswegs doch bejahrt sei, alt erscheine, daß er sich nur mehr Erholung, Zerstreuung, mehr Naturfreuden gönnen möchte. Sie that dies, ermuthigt durch sein ganzes Wesen mit dem [illegible] Blick, wie etwa eine liebende Tochter ihrem [illegible] zugeneigten Vater zusprechen würde. Diese kindliche Seelenwelt war ihm ein neuer, lang entbehrter Klang, der ihn wunderbar bewegte. Er ergriff ihre Hände und hielt sie schweigend in den seinigen.

„Gute, liebe Kinder!" — rief er mit Thränen im Auge, — „ein großer Schatz! Sie erhalten uns jung. Waren mir nicht beschert. Eine Tochter! — Vieles wäre anders, Alles schöner! — Ja ja! ich merkte wohl. Das Lied vom Ritter und der Maid, in der er seine Tochter fand, war mir zugesungen. Nicht wahr? Ja ja! War gewesen! Hat mich sehr gerührt!

Charlotte sah wie der Fürst solchen Gedanken nachhängend immer weicher wurde. Sie dachte an Abschiedsworte, in Danksagung für seine Huld und Gnade gehüllt. Er ließ aber ihre Hände nicht los, und als sie nun endlich doch, weil er an das gewohnte Zeichen der Entlassung nicht kam, sich verbeugen wollte, vergaß er so sehr alle Gesetze der Hofetiquette, daß er das hocherröthende schöne Kind an seine Brust zog und zuerst auf die helle Stirne küßte, dann aber sich das Recht eines liebenden Vaters gegen seine geliebte Tochter herausnahm, dem sie sich aus Ehrfurcht und Mitgefühl nicht entzog.

Der Fürst schien nach diesem Moment seltener und freilich ganz irregulärer Herzlichkeit wie aus einem süßen Traume zu erwachen. Er stand vor der Actrisse wie um zehn Jahre verjüngt, gleichsam als wäre ihm ein unverhofftes Glück geworden, oder als hätte er eine gute That gethan.

Wie anders ist doch das Verhältniß der Hingebung und Herzlichkeit zwischen dem bejahrten Mann und der Jungfrau, als zwischen der Matrone und dem Jünglinge!

Sprechen konnte der gnädige Herr so wenig als die Künstlerin. Nur Ein Wort wiederholte er mehr

mals. Auf Wiedersehen! Verstanden? Auf Wiedersehen!
— Es klang noch in ihren Ohren nach, als sie die Marmortreppe hinab- und dem Hofwagen zueilte, der sie nach Hause bringen sollte. —

Des andern Morgens trat der Capellmeister Kastin in ihr Zimmer, blieb mitten darin stehen und rief nach seiner gewohnten enthusiastischen Weise: Zum Verzweifeln! rein zum Verzweifeln! Ich weiß Alles! Sie werden uns entführt! Sie gehen nach Berlin! Man erwartet Sie in Berlin! Ich seh' es schon kommen! Sie bleiben in Berlin! Sie sind in Berlin so gut als angestellt! Man schrieb mir von da. Ja, ja! Sie kehren nicht wieder! Ich glaubte schon, wir werden Sie beim Wien behalten können. Ich lag dem Intendanten in den Ohren. Er übernahm seinen Herren von den furiosen Ausbrüchen der Madame Brandel und versprach Rath zu schaffen. Man gibt jährlich jämmerlich viel Geld für Mittelmäßiges, Verbrauchtes, Abgenütztes, Uebertünchtes aus, warum nicht vollends ein Paar tausend Gulden mehr für etwas Rechtes! Das Rechte, das wahre Schöne macht vieles Mittelgut entbehrlich, macht das Schlechte unausstehlich.

Und nun meine Dyer, mein armes Schooßkind! Was soll aus ihm werden! Denken Sie ums Himmels

wollen' am Tage des Brandes hatte ich die Partitur im Theater, um durch den Regisseur eine genaue Correktur der Stimmen besorgen zu lassen. Aber welcher Genius lenkte meinen Sinn' Ich hatte keine Ruhe; es war wie Ahnung. Schon auf der Treppe lief ich noch einmal in die Garderobe, nahm den dicken Band unter den Arm und brachte ihn nach Haus. Wie war mir, als der Feuerlärm losging! Gott verzeihe mir, daß ich neben dem Jammer immer an meine gerettete Oper dachte! Aber was mache ich jetzt? — Doch es ist schon ein Plänchen fertig, eine heitere Aussicht. Die muß ich immer haben, wenn ich ein rechter Mensch, das heißt: ein musikalischer Mensch seyn soll. Ich schicke sie nach Berlin. Sie wird angenommen, ausgeschrieben, einstudirt. Ich komme hin; ich dirigire sie selbst. Sie brauche ich um Nichts zu bitten. Ist ja das Beste darin in Ihre schöne Seele und Himmelskehle hinein gedichtet. Durch Sie steht oder fällt mein Werk. Erregen Sie mir keine Zweifel! Ich muß diese Aussicht haben, sonst bin ich ein gelähmter, ein geschlagener Mann.

Und nun Adieu! Adieu! A propos! Am Sonntag singen Sie noch einen Psalm von Marcello. Nicht wahr? Mein Gott! Diese Psalmen gehören nun, durch Sie verwaist, auch unter meine Schmerzen. Adieu!

Er zerdrückte Charlotten die Hand so feurig, daß sie aufschrie, küßte diese dann emphatisch und stürmte fort.

Es ward verabredet, daß die Verlobten sich von Carl gewissermaßen ohne Abschied trennen wollten und Frau sollte ihre Abreise am nächsten Sonntage nach dem Gottesdienste stattfinden. Charlotte wollte einen Psalm von Marcello, Solo, mit zum Zweigesang einfallendem Tenor, singen, dann von der Orgel weg mit Richard in den Reisewagen steigen. So hatte Carl es sich gewünscht, angeordnet, daneben aber es sich nicht nehmen lassen, das Erstemal wieder den Gesang zu versuchen, obwohl der Arzt [illegible] gerade die Worten ihm abgerathen. „Ich will ja nicht die Kirche mit meiner Stimme unterhalten", sagte er, „ich will nur an diesem Ein[illegible] und zehren. Marcello's wie vom Gottesgeist eingegebene Gesänge habe ich erst dann recht verstanden, als ich sie in großer Anfechtung hörte. Sie lösten mein Wesen und der stockende Schmerz thaute in wohlthätigen Thränen nieder. Ach warum muß es übergroßes Leid in uns geben, wenn wir gewisse Musik und Poesie recht fühlen sollen? Oder fühlen wir dann etwa nur unser Weh und nicht eigentlich sie? Doch nein! Sie finden die verwandten, innig mitbebenden Saiten in uns. — Am Sonntag will ich aber gefaßt sein! —"

Es wurde demnach alles Nöthige zuvor besprochen. Carl konnte die Reise nicht mitmachen; er bedurfte der Ruhe. Zudem war er durch seinen Contrakt noch gebunden. Sie wollten sich für ihn seiner künftigen Erlösung wegen an ihrem Bestimmungsorte verwenden und ihn im erwünschten Falle zu sich rufen. —

„Ihr verlaßt mich!“ — äußerte er klagend. — „Ich sehe hier trüben Stunden entgegen; ich habe freie Zeit meinem Schmerz nachzuhängen. Wer kann sich immer beschäftigen! Der Mensch will nahe Veranlassung zur Thätigkeit, die Welt soll sie verlangen; er will fühlen, daß nur wie er wirkt. Sich so ins Allgemeine hineinzubilden, ist nur ruhig kalten, emsigen Naturen gegeben. Selina sagt: Der Mensch soll nicht müssen! Ich beneide aber den einfach Thätigen, der immer muß. Oft bei den besten Mitteln finde ich mich zum Bessern unaufgelegt, verdrießlich und schelte mich einen Revisänger.“

„Du hast viel Anlage dazu!“ — sagte Richard. „In trüben Stunden, denn wir sind wohl Alle etwas weerkrankisch. Kann man nicht produziren, da muß man sich üben, mechanisch lernen, sich Fertigkeiten sammeln, auf daß man sie in guten Stunden bereit habe. Wir Weiber sind besser daran. Unsere Thätigkeit [illegible] von uns verlangt die Welt nicht ein Gegen-

benes; auch ist der Kreis unsers Wissens, unserer Kunst enger, als der eurige. Und doch kenne ich auch Anwandlungen trüber Lässigkeit, wo mein Leben schwer auf mir liegt, wo ich mein ganzes Wesen für gering achte.

Wie wäre das möglich — rief Carl — bei der allgemeinen Liebe und Verehrung, die sie genießen. Den Höher-Strebenden drängt man als Rival zurück; aber den Meister, den Unentbehrlichen, erhebt man zu den Sternen. So bemüht sich nun Alles um Sie, sucht Ihr Leben zu verschönern, aufs Heiterste zu erweitern. Trägt ja doch das ärmlichste Bemühen des einfältigsten Menschen zehnfältige Frucht, warum das der anerkannten, in höchster Blüthe stehenden Künstlerin nicht hundertfältige?

Ich weiß nicht, was es ist — äußerte Charlotte. Der Bürger, der Landmann freut sich eines täglichen kleinen Wachsthums. Wir Künstler-Naturen sind den wunderlichsten Färbungen der Stimmung hingegeben; sie wechseln wie Himmelsblau und Wolkendunkel. Melancholisch schaue ich zuweilen in eine Weite des Kommenden, für das ich noch kein deutliches Bild, keine Kraft, kein frohes Vertrauen habe. Es ist Stimmung, Mißstimmung. Wie oft vergißt sich der Vernünftige, daß

der Tag für den Tag zu sorgen hat. Klage ich an meinem eigenen Wesen, so denke ich an die einstige Abnahme meiner besten Kräfte; nergle ich an der Welt, so sehe ich bei allem Fortschreiten der Ausbildung doch ein Sinken, eine Verwirrung, Verwilderung des Geschmacks und Klage, wie zu gleicher Zeit, von demselben Publikum Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches im gleichen Maße mit Beifall begrüßt werden kann. Man hat seine bösen Stunden, sagte: die muß man resignirt und in gewissenhafter Thätigkeit an sich vorübergehen lassen.

Ich höre — nahm Richard das Wort — aus dem Munde der geliebten Künstlerin und holden Freundin dieses Bekenntniß als eine Bestätigung meiner Erfahrung, daß wir Sterbliche rechte Kinder des Augenblicks sind, daß wir den Pflanzen gleich, weniger in der Verzweigung und Blumenfülle unsers Werthes, unsers Besitzthums, als in den Blüthen unsers neuesten Erwerbes, unserer frischen Triebkraft, in Licht und Luft und den jüngsten Sprossen des Sonnentages leben.

Auch wohl in dessen neuesten Stachel- und Dorn-Ansätzen! — fügte Carl wehmüthig lächelnd bei. —

Wollen wir — bemerkte Richard — noch einmal auf das liebe Publikum, als den Resonnanz unserer Stimme in die Welt zurückkommen, so habe ich so mit

ihm abgerechnet. Die Menge will in Allem und vor Allem das Lebendige, komme es, in welcher Gestalt es will; ja es zieht die derbe, rohe Form der gewählten vor, wenn diese selbst ihm nicht lebendig, faßlich genug ist. Von dem Reichthum der Geschmackbildungsmittel, der Fülle der Anschauungen, den verbreiteten Vehikeln der Cultur möchte ich aber behaupten, daß, während die Klugen hiedurch klüger — die Thoren dagegen thörichter werden.

17

Es war unter den Zurüstungen zur Reise, welche Charlotte mit Louisen machte, als Letztere beim Einlegen der bunten und glänzenden Habe, der tausend kleinern Requisiten einer Dame von der Bühne in Koffer, Kisten, Schachteln, Toiletten, Etuis ꝛc. von Zeit zu Zeit einen Seufzer ausstieß.

Was ist denn dir? — fragte endlich Charlotte — du ziehst ja den Athem so lang und schwer auf. Drückt dich Etwas auf's Herz? Gehst du vielleicht nicht gern mit uns? Bliebest wohl gerne hier? Hat etwa ein sentimentaler Kammerdiener den Weg zu deinem Herzen gefunden? Gestehe nur, was es ist!

Du lieber Himmel! — rief Louise und war gleich wieder bei Laune, so sie nur sprechen durfte. — Von mir kann gar keine Rede seyn. Ich bin unzertrennlich von Ihnen, wenn Sie mich nur behalten wollen. Nein' nein! Louise Flaischlin ist noch frei; sie hat keinen jungen Mann hier gefunden, der ihrer Zuneigung würdig wäre, das heißt, keinen, der es gewagt hätte ein vernünftiges, ernsthaftes Wort über ein solides Verhältniß mit ihr zu sprechen. Ich freue mich auf Berlin, da soll es sehr großartig seyn. — Aber Sie, Sie geht es an, theures Fräulein! Haben Sie denn gar keine Ahnung, keine Angst? — Man hat mir heute todheimlich anvertraut, daß Sie — erschrecken Sie nur nicht! — daß Sie entführt werden sollen. — Und von wem? — Vom Grafen Albert. Er wolle Sie, hieß es, unterwegs auf irgend eine Art Ihrem Geliebten rauben und mit sich nehmen.

Charlotte lachte anfangs über dieses wunderliche Gerede, doch, jemehr sie nach der Quelle desselben forschte, desto mehr wurde sie doch stutzig. Louise hatte es von einem Domestiken, der dergleichen Etwas im Palais des Grafen aufgefangen haben wollte. Diese Klasse von Menschen, wie sie die Manieren ihrer Herrschaft nachahmt, derselben ihre Schwächen abmerkt, um

sich mit Politik daran zu halten, so weiß sie auch durch Combinationen, die bei fortgesetzter Beobachtung ziemlich sicher sind, hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Dabei sind nur die Klügsten darunter verschwiegen; die Meisten bringt Wichtigthuerei und Hang zur Intrike zum Verrath.

Charlotte rief sich die letzten Aeußerungen des Grafen auf dem Jagdschlosse zurück; auffallend war ihr auch jetzt sein ruhiges Verhalten; und wenn sie seinem Charakter ein so unbesonnenes Unterfangen nicht recht zutrauen wollte, so half endlich der Aberglaube es wahrscheinlich finden. Ihr trat nämlich die Gestalt der Karten-Klägerin von ehemals wieder vor die Seele. War es mit dem in ihren Armen ermordeten Liebhaber nicht ganz leer gewesen, — wie? wenn nun die Wahrsagerei mit dem vornehmen Herrn auf besagte Weise eintrafe!

Im Allgemeinen nicht leichtgläubig und ohne Wahn hatte sie doch, wie viele Menschen, im einzelnen Fall ihre Skrupel. Sie vertraute das Geheimniß ihrem Richard; dieser lachte aber, fand die Sache gar zu romanhaft, in unsern Tagen kaum praktikabel, und fügte endlich bei: Ich führe ein Paar treffliche Pistolen mit mir und bin kein schlechter Schütze. Damit will

ich etwaige Anforderlichkeiten schon zurückweisen. Auch reisen wir anfangs nicht bei Nacht. Dieß weniger aus Besorgniß, als wegen der Schönheit der Landschaft, welche zu verschlafen Schade wäre. Sind wir einmal in der nördlichen Sandebene, so mag der Eilwagen uns fördern.

Am Sonnabend ward vollends alles Lästige beseitigt, Besuche gemacht, Karten abgegeben, Rechnungen berichtigt und was sich noch in dem letzten Tag vor der Abreise zusammendrängt.

Charlotte erwachte in ruhiger Heiterkeit zum ruhigen, heitern Sonntage. Die Glocken der Hauptstadt erklangen zu den Gottesdiensten der Pfarrkirchen. Eines Glöckchens Silberton rief zur Schloßkirche. Der Kapellmeister, Charlottens Wünschen gern nachkommend, wollte den schon erwähnten Psalm mit bloßer Orgelbegleitung geben, damit die Singstimmen ihre ganze Geltung behalten. Für ein Clavicymbel und zuweilen noch ein Paar Bogen-Instrumente waren sie ursprünglich gedichtet.

Richard kannte sie noch nicht. Stellen Sie sich — sagte Charlotte auf dem Wege — auf die Empore, der Orgel nahe. Schade, daß Sie nicht mehr von dieser herrlichen Musik hören können! Marcello, einst der Pindar der Kirchenmusik genannt und allgemein verehrt,

steht in der Kunst Händeln nahe. Sie kannten sich wohl gegenseitig, wenn auch nicht von Angesicht. Denken Sie nur, daß Marcello schon vor hundert Jahren musikalische Satiren gegen den damaligen Musik-Geschmack schrieb. Was müßte er jetzt thun, wo jene Phantasten wahre Leimsieder gegen die Löwen des Tages sind?

Unser Capellmeister hat viel Verdienst um eine angemessene Instrumentirung dieser Psalmen für den kirchlich-öffentlichen Zweck, für größere Räume und — tramontane Kehlen.

Carl, bleichen Aussehens, war schon auf der Orgel. Er reichte Charlotten schweigend, ruhigen Blickes die Hand. Der Capellmeister spielte die Orgel selbst. Die Drei waren die einzigen Anwesenden. Richard hatte dem Bruder schon Lebewohl gesagt. — Lieber Carl! — fragte Charlotte — besorgen Sie wirklich Nichts von der Anstrengung? Eine solche ist es doch für Sie. Nein! Beste! — erwiederte er — Daß ich nicht anders kann, ist mir Bürgschaft dafür, daß ich es kann.

Der Capellmeister zog das sanft einschneidende Harmonika-Register der Orgel, dessen Töne, der Menschenstimme ähnlich, sich mit ihr am besten verbinden.

Ist die Musik vor andern Künsten diejenige, die nicht sowohl bestimmte Gedanken oder Anschauungen in

uns erwecken, sondern die uns, mit oder ohne Text, in die rechte Stimmung des Orts und Moments versetzen will, so war dieser Psalm und sein Vortrag das unfehlbare Mittel hiezu. Seine Entfaltung, die Wendung und Wiederkehr des frommgefühlten Themas war so einfach religiös, so ungesucht, so kunstlos, und doch so kunstvoll in Styl und Maß, daß gewiß kein Gemüth der ganzen Gemeinde gedankenlos oder gefühlleer denselben vernahm.

Der Hof war in seiner Loge und der Fürst selbst gewiß einer der hingegebensten Hörer. Auch diese sonntägliche Feier verlor ein unersetzliches Organ. Carls Stimme, wie oft bei Genesenden, weich und seelenvoll, fiel gegen den Schluß ein und umwand den weiblichen Gesang auf's wohlthuendste. Er sang mit steigender Kraft, doch ohne eine ihm fühlbare Anstrengung. Er blieb gefaßt. Sein Blick senkte sich auf die letzten Takte herab. Sie waren das „Lebewohl". Die Hallen der kleinen Kirche erklangen von den süßesten Accorden, den Sängern selbst zur innigsten Befriedigung.

Die letzte getragene Note war verklungen; die Orgel schwieg. Sie sahen sich gegenseitig in die Augen. Carl reichte Charlotten die Hand; sie ließ ihre darin ruhen. Schweigend, mit abgewandtem Blick fühlte er das Ent-

weichen der zarten Fingerspitzen. — Er blickte auf; sie war gewichen.

Draußen auf dem Corridor standen vom Personal der Hofbühne Alle, die Antheil an ihr genommen. Fühlen wir sie in Gedanken rascher durch die Reihe, als sie durch die sinnlich-herzlichen Zeichen dieses Antheils bis zur Thüre kam, wo Richard ihrer wartete. Der Wagen, vor welchem Louise, nun zur hohen Charge einer Ehrendame hinaufgerückt, stand, nahm sie auf und rollte fort vom Thore zu.

Wir kehren zum Sänger Carl zurück, um von einem beängstigenden Vorfalle Kunde zu nehmen, der ihn betraf. Er hatte schon bei den letzten Noten ein Kitzeln in der Kehle und einen Reiz zum Husten empfunden. Er bemerkte darauf, daß ihm der Mund voll Feuchtigkeit lief. Es war Blut. Ein jäher Schrecken befiel ihn, er sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Der Capellmeister, der seinen Sitz dem Organisten abgetreten, nahm dieß wahr und hatte keinen andern Gedanken, als denjenigen, der auch dem Sänger selbst als eine fürchterliche Wahrscheinlichkeit auf die Seele gefallen war.

Von seinem Körper hatte dieser im Treiben der Affekte keine deutliche Fühlung. Der Capellmeister sorgte,

daß aus der Nähe ſchleunigſt Waſſer gebracht wurde. Carl machte ſich aufs Schlimmſte gefaßt, und dachte ohne Grauen, daß dieſe Blut Entleerung, vielleicht hervorgerufen durch Spannung ſeines Körpers und Gemüths, wohl der Verbote einen ſtärkern, wer weiß ob nicht nach innen gehenden tödtlichen ſeyn könnte. Hängt nicht auch das Leben eines Geſunden, Feſten an dem Reißen eines zarten Gefäßes?

Mit ſchnellem Blick überſchaute er, wie am Rand eines Abgrundes, der zum Unendlichen führt, ſein zurück gelegtes Leben, ſah ſeine Lieben, die um ihn trauern würden und dachte mit großer Reſignation: So früh ſchon! Ach ſo gar früh!

In das Ungeheure findet des Menſchen Sinn keinen Weg. Seine Seele hebt zurück und wirft ſich in Schwunge dem Unerforſchlichen in die Arme.

Der Blut Erguß ließ nach. Carl nahm Waſſer und ſpülte ſich mehrmals den Mund aus. Die Spuren des Blutes verloren ſich, er fühlte keine Beklemmung auf der Bruſt, von welcher er die Anwandlung von Angſt jetzt wohl unterſcheiden konnte. Sein Hinſinken war bloß Folge der Letztern geweſen.

Bald ſchien ſich das Beruhigende zu ergeben, daß ihm vom Andrange des Blutes zum Kopf hier unge-

Blick, ja erleichternd, ein kleines Blutgefäß gesprungen sey. Seine Fassung kehrte vom Schrecken entbunden so schnell zurück, daß er noch dem letzten Verse des Kirchenliedes mit Aufmerksamkeit folgen und der Predigt ohne störende Gedanken horchen konnte.

Wie froh war er, daß das bedenkliche Ereigniß nicht eine Minute früher eingetreten war.

Der Tag des Herrn war freundlich, hell, mild. Carl kam seine kleine Mittags-Gesellschaft heiter; er nahm an ihren Scherzen Theil, mehr als bisher; er würdigte die Aeußerungen der Klügern, die gute Laune zu nähren. Sie nahmen das Leben leicht und kamen auch darin fort. Das ist's, was der Trübsinn von der Geselligkeit profitiren kann. Carl meinte besseren Appetit zu haben, als sonst. Klärchen dachte er dazwischen: Wie mag sie wohl jetzt seyn?

Ein gemeinsamer Spaziergang wurde verabredet. Als sie sich an, am Vergnügungsorte stahl er sich jedoch einmal weg, setzte sich auf einen Vorhügel des Thales und blickte hin nach der Ferne, wohin seine Lieben zogen. Das Kaum Vergangene umflorte sich schon in der Erinnerung.

Er stand einsam. In dem Gedanken an das Gestrige lag ihm ein wehmüthig süßes Gefühl. Hab

ch sie doch gehabt! Aber in seinem Innern regte sich die Lust zu Entschlüssen, Neigung zu tüchtiger Thätigkeit, und wenn er so an den lichtblauen Horizont hinaussah, tauchten Lebenshoffnungen auf.

Er freute sich auf die Werktage; er wollte seinem Beruf eine breitere Unterlage geben, in seine Studien und Uebungen Methode bringen. Für die Zeit des Theater-Stillstandes hatten sich einige Virtuosen und Sänger zu Conzerten angemeldet. Er wollte sich das Neue ihrer Erscheinung lehrreich machen. Vielleicht gestattete ihm seine Besserung auch einen Ausflug in die nächste musikliebende Stadt.

Der Tag endete für den jungen Mann weit besser als er befürchtet hatte.

18.

Wie ging er wohl unsern Reisenden vorüber? Wer nie so glücklich gewesen, sein Herzliebchen den Stadtthoren zu entführen, aus Häusern und Straßen mit ihr ins Naturgrün, unter die Himmelsbläue hinaus zu reisen, das erstemal mit ihr in freier Umgebung allein zu seyn, der wird die rechte Assonanz für die Empfindungen der Beiden nicht in sich finden.

Die kluge Zofe hatte sich aus richtigem Takt bereit erklärt, neben dem Kutscher, der in seiner Pferdebändiger-Seele ein nicht unempfindliches Herz beherbergte, den Umsitz zu genießen.

Die Concurrenz schadet dem Preis, sagen wir kaufmännisch. Wie wenig gilt uns der Mensch im Gewühl, sei es das des Marktes, der großen Stadt, des Balles u. s. w. Das Schöne will Isolirung; das Seltene wird erst außerhalb der Vergleichung unvergleichlich. Alle [illegible] erkältet.

Eduard und Charlotte hatten nun einander in den Rahmen gefaßt, mit stets wechselndem Hintergrunde. Wo es still und schön abging, stiegen sie aus, führten sich an der Hand und waren selig. Sie hatten sich Beide noch nie als so drollige, [illegible] Naturkinder empfunden, die, zwischen Vergangenheit und Zukunft geschaukelt, das Oberflächliche und Tiefste, den Moment und die Ewigkeit spielend vermengten.

So ging es durch ein wogendes, angebautes Land. Die zweite Station war ein waldiger Distrikt. Von einer Höhe sah man in eine tiefe Schlucht zu einsamen Mühlen hinab. Jenseits stieg die Straße wieder jäh den Waldberg hinan. Der großartige Ernst dieses Prospekts gefiel ihnen. Sie wollten das Tobel durchpilgern.

Als sie jenseits über die Hälfte der Höhe waren und zurück auf die Mühlen blickten, nahmen sie eine Gruppe von Reitern wahr, die gegen Letztere von drüben herabkam. Die Physiognomie der Caralcade fiel Richard schon von ferne auf. Landleute, Soldaten, Jäger, Spazierreiter schienen es nicht zu seyn. Er nahm sein Taschen-Perspektiv zur Hand. Charlotte fragte besorglich. Louisens Falkenauge hatte auch darnach hingesehen. Sie drängte sich mit bekümmerter Miene an ihre Gebieterin.

Unsinn! — rief Richard, der ihnen in der Seele las. — Wer könnte dergleichen am hellen Tage unternehmen? Ein Skandal auf friedlich offener Heerstraße! — Nicht möglich!

Charlotte trieb zum Einsteigen, sie riefen dem zurückgebliebenen Kutscher. Als sie die Höhe gewonnen, sahen sie, daß der Wald sich noch weithin erstrecke. Es ging im scharfen Trabe. Richard sah oft rückwärts; die Reiter ritten rasch nach. Ihr Costüm, jetzt deutlicher erkennbar, schien dem einer frühern Zeit ähnlich zu seyn. Sie hatten runde Hüte mit breiter an einer Seite aufgeschlagenen Krämpe mit Federbüschen, bunte Collets wie auf niederländischen Gemälden.

Richard suchte die Furchtsamen zu beschwichtigen.

„Sie werden doch nicht einen [illegible] Ueberfall darstellen wollen?" sagte er in scherzendem Ton, [illegible] er ihn aufbrachte, griff aber nach seinen [illegible] beiden [illegible] befindlichen Pistolen.

„Um Himmelswillen!" rief Charlotte, [illegible] „nur keine überreizte Hitze, kein Blut, keinen Mord! [illegible] es auch nicht ganz leer mit dem, was ich [illegible] ferner [illegible] hielt, so wird es der Liebhaber nicht zu weit treiben, wenn er entschlossenen Widerstand findet."

„Ich lasse es [illegible]," erwiderte Richard, [illegible] anfeuern, [illegible] aber kein Pferd auf [illegible] soll [illegible] Gnädige [illegible] entrinnen!"

„Mein Gott, welche [illegible]" [illegible] Charlotte [illegible] „Denken Sie an das Schicksal [illegible] [illegible]!"

„Trauen Sie mir," sagte Richard, [illegible] „alle [illegible] zu! Ich werde ganz nach den dringendsten Umständen handeln. Jedenfalls nehme ich zuerst nur das Pferd des Zuvordersten aufs Korn. Das wirft ihnen eine Verwirrung und kühlt sie vielleicht ab."

Die Reiter waren dicht hinten her; man unterschied jeden Gegenstand. Richard hielt eine Pistole mit aufgezogenem Hahn in der Rechten, die andere lag ihm zur Seite.

Die Mädchen erbleichten. Der Kutscher fuhr so
ſtark er konnte, aber die Reiter hatten edle Pferde,
ihnen zu entkommen, daran war nicht zu denken. Richard
zählte ihrer Sechse. Sie waren nun hinter dem Wagen.

Auf jeder Seite jagte Einer vor und blickte herein.
Richard kannte die Cavaliere von neulich nicht heraus.
Sie hatten ſich wohl durch falſche Bärte unkenntlich
gemacht. „Nur ruhig, Liebe! — ſtüſterte Richard Char-
lotten zu — Gewalt nur gegen Gewalt! Nothwehr
wenn ſie Thätlichkeiten verſuchen! Maskirt ſind ſie, und
am Ende iſt's eine bloße Comödie!“

Der dichte Wald zog ſich nun auf beiden Seiten
zurück und machte einer Fläche von gelbblühenden
Ginſterbüſchen Raum. Die ſechs Reiter ſchwärmten ſich
zerſtreuend in dieſem dünnſtehenden Geſträuch hüben
und drüben umher. Zwei von ihnen mochten in Knappen
metamorphoſirte Reitknechte ſeyn. Die vier Ritter hatten
ſehr flüchtige Pferde, wie es ſchien, von edler Race.
Wie ſie ſich in dieſen Hinderniſſen herumtummelten,
wechſelsweiſe mit Gewandtheit über die Straßengräben
ſetzten, dann als wären ſie zwei feindliche Parteien,
Piſtolen gegen einander losbrannten, daß es im Forſte
widerhallte, gab dem weniger befangenen Reiſenden
manch' maleriſches Bild genießen. Den Unſrigen galt
es noch immer für eine feierliche Demonſtration.

Einmal waren Sämmtliche ganz nahe um den Wagen versammelt, doch ließen sie es bei forschenden Blicken bewenden. Als sich nun der hochstämmige Wald wieder an die Heerstraße anschloß, lenkten sie auf einem Holzwege zur Seite und verschwanden hinter den Bäumen.

Noch war den Reisenden die Angst nicht geschenkt, denn eine ziemlich weite Strecke war jetzt dunkel beschattet und zum Ueberfall mehr geeignet als je. Aber sie gelangten unangefochten hindurch.

Schon blickten Sonnen-Strahlen von fern herein, es öffnete sich, sie gelangten zunächst auf einen [illegible]. Die Straße zog sich im Bogen um einen [illegible] und Obstgärten überbauten, mit einem alten Schloß gekrönten, gegen die Niederung auslaufenden Hügel, an dessen Fuß sich ein Landstädtchen wohlgebaut ausbreitete.

Der Hinausblick auf ein wechselndes Flachland mit sanften Erhebungen, hellen Fluren, dunkeln Waldstreifen dazwischen, stimmte unsere Passagiere diesen Bildern harmonisch. Sie athmeten wieder ganz frei.

Das Städtchen war die gewöhnliche Mittagsstation der von der Residenz kommenden Reisewagen, die Post

der erſte Gaſthof. Hier beſchloſſen ſie, von den Anſtrengungen der Morgenfahrt ſich zu erholen.

Mit beſonderer Zuvorkommenheit empfangen wurden die Reiſenden in einen hübſch ausgeſtatteten Salon geführt. Eine Tafel ſtand gedeckt und wie zu einem Feſtin Eſſen geſchmückt. Das hing ja wohl mit dem Lorbeerkranze, der, einen Namenszug aus Herbſtblumen geflochten umgebend, vom Ende des Saales ihnen entgegenſah, zuſammen? Aber wie doch? Es war die Chiffer Charlottens. War das Zufall?

Die Ahnung einer Veranſtaltung nicht vermögend abzulehnen ſchwiegen ſie, thaten wie unbetheiligte Fremde, beſtellten ein einfaches Mittageſſen und ließen das Weitere an ſich kommen. Sie traten ans Fenſter und beſchäftigten ſich damit, aus der nächſten Umgebung, den ſtattlichen, von einer Kirche mit gothiſchen Fenſtern überragten Gebäuden des Marktes, den umher wandelnden Bewohnern, ihren Attributen, ihrem Anſehen ſich ein Bild vom Leben und Wohlſtand derſelben zuſammen zu ſetzen. Charlotte bewährte auch hierin ihren hellen Blick in menſchliche Verhältniſſe.

Das Speiſeglöckchen erklang und herein traten der Graf Albert und die drei uns ſchon bekannten Cavaliere ſämmtlich in eleganter Civilkleidung. Der Graf begrüßte

die Reisenden mit scheinbar froher Ueberraschung und als wäre seit ihrem neulichen Zusammentreffen auf dem Lustschlosse Nichts vorgefallen. Die Ausschmückung des Saales kam nicht zur Sprache. Die Nachricht, daß Charlotte mit ihrem Verlobten auf der Reise nach Berlin begriffen sey, wurde von ihm als halbbekannt entgegengenommen; er knüpfte daran die Bitte, daß die Reisenden seine Gäste seyn möchten, bat aber, daß sie keine besondern Erwartungen von der übrigens guten Küche des Herrn Posthalters hegen möchten, da ein Billet von ihm sich verspätet habe.

An ein Ablehnen dieser Artigkeit war nicht zu denken, obwohl das Kurzvergangene ein solches wohl verdient haben möchte. Vornehme, wenn sie den geselligen Ton in dem Grade, wie der Graf, besitzen, vermögen die Heiterkeit eigentlich zu provoziren; sie sind unwiderstehlich; ein Wort, ein Blick wischt alle Eindrücke des Mißliebigen hinweg.

Küche und Keller des Herrn Posthalters thaten aber auch das ihrige, alle Spannung zu lösen und dem Wohlbehagen Eingang zu verschaffen. Alles Aufgetragene war von der ausgesuchtesten Art; das Zusammenbringen dieser seltenen Stoffe, der Südfrüchte, Seefische ꝛc. mußte vor einer solchen Küche Respekt erwecken

doch war wohl mehr Vorherbeſtimmung dabei, als der Graf hatte geſtehen wollen.

Der gewandte Wirth erſchien während des Eſſens und ſtellte ſich ganz als den feinen, taktfeſten Mann dar, der ſo ein kulinariſches Phänomen zu benutzen gewußt. Er war höflich ohne Unterwürfigkeit, in den Zügen ſeines ausdrucksvollen Geſichts ſpielte ein gewiſſer Stolz. Er war ſich ſeiner Virtuoſität bewußt, ohne jedoch die ihm vom Grafen hierüber geſagten Artigkeiten anders als mit anmuthiger Beſcheidenheit hinzunehmen. Seine anſehnliche Geſtalt bewegte ſich ſehr gemeſſen, bequem, graziös. Er ſprach kein Wort zuviel. Als der Graf einen franzöſiſchen Ausdruck einfließen ließ, war ihm in ſeiner Erwiederung ſogleich ein ähnlicher paſſender zur Hand.

Als er ſich unter einer beredten Verbeugung gegen die ſchöne Dame empfohlen, äußerte der Graf lächelnd: Würde ein ſo freier Anſtand, eine ſo wohlberechnete Zuvorkommenheit, eine ſolche Abrundung nicht jedem dramatiſchen Künſtler Ehre machen? Unſere Komiker könnten von ihm lernen. Wie aber der wohlgezogene, geſellige Menſch, der ſeinen Stand, ſein Geſchäft zu repräſentiren hat, eine Art Künſtler ſein muß, ſo ſoll hinwieder der darſtellende Künſtler überall den wahren

objektiven Menschen in sich hervorrufen und zur Anschauung bringen. Aber wunderlich! Wem das nicht gegeben ist, dem bleibt es auch ewig unmöglich; er kann höchstens sich selber spielen.

Diese Bemerkung eines erlauchten Kenners verbreitete allgemeine Heiterkeit.

Richard hatte den Muthwillen der Junker sowohl wieder verschmerzt, daß er den Fluß der Fröhlichkeit fortzuleiten suchte. Es geschah durch die Frage, ob man ein wohleingerichtetes Mahl nicht auch ein Kunstwerk nennen dürfe, da sinnige Anordnung, kluge Wahl der Mittel ein harmonisches Ganzes erschaffen, das Sinn und Gemüth in eine erhobene Stimmung versetze.

Hiemit war die Schleuße zu vielen guten Einfällen und treffend scheinenden Vergleichungen gezogen. Die Kochkunst wurde ohne weiters mit der Tonkunst parallelisirt. Zu den verschiedenartigen Speisen und Getränken wurden passende Analogieen unter den Instrumenten gesucht. Selbst Takt, Tempo, Dur und Moll, getragene Töne und Rouladen hatten ihre Correlate in der Gourmandise, und Gurgel und Kehle waren nicht umsonst Wandnachbarn. Der drolligen Einfälle wollte kein Ende seyn.

Man ließ die Köchinnen als weibliche Compositeurs

leben. Charlotte dankte für die ihrem Geschlecht zugedachte Ehre, fügte aber bei, daß die größten und kunstreichsten derartigen Compositionen, die Anwendung der drastischen Mittel, der frappanten Contraste und zahllosen Ausweichungen, das schnelle Tempo doch von männlichen Kochkünstlern herrühren; — eine Ablehnung, welche mit Applaus aufgenommen wurde.

Als nun die Gleichnisse, wie bei Jean Paul, sich jagten und jedes bei der sehr aufgeräumten Gesellschaft wieder neue zeugte, endlich die Combination der Speisen die Harmonie, — die Getränke aber den Fluß der Melodie darstellen sollten, schien dieß dem denkenden Richard doch zu weit getrieben. Ihn machten Wein und Freude philosophischer.

Ich will nicht in Abrede ziehen — brachte er mit angenommenem Ernste vor — daß eine feine Trüffel-Pastete wie Euer Erlaucht sichern Wahrnehmungen meiner Geruchs-Nerven nach jetzt anzuschneiden die Huld haben, dem Gaumen einen Eindruck gewähren, wie ein consonirender Accord. In diesem edeln Rheinwein — er trank prüfend, indem er den Zug im ganzen Mund umlaufen ließ, — finde ich doch mehr einen getragenen Ton, ein Creszendo und Diminuendo auf Zungen und Gaumen-Nervenwärzchen, als eine Melodie.

Ueberhaupt liegt die Musik und Poesie einer Tafel, wie meine geringe Person an einer zu sitzen die unverdiente Ehre hat, doch wohl mehr in Sinn und Gemüth der mit sachkundiger Liebe und Applikation tafelnden Gäste, als in den materiellen, wenn auch noch so trefflichen Stoffen, und in der, wenn auch noch so sinnig geschmackvollen Composition und Folge, welche doch nur das Vehikel der erhöheten Stimmung sind; es können jene und alle Künste überhaupt in ihren Elementen selbst ein [illegible], gesättigtes Gemüths- oder Anschauungs-Leben auf- und darstellen.

Halten Sie ein! [illegible] rief der Graf mit [illegible] Miene, [illegible] nicht ohne Anstrengung zu legen sich bemühte. [illegible] Die Gedanken gewinnen zu viel Vorsprung! Ich kann sogenannte Platonische Symposien nie recht leiden. Der Mensch kann nicht Zweierlei in gleicher Richtung thun. Beim Speisen darf, ja soll man vom Speisen reden, aber nur in so weit, als das Bewußtsein vom Speisen nicht darunter leidet. Während so unendlich viel über Selbstbeherrschung, Entbehrung gesprochen, geschrieben wird, ist über die Wissenschaft und Einsicht des Genießens noch lange nicht genug nachgedacht und verhandelt worden. Ja ich glaube, daß die strengsten Asketen sich am Tisch am [illegible]

Aber nun, werthe Tischgenossen! Wir wollen mit rechtem Maße genießen. Unser Denken dabei kann aber nicht höher gehen, als zu dem Bewußtseyn: Ich esse! ich trinke! Hegel selbst würde mir vielleicht beistimmen, daß das helle Bewußtseyn von einer Sache eben die wahre Sache selbst sey. An des Menschen unsäglicher Zerstreutheit geht der unerschöpflich tiefe Reichthum der Natur ungenossen vorüber.

Zum Genusse gehört Bildung. Wie man sich aber nur mit der Kenntniß der Compositionen in die Harmonie der Musik, ja in die einzelnen Accorde und Uebergänge hineinfühlt, so wollen wir mit zartem Naturſinn und feiner Prüfung uns in die Construktion der Schüsseln, in das Bouquet der Petale hineinfühlen. Der wärmste Genießer, ja man dürfte wohl sagen, der sinnigste ist immer derjenige, der in seinem Genusse bewußt lebt mit seinem ganzen Wesen sich darin versenkt.

Eine Seite und Saite der Tisch-Musik — sagte die bisher schweigsame Charlotte, in den ironischen Ton einstimmend — scheinen Eure Erlaucht noch nicht ins Auge gefaßt zu haben.

Und welchen wohl, holde Künstlerin! — fragte angelegentlich der Graf. — Ach! ich errathe wohl! Sie deuten auf die blumistische Ausstattung von Seiten

des Kunstgartens, auf die architektonischen Aufsätze der Conditorei, auf Musik und Gesang, welch Letztern Sie uns zum Nachtische geben? Nicht wahr! Unvergleichliche!

Um Vergebung, Herr Graf! — erwiederte Charlotte. — Daran dachte ich nicht.

G. Ich gewiß wollte die gefeierte Sängerin nur daran erinnern, daß auf ähnliche Weise, wie in der Oper, bei dem köstlichen Mahle alle Künste zum schönen Ganzen zusammenwirken.

C. Dem sei so! Ich dachte aber an die Zubereitung des Sinnes zum Gastmahle, an die rechte Stimmung des Gemüths, die auch den Sinnengenuß adelt und mit einem Gute an das Höhere [illegible]. Ich dachte an das Tischgebet.

Gerührt faßte der Graf ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie haben Recht, leider sehr Recht! rief er, der mit seinem lebhaft beweglichen Naturell die verschiedensten Ansichten und Gefühle nachempfinden konnte. — In ihren Worten liegt ein stiller Vorwurf, der unsere modernen Gelage trifft. Der Verfall der Sitte ganzer Nationen wird uns aufgedeckt. Wohl erinnere ich mich noch meiner frühen Jugend, wo bei Taufschmausen und Hochzeitmahlen der älteste Gast das

Tischgebet sprach. Wir sind davon abgekommen! Beim Himmel! wir sollten frömmer seyn! O könnte ich ernst und nachhaltig sagen: Wir wollen frömmer werden!

Als man sich endlich vom Gelage erhoben, nicht überfüllt und belästigt, denn das Ausgesuchte, Urkräftige hilft sich selbst verdauen, wie das Klargedachte, das gediegene Wort, — so gemahnte es den besonnenen Beisitzer Richard, sein Kutscher, zu den bunten Jägern gesellt, könnte sich in höherm Maße haben wohl seyn lassen, als die Herren. Er ging also hinunter, um nach dessen Gemüths-Verfassung zu sehen, weil ihm so ein benebelter Geselle noch widerwärtiger war, als alle Fährlichkeiten der Reise. Er traf ihn in einer anständigen Fidelität, so daß er ihm sagen konnte: Schwager! Ihr macht euerm Stand Ehre!

Dieses kleine Intermezzo benutzte der Graf, mit Charlotten in eine Fenster-Nische zu treten und ihr zu beichten. So ist's denn entschieden — sagte er — daß wir Sie verlieren! Muß ich denn bei allem Schönen im Leben denken, Das geht auch vorüber und kehrt nie, niemals wieder! — Sie bleiben aber meinem ewigen Andenken eingeboren. Darf ich glauben, daß auch Sie mich nicht vergessen werden! O wie lieb ist mir's, daß wir nicht mit einer unaufgelösten Dissonanz von einander

scheiden! Sie müssen, Sie werden die Bambocciade, die ich meinen muthwilligen Freunden um Alles nicht ausreden konnte, und die mir erst bei ihrer Ausführung in ihrer ganzen Albernheit erschien, gütig verzeihen. Gern hätte ich dem Anstifter gegönnt, daß ihm Ihr Begleiter sein Pferd, wäre es nicht von der edelsten Race, vor den Kopf geschossen hätte.

Sie meinten aber, Etwas müsse man Ihrem Entführer doch eintränken. — Und nun noch eine Bitte! Verschmähen Sie dieses kleine Andenken nicht. — Er steckte einen Ring an ihren Finger, der in den Anfangs-Buchstaben einer kleinen Reihe von Edelsteinen ihren Namen enthielt. — Ihr mineralogischer Freund wird die Chiffer leicht entziffern. Habe ich doch auch ein Andenken, wenn nicht von Ihnen, doch an Sie, Ihr Ebenbild, leidlich gemalt, doch einen Schatten Ihrer holden Erscheinung.

Halten Sie mich nicht für schlimmer, als ich bin! In meinen Wünschen war ich, es sey gestanden, immer etwas schrankenlos, in meinen Hoffnungen phantastisch. Aber in das Entschiedene weiß ich mich zu fügen. Wenn es mich allgewaltig drängte, der Jungfrau Zuneigung, Liebe abzuringen, so gebietet mir die Verlobte die schonendste Achtung. Einem bräutlichen Verhältniß

beugt ſich mein Gefühl, wie einer eiſernen Nothwendigkeit. Ich ſage mit Schiller auch in dieſem Sinne: Ehret die Frauen! —

Ich höre den Aſſeſſor kommen. Leben Sie wohl! Lebe glücklich' theures Kind! Unvergeßliche Charlotte! —

Er zog ihre Hand an ſeine Bruſt und bedeckte ſie dann mit einem feurigen Kuſſe.

Charlotte brach in Thränen aus. Wir wollen es ihr nicht verargen. Der Fürſtenſohn ſchien wirklich ergriffen, und gehörte es nicht zu ihrem Leben, ihrer Kunſtbildung, ſich einer ſolchen Stimmung mit Antheil hinzugeben, ſich ein leicht bewegliches Gemüth zu bewahren?

Die Begleiter des Grafen, ſtets gewohnt, auf alles ihren verehrten Gönner Angehende mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu achten, nahmen den wieder eintretenden Richard in Empfang und ſuchten ihn eine Weile durch Fragen zu beſchäftigen, ſo daß er, zu Charletten ſich wendend, die Spuren ihres kaum erſt bezwungenen Affekts wenigſtens ignoriren konnte.

Um nicht Abſchied auf Abſchied zu ſchildern, deren Wiederholung ja im Leben ſelbſt das Gemüth freſſig macht, bemerken wir bloß, daß die Scheidenden, von den Bleibenden begleitet, den Reiſewagen mit Feſtons

behangen, den bekränzten Rahmen aber innerhalb befestigt fanden. Sie blickten von der jenseitigen Anhöhe noch einmal auf das Städtchen zurück, das einer bedeutenden Lebens-Periode der Sängerin gleichsam den Schlußpunkt anfügte.

19.

Der anmuthige Wechsel der Landschaft, mit der sinnlichen Kraft der Gegenwart die Erinnerung ablösend und deckend, zog an ihnen wie eine Folge von Tableaux vorüber.

In Richards Seele regte sich nicht die kleinste Eifersüchtelei. Er war jedoch froh, der Aufregung, die ihn auch bei den größten Artigkeiten der Vornehmen nicht geschont ist, ledig und nun wieder mit Charlotten allein zu seyn.

Die Reise-Route führte sie durch Frankens reizendes Hügelland den Vorbergen des ernsten Fichtelgebirges zu. Nürnberg, das ehrwürdige, sein Alterthümliches bewahrende, kunstfrohe, hatten sie schon im Rücken. Bei Forchheim wendeten sie sich in das von der Wiesent durchflossene, malerische Streitberger Thal, dessen [illegible] auf vorweltliche bedeutsame Natur-Ereignisse

zurückkehrten. Es war ein frischer, heiterer Tag, die Beleuchtung der schroff heraustretenden Massen die günstigste. Beide fühlten sich so wohlgemuth als je. Richard wollte seiner lieben Freundin den Anblick der merkwürdigen Höhlen voll unverletzlicher Schönheit gönnen.

Seiner Werthschätzung des vom Himmel so wohl bedachten Geschöpfes blühte eine tiefere Begründung. Sie zeigte einen sehr hellen, regen Naturſinn und ging wie eine schon halb Vertraute in seine gereiftern Ansichten ein. Ihre Bewunderung der Weisheit des Schöpfers blieb nicht etwa dabei stehen, daß sie sein Walten in den Stelzfüßen des Storchs und seinem langen Schnabel, als zum Sumpfwaten und Froschfangen gemacht, verehrte. Sie fand, von ihrem wissenschaftlich klaren Gefährten geleitet, weit und noch weiter und tiefer laufende Linien des Naturlebens. Hatte sie doch bei dem großen Dichter, ihrem hohen Meister, auch in seine derartigen Untersuchungen da und dort hineingeblickt.

Wenn wir Aeltere gern mit Kindern reisen, weil wir mit ihrem Neulings-Blick dreinsehen, uns das Längstgewohnte wieder anregen lassen und lehrend lernen, so war Charlotte ihrem Beschützer und Führer der findlichste Gefährte. Er machte sich Alles zuvor klarer als er, um es ihr verständlich zu machen. Sie erschien ihm

dabei jünger als sonst. Wie sie sich aber als Künstlerin in ernsten Rollen, in tragischen Scenen über ihre Jahre darstellen könne, das sollte er Sonntag erst erfahren.

Richard fühlte sich so glücklich, wie man sich nur im lebendigen Wechsel der Stimmung und Zeiten, in heiterer Geselligkeit, im Gefühl innerer und äußerer harmonischer Entwicklung, erwartend und befriedigt, hoffnungsreich und genießend, selbstbewußt und demüthig zwischen Vergangenheit und Zukunft fühlen kann.

Ich habe einen Maßstab des rechten Verhaltens in mir, sagte er, als sie die Herrenmühlchen eines häuslichen [illegible] bei einander saßen und sich von [illegible] des Gesammtheit ihres Besitzes umgeben sahen. Es gibt für mich eine Garantie, daß ich so recht normal bin in Körper und Seele. Vielleicht erkennen Sie, wenn ich mich deutlich machen kann, falsche Stimmungen auch daran. Es ist nämlich eine reine, ungetrübte Liebe zum Dasein, wie es ist, eine ruhige Freudigkeit über seinen stillen Glanz, seine organische Entwicklung, in welcher Alles umher und wohin mein Sinnen und Denken sich wendet, mir zugleich wirklich und vernünftig und mir die Welt ebenso möglich als nothwendig erscheint.

Das Kleinſte iſt mir der Darſtellung fähig und würdig. Ich fühle mich dann wohl geſtimmt, eine ſolche zu verſuchen, möchte ich nicht lieber leben und genießen als ſchaffen. So durchziehen mich die flüchtigſten Skizzen, ganz ſorgſamer Ausführungen. Ich ahne überall Momente der bildenden, darſtellenden, dichtenden Kunſt und kann doch alle Kunſt entbehren.

Kurz, es iſt ein Gefühl und Bewußtſeyn, daß das Leben, das meinige mit einander, überſchwänglich reich und die Quelle alles Schönen und Erhabenen ſey, eine behagliche Ahnung, daß alle ſchaffende Genien von Anbeginn aus dieſem unverſiegbaren Born ihre Stoffe geſchöpft haben. Ich fühle mich auf der Ebene der Bahn mit ihnen, mit den Füßen meiner Nation, auf klaſſiſchem Boden.

Charlotte glaubte ihren Freund zu verſtehen, wenn ihr auch dieſe Bezüge nie ſo klar zum Bewußtſeyn gekommen waren, um ſie als beſonders glückliche Stimmung von andern Gemüthszuſtänden mit Reflexion zu unterſcheiden.

Wenn mir — äußerte ſie, und lehnte ſich zutraulich an ſeine Seite — in dieſen ſchönen Tagen nicht ſtets ebenſo zu Muth iſt, ſo mag es daher kommen, daß ſich ein immer weiterer Raum zwiſchen Vater und Tochter

legt. Warum schweigt er? Warum kam er nicht? Wir haben ihn bis auf den letzten Moment vergebens erwartet. Ich will es nicht Ahnung nennen; ich glaube durchaus nicht an dergleichen. Aber ruhig kann ich nicht ganz seyn. Er kennt aus meinem letzten Schreiben die neuesten Ereignisse und Zustände; ich habe mich in Betreff Ihrer auf Freund Adam berufen, der Sie, als unsern Reisegefährten durch die Schweiz, so in Affektion genommen. Unsere Väter kennen sich persönlich. Ich habe ihn um seinen Segen gebeten. Ich durfte hoffen, daß er leibhaftig die Hände auf uns lege. Mein guter Vater ist nicht mehr jung und war lange leidend. Um jede Ecke glaube ich ihn kommen, aus jedem Gasthof ihn uns entgegentreten zu sehen.

Richard suchte die besorgte Tochter, so gut es gehen wollte, zu beschwichtigen.

Sie trafen am folgenden Nachmittag in Bayreuth ein. Ihr Weg hatte sie durch die „Phantasie“, einen fürstlichen Park, der sich von der Höhe aus an einem Abhang hinabzieht, geführt. Im ersten Gasthof angelangt und vom Besitzer mit ganz besonderer Zuvorkommenheit begrüßt, hatten sie kaum die Reisekleider abgelegt, als der Wirth ihnen anlag, heute noch die Eremitage, einen zweiten Kunstgarten, zu besuchen.

Was mochte der Mann haben, daß er ſich ihrer Zuſage verſichern zu wollen ſchien? War er in die Merkwürdigkeiten Bayreuths verliebt? Oder wußte er, daß von Naturſchönheiten geſättigte Reiſende zuweilen ſehr bequem ſind und an Sehenswerthem nahe vorbeigehen? Vielleicht war es ſein Stolz auf den großen Landsmann: Jean Paul, der einen großen Theil ſeines Lebens hier zugebracht, der manche Szenen ſeiner Romane in dieſe beiden reizenden Oertlichkeiten verlegt hatte und der oft ſein Gaſt geweſen?

Sie fuhren hinaus.

Ich habe — ſagte unterwegs Richard — viele ſolche Parks geſehen, engliſche Gärten, wie der Deutſche ſie fälſchlich nennt, und bin alſo nicht mehr kindlich reizbar. Wir wollen doch ſehen, was die Natur hier für die Sache gethan hat. Ihr nachzuhelfen, ſie maleriſch auszuſtatten, das iſt's, was die Menſchenhand thun kann. Hügel, Berge, Felſen, Waſſerfälle, ehrwürdige Ruinen, überhaupt großartige Linien, frappante Umriſſe und Profile, urweltliche oder geſchichtliche Erſcheinungen und Maſſen kann Letztere nicht ſchaffen; aber pittoreske Vorgründe, durch Vegetation und Architektur geſtaltet, kann ſie bilden, und hiedurch eine An- oder Ausſicht, Um- oder Durchſicht, gleichſam in einen Rahmen gefaßt, wirkſamer machen

in der herbstlichen Abendbeleuchtung recht sehr. Man freute sich der großartigen Vegetation im Ganzen, der herrlichen Alleen, der Umsicht auf einem in Spirallinie zu ersteigenden Hügel, des Durchblicks auf ferne Höhen und Culme, der reichen Fontaine mit spielendem Formenwechsel der Cascatellen, der anständigen Architektur ꝛc.

Ich muß Ihnen danken, — sagte Charlotte — daß Sie durch eine Bemerkung ins Allgemeine mich orientirten, meinen Blick fixirten. „Wer Nichts weiß, sieht Nichts!“ pflegte, wie Sie sich erinnern, Herr Adam zu sagen. Man schaut gleich besser, wenn es in die Seele eines Erfahrenen geschieht. Wo ich sonst vielleicht nur gegafft hätte, da glaube ich nun Sinn, Wahl, Zweck zu sehen. Erkenne ich auch keinen durchgeführten Plan, oder liegt dieser abwechselnden Kunst-Natur keiner zu Grund, so weiß ich doch die Bedeutung und Wirksamkeit der einzelnen Partieen zu würdigen.

Danken Sie sich's selbst, Liebe! — erwiederte Richard — daß ich, durch ihren stets offenen und theilnehmenden Sinn gereizt, mich auf meine zerstreuten Erfahrungen und frühern Eindrücke besann. Sie haben recht! man sieht das Einzelne, Zufällige besser, wenn man ans Ganze, gewissermaßen Nothwendige denkt. Zugleich habe ich den unschätzbaren Genuß, mit Ihrem

gemüthlichen und kindlich dankbaren Auge zu sehen. Man thut wohl, wenn man den Kunst-Garten wie freie Natur, diese wie einen Park ansieht. So sollte man auch mit dem Spaziergängers Sinn reisen, mit dem Reisblick spatieren gehen.

20.

Sie wanderten sich zur Restauration, wo welchen in Reihen von hochstämmigen Bäumen beschattet eine Gesellschaft von Männern vergnügten Muths sich fröhlich zu gehaben schien. Sie nahmen an einem etwas entfernten Tische Platz, es entging ihnen aber nicht, daß sie die Aufmerksamkeit der Herren erregt hatten. Einer derselben erhob sich und trat zu ihnen mit den Worten: Ohne Zweifel habe ich die Ehre, in der jungen Dame Fräulein Charlotte Vader zu begrüßen, welche ich wohl bitten möchte, in mir einen alten Bekannten wieder zu erkennen, sofern sich nicht etwa mit jenen Tagen, wo wir unter der Leitung des Signor Flunker und der Donna Staupel im Braun'schen „Tod Jesu" mitwirkten, Ihnen meine Gestalt mehr unkenntlich gemacht haben sollte, als die übrige un-

indem ich in Ihnen gar wohl jenes liebliche Kind mit der Silberſtimme wiederzufinden vermag.

Charlotte ſah den Fremden genauer an, ſuchte deſſen Erſcheinung in eine ihr bekannte zurück zu überſetzen, und fand ſogleich jenen Muſikfreund Bruno, der ſich ihrer und des Alten Carls ſo warm angenommen. Sie nannte ſeinen Namen.

Freudig durch ihr Wiedererkennen überraſcht rief er aus: „Gethſemane! Gethſemane!“ — Noch immer klingt mir dieſer kindlich fromme Ton nach und es iſt doch ſchon manches Jährchen her, daß ich ihn vernommen.

Richard wußte nach der Schilderung Charlottens und ſeines Bruders nun auch, wen er vor ſich hatte. Ein Geſpräch über den verfloſſenen Zeitraum war eingeleitet. Ich habe Sie — äußerte Bruno — nie aus den Augen verloren. Durch briefliche und öffentliche Mittheilungen wußte ich faſt immer, wo und wie ich Sie mir denken ſollte. Ihr neueſtes Geſchick ſogar iſt mir nicht vorenthalten. —

Wie dieß kam, war Beiden ein Räthſel, deſſen Löſung ſie erwarteten.

Nun müſſen Sie aber — fuhr er fort, — auch Geduld haben, zu vernehmen, was mich hieher führte. Ich will mich möglichſt kurz faſſen.

Ich habe Mancherlei geschrieben, was so die Menschen, die Nationen, mein Vaterland, Stände, Alter, Geschlechter im Allgemeinen angeht. Der resignirte Diplomat ward ein fruchtbarer Cosmopolit. Das Publikum schien mich wohl aufzunehmen, etliche kritische Selbstnäbel ließen mich sogar gelten, indem sie mich nur einem Rudel anderer Skribenten mäßig abkanzelten. Der beliebten Künstlerin gegenüber klage ich aber, daß der Autor noch keinen rechten Resonnanz fühle. Hat er den letzten Ausfängebogen zur Hand bekommen, so ist's mit der Vaterfreude aus. Es ist der Anfang — vom Ende.

Mag Schiller sagen: dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze' — Auch ich frage Nichts nach der Nachwelt, will nicht ahnen oder wahrsagen, wie es ihr geht oder ob sie im geringsten nach Meinesgleichen fragt. Jede Zeit sucht sich ihre eigenen Heiligen, putzt und stutzt sie auf. Und die Mimen? — Jährlich Einmal trifft sich's, daß ein Höflicher sagt: Ich habe Sie gelesen' Hie und da begegnet mir wohl auch ein Gedanke, ein bezeichnender Ausdruck, ein charakteristisches Wort, die ich als von mir ausgegangen mit flüchtiger Freude begrüße. Dann kommert mir aber hinwieder der Buchhändler vor

„Seine Verlegenheit als Verleger verlegener Waare,"

und rechnet mir vor, daß mein Publikum die Frankfurter Judengaſſe nicht ausfüllen würde. Da iſt denn doch der jubelnde Beifall von tauſend und aber tauſend Stimmen und Händen etwas Anderes.

Man ſpricht von einer Ariſtokratie der Bildung; ſie hat aber keinen Esprit du Corps, kein Selbſt- und Gemeingefühl. Jeder gräbt im dunkeln Schacht einſam mit ſeinem Lämpchen die Erzſtufen heraus. Etwas Anderes iſt die Ariſtokratie des Autors, ſeine perſönliche Geltung. Der vornehme Autor wird Mode, und der Mode-Schriftſteller wird vornehm.

Beides trifft bei mir nicht zu, ich lumpire ſogar unter erborgtem Namen. Daher kam mir nun in vorgerückten Jahren, wo ſich die Phantaſie Nichts mehr weiß macht, der Gedanke, mir meinen Lorbeerkranz blättchenweis auf einer Rundreiſe zuſammen zu holen, auf einer Tour durch Deutſchland von meinen zerſtreuten Freunden, bekannten und unbekannten, mir die Schmeichelei ſagen zu laſſen, daß auch ich an der Welt Verbeſſerung oder an der unverbeſſerlichen Welt gearbeitet. Oder ſoll ich lieber geſtehen, daß mich's getrieben, zu verſuchen, ob mir Sinn und Gemüth noch nicht eingerechnet ſeyen, ob Natur und Menſchen mich noch reizen, ob ich verſtändigen Männern und Frauen noch ein Intereſſe, ja, ob ich

lieblichen Jungfrauen noch ein freundliches Lächeln abzugewinnen vermöge.

Ich bin auf meiner bisherigen Fahrt mit der Welt wohl, mit mir ziemlich zufrieden; ich kann noch aufnehmen und geben. Und so sind wir denn auch hier, einige wohlgesinnte, heitere Freunde, bei einem kleinen Gelage versammelt.

Aber nun bitte ich Sie und Ihren Begleiter, sich zu uns zu setzen und an unserer Freude Theil zu nehmen. Eine reizende Künstlerin macht aus uns alten Herren gleich andere Wesen. Wir bemühen uns, auch noch ein wenig jugendlich und zartfühlend zu seyn. Wo uns die Natur im Stiche läßt, da kokettiren wir mit dem Schein dieser entflohenen Güter. —

Während sie so sprachen, wurden Windlichter aufgestellt, welche die Baumwipfel von unten magisch bestrahlten und die Gegend wirksam beleuchteten. Schon waren mehrere Sternbilder kennbar aus dem nachtumglänzten Himmel, der Wagen, der kleine Bär, Cassiopeja ꝛc.

Diese leuchtenden Welten bedrängen mich! äußerte Bruno. — Sie erregen in mir die großen Lebensfragen. Das kurze Geräusch des Menschen-Daseyns ist doch gar zu ärmlich gegen den ewig stillen Lauf der Gestirne.

Schon diese hochstämmigen hundertjährigen Bäume machen mir ein schmerzliches Gefühl. Wie schwer wird es doch dem irrischen Gemüth, das hausgreifliche Leben mit seinem Wechsel von Lieb und Leid nur für ein Prüfungs-Noviziat des künftigen eigentlichen Lebens anzusehen' — Es wird kühl. Ich dringe darauf, daß wir uns in den Gartensaal setzen.

Es geschah. Die Fremden wurden freundlich bewillkommt. Mehrere der Gesellschaft dachten sich bei dem Namen der Künstlerin das Beste. Die gesellige Lust kam bald wieder in Schwung und stieg bis zum Rundgesang, was freilich gegenüber einer solchen Sängerin komische Entschuldigungen und noch komischere Produktionen herbeiführte. O selige Tage bemooster Burschenschaft in Jena und Göttingen! — rief endlich Bruno — Ihr taucht wieder auf! Unsterbliches „Gaudeamus" — das wir Jünglingskehlen alle unisono im forcirten Baß der Flegeljahre sangen'

Charlotten rührten an den heitern Männern diese Nachklänge froher Jugendzeit. Sie dachte mit lebhaftem Gefühl an ihren guten Vater. Wie leicht hätte es sich fügen können, daß er jetzt an ihrer Seite säße'

Als ein Paar Herren aus dem dunkeln Hintergrunde sich kaum bemerkt an die Tafel zu unterst hinsetzten

meinte sie nicht anders, als es müsse ihr Vater und Freund Adam sein.

Da eines der heraufbeschworenen Lieder sich wegen gehäufter Misstöne in lautes Gelächter umsetzte, rief Bruno tiefes bedauernd: Vereinigen Sie, werthe Herren, ihre Stimmen mit der meinigen, daß doch unser liebenswürdiger Gast durch einen Gesang den Saal von allen den unaufgelösten Dissonanzen reinige, durch welche wir ihn in Vibrationen gesetzt haben.

Es entstand ein lauter Sturm, welchem Charlotte nicht widerstehen konnte. Auch Richard nickte ermuthigend. Ein Clavier stand in der Ecke. O Wunder! es war rein gestimmt! Sie präludirte und sang dann mit Rücksichtnahme auf die Gesellschaft und ihre Stimmung das Lied von Adam. „Warum sollt' ich nicht traurig sein?" — das aber aus dem wehmüthigen Moll bald in den hellen Ton „Warum sollt' ich nicht heiter sein?" — überging. Die allgemein fassliche Poesie des vorigen Jahrhunderts war höchst willkommen. Die Sängerin wußte in ihrem Vortrage den Gegensatz der gefühlvoll getragenen Töne mit der lieblichen Laune des Liedchens unnachahmlich hervorzuheben. Aus vollem Herzen riefen die Hörer, daß sie einen solchen Gesang nie vernommen. Warum — nahm Bruno das Wort —

ſollte es mit dem Geſange nicht ſeyn, wie mit den andern Künſten? Auf einen Quadratfuß Leinwand geht ein Sechsgroſchen-Gemälde oder ein Correggio; eine Meißner Vaſe iſt kein Kochtopf und eine Gemme keine Glasperle.

Das Liedchen — ſagte Charlotte — von einem Hausfreunde verfaßt, iſt mein Erſtlings-Geſang und doch habe ich daran fortgelernt bis jetzt. Nun drängt mich's aber, meinem abweſenden Vater, an den ich gerade jetzt mit großem Verlangen denken muß, Eines zuzuſingen. Setzen Sie ſich in die Lage der Tochter, die auf den jahrelang Entbehrten vergeblich wartete und ſich nun in banger Beſorgniß nach ihm ſehnt.

Sie ſang das Lied von Göthe und Reichard: „Ich denke Dein!“ — und dieß mit einer Tiefe des kindlichen Gemüths, daß Augen, die ſeit Jahren jedem überſtrömenden Gefühl entfremdet waren, ſich mit Thränen füllten. Während ſie die letzte der vier Strophen unnachahmlich gefühlvoll vortrug:

„Ich bin bei Dir, Du ſeyſt auch noch ſo ferne;
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt; bald leuchten mir die Sterne;
O wärſt Du da!“

waren jene zwei zuletzt Eingetretenen leiſe hinter ihren Stuhl geſchritten. Bei der Endzeile übermannte Charlotten

ihr eigener im Saale wiederhallender Gesang der Sehnsucht. Sie sank an die Lehne zurück, fühlte sich aber von einem Arm umschlossen.

Umschauend blickte sie in ein bekanntes Augenpaar. Ihr vergingen die Sinne. Der Mann zog sie zu sich empor und an seine Brust.

So bist Du da! — rief sie in freudigster Ueberraschung. — Ach Gott sey's gedankt! — Sie weinte süße Thränen an seinem Herzen.

Als sie aber ganz zu sich gekommen und ihren lieben Vater klar vor sich stehen sah, da war ihr Befremden erst groß. War er's denn wirklich? Wie ganz anders, als da sie ihn verlassen, ja ganz anders, als sie sich ihn gedacht! — Zuweilen verklärt sich in unserer Imagination die Gestalt, der sich unsere Neigung zugewandt. Aber an dem Bilde des in bedenklichen Gesundheits-Umständen zurückgelassenen Wesens bleichen und zehren unsere Besorgnisse fort und fort.

Die Tochter hatte sich den Vater trotz seines letzten beruhigenden Schreibens wenn auch genesen, doch gealtert und schmächtigen Aussehens gedacht. Jetzt aber stand er vor ihr um wenigstens ein Jahrzehent verjüngt, ja blühender, als sie ihn seit ihrer Kindheit gesehen zu haben meinte. So ersteht die Natur nach sengender

Sommerhitze durch erquickende Regen herbstlich neu. Zugleich schien er aus Freude über seine Genesung fülle auch auf sein Aeußeres mehr Sorgfalt als ehedem gewendet zu haben.

Dieß führte nach den ersten Aeußerungen ihres freudigen Erstaunens zur Erklärung. Unser Adam hier sagte er, indem er diesen der Lederer zu einer gern gestatteten herzlichen Umarmung zuführte — wußte mei nen schon hinwelkenden Körper so zu metamorphosiren Er hat mich eigentlich umgestaltet, und anders geht's auch nicht mit so zähem Leder, wie eine alte Ganzlebens ist. Man muß sich methodisch wieder herauserleben aus dem, in was man sich seit Jahren durch fehlerhafte Di hineingelebt hat. Als Heilkünstler außer Dienst und Gilde hat unser Freund Adam keinen Fakultäts-Hochmuth, keinen System-Eigensinn, keinen Wissens-Dünkel in sich zu überwinden gehabt. Er wußte nöthigenfalls einen Schulwitz zu vergessen und konnte sich seines Wissens in der letzten Zeit neuen Richtungen der Arzneikunde zu wenden.

Er ging wieder auf die Lebens-Elemente zurück. Die Natur ist ewig jung und verjüngend. Aus Luft Licht, Wasser, aus Bewegung und Wechsel stammt ihre unerschöpfliche Heilkraft. Sie ist einfach schaffend ohne

endlose Mühe und Aufreibung, so lange die angenommene Lebenskraft der Creatur dauert. Sie vergilt dem Menschen seine Verehrung mit ihr, seine Hingebung wie sie dem Künstler Liebe und Vertrauen zu ihr vergilt.

Charlotte wandte sich zu Richard und reichte ihm die Hand. Der Vater sah auf ihn mit ruhig prüfendem Blick, schloß ihn in seinen Arm und legte dann seine Hände segnend auf die übrigen. — Adam und Richard begrüßten sich als einstige Reisegenossen. —

„Ich habe Dich nun, besser Vater!“ sagte Charlotte zuletzt, „und aller Schmerz hat ein Ende! — Aber wie konnte es doch daß wir uns erst hier trafen?“ —

Allerdings hatten Vater und sein Begleiter etwas Aufklärung mögliche Weise Zufälle nicht in Rechnung genommen. So kam es bald, wie sie zusammen unbewußt an demselben Orte gewesen, der Silvagen aber kaum dem Gefährt einen Vorsprung abgewonnen hatte.

Bruno nickte mit einem satirischen Lächeln und sagte: „Was lernen wir daraus? Gar nichts! Denn immer wieder wird man sich sogar bei Befindungen zu Straßengängen um eine Straßenecke verfehlen, während sich Weltumsegler auf dem pfadlosen endlosen großen Ocean bei einer bekannten Insel treffen.

Aber nun, da Ihr einander noch eurer Saumsal und Ungeschicklichkeit dennoch habt, so wollen wir auch Etwas davon haben. Die Erkennungs-Szene ist vorüber, der Entzückens-Sturm hat sich gelegt: die Hände, die Herzen sind verbunden. Ich aber habe noch Etwas auf dem meinigen. Dieses Singspiel haben habe ich schon, noch ehe es flügge war, in meinem musikalischen Gemüth gehegt. Eine Seite seiner Anbildung hat es uns schon gezeigt. Nun aber, um es auch von Seiten seiner extensiven Virtuosität: die mehr Schule als Seele ist, kennen zu lernen, möchte ich wohl ein Stückchen seiner Bravour vornehmen. Ist es damit so, wie ich hoffe und ahne, so mag es hinfliegen in der Welt und sich setzen, wo es will, um ist's nicht bange darum.

Die Gesellschaft stimmte dem Enthusiasten durch Zuruf bei. „Wir wie aus der Seele gesprochen!" rief Adam. — Ich bin bei Charlottens Befugniß zur Kunst sehr betheiligt. Ihr Vater hat mich, als ich ihrem Beruf dazu Vorschub that, einen Seelenverkäufer genannt, und eine so harte Anschuldigung verlangt volle Sühne.

Charlotte besann sich eine Weile auf die Wahl, setzte sich dann wieder ans Clavier und begleitete sich zu den bekannten Variationen über „Nel cor più non mi sento," in welchen Garatani zuerst geglänzt

Ihre wonneerfüllte, freudenkräftige Brust ließ nach dem einfach gemüthlich vorgetragenen Thema die brillanten Roulaten mit höchster Präzision und beflügelter Eile wie Perlen vom reinsten Wasser hervorrollen, daß der Saal von Wohlklang bebte. Der Vater und Richard dankten ihr in Thränen mit heißen Küssen. Adam stand [illegible] zur Seite. Bruno beschwichtigte den stürmischen Beifall der Gäste. „Nun ihr alten Trommelfelle!" rief er in ausgelassener Freude über die Leistung, „— hat's das gesungen oder nicht? Haben eure starken Nerven noch einmal vibrirt? Glaubt aber nicht, dergleichen sobald wieder zu hören! Wer weiß, wie lange schon die Kunstbildnerin Natur an den Vorstudien der Anlage zu diesem selbständigen Talent genommen, bis ihr endlich der hohe Wurf gelungen, mit sechs Würfeln alle Sechse.

A propos! Das sey Euch gut, daß sich kein „Dacapo" meldete. Der Rufer hätte von mir böse Worte hören müssen. Eine solche maßlose Insolenz und Unersättlichkeit, die eine köstliche Darbietung um ihren Werth und Zauber bringt und dem erschöpften Geber den Dank um den Kopf schlägt, habe ich mir in meinem ganzen Leben nicht zu schulden kommen lassen. Das Einzige muß einzig bleiben, es duldet nicht einmal eine Vergleichung mit sich selbst. —

Er trat zu Charlotten und drückte einen Kuß auf ihre helle Stirne. „Gelones Kind!“ — sagte er in sichtbarer Rührung — „Die ist viel verliehen vom Himmel! Wende es an zu Gottes Ehre und zu Frommen der abgeschmackten, übersreizten Welt! Du bist reich genug, um nicht mit ihr zu buhlen; sey zu stolz, um dich zu ihren Allanzereien herabzulassen. Du hast edeln Metalls die Fülle, und brauchst nicht blinkende Rechenpfennige der Artekunst auszuwerfen.

Man spricht so viel von der Macht der Tonkunst, die Herzen und Sitten zu mildern. Ich meine, unsere jetzige sey in ihren Schöpfern und Darstellern auf dem besten Wege, die Menschen zugleich zu verweichlichen und zu verwildern. Dem bin entschieden entgegen! Ein gutes Vorbild wirkt viel!“

Es kam zur Sprache, daß Bruno Baden als einen Bekannten von ehedem begrüßt, daß er sogleich nach seiner Tochter gefragt und nun das Weitere Alles erfahren habe, — wie man sofort Maßregeln genommen, sich der verfehlten Reisenden in Bayreuth zu versichern, woraus sich dann auch das Benehmen des Gastgebers gegen die Ankömmlinge erklärte.

Man fuhr zur Stadt zurück, um eines recht geselligen Abends froh zu werden. Richard war stets

seinem Schwiegervater zur Seite, der bei dem offen sich darlegenden edlen Charakter des jungen Mannes über die Zukunft seiner Tochter ganz beruhigt war.

Nun sollte aber über die Weiterreise noch heute ein Schluß gefaßt werden. Nachdem Zeit, Raum und Kosten in Erwägung und Abwägung genommen worden, wobei der ebenfalls weiterstrebende Diplomat auch nur zu Rathe zu sitzen verlangte, vereinigte man sich dahin, daß sie Alle sämmtlich die jungen Leute begleiten wollten, und zwar sollte der Weg durch das Fichtelgebirg und Böhmen über Prag nach Dresden genommen werden, welche Städte, an Natur-, Kunst- und Alterthums-Schätzen reich, den nachhaltigsten Genuß versprachen.

Von hiesiger Stadt aus wollten die beiden Freunde zurückreisen, des Dichters Gast, den sie in der Ode nur kurz gesprochen, sich anehmen und sorgen, daß auch ihm eine erfreuliche Zukunft aufgehe.

Für das Wie? der Reise wußte der dienstfertige Gastgeber Rath zu schaffen. Er bot ihnen seinen vielsitzigen Reisewagen an, und wenn auch die fügsame Louise Flachslin in das kleine Coupe gesprochen wurde, so sagten ihr doch die Männer zu, daß sie der freien

Umsicht zu lieb oft genug mit ihr den Sitz tauschen würden.

Als man nach einem in der gezügeltsten Jovialität verlebten Abend — es war in einem Lokal, wohin Jean Paul sehr oft seinen Humor gebracht — zu einem frischen Herbstmorgen erwachte und sich einsetzte, um heute noch die grotesken Felsenthäler des Gebirges zu durchschneiden, nahm man den hellen Himmel, von gründlichem Ostwinde gereinigt, für ein Vorzeichen noch andauernd heitern Wetters und einer recht vergnüglichen Fahrt voll Erwartung und Erfüllung.

Ich darf wohl ein wenig seelig seyn, mein Vater! — sagte Richard, als der Wagen durchs Thor hinaus gerollt war. — Ich werde all den Reichthum, den ich von der Freiberger Schule aus mit fröhlichen Genossen bald burschikos, bald begriffmässig gesehen, nun mit freierem Blick und in einem höhern Sinne wiederschauen; ich darf es an Charlottens Seite, in ihre so frisch aufnehmende Seele hinein. Da jede Kunst die Größen der übrigen nach ihrer eigenthümlichen Weise verarbeitet, in ihre Sprache übersetzt, so wird auch Charlotte hier noch einmal eine Geist und Gemüth erweiternde Schule machen.

Ich will schon aufpassen — sagte Charlotte, ihrem Freunde aus glänzenden Augen mit liebevollem Lächeln

drücken — und ein gelehriges Kind ſeyn. Hab ich doch ehe unſere geringen Zimmerbilder und unſer Hausgeräthe an uns abgemahlen. Es ſoll nicht fehlen, lieber Richard! Du wirſt nachher an jedem meiner Töne merken, daß ich die Dresdener Muſik mit Antheil gehört, ſeine Gallerie und die ſächſiſche Schweiz mit Reflexion geſehen habe.

Was mochte es ſeyn, daß ſie über ihr Wort glühend erröthete, ihre Augen ſich mit Thränen füllten? —

Die Alten merkten nichts. Richards Blick war ſie.

Noch nie hatte Charlotte das vertrauliche „Du“, deſſen er ſich wohl gegen ſie in Augenblicken des überſtrömenden Gefühls bedient, erwidert. Die ſegnende Vaterhand hatte ihren Bund beſiegelt. Das unbewußt ihr entflohene Zeichen bräutlicher Hinneigung zu dem Freunde entzückte Dieſen nicht weniger, als der erſte Kuß der ſich offenbarenden Liebe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedichte

von

H. Rau,

(Verfasser des Kosciuszko's)

8. elegant geheftet.

Wie in unserer jetzigen Zeit nicht leicht ein Dichter die Liebe der Nation erobern kann, wenn er nicht auch die Saite seiner Lyra greift, die im Herzen des Volks am lautesten schlägt — wir meinen die Kämpfe der Zeit — so sind auch die politischen Gedichte des Herrn Verfassers dem Besten an die Seite zu setzen, was in neuester Zeit Uhland, Grün, Platen, Herwegh, Pfizer, Hoffmann v. Fallersleben und Ortlepp gesungen haben, und wem nicht die Unnatur und die Phrasendrechselei einiger modernen Poeten den reinen Geschmack an wahrer Poesie verdorben hat, der wird diesen Gedichten, welche, — wir sind dieß überzeugt, — in Kurzem Gemeingut des Volkes sein werden, die verdiente Anerkennung nicht versagen!

Sittengemälde

aus dem elsäßischen Volksleben.

Von

A. Weill, in Paris

8. eleg. geheftet.

Der Werth obiger Novellen ist ein doppelter. Einmal wird darin auf eine unzerstörbare deutsche Nationalität, die im elsäßischen Volke fortlebt, hingewiesen; dann sind die Novellen, was Form und Stoff betrifft, so frisch aus dem Leben gegriffen, daß wir seit Hebel keinen deutschen Dichter kennen, der uns das Volksleben meisterhafter geschildert hätte, wie A. Weill! Diese Eigenschaften werden hinreichen, um die „Novellen" in solchen Kreisen zu verbreiten, wohin bis jetzt der Name des Dichters nicht gedrungen ist, denn für diejenigen, welche ihn bereits kennen, braucht es keiner weiteren Empfehlung.

Philosophie

eines Dilettanten

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Stuttgart,
J. B. Müllers Verlagsbuchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart. Schnellpressendruck der Königlichen Hofbuchdruckerei
zu Gutenberg.

Inhalt.

	Seite.
Zur Verſtändigung	V – XII
Stimmung zur Betrachtung. — Was iſt Wahrheit?	1
Beſchränktheit. Anticipation	4
Einheit. Mannichfaltigkeit	7
Evolution	9
Gewißheit	10
Was ich in mir finde	12
Senſation (Eindruck. Empfindung. Fühlung. Wahrnehmung. Anſchauung)	14
Kindlich-Objektives	18
Kindlich-Subjektives	20
Ausbildung	21
Theorie. Praxis. Poeſie	22
Dualismus: Seyn. Denken	27
Schulbegriffe: Subſtanz. Accidens	33
Was iſt Individuum?	34
Der denkende Menſch	38
Richtung der Wahrnehmung. Fixirung der Eindrücke	40
Feſthalten. Zurückrufen. Vergleichen. Verbinden	48
Der Traum	55
Sphäre des Wahrnehmens. Das Leben	61
Bildung von Begriffen, Urtheilen	65
Die Sprache	72
Mittheilung. Verſtändigung	86
Vorſtellung. Klarheit	93
Schlüſſe	103
Raum und Zeit	106

Seite

Kategorieen. Stammbegriffe (Subſtanz. Cauſalität. Möglich, Wirklich, Nothwendig; Freiheit. Wahrſcheinlichkeit. Zufall) 120
Erſcheinungen. Dinge an ſich 153
Erkenntniß der Dinge an ſich; wiederholte Forſchung 166
Grundſätze 184
Materie und Bewegung 190
Bezug des Stoffs auf das ſenſuelle Leben 199
Rückwirkung des Lebens auf den Stoff (Bedürfniß, Nutzen, Vergnügen, Kunſt, Cultur, Geſchlechts-Verhältniß) 201
Erkenntniß der Natur der Dinge 216
Wandelbarkeit der Philoſopheme 226
Wiſſensſchranken: das Unendlich-Große 230
Das Unendlich-Kleine 231
Kraft 235
Das Unendlich-Vergangene 247
Das Unendlich-Zukünftige (Welt-Untergang) 248
Vorrücken der Menſchheit zum Beſſern 255
Zweck des Lebens 264
Zweckmäßigkeit 266
Denken. Innere Welt 272
Gemüths-Bewegungen (Affekt, Leidenſchaft) 275
Denk-Prozeß 278

Zur Verſtändigung.

Es iſt eine der Jugend-Erinnerungen des Verfaſſers, daß er einſt in dem Kreuzgang eines Benediktiner-Kloſters zwiſchen eine Schaar von blutjungen Studenten gerieth, die gerade aus der Schule kamen. Es wurden einige Worte zwiſchen ihnen gewechſelt und ſo vernahm er, daß ſie Philoſophen ſeyen. Das klang ihm auffallend; denn er, älter als wohl ſie alle, hatte von ihrer Wiſſenſchaft bisher nur den Namen gehört, den größten Reſpekt vor ihr gehabt und ſich nicht träumen laſſen, daß er je in ſeinem Leben ein Philoſoph werden oder genannt werden könnte.

Vielleicht hat er damals Recht gehabt. Denn, obwohl das Räthſel der Sphinx jetzt keines Oedipus bedarf, ſondern von jedem Elementar-Schüler gelöst wird, ſo iſt es doch mit dem Problem der Philoſophie anders.

Zunächſt vernimmt er aus der Vorhalle der Hochſchule her von dem Januarius derſelben einen Willkomm ungefähr in folgendem Ton: „Nun, das fehlte noch, daß ſich der Dilettantismus, der ſich bei allen Fächern des Wiſſens und der Kunſt zudringt und in der Politik ſtaatsgefährlich wird, auch hier herein wagt und ſich in hellfarbigem Rock mit aufgeweckt-entſchloſſener Miene unter die ehrwürdigen Träger

dunkler Talare, die mit ſinnigem Ernſt aus faltigem Antlitz blicken, ſtellt."

„Was ſich einſt in den Tagen des Umſchwunges der Zeitanſichten bei uns zutrug, daß ſich ein hochedler Rath darüber formaliſirte, wie ein junger, inſolenter Senator im Ueberrock mit Sporen und Reitgerte in die Rathsverſammlung trat, wo die Väter des Vaterlandes in Allonge- und Stutz-Perrücken herumſaßen, und durch ſein neumodiſches Coſtum den würdevollen Ernſt der Sitzung aufs Höchſte compromittirte, — das glaubten wir nicht an uns ſelbſt erleben zu müſſen." —

Der Verfaſſer muß zuvörderſt bekennen, daß er von hoher Ehrfurcht vor den akademiſchen Hallen und den in ihnen geiſtig waltenden Facultaten, ſo wie vor jedem ſonſtigen öffentlichen methodiſchen Auftreten der Wiſſenſchaft erfüllt iſt, und, wenn er ſich mit ſeiner Leiſtung auch unter die Erſcheinungen eines ihrer Fächer wagt, er alle Nachſicht und Schonung, die einem ſolchen Unternehmen angedeihen können, in Anſpruch nimmt.

Zunächſt möchte er den Begriff: Philoſophie nach dem Wort-Ausdruck: Liebe zur Weisheit, zur Wiſſenſchaft verſtanden — ſeine Leiſtung alſo als einen Verſuch, eine ſolche Liebe und Hinneigung zu bethätigen, aufgenommen wiſſen.

Daß er ſolche nicht als etwas Abgeſchloſſenes, Fertiges, ſyſtematiſch Abgerundetes betrachte, ergibt ſich aus ihrem Schluſſe.

Daß er ſich als Dilettanten einführt, mag die Männer des Fachs zu Anlegung eines andern Maßſtabes, als des ſonſtigen kritiſchen bewegen. Von einem Dilettanten verlangt man keine documentirte Nachweiſung, daß er die ganze Tiefe und Weite der Wiſſenſchaft approfundirt habe, daß er der Herkunft und Geſchichte derſelben ganz mächtig ſey, daß er alle philoſophiſchen Syſteme in ihrer Folge auf gelehrtem Wege ſtudirt habe und über die ganze Bahn, die jeder welt-

geſchichtlich bekannte Denker und Schöpfer eines eigenen Syſtems durchlaufen, ſtets bereitliegende Auskunft zu ertheilen im Stande ſey. Man ſieht in ſeinem Werk keine Fach-Litteratur, keine Citate. Man fragt überhaupt nicht, auf welchem Weg er zu ſeinen Anſichten gekommen.

Der Stoff der Philoſophie iſt gegeben, iſt immer und überall bereit; ja er iſt unausweichlich; er durchdringt unſer Weſen und dieſes ihn in jedem Moment des Daſeyns; er iſt ſelbſt dieſes Weſen im Element der Welt, in Wechſelwirkung mit ihr. Auch zur Form der Philoſophie dringt es jeden denkenden Menſchen; nur kann nicht Jeder den Akt der Abſtraktion der Geſetzmäßigkeiten, des Allgemeingültigen durchführen, das Denk-Geſchäft mit nie raſtendem, liebendem Intereſſe freithätig und folgerecht vollziehen.

Es ließe ſich wohl denken, daß ein Anachoret, von jeder Verbindung mit der Schriftenwelt abgeſchloſſen, die Philoſophie in ſich erzeugte, etwa wie Pascal die Elemente des Euklides in der Einſamkeit aus ſich entwickelte.

Einem ſolchen contemplativen Anachoreten iſt der Dilettant beziehungsweiſe ähnlich; nur verſchmäht er keine philoſophiſche Nahrung, keinen Umgang mit denkenden Geiſtern.

Aber, wie er einerſeits, mit Sinn und Takt begabt, dieſe Nahrung im Gebiet der Litteratur überall wittert und ſich anzueignen ſucht, wobei er durch Vorahnung, inſtinktartiges Suchen, glückliches, oft zufälliges Finden unterſtützt wird, ſo hat er auch andererſeits eine ſpekulative Idioſynkraſie, welche das ihr Gemäße anzieht, das nicht Aſſimilirbare ablehnt.

Ihm wird nicht leicht ein Genius der Vor- oder Mitwelt entgehen, an dem er ſein denkendes Weſen nähren und erfriſchen könnte; dagegen wird er ſich ſchwerer dazu bringen, einem noch ſo durchdringenden, ſyſtematiſchen Geiſt, dem er nach mehrmaligen Verſuchen nicht mit Zuſtimmung ſeines eigenen Geiſtes nachdenken kann, auf deſſen ganzem Evolutions-

Wege zu folgen, und ſich über deſſen Gedankengang gelehrte Rechenſchaft zu geben.

Man ſpricht vom Buche des Lebens, vom Buche der Natur. Jeder originelle Geiſt lieſt ſich in daſſelbe hinein, lieſt es nach eigener Interpunktion. Die Schrift iſt unveranderlich; aber ſie laßt verſchiedene Erklarungen zu. Oder nennen wir die Schöpfung eine Poeſie, ſo wird ſie von jedem genialen Leſer in einem andern Rhythmus recitirt.

Man muß dem Dilettanten geſtatten, dieſes Weltgedicht nach ſeinem muſikaliſchen Sinn zu ſcandiren, dieſes Natur- und Lebens-Buch nach ſeiner beſten Anſicht zu interpungiren.

Was der Dilettant auf der einen Seite durch das Verlaſſen der ihm heterogenen Geiſter verliert, das kann er auf der andern durch innigern Anſchluß an die ihm homogenen gewinnen.

Den Hauptertrag ſeines Strebens muß er aber dem Selbſt-Wahrnehmen, Selbſt-Beobachten, Selbſt-Erkennen abgewinnen. Er muß nicht nur in allen Stunden der Geiſtesheile, der philoſophiſchen Weihe zu ſeinem Problem, ſeinen kritiſchen Fragen zurückkehren, ſondern in jedem Moment, wo ſich eine Beziehung der Außenwelt, des Lebens, der Regung des Geiſtes oder Gemüths zu jenen ſtehenden Aufgaben darbietet, dieſelbe möglichſt fixiren und forſchend abfragen.

Der Fach-Philoſoph, der Vieles weiß, ſoll Alles wiſſen. Er darf keine Blößen geben, er muß ſich mit genügendem Apparat allſeitig umbauen und mit ſeinem Geiſte peripheriſch thatig und aufnehmend ſeyn.

Der Dilettant hat alles gelehrte Rüſtwerk, das er ſeit ſeinem erſten Denken benützt, beſeitigt und ſtrebt nun aus den Weiten der Betrachtung einwärts zum Mittelpunkt. Er hegt nur Ein Haupt-Intereſſe mit liebendem Eifer und alle guten Stunden werden dieſem geſchenkt.

So erlebt er im Verlaufe der Zeit, daß ſich die Maſchen

des intuitiven Netzes immer weiter über sein Objekt — die Welt — ausbreiten und sich gegenseitig inniger verschlingen, daß er, den möglichen Abschluß seines Gewebes voraus ahnend, die geistige Schuld, die er dem Schicksal bezahlen will, „durch Thatigkeit, die nie ermattet," abträgt. —

Während dieses sich organisch entwickelnden geistigen Prozesses, der eine lange Quarantäne, ein mehrmaliges nonum prematur in annum bestanden, konnte er sich durch nichts stören lassen. Seine Vollziehung war eine nothwendige, ihn nicht loslassende; und bei dem Hereinragen so verschiedenartiger Philosopheme rief er sich immer zu: Laß dich nicht zerstreuen!

Nun aber muß sich der Dilettant jede wohlmeinende Kritik des Philosophen vom Fache gefallen lassen, sie sogar wünschen und sich erbitten.

Wer nach Wahrheit forscht, muß sich nach einer Controle seiner Resultate auch aus persönlichen Mittheilungen umsehen. Der Menschensohn kommt nie ganz aus sich, aus seiner Individualität, seiner Manier hinaus, wird sich nie so objektiv, um sich mit seinen Geistes-Genossen in Reih' und Glied zu sehen.

So sehr er auch sich des Besten bewußt, seiner Sache gewiß zu seyn glaubt, so wenig er, im Leben erstarkt, ein Anderer werden kann oder will, so mag er doch gern von Außen erfahren, ob und welche Geltung er habe, wie ihn das antheilfähige Publikum, wie ihn die Caste der Kundigen ansieht und tarirt. Er mißt sein Thun am Resonanz der Welt; er mißt die Erregbarkeit, den Sinn und Geschmack der Welt an dem Anklang, den seine Darbietung findet.

Für jede Theilnahme dankbar, auf jede lautwerdende Meinung merkend, wird er jeden fruchtbaren Wink sich dienen lassen.

Nur Eins könnte den Dilettanten vielleicht unsanft

berühren, wenn irgend einer der litterarischen irrenden Ritter, wie sie in unsern Tagen eine Caste und kleine Macht bilden, — jede Zeit hat solche fahrende Schüler verschiedener Wissenschaften und Künste, solche Abenteurer in mancherlei Industrie-Zweigen nach ihrem Geist erzeugt. Der unsrigen gehören die litterarischen Wechselreiter an, deren Credit nichts als ein hinausgeschobener Protest ist — wenn ein Solcher, sage ich, über dieses Opuskel, nach seiner Genesis einen Ertrag von fünfzig Jahren, wenn auch nach seiner Abfassung von nicht viel mehr Wochen, journalistisch verfallen und darüber noch einer Lektüre von fünfzig Minuten kritisch absprechen würde.

Auch bittet der Dilettant kraft seines Alters den etwaigen Privat-Docenten, der mit der Volljährigkeit zugleich den Doktorhut erlangt und seine Hefte noch ganz im Kopfe hat, wenn er merkt, daß Jener den Rössel-Sprung über die Felder des Wissens anders macht, als sein Meister, auch überdieß keine vollständige Theorie und Geschichte der noch möglichen Rössel-Sprünge inne hat, ihn nicht alsobald litterarisch zu vernichten, sondern zu bedenken, daß eben sein Meister und Vorbild, dessen Transparent er ist, den seinigen auch mit andern Zügen gemacht hat, als alle seine Vorgänger, daß ferner Aristoteles kein Platoniker, Plato kein Aristoteliker gewesen ist, und schließlich, daß sich die Philosophie so wenig als die Poesie lernen lasse, daß sie geistig erlebt werden müsse, daß ein Umschwung der Jahre sie, wie den Wein, abklare und vergeistige, daß vielfache Wiederkehr der Erscheinungen Bedingung alles Forschens und Erkennens sey und daß, wenn Silberhaare auch nicht den Denker und Weisen machen, doch aus dem Mund eines hellblonden Lockenkopfs, an dem man ein frühzeitiges Talent schätzen möchte, ein hochfahrend-altkluger Ton unangenehm klinge. —

Was kann sich aber der Dilettant für einen Erfolg von

seinem Versuch, seinem „Mikrokosmos" im deutschen Publikum versprechen?

Alle Menschen von Bildung hegen den größten Respekt vor der Philosophie, die Meisten daneben aber eine eben so große Scheu, ihr Studium sich zur Aufgabe zu machen. Sie lieben und fürchten sie zugleich, wie das höchste Wesen.

Da nun aber jeder Philosophem auf alle frühern zurückweist, so setzt sich die Ehrfurcht bei Vielen in den Aerger um, nicht in dieses Gebiet geistiger Tiefe eindringen zu können, der sich dann durch die trotzige Aeußerung Luft macht, daß im Grund Nichts an dieser Wissenschaft sey, daß sie diese abstruse, ihren unfruchtbaren Inhalt in ein mysteriöses Dunkel hüllende Scienz füglich entbehren können.

Aber auch die Absprechendsten ließen sich beschwichtigen, wenn sie ihnen in bequem zugänglicher Form, in freundlicher Verständlichkeit zugebracht würde.

Gegenwärtiges will ein solcher Versuch seyn und einem unter den gebildeten Deutschen verbreiteten Bedürfniß entgegen kommen. Der Verfasser glaubt keines der Hauptprobleme des natürlichen Wissens unberührt gelassen zu haben. Manche hat er als unlösbar bezeichnet; bei den Uebrigen hat er die Lösung versucht. Dieß ist so klar als möglich, in fortlaufender Anwendung auf das Leben geschehen, und so hat seine Schrift mehr einen populären — jedoch keineswegs trivialen — als einen metaphysisch-vornehmen Anstrich.

Eignet sich dieselbe nicht zur Doktrin des Lehrstuhls, hat sie keinen Bezug auf den Mystizismus der Zeit, so mag sie doch immerhin ein Cursus seyn, wie ihn der helle Kopf erwartet, der mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick paart, den er in einer kurzen Reihe von Tagen machen kann, der nicht irre führt, verderbt, erkaltet, verbildet, der mehrseitig anregen und zu weiterm Nachdenken reizen kann, ein

Rahmen, nicht zu eng oder zu weit, in welchen Jeder ſeine beſſern Intereſſen faſſen mag.

Auch die gebildetern, von einer ſolchen Geiſtes-Richtung ſich nicht entſchieden abwendenden, die denkfreyen Damen werden dem Dilettanten ohne Unbequemlichkeit folgen können, und dürften vorausſichtlich weniger Paſſagen in ſeinem Werkchen, als vielleicht in manchem breiten Roman, überſchlagen. Würde er daſſelbe, woran ſchon gedacht worden, einer Reihe von öffentlichen Vorträgen zum Grund legen, ſo dürfte er ja ohne Zweifel auch auf eine Anzahl von Zuhörerinnen zählen.

Stuttgart, im Juni 1847.

Der Dilettant.

Stimmung zur Betrachtung. — Was iſt Wahrheit?

Ich rede mit mir ſelbſt. Ich bin ruhig, von Nichts in Anſpruch genommen, angefochten, bin weder von Vergnügen noch von Sorge erfüllt, bin lebensfroh und heiter, wie man es im Allgemeingefühl ohne Affekt ſeyn kann. Und ſo mir ſelbſt und dem Leben gegenüber frage ich:

Was iſt Wahrheit?

Wohl mögen die wenigſten Lebenden dieſe Frage ganz allgemein, frei, unbefangen an ſich machen.

Auch ich könnte das Anrückende an mich kommen, das Vorhandene gewähren laſſen, genießen, es beſtimmen oder es ablehnen, mich ins Mögliche, ins Kommende hinein arbeiten, ohne die Frage: Was iſt Wahrheit? in einer andern, umfaſſenderen Beziehung zu ſtellen, als eben nur, um die jeweilige Gegenwart, das Praktiſche in ihrem wahren Weſen zu erfaſſen, ſie für das anzuſehen und zu nehmen, was ſie ſind, es ſtets mit der Natur der Sache zu halten und der Täuſchung in Einſicht und Leben zu entgehen.

Wie komme ich dazu, die Frage nach Wahrheit ſo allgemein, ſo univerſell zu ſtellen?

Was Pilatus im Namen des Zweifels oder der Verneinung den Weiſeſten gefragt, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten, das ſah ich die Forſchenden und Wiſſenden zu ihrer oberſten Lebensfrage machen. Durch unzählige Streitfragen: Was iſt da und da und ſo fort das Wahre? wurden ſie hinan, hinauf zu

der ganz allgemeinen, freischwebenden Frage getrieben: Was ist Wahrheit?

Ich hätte, meiner nächsten praktischen Pflicht gewissenhaft wartend, mit stets prüfender Richtung auf das Wahre mich beruhigen, meiner eigenen Wahrhaftigkeit mir bewußt, mit mir selbst im Frieden leben können.

Aber ein mir inwohnendes, angeflammtes Bedürfniß nahm an der geistigen Bewegung der Forschenden Theil und fand sich mit ihnen fortgetrieben. Schon in der jugendlichen Seele findet sich nicht selten ein Streben, bei jeder Erscheinung nach ihrem tiefern Grunde hinzudringen.

Die Forscher drückten sich über den Sinn der Frage verschieden aus. Doch glaubte ich aus ihren Aeußerungen im Ganzen zu entnehmen, daß sie die Wahrheit in das Erkennen des Seyns setzten. Je nachdem sie das Seyn in einen andern Ausdruck faßten, bezeichneten sie die Wahrheit in ihrem höchsten Sinne, als: Erkenntniß der Natur, der Natur der Dinge, Wissen von der Herkunft und dem Wesen der Schöpfung, Weltweisheit, Wissenschaft der Wissenschaft ꝛc., und während die ältere Schule der Vernunft, als unseres Organs für die Erkenntniß der Wahrheit, ihre Grenzen kritisch bestimmte und jede Ueberschreitung wehrte, nahm ich wahr, daß die neuere den Geist zum Universal-Monarchen, das Denken zur Alleinherrschaft erheben wollte, daß es auf einen Absolutismus des Wissens abgesehen war.

Ich verfage mir, wie ein Bescheiden-Schüchterner, der mit reinem, offenem Sinn und Gemüth vor ein grandioses Gebiet tritt, alles vordringliche Wesen; ich fasse zunächst den Haupt-Gegensatz: Erkennen und Seyn ruhig ins Auge.

Da nun also, sage ich mir — Erkennen und Seyn vor ihrer Vereinigung in der Wahrheit als zwei Getrennte erscheinen und sich gegenüber stehen, so wird das Erkennen sich zu seiner Befähigung, das Seyn zu erkennen, zunächst legitimiren

müſſen. Das Erkennen nämlich tritt auch als ein Seyn, ein Vermögen, eine Potenz auf und muß alſo ſich ſelbſt durchforſchen, durchſchauen.

Wunderlich mag uns gleich für den Anfang des Unterſuchungs-Weges dieſe Forderung, daß das Denken ſich ſelbſt durchdenken ſoll, anmuthen; eben wie wenn das Sehen ſich ſelbſt ſehen, das Hören ſich ſelbſt hören ſollte, wo ja Aug' und Ohr ſich außer ſich ſelbſt ſtellen, auf ſich herſchauen, herhorchen müßten, wo dann das Inſtrument Werkzeug und Werk zugleich wäre, ähnlich der Zange, die ſich ſelbſt packte, dem Hammer, der ſich ſelbſt ſchmiedete; allerdings eine petitio principii, bei der wir für jetzt noch dahin geſtellt ſeyn laſſen müſſen, ob unſer geiſtiges Weſen je aus ihr hinaus und ganz ins Freie kommen kann.

Die Aufgabe, die ich mir ſelbſt ſtelle, iſt nach dem Ausdruck, den ich ihr auf meinem jetzigen Standpunkt geben kann: Erforſchung der Wahrheit durch Erkenntniß der Welt und des erkennenden Weſens, der Natur und des Geiſtes, alſo durch Wiſſenſchaft des Wiſſens, durch Erkenntniß des Erkennens.

Wäre ich von Anbeginn zum Betrieb praktiſcher Dinge beſtimmt geweſen, ſo hätte ich nach Erwerbung zulänglicher Kenntniſſe und hinreichender Uebung meiner Pflicht, meinem Amt und Berufe gelebt und mich dabei beruhigt.

Aber mein Geiſt ſollte eine andere, allgemeinere Bildung in ſich aufnehmen. Ich war an die Scienzen gewieſen, welche ſich mit den Erſcheinungen der Natur, den Ereigniſſen der Geſchichte, den höhern Bedingungen des geſelligen Lebens, des Staates, mit den Bildungen der Kunſt, den Schöpfungen der Poeſie beſchäftigen; ich trat in das Gebiet der Literatur, des lauten Denkens der Nationen und ihrer leuchtenden Geiſter; Nachdenken, Selbſterfahrung, Forſchung wurden aufgeregt.

Hier lehnte ſich nun jede Schule an Grundſätze an, die ich keineswegs für ein Oberſtes und Letztes erkennen konnte.

Jedes Axiom ließ immer noch eine Ableitung von einem Höhern zu, ja es appellirte an ein ſolches.

Ich ahnete die Möglichkeit einer Wiſſenſchaft in höchſter Inſtanz, von welcher aus nicht weiter appellirt werden konnte, einer Wiſſenſchaft des Wiſſens, einer Kritik des Erkennens, zu welcher ſich die andern Doktrinen wie begrenzte Sphären zu einer unbegrenzten, wie das relative Wiſſen zu einem univerſellen, das bedingte zu einem unbedingten verhielten.

Mußte nicht jedem relativen Fürwahrhalten allſeitige Gefahr des Irrens drohen, wenn es nicht von der Wahrheit in ihrem reinſten Ausdruck, von dem Abſolut-Wahren abgeleitet war?

Darum war es wohl der eifrigſten, unausgeſetzten Anſtrengung werth, dieſes Wahre zu erforſchen. Wäre es des Menſchen Geſchick, auch beim unabläſſigen Suchen der Wahrheit dennoch zu irren, ſo kann doch der Forſchende ſich Treue gegen ſich ſelbſt geloben. Wie könnte das Verlangen nach Wahrheit neben gefliſſentlicher Selbſttäuſchung beſtehen?

Noch liegt aber, geſtehe ich es mir nur, das Verlangen nach der reinen, ungetrübten Wahrheit nur als ein unbegrenzter Antrieb in mir. Ich kenne weder ihren Inhalt, noch ihren Umfang, noch den Weg zu ihr, und ob ein ſolcher als methodiſch abgemeſſener Gang zurückzulegen oder ob ſie mit genialen Sprüngen oder gar mit kühnem Schwung, wie im Flug zu erreichen iſt.

Der Gedanke, die Ausſicht, durch Erforſchung der Wahrheit zur Erkenntniß der Natur der Dinge, zu geiſtiger Anſchauung des All-Lebens, zum Durchblicken ſeines eigenen denkenden Weſens zu gelangen, ſie ſind ſo hoch belebend, daß ſich ihnen alle Anfechtungen unſeres ſonſtigen Daſeyns unterordnen.

Beſchränktheit. Anticipation.

Sollten wir aber hier auf einen Sieg hoffen können, da wir, auch abgeſehen von der Nachtſeite des Lebens, von dem

Schmerz des Daſeyns, unſere beſſere Natur ſo oft in ihrem Streben nach Totalität beſchränkt finden?

Das Schöne iſt uns fern; ſein leibhaftes Anſchauen iſt uns nicht vergönnt. Uns beunruhigt nur ſein durch die Zeit tönender Name; uns reizen Miniatur- und Zerrbilder von ihm. Das Belehrende iſt von uns abgeſchloſſen; ſeine Gegenwart würde hundert Irrthümer mit Einem Schlage berichtigen. Das Erhebende wird uns nicht zu Theil und unſer Sinn kann ſich nicht aus eigener Kraft zu ihm erweitern. Er gleicht dem zum Weltumſegler und Entdecker gebornen Jünglinge, der, mit den Wogen des großen Oceans ſich zu meſſen berufen, an dem Wellen-Geplätſcher eines Landſees verkümmert.

Geburt, Stand, Verhältniß, Gelegenheit, Parteilichkeit des Glücks, Unſinn des Zufalls ſcheinen ſich oft gegen unſer Wachsthum, unſere Ausbildung verſchworen zu haben. Jetzt ſchwebt ein erſehntes Gut flüchtig an uns vorüber, in deſſen Reichthum und Tiefe wir uns verſenken möchten. Dann kehrt es wieder und findet uns ſtumpf, krank, geiſtesmatt.

Das Leben iſt voll der ſchönſten, intereſſanteſten Erſcheinungen, und doch kann der überall bedingte und eingeengte Menſch klagen, daß ihm kaum das Nächſte nahe genug ſey, und daß ihm manches Nahe ewig fern bleibe.

Und nun ich, der allſeitig in ſeinen ſchönſten Strebungen Bedingte und Beſchränkte, ſollte mich der Aufgabe eines Unbedingten bemächtigen und ſie zu gewältigen hoffen können? Welches Verhältniß hat mein endliches Daſeyn zu dieſem unendlichen Geſchäft?

Noch verſtehe ich den Umfang meiner eigenen Forderung, die Größe meines Unternehmens nicht. Mein Erkühnen liegt noch in Worten, in Begriffen, die ich, durch einen vieljährigen Gebrauch gewöhnt, ausſpreche. Es will mich bedünken, als könnte ich erſt dann wiſſen, was ich gewollt, erſt dann ſagen: Das habe ich gewollt! wenn ich das Gebiet meines Forſchungs-Verlangens

wirklich durchmeſſen, ſeinen Umfang umkreiſt habe, wenn mir gelungen, nach was ich geſtrebt, ſelbſt auch wohl, wenn es mir mißlingen ſollte.

Noch ſind mir Seyn und Erkennen problematiſche Begriffe; noch kenne ich ihre gegenſeitige Beziehung nicht. Werde ich ſie als vereinbare oder getrennte, ewig unvereinbare finden?

Wenn Jenes, — iſt das Erkennen ein Abbild oder Gegenbild des Seyns, ein Spiegel deſſelben, oder decken ſie ſich, oder ſind ſie identiſch, in einander aufgehend, das Seyn zugleich auch das Erkennen, und dieſes auch das Seyn?

„Aller Anfang iſt leicht!“ kann man dem Sprichwort entgegen ſagen, wo die erſten nach kurzer Anweiſung gemachten Verſuche ſchon den Keim des ganzen organiſchen Baues enthalten und auf dieſen hindeuten. So bringt ein Zögling der zeichnenden Kunſt unter geſchickter Leitung nach den erſten Stunden eine Skizze zu Stand, die ihn ſelbſt überraſcht. So fällt es dem Anfänger in der Muſik leicht, ſein erſtes Liedchen ſingen oder ſpielen zu lernen.

Tauſende bleiben bei ſolchen leichten Anläufen ſtehen.

Aber aller Anfang iſt ſchwer in Sphären, die eigentlich keinen Anfang haben, deren Prinzipien nur aus dem Geiſt des Ganzen zu verſtehen ſind. Das iſt namentlich bei ſpekulativen Dingen der Fall, wo jeder Begriff eine Erkenntniß vorausſetzt, die eben erſt aus der Totalität der Erkenntniß-Akte zu gewinnen iſt.

Muß nun, ſollen wir nicht gleich am Eingange ſtrauchelnd ſtehen bleiben, eine Anticipation der Begriffe eintreten, ſo gilt dieß auch von der Wahl, dem Gebrauch der ſie bezeichnenden Ausdrücke. Es kann von keiner feſten Terminologie, von keinen ſcharf ausgeprägten Fach- und Kunſt-Wörtern die Rede ſeyn, wo deren weſentlicher Inhalt erſt durch die Forſchung ſelbſt erhoben wird.

Sie ganz genau im Sinn und Geiſt eines Vordenkers zu nehmen, geht nicht an, weil dieß nur möglich wäre, wenn

wir demſelben durch ſein Syſtem gebannt und gefeſſelt nachdenken wollten.

Wir nehmen alſo die Ausdrücke zunächſt nach ihrer ſprachüblichen Geltung und wählen von den ganz oder nahehin gleichbedeutenden immer denjenigen, welcher im volksthümlichen Sinne der faßlichſte und bezeichnendſte iſt und namentlich in ſeinem Zuſammenhang nicht wohl eine andere Deutung zuläßt, als die wir meinen.

Wir finden den Anfang um ſo ſchwerer, als wir eigentlich gar keinen Anfang finden, bei dem unſere Unterſuchung beginnen ſoll. — Laßt uns ſeyn, wie die Kinder!? — Ein ſinniges Kind ſtellt ſo überſchwängliche Fragen, daß der größte Weiſe keine genugende Antwort darauf zu geben weiß.

Ein Kind möchte leicht fragen: Was iſt das Seyn? — Es iſt das All. — Was iſt das All? — Es iſt das Ganze ohne Anderes. — Was iſt das Ganze? — Es iſt die All-Einheit. — Was iſt die All-Einheit? — Sie iſt ſie ſelbſt und zugleich die All-Mannichfaltigkeit? — Was iſt die All-Mannichfaltigkeit? — Sie iſt All-Weſenheit, die ins Unendliche ein Anderes und Anderes iſt. —

Sind nicht die Antworten ſo im Grenzenloſen ſchwebend, wie die Fragen, die Ausdrücke ſo ſchwankend, als die Begriffe? Frage aus Frage, Zweifel aus Zweifel. Ein verzweifeltes Frageſpiel. —

Es ſcheint die Eigenheit meines Geiſtes zu ſeyn, daß er alles Endliche ins Endloſe treibt, alles Begrenzte zum Grenzenloſen macht und Dieſes dann doch als Solches umgreift, in ein Wort eingrenzt, als einen Begriff fixirt, als ein Problematiſches bezeichnet und als unbekannte Größe feſthält.

Einheit. Mannichfaltigkeit.

Das Seyn kann ich nicht denken als bleibendes, feſtes, ruhendes Seyn, als ewig gleiches In ſich ſeyn, als All-Einfachheit.

Soll ich mir einen ſolchen Urgrund des Seyns denken, aus dem das Mannichfaltige floß, ſo iſt das ein leeres Denken, ein inhaltloſes Abſtrahiren, ein negatives Verfahren mit Begriffen ohne Erkenntniß, mit hohlen Worten.

Und doch iſt Etwas in meinem Geiſt, was auf eine ſolche Ur-Einheit des Seyns zurückdeutet, welche das Mannichfaltige aus ſich gebar. Ja mir iſt, als würde die Erkenntniß dieſes Ausfluſſes, und nur ſie allein die Bedeutung des Seyns als ewigen Werdens, den Sinn der Welt mir offenbaren und eine Antwort auf die höchſte Lebensfrage, das Warum? des All-Lebens, geben können.

Dem Mannichfaltigen als einem Anders-Seyn ins Unendliche vermag ich zunächſt Das abzugewinnen, daß kein Daſeyn einem andern ganz gleich, als doppeltes Seyn gedacht werden kann. Denn da es als ein Werden mit Anderem in Beziehung ſtehen muß, ſo müßte die Summe dieſer Beziehungen bei dem Einen und dem Andern ins Unendliche gleich gedacht werden, was uns zwei gleiche Welten anzunehmen nöthigen würde, eine Hypotheſe, die unter den bisherigen bizarren Philoſophemen noch nicht aufgeſtellt worden iſt.

Ich habe das All als Einheit und Mannichfaltigkeit, als das Alleingegebene zu nehmen. Wie ſoll ſich mein Geiſt in dieſem Unendlichen zurechtfinden? Wo ſoll er anfangen, wo enden?

Iſt das Seyn ein ewig wallender Fluß des Anders- und Anders-Seyns, wie könnte da ein Erkennen ſtattfinden? Die Wahrheit — was wäre ſie, als ein Hinſtarren auf dieſen form- und regelloſen Strom?

Doch ich ziehe meinen ſich in dieſen Schaum-Wirbeln zu verlieren drohenden Sinn auf den freundlich-ruhigen Lauf meines Lebens, auf die beſchwichtigende Gewohnheit meines Daſeyns zurück. Ich fühlte mich ja in dieſem mit der Natur befreundet. Das unendlich Mannichfaltige umſchwirrte, umbrauſte mich

nicht; es war das immer frisch belebende Element meiner aufnehmenden und schaffenden Thätigkeit.

Vielleicht finde ich, wie ich in diesem regsam meinen Faden fortspann und praktisch verwob, nun auch einen Leitfaden für das Geschäft der Betrachtung.

Das Mannichfaltige fasse ich als ein Außereinander und Nacheinander; in Jenem stellen sich Aehnlichkeiten der Formen, der Bewegungen, der Ereignisse neben einander; in diesem reihen sich ähnliche Erfolge, wiederkehrende Erscheinungen an einander. Ich werde zum Vergleichen, zum Unterscheiden, zum Verbinden und Sondern, zum Versammeln und Ausscheiden veranlaßt. Ich kann ordnen im Räumlichen, im Zeitlichen. Ich nehme verschiedene Bildungen wahr, die in gewissen Haupt-Normen übereinstimmen, welche ein Allgemeines, Durchwaltendes darstellen, ein Regulativ, dem das Besondere, das Einzelne gefolgt zu seyn schien.

Ich sehe eine Wiederkehr von Erscheinungen, die durch einen gebietenden Einfluß, durch ein Gesetz ein erkennbares Maß erhalten zu haben scheinen, wie die sich folgenden Wogen eines Gewässers.

So dünkt mich das fließende Mannichfaltige durch Regeln bedingt, durch Formen bestimmt.

Wenn ich in höherer Uebersicht diese Regeln und Normen selbst wieder vergleiche, so tritt mir ein Allgemeines nahe, in welchem ich eine Leit-Idee, die meine Orientirung wesentlich zu fördern verspricht, zu finden glaube.

Evolution.

Es ist die Idee der Entwicklung. Alles Seyn deutet auf ein Gewesenseyn zurück. Alles Gesetzte geht aus einem Vorausgesetzten hervor, alles Bewirkte aus einem Wirkenden. Alles Verbundene, Verwobene, Gesteigerte leitet mich auf Grundformen, Grundbezüge zurück. Ueberall werde ich auf Entfal-

tung des Einfachen, auf Entwicklung von Keimen, auf einen Gang der Evolution, einen Fortschritt der Erweiterung, des Wachsthums, der Auf- und Ausbildung hingewiesen.

Auch wenn diese Ausbildung stille steht, sich auflöst, in sich zerfällt, sehe ich aus den entbundenen Stoffen alsbald in anderweitiger Verbindung neue Bildungen sich gestalten und so die Weltkraft als die ins Unendliche schaffende sich offenbaren.

Noch fasse ich diesen Prozeß der Entfaltung nur als Leit-Idee ganz im Allgemeinen, ohne mir der Modalitäten desselben näher bewußt zu werden.

Könnte ich wohl im Zweifel seyn, wo ich mich bei dem Prozeß der All-Entfaltung mit meiner Wahrheits-Forschung zunächst hinwenden soll? Bin nicht Ich selbst mir der nächste, interessanteste Gegenstand? Ja, da mein Wesen sich nur im Elemente der Natur entfalten kann, da mein Erkennen der Außendinge auf einer Wechselbeziehung zwischen mir und ihnen beruht, so wird die Beobachtung der Entwicklung meines eigenen Wesens immerhin der nächste und sicherste Weg seyn, auch zur Erkenntniß der Welt zu gelangen.

Es könnte mir der Skrupel entstehen, ob ich im Stande sey, auf den Keim meines Selbst, auf dessen ursprüngliche Lebens-Regungen zurück zu gehen. Aber ich finde ein Vermögen in mir, Vergangenes mir wieder zu vergegenwärtigen, abgeflossenes Daseyn, als mir inwohnend, stets wieder bewußt nachzunehmen.

Wäre dieß nicht, so gälte all mein Erkennen nur für eine Erscheinung des Augenblicks, für ein momentanes Ereigniß ohne Grund und Folge, und von einem Anliegen der denkenden Seele, von einem Streben nach Erkenntniß und Wahrheit könnte keine Rede seyn.

Gewißheit.

Ich stelle nun an mich gleich beim Beginne des Geschäfts die Frage, ob ich es mit Wahrnehmungen zu thun bekomme,

welche mathematiſche Gewißheit haben. Denn, möchte man meinen, was zur Wahrheit führen ſoll, das müſſe doch wohl ſelbſt unbezweifelt wahr ſeyn und die Wiſſenſchaft des Erkennens, des Wiſſens werde ſich doch nicht mit problematiſchen Materialien, gleichſam mit riſſigen Balken und brüchigen Steinen, aufbauen.

Aber — mathematiſche Gewißheit hat eben nur die Mathematik, darum weil ſie die unlebendigſte Wiſſenſchaft, weil ſie ein bloßer Aufbau des Geiſtes iſt, weil ſie ganz auf den Hypotheſen der Erklärungen, auf der Evidenz der Grundſätze beruht. So folgt aus der Erklärung, was ich ein Dreieck heiße, die ganze Trigonometrie, und es iſt nur meine menſchliche Schülerhaftigkeit, daß ich ſie nicht alſobald darin leſe und erkenne, ſondern ſie erſt ſchrittweiſe und mit Hülfslinien aus dem Dreieck mir entwickle. In der Mathematik iſt alles Einzelne a priori gewiß und unumſtößlich, weil es ſchon in den allgemeinen Annahmen enthalten iſt, wie 2 mal 2 iſt 4. Ein Genius müßte den Lehrſatz: Die Winkel jedes Dreiecks ſind zwei rechten gleich — ohne Hülfslinien und Vorſchreiten des Beweiſes mit Evidenz erkennen, weil der Satz mit der Konſtruktion und mathematiſchen Anſchauung des Dreiecks und des rechten Winkels ſchon als gewiß und nothwendig ſo gegeben iſt.

Dieſe Art der Gewißheit finde ich in keiner andern Wiſſenſchaft; darum ſpreche ich eine ſolche auch nicht in meiner Unterſuchung an und laſſe mir die Forderung an eine ſolche nicht anmuthen.

Ja, nicht einmal die Gewißheit des Augenſcheins, der Gegenwart verlange ich bei meiner Forſchung, obwohl dieſe keine mathematiſche iſt, in ſofern ich nämlich bei dem erhaltenen Eindruck Etwas denke, was immerhin auch, wie bei optiſchen und andern Täuſchungen, ein Anderes ſeyn könnte, und nicht das der Wahrnehmung zum Grund Liegende. Die

Wahrheit der mathematiſchen Lehrſätze, die Richtigkeit der Löſung der Aufgaben läßt Beweiſe zu, das heißt: eine Herleitung aus den Erklärungen, Conſtruktionen, Grundſätzen, eine Zurückführung auf ſie, als in welchen Alles, was eine folgerechte Entwicklung ergibt, ſchon — jedoch unentfaltet — enthalten iſt.

Aber der Geiſt iſt eine Erſcheinung; Empfinden, Denken, Erkenntniß, Wiſſen ſind Ereigniſſe; Gedanken, Reflexionen, Forſchungen ſind Thätigkeiten, Thaten. Erſcheinungen, Ereigniſſe, Thaten können aber nicht bewieſen werden. Die Ergründung der Wahrheit, die Erforſchung des Verhältniſſes des Erkennens zum Seyn iſt ein Weg. Ein Weg kann nicht bewieſen, ſondern nur nachgewieſen werden.

Was ich in mir finde.

Ich ſchlage dieſen Weg ein; ich laſſe das Ziel, wenn auch noch in problematiſcher Unbeſtimmtheit, im Auge, alle davon ableitenden Beſonderheiten zur Seite liegen; ich ſuche die zuleitenden in allgemeinen Ausdrücken zuſammenzufaſſen. Ich ſage mir treulich, was ich und wie ich es finde, in mir finde. Ich könnte das End-Ergebniß meine Empfindung im höchſten Sinne nennen. — Meine einzige Bürgſchaft iſt eben nur die Treue meines Suchens, meines Wahrnehmens, meiner Ueberzeugung, den wirklichen Erfund feſtzuhalten.

Wer, an dieſer geiſtigen Operation Theil nehmend, ſie bei ſich in gleicher Weiſe vernimmt und Vieles oder Alles weſentlich anders in ſich findet, der mag ſeinen Erfund darlegen. Wer aber mir ſagt, daß ich von Anbeginn nicht den rechten Weg eingeſchlagen, daß ich durchaus auf dem Irrwege ſey, und daß auf ſolchem das von mir aufgeſteckte oder ſonſt ein erwünſchtes Ziel durchweg nicht zu erreichen ſey, mit dem kann ich darum nicht ſtreiten, weil mein Forſchungsweg mit meinem geiſtigen Lebensweg ſo verwachſen iſt, wie der Epheu

mit dem von ihm umrankten Baume. Hätte es die Wiſſenſchaft des Erkennens mit Anſchauungen, Begriffen, Lehrſätzen und Beweiſen von mathematiſcher Beſtimmtheit zu thun, ſo könnte es nur Ein Syſtem derſelben geben, das, einmal gefunden und aufgeſtellt, ſich von ſelbſt allen denkenden Geiſtern aufnöthigen würde. Das Denken des Seyns iſt aber eine Welt-Erſcheinung, ein Phänomen des All, eine Thatſache. Die Wahrheit in ihrem höchſten Ausdruck hat keine ſtärkere Garantie, als die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt in allen ihren Operationen, als das Bedürfniß des Fürwahrhaltens im freithätigen Geiſt. Meine Betrachtung, meine Forſchung geht eigentlich als innere Operation, ohne das Mittel der Sprache, vor ſich. Aus Lebens-Gewohnheit ſtellen ſich aber die Worte, die Begriffe ungeſucht, ungebeten ein. Sie bilden ein Selbſtgeſpräch, ein lautes Denken.

Und Wem ſchwebte nicht bei einem gewichtigen, die Geiſter von jeher beſchäftigenden Thema die Mittheilung vor? So geſchieht es denn, daß ich für jedes Ergebniß der Forſchung, für jede Gliederung die klarſte weltübliche Sprachform ſuche.

Bei ſolcher Einkleidung kämpfe ich aber mit dem Zweifel, ob ſie dem Theilnehmenden wohl auch daſſelbe Gedanken-Bild erwecke, das ich in mir trage.

Die Sprache bleibt immer ein etwas unbehülfliches Mittel, die Wendungen des Denkens, die Nüancen des Sinnes auszudrücken. Die Sprache iſt ein Polygon, das, noch ſo vielſeitig, dennoch die Rundung des Gedankens nicht erreicht. Zu ängſtliche Limitationen aber lähmen den Eindruck des lebendigen Styls.

Jeder von abſtrakten Gegenſtänden Sprechende muß alſo im Geiſt verſtanden werden. Findet er den Hörer nicht als einen gutwillig ihm Nach-Denkenden, wohlmeinend das Geſprochene Zurecht-Legenden, ſo iſt aller Rede Müh' umſonſt.

Wenn ich zu Anknüpfung meiner Forſchung auf mein

uranfängliches Lebensgefühl zurückgehe, so finde ich mich in meinen frühesten Erinnerungen, wenn auch ganz unmündig, doch schon eingewohnt ins Daseyn, schon geübt im Auffassen, Verbinden und Unterscheiden, aus der umhüllt gewesenen Empfänglichkeit zu einiger Entschiedenheit hervorgebildet.

Jenes nebligte Daseyn suche ich durch Beobachtung vom erst zum Leben Erwachenden, sogar von untergeordneten Creaturen durch Combinationen zu erschließen.

Sensation.

Ich bezeichne die uranfänglichen Regungen des Lebens mit dem Ausdruck „Sensation."

Fremdwörter eignen sich darum besser zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Bezeichnungen, weil sie weniger durch verschiedenartigen Gebrauch abgegriffen, weniger schwankend sind.

Darum versage ich mir jedoch nicht, denselben Begriff auch durch die Worte: Eindruck, Empfindung, Fühlung, Wahrnehmung, Anschauung ꝛc. auszudrücken, wenn sie in ihrer Anwendung näher an das zu Bezeichnende hindeuten. —

Die Sensation erwacht bei der lebensfähigen Creatur im Unendlichen. Der erste Punkt des Lebens hat keinen Zeugen, weder sich selbst noch einen andern. Er entsteht in der Entfaltung des organischen Wesens so geheimnißvoll und verhüllt, daß er nicht beobachtet, kaum gedacht werden kann. Wir schauen die sich erweiternden Linien des empfindenden, des selbstbewußten Lebens. Ihre Divergenz ist rückwärts eine Convergenz in einen von uns vorausgesetzten, nicht erkennbaren Punkt. Solche Grenzpunkte von Nicht-Seyn und Seyn gaben der Dialektik und Scholastik Gelegenheit, viel unfruchtbaren Scharfsinn lehrhaft und streitsüchtig aufzubieten. Wo Nichts mehr zu schauen ist, da geben uns meist auch die Gedanken aus.

Wir sind aber schon auf dem Boden der Beobachtung,

wenn wir annehmen, daß gewiſſe Senſationen bereits im Ungeborenen erwachen. Warum ſollte die Ernährung ohne Empfindung geſchehen, warum die Muskelthätigkeit? Sollte das Gehör erſt mit der Geburt erwachen, wie das Sehen? Ja könnte nicht ſelbſt das Auge geſchloſſen ſchon einige innere Lichtthätigkeit haben? Doch hierüber mögen die Phyſiologen ihre Schlüſſe machen.

Bei dem Neugeborenen ſtehe ich ſchon auf feſterm Boden. Seine Sinne, anfänglich noch halbgeſchloſſen und dumpf, erblühen zuſehends und merklich ſchnell zum Aufnehmen der ſpezifiſchen Eindrücke. Ich habe aber nicht etwa nur an die der Umgebung zugewandten, entſchiedenen, örtlichen, ſpezifiſch ganz verſchiedenen fünf Sinne zu denken, ſondern auch an die unendlich vielen, durch den ganzen Organismus verbreiteten, idioſynkratiſchen Empfänglichkeiten, die ſich als Wärme und Kälte, Kitzel, Jucken, Brennen, Spannen, Drücken, örtlicher Schmerz oder Behagen, Mattigkeit oder Bewegungsdrang, allgemeines Wohlgefühl und noch auf manche andere namenloſe Weiſe bemerkbar machen.

Beobachte ich mich ſelbſt im allmählichen Erwachen aus einem dicken Schlaf hindurch bis zum vollen Gefühl meiner Körperlichkeit, ſo habe ich ein Analogen des urſprünglichen Erblühens der Sinne, wobei ich jedoch nur eben an die Senſation, und nicht irgend an eine Beziehung derſelben auf etwas Gegenſtändliches denken darf.

Der Wärme-Sinn iſt wohl der am Neugeborenen zunächſt gereizte, ein am ganzen Körper empfundener Unterſchied der Temperatur gegen die des Mutterſchooßes. Nun tritt auch durch das erwachende Ernährungs-Bedürfniß in den entſprechenden Organen eine Regung ein. Noch mancher andere unbenannte innere Sinn mag durch den Contraſt des neuen Lebens-Prozeſſes gegen den frühern erwachen. Wahrſcheinlich ein Unbehagen iſt's, welches das Kind zum Schreien reizt, eine Anſtrengung, welche jenes Gefühl durch ein anderes ablöst und mehr oder

weniger deckt. Sein Schreien iſt auch die erſte ſtärkere Anregung ſeines Gehörs. Der Sinn des Geſichts iſt wohl noch ſehr trübe und unbeſtimmt.

Man könnte fragen, ob die Mutter im urſprünglichſten Zuſtand, eine Eva, dem Kind aus Inſtinkt, aus Drang, oder aus bewußtem Verſtand die nährende Bruſt reichen würde. Wir können uns dieſe Motive kaum anders, als vereinigt denken. Die Mutter kennt ja ſelbſt das Bedürfniß der Nahrung, zieht ſie aus der Milch der Thiere, fühlt die Beſtimmung ihrer mit Nahrungsſaft anſchwellenden Bruſt und würde unter allen Umſtänden zu dem Akt des Stillens geführt werden.

Die bei weitem größte Zahl der Neugeborenen gibt ſich dem neuen Einfluſſe alſobald hin; nur wenige erweiſen ſich gleichgültig oder gar ablehnend. So tritt nun der Geſchmacksſinn in Thätigkeit, daneben der ihm ſo nahe liegende, mit ihm in einzelnen Fällen oft verwechſelte Geruchsſinn. Der Taſtſinn wird an den Lippen, bald auch an Händen und Fingern angeregt. Das Ohr ſcheint den Tönen geöffnet zu ſeyn, deren wiederkehrende Monotonieen Mutter oder Amme anwenden, um die Folge verſchiedenartiger Senſationen des neugeborenen Organismus zu übertönen und ihn ſo in Schlaf zu ſingen.

Durch ſtündlich mehrmalige Wiederkehr derſelben Geſichtseindrücke entſteht dem Kind eine Bekanntſchaft mit ſolchen, eine Andeutung, daß bereits eine Erinnerung, eine Wiedererweckung vorhergegangener Eindrücke eingetreten iſt. Daſſelbe iſt mit Stimmen der Fall. Das Kind fängt bald an, Geſtalten und Stimmen zu unterſcheiden. Die Ernährerin zunächſt unterſcheidet daſſelbe durch Geſicht und Gehör; bald umblickt es ihre Geſtalt, ſucht ihre Grenzen, gleichſam um ſie durch die Umriſſe von den Umgebungen, dem Hintergrund abzulöſen. Es hört, aber es blickt nicht in die Ferne, wie ja ſelbſt mehrjährige Kinder immer nur den nächſten Vorgrund des Rundgemäldes, ſey deſſen Umkreis weiter oder enger gezogen, in's Auge faſſen.

Die Senſationen ſind auf dieſer Altersſtufe, obwohl in den noch ungeübten Organen nicht ſpezifiſch ſcharf ausgeprägt, doch darum recht „an ſich“ und ſie ſelbſt ohne Anderes, weil im Kind weder eine Beziehung auf einen Gegenſtand, noch auf ſein eigenes Empfindungs-Vermögen oder gar auf ſein Ich ſtattfindet. Für das Kind iſt Nichts außer ihm, Nichts in ihm. Die Senſation iſt an ſich, und das Kind iſt Nichts, als dieſe Senſation, die alſo ohne objektive und ſubjektive Richtung frei ſchwebt, ohne Verbindung, ohne Folge.

Aber bald erſteht ihm durch den Fonds der wiederholt gehabten Eindrücke bei der neuen Anregung das Verbundene, Zuſammengehörende, ſo wie auch die Mahnung an eine Folge des Gewohnten. So verbinden ſich nun die Geſtalt der Mutter, ihre Stimme, ihre Berührung, der Akt des Stillens, der ſonſtigen Pflege zu einer lebendigen Einheit und, wenn das Bedürfniß nach dieſer Totalität von Senſationen, nach dieſem Lebendigen mahnt, und die Befriedigung zögert, ſo entſteht im Säugling eine Unruhe und er beginnt zu ſchreien. Die Gewährung, die Stillung, mit Recht ſo genannt, die Geſchmacks- und Nahrungs-Senſation, von Geruch, Wärme, Taſten ꝛc. begleitet, bringt ihn zur Ruhe.

Dieſes vegetativ-animaliſche Leben wächſt nun aber von Tag zu Tag mehr in die Uebung der feinern Sinne hinein. Durch unendliche Wiederkehr der Eindrücke wird die Wahrheit der räumlichen und zeitlichen Natur zur Wahrnehmung, zur Aufnehmung in's Erkennen. Allerdings iſt das Empfinden des Zeitverlaufs im Kinde noch ſehr unentwickelt; es lebt ganz in der Gegenwart; das Geweſene, das Kommende erſteht ihm, wie dem Thier, nur inſtinktartig. Aber das Räumliche unterſcheidet es als ſinnliche Gegenwart deutlicher. Es erkennt Geſtalten, wird durch die Näherung der befreundeten zum frohen Lächeln gereizt, wird betroffen, erſchrickt über ungewohnte, fremdartige. Es bekömmt ein Gefühl für Nähe und Ferne in

Geſicht und Gehör. Doch reicht ſeine Wahrnehmung nicht auf größere Abſtände. Die optiſche Verjüngung bei dieſen nimmt es für wirkliche Kleinheit. (So ſah ein dreijähriger Knabe, der einen ſteilen Bergpfad hinaufklettern konnte, das den weiten Umrank hinziehende Zweigeſpann für ein Kinderchaischen an.)

Doch das Kind unterſcheidet nicht nur Perſonen, Thiere, Sachen; es unterſcheidet auch ſeine Perſon von den andern, von Geſchwiſtern ꝛc., nennt ſich aber noch in der dritten Perſon und mit Namen, und ſagt nicht: Ich.

Nun geht ihm das Leben der Natur mehr und mehr auf; das Mannichfaltige ſpezialiſirt, individualiſirt ſich; die Gegenſtände offenbaren Eigenſchaften, bei denen ſich ihr Beſtand mehr oder weniger weſentlich ändert, oft ganz derſelbe bleibt. Die Kinderſchule der Naturlehre beginnt.

Kindlich Objektives.

Noch iſt aber bei den Senſationen von keinem Prozeß die Rede. „Dort ſteht der Mond!“ heißt bei dem Kinde gar nicht: Ich ſehe den Mond. Denkt doch ſelbſt der kindlich Erwachſene an nichts weniger, als an eine Licht-Ausſtrömung, an ein Lichtbild, an eine Anregung des Auges, an ſein Sehen, ſondern bezeichnet ohne alle Reflexion auf ſein Wahrnehmen den Gegenſtand als ſeyend an ſeiner Stelle.

Daſſelbe gilt vom Hören. Dem Kind iſt der Klang ſo der Glocke eingeboren, daß es kein Beben derſelben, keine Luftſchwingung, kein Einſtrömen in ſein Ohr denkt. So nun auch die Stimme der Mutter und alle ſonſtigen Töne. In demſelben Sinne ſagt es: Der Apfel ſchmeckt, die Roſe riecht, nicht: Ich ſchmecke den Apfel, ich rieche die Roſe; noch weniger: Ich empfinde den Apfel-Geſchmack, den Roſen-Geruch. So iſt auch der befühlte Körper glatt, rauh, warm, kalt, und wollen wir die Empfindung des Drucks eine Senſation nennen,

ſo iſt das Metall-Gewicht ꝛc. ſchwer in dem Sinn, als wohnte auch die empfundene Schwere ihm inne.

So erwächſt nun dem Kind eine Welt voller Dinge mit den mannichfaltigſten Eigenſchaften, Lebens-Aeußerungen, Wirkungen, von denen es diejenigen, die ihm Luſt gewähren, die ſich belebt, thätig, ſich wandelnd, die ſich in Geſtalt, Farbe, Ton, Bewegung ꝛc. frappant, energiſch erzeigen, beſonders ins Auge faßt, an ſeine Sinne zieht. Es lebt ganz in den Gegenſtänden, die es rein und entſchieden außer ſich ſetzt; ſich ſelbſt empfindet es nur, inſoweit es mit ihnen in dem körperlich behaglichen Verkehr des Genuſſes, der Berührung ſteht, oder während es örtliche Luſt, örtlichen Schmerz fühlt.

Das Kind iſt auf dieſer Stufe der ausgeſprochenſte Realiſt, Materialiſt.

Nun aber wiederholen ſich bei ihm die Gefühle des Verlangens, des Erlangens, des Verlierens, der Luſt des Herzens, deſſen Schmerz, Angſt, Schrecken, Zorn, Beruhigung, Liebe ꝛc. ſo oft, daß es ſich dunkel als den Träger dieſer innerlich gefühlten Bewegungen, dieſer organiſch ſchwer nachweisbaren Senſationen begreift. Es wird ſich zu einem belebten Individuum, zu einem Ich, gegenüber von einem Du, Er, Ihr, Sie; mit dieſen vergeſellſchaftet zu einem Wir. Es ahnet in den Angehörigen zunächſt, dann überhaupt in Menſchen, Thieren, ſogar in lebloſen Dingen gleich ihm empfindende Weſen. Es perſonifizirt Puppe, Stock und Stein. Es verſteht ſich von ihnen des Guten und Böſen, der Willfähr, der Widerſetzlichkeit, der Liebe, des Eigenwillens ꝛc.; es liebkost und ſchlägt ſie.

So geht dem Kind inmitten der Körperlichkeit und ſeiner wandelbaren Erſcheinungen ein Bezug geiſtiger oder gemüthlicher Belebtheiten auf. Es tritt aus dem materiellen Element in das ſittliche über, wo aller Lebensverkehr ſchon in ſeiner kindlich engen Sphäre einen andern Sinn erhält, wo es ſoll, nicht ſoll, erwerben, verdienen, entbehren, geben, gehorchen

ſoll, wo es nicht mehr im Mittelpunkt aller ſeiner augenblicklichen Ergreifungen alleinwillig ſteht, wo es die erſten Nöthigungen einer Ordnung fühlt und Unterordnung ertragen lernen ſoll.

Ein Reich des Lebens iſt aber von ihm noch nicht erkannt, das der Imagination. Was es ſchaut und denkt, das ſetzt es außer ſich oder an ſich, nicht aber geiſtig in ſich. Die Bilder der Träume ſind ihm wirkliche Erlebniſſe, wie man aus ſeinen Aeußerungen, wenn es ſchon zu reden anfängt, abnimmt. Daher beruhigt es ſich nicht alſobald, wenn es aus einem fieberhaften Zuſtand von ſchaurigen Phantasmen erwacht.

Kindlich Subjektives.

Nun aber beſtimmt ſich im Verlauf der Tage ſein Begriff von der Außenwelt immer mehr. Der Wechſel von Schlafen und Wachen, von phantaſtiſchen Träumen und wirklicher Umgebung führt das Kind zur Scheidung dieſer ſpezifiſch verſchiedenen Zuſtände. Es erkennt eine Sphäre ſich innerlich in ihm zuweilen belebender Geſtalten, Bewegungen, Töne und anderer Senſationen. Später wird es ſogar des imaginativen Lebens im Wachen, des freien Spiels der Einbildungskraft, als eines der Außenwelt gegenüber liegenden Vermögens, inne. Da nun das Kind auf dieſer Lebensſtufe den weſentlichen Bezügen nach in einem richtigen Verhältniß zur Welt und zu ſich ſelbſt ſteht, da ſeine ſich immer mehr ausbildende Vorſtellungsweiſe, wie ſeine Sprache, nicht mehr in die allgemein menſchliche erſt zu überſetzen iſt, ſo dürfen wir ſeine Selbſtheit, Perſönlichkeit anerkennen, wie es denn auch ſich ſelbſt von den Gegenſtänden klar unterſcheidet und „Ich“ nennt. —

Wenn ich auf meinem bisherigen Wege zu Löſung der Frage „Was iſt Wahrheit?“ auf die urſprünglichen Regungen, Anregungen und Thätigkeiten des Menſchen ſah und dabei von dem Kind, deſſen Seelenleben ich mir durch Beobachtungen,

Analogieen, Combinationen ꝛc. klar zu machen ſuchte, als von einem Gegenſtand außer mir in dritter Perſon ſprach, ſo darf ich wohl jetzt, da ich in die Lebensepoche der Rückerinnerung eingerückt bin, mit meinem damaligen Weſen mir ſelbſt Rede ſtehen, darf mein Ich mir gegenſtändlich machen, darf mich abfragen, wie ſich mein Denken und Erkennen ſeit jener frühern Exiſtenz bis anher zur Wahrheit verhalten haben möge. Was ich finde, ſoll, da ich mit mir ſelbſt ohne Rückhalt ſpreche, treu und, ſoweit es ſich der Sprache, ſie ſich ihm fügen will, klar geſagt werden.

Ausbildung.

Es würde mich auf meinem Forſchungswege zwecklos aufhalten, wenn ich mein geiſtiges Zunehmen ſchrittweiſe verfolgen wollte. Erziehung, Schickſale, Ereigniſſe, Anſchauungen aus dem Familienkreiſe, aus dem öffentlichen Bürgerleben, dem Kultus, dem Kriegsleben, Verkehr mit der Natur, dieſem Allem gegenüber die Schule, die ſich täglich tiefer öffnende und ausbreitende Lektüre, Umgang, bildende Kunſt, Muſik ꝛc., ſie nährten, erfüllten, erweiterten, hoben die begierig aufnehmende Seele, der das Meiſte ein ſpezifiſch Neues, wie eine Entdeckung, war, während ſie in ihrer Selbſtthätigkeit wie in Erfindungen lebte.

Charakteriſtiſch iſt es, daß ſich die jugendliche Seele der größten Höhen der geiſtigen und ſittlichen Menſchheit vorahnend und gefühlsweiſe bemächtigt, daß ihr Menſchen und Verhältniſſe vorſchweben, an welchen ſie mit überſchwänglicher Verehrung hinaufblickt, die ſie mit einem überirdiſchen Nimbus umgeben ſieht. Fühlt ſie ſchon vor Aeltern, Lehrern, Obern ꝛc. tiefe Hochachtung, die ſie doch bei ihren Verdienſten nicht ohne Schwächen weiß; wie viel größer müſſen ihr die Geſtalten der heiligen Schriften, der klaſſiſchen Sagen und Geſchichte erſcheinen.

Man darf wohl behaupten, daß keine ſpätere Erkenntniß,

keine Gelehrſamkeit dieſen Höhen und unſerer Ehrfurcht vor ihnen Etwas zuſetzen kann. Ja noch eher werden, wie der Olymp und Parnaß mit vorrückendem Wiſſen der nivellirenden Erdkunde als Berge unter Bergen, als Gebirgsformation anheimfallen, mit genauerer Geſchichtskunde der ins Männliche gereiften Seele die Helden der Weltgeſchichte, die Heiligen der Bibel auf Koſten ihrer Erhabenheit weit näher gerückt und menſchlich faßlicher erſcheinen.

Je weniger der jugendliche Höheſinn, die üppig ausrankende Imagination der Unerfahrenheit, den Gang des Lebens, die bewegenden, treibenden Kräfte, die nöthigenden Gewalten kennen, deſto grandioſer ſtehen ihrem Wahn die Motive, die edeln und unedeln, gegenüber, deſto phantaſtiſcher iſt ihre Divination, deſto abenteuerlicher ihr Glaube an Möglichkeiten, deſto romanhafter ſind ihre Plane. Alles nimmt in ihnen eine pyramidaliſche Form an; und ebenſo flammen auch ihre Gefühle, Leidenſchaften und Intereſſen auf.

Der Verlauf des Lebens fällt dieſe Luftgebäude und ſetzt wahre Thatſachen, praktiſche Verhältniſſe hinein in die Lücken. Das Ungeſtüm der Anwandlungen, die Haſt der Affekte macht dem Gleichmuthe Platz. Das Verhältniß der Seele zur Wahrheit des Lebens wird durch dieſen Verbrennungs-Prozeß der Phantaſie günſtiger.

Theorie. Praxis. Poeſie.

Nun aber dringt ſich mir, wenn ich das unendliche Gebiet des Erkennens und der durch letzteres hervorgerufenen und bedingten Thätigkeiten überſchaue, das Bedürfniß der Orientirung auf. Nach dem bekannten Sprichwort: Theile und Beherrſche! ſuche ich einen ſachgemäßen Eintheilungs-Grund, die Baſis einer natürlichen Einordnung. Derartiges findet ſich am beſten durch eine recht freie, unbefangene Ueberſchau und tritt uns wie Eingebung vor die Seele.

Ich faſſe zunächſt alle Elementar-Bildung, alles Erkenntniß-Sammeln der Schule, alle Bereicherung des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft, alle Methodik, alles conſequente Fortſchreiten in Anſchauungen und Begriffen, alle Scienz, allen analytiſchen und ſynthetiſchen Aufbau, alle Wiſſenſchaft — zuſammen und nenne es „Theorie.“

Alle Thätigkeit, die ſich unmittelbar auf das Leben, auf die Gegenwart, auf ein Gegebenes, eine Forderung der Wirklichkeit bezieht, alle concrete Anwendung der Erkenntniß — nenne ich „Praxis.“

Die Darſtellung des Lebens im Ganzen, in irgend einer Form der Totalität, der relativen Begrenzung, der Abrundung — nenne ich „Poeſie,“ ſolches der Kürze halber, denn ich faſſe hierunter das ganze Gebiet der Kunſt, der Künſte, die Poeſie der Heiligthümer, — die Religion, den Cultus, die Geſchichte, die ja nur dadurch belebt iſt, daß ſie die Heiligthümer der Völker, den Glauben, die Schickſale, den Kern ihres Lebens darſtellt, die alſo Cultur-Geſchichte, Erziehungs-Geſchichte derſelben im höchſten Ausdruck iſt. Aber ich begreife auch, und gewiß mit Recht, das Leben ſelbſt, das Geſellige, ſo weit es nicht proſaiſches Geſchäft, Erwerb, Schweiß, Sorge und Mühe iſt, unter die Poeſie, inſofern es den Lebenden in ſeinem Inhalt, Reichthum, ſeiner Schönheit zum Bewußtſeyn kommt und unabläſſig zu poetiſcher oder künſtleriſcher Geſtaltung hinneigt.

Mit dieſen drei Sphären, die ſich von einander auf einer gewiſſen Höhe des Standpunktes gehörig unterſcheiden laſſen, glaube ich den Inbegriff meiner und aller menſchlichen Thätigkeit zu umfaſſen und zu decken.

Das Dreitheilige erweiſt ſich meiſt ungeſucht und naturgemäß dem Einordnen förderlich und kommlich. Die meiſten Dinge der Welt zeigen ein Unten, Mitten, Oben, — einen Anfang, Mittel, Ende, — Wurzel, Stamm, Wipfel, oder Wurzel, Stängel mit Blättern, Blüthe, — Fundament, Auf-

bau, Schmuck, — Lehre, Anwendung, Gewinn, — Zubildung, Ausbildung, Meiſterſchaft, — Zurichtung, Arbeit, Spiel, — Nothwendiges, Nützliches, Schönes ꝛc. — Wollte ich dieſe Trias-Idee noch länger feſthalten, mir würden ſich auch ohne Zweifel noch mehrere Analogieen hinzu ſtellen. Auch im animaliſchen Reiche findet ſie ihre ungezwungene Anwendung. Der Körper des Thieres bildet ſich durch die conſequente Methodik der Natur organiſch aus, das Geſchöpf lernt allgemach den Gebrauch ſeiner Vermögen. Der Bildungstrieb wirkt fort über die Geſtaltung hinaus, das Thier iſt thätig, es ſammelt, nährt ſich, baut, pflanzt ſich fort, verſorgt ſeine Jungen, erzieht ſie. Eine Ueberkraft aber treibt es zur Luſt, zu geſelligem Spiel, zu Jauchzen und Geſang, zu freiem Behagen am Leben, Herumſchwärmen. Auch bei ihm iſt ein Ausgang vom Nothwendigen, ein Hindurchgang durchs Nützliche zum Schönen nicht zu verkennen.

Um aber doch mit dem Menſchen zu endigen, ſo denke ich an das Reiſen, das botaniſch, geognoſtiſch, agronomiſch, techniſch zu Schul- und Studien-Zwecken, dann zu gelehrtem Fachberuf unternommen wird; ſofort an die Geſchäftsreiſen der Produzenten, der Handelsleute, der Auswanderer, der Emiſſaire und Propagandiſten, der Diplomaten und anderer Abgeordneten, der Kriegskundigen und Potentaten; endlich an die Reiſen, welche, als ein erhöhtes, geſteigertes Leben, zur Nahrung des Geiſtes, zur Auffriſchung der Sinne, zur Erweiterung des Gemüths, — wenn man es bloß paſſiv ausdrücken will, zur Erholung — unternommen werden; wo uns die Natur zu künſtleriſcher Auffaſſung anſpricht, wo wir dem Menſchenthum, als Pilgernde uns nicht hineindrängend in das proſaiſche Getheil, ſeine Poeſie abgewinnen, wo ſich unſerm frei offenen Auge die Kunſthallen öffnen und aus den Tempeln der Cultus als hehre Muſik uns reinigt und erhebt, wo wir das Tagewerk unſerer Mitmenſchen als im Dienſt des Schöpfers vollbracht betrachten und ihr Schickſal als höhere Schickung zu Herzen nehmen; kurz,

wo uns in rechter Stimmung überall Milch und Honig fleußt. — Doch ich habe mir genug zur Vergleichung vor Augen geſtellt und ſuche nun mit meiner ordnenden Leit-Idee weiter in der Forſchung fortzuſchreiten, wobei ich mir vorhalte, daß ich es mit dieſer leitenden Trias nicht pedantiſch nehmen, daß ich dieſen Begriffen in der Anwendung jede Elaſticität, jede Erweiterung gönnen muß, ſo daß ich gleich nach ihrer Aufſtellung zugeſtehe, daß in der Theorie praktiſche und poetiſche, in der Praxis theoretiſche und poetiſche und in der Poeſie theoretiſche und praktiſche Momente mitwirkend auftreten und eingreifen können, daß ſie überhaupt im Leben nicht ſtets in der gleichen Folge und nicht ſelten zugleich erſcheinen.

Ich hätte mich nun als vollſtändigen Menſchen in meinem Werden und Gewordenſeyn erfaßt. So wie es mir aber bei dieſem geiſtigen Rückblick um die wahre, faktiſche Entwicklung meines Menſchen-Weſens, um den wirklichen Fortgang und Verlauf meines Lebens zu thun geweſen, ſo ging auch während dieſes Lebens ſelbſt aus angeſtammter Treue gegen meine eigene und die geſammte äußere Natur mein Streben ſtets und unausgeſetzt auf Wahrheit. Ich konnte ja nicht mehr erwerben, beſitzen, genießen, als wenn ich es ganz, wie ich war, mit der Natur der Sache hielt, wenn ich hell in mich ſelbſt und die Welt hineinſah.

Aber eben im Rückblick auf mein Werden muß ich mir ſagen, daß ich in dem, was ich Theorie genannt, unzähligemal geirrt, daß ich in praktiſcher Anwendung unzähligemal fehlgegriffen, daß ich in der Poeſie meines Lebens, in ſeinen Erhebungen unzähligemal phantaſtiſch, leidenſchaftlich, maßlos oder geſchmacklos geweſen, daß ich alle Luſt und Befriedigung in der Gewinnung und Feſthaltung des Wahren, Aechten, Naturgemäßen, Bewährten gefunden, daß ich aber auch allen Aerger und Schmerz des Irrthums, der Täuſchung, des Uebermaßes, der Reue zu büßen gehabt.

Ich war durch Geburt, Anlage, Erziehung, Laufbahn dazu bestimmt, ein Gebildeter zu werden; ich sollte Viel lernen, mir aneignen, um tüchtig zu handeln. Ich sollte meines Selbst, meines geistigen Erwerbs, sollte der Welt außer mir möglichst klar mir bewußt werden, um mein eigenes Leben würdig einzurichten und ins Leben der Welt wirksam einzugreifen.

Aber die Bildung des Geistes pflanzt eine Unruhe in den Geist. Seine Interessen mehren, verstärken sich, verzweigen sich durch Räume und Zeiten, durch alle Reiche des Wissens. Mit dem wachsend höhern Ueberblick dehnen sich auch die Horizonte ins Unbestimmbare, Unendliche aus; je mehr man lernt, desto mehr hätte man noch zu lernen.

Die Frage nach der Wahrheit wird im selben Maße kritisch geschärfter; ja der Zweifel ist gerade in den Gebieten des Geheimnißvollen am reinigendsten. Dasjenige möchten wir gerade am liebsten ergründen, was wir nicht wissen können, wissen sollen.

Und wenn die Bildung des Gemüths unsere Empfindungen verfeinert, uns zartfühlend macht, so werden wir im selben Grade auch reizbarer, verletzbarer, und werden es gerade am meisten wieder im Gebiet des Geheimnißvollen, in der Region, wohin kein Wissen, wohin nur Hoffnung und Vertrauen, Glaube und Ahnung reichen.

Wir werden uns im gleichen Fortschritt und Wachsthum unseres Lebens einerseits des unwiderstehlichen Dranges zu unendlicher Erweiterung unseres Selbst, andererseits der Beschränktheit unserer Natur durch Geburt und Anlage, durch Erziehung und Umstände, der Begrenzung des Geistes, der Nothwendigkeit der Resignation auf Totalität und Universalität, der gebotenen Wahl einer engern Sphäre unserer Gesammtthätigkeit bewußt, und nur schwer, nach vielen Kämpfen gelingt es uns, diese beiden Richtungen in rechter Mitte zu versöhnen.

Dualismus. Seyn. Denken.

Wenn ich nun dieſe Zweitheiligkeit meines Weſens recht nach ihrem allgemeinſten Ausdruck ins Auge faſſe, ſo finde ich, daß ſie auf einer Zweiheit, einem Dualismus, einem Gegenüber wurzele, welche das ganze Daſeyn durchdringen, — auf dem Seyn und dem Denken. Sie haben Bezug auf einander. Das Denken will das Seyn denken, will es zum Inhalt haben; das Seyn ſoll aufgenommen werden ins Denken. Dieſes will und ſoll ein Spiegel des Seyns werden; Seyn und Denken ſollen ſich decken. Hierin, in dieſem Einswerden der Beiden, in dieſem Verein des Gegenüber muß wohl Befriedigung liegen; denn das Nichtſeyn will oder kann ich nicht denken; das Seyn iſt im Verhältniß zu mir nur, wenn ich es denke.

Aber wie verhält ſich nun mein Denken zum Seyn? Was haben Beide für eine Wahlverwandtſchaft? Kann das Seyn ins Denken aufgenommen werden? Kann es Eins mit ihm werden? Was iſt das überhaupt für ein Akt, den ich ſo bezeichne: Ich denke das Seyn?

Bei dem frühern Zurückblick auf mein Erwachen zum Leben, zur Fühlung meines Weſens, zum Empfinden der mich umgebenden Dinge habe ich den Gegenſatz von Denken und Seyn noch nicht ſtreng, auseinanderhaltend ins Auge faſſen können. Ich will es jetzt thun. —

Die urſprünglichſten Senſationen rief das erſte Lebens-Bedürfniß, der vitale Drang hervor. Ich mußte athmen, ich empfand die Bewegungen meiner Bruſt; ich fühlte die Friſche der Luft. Dann meldete ſich das Verlangen nach Nahrung; ich litt Durſt und empfand die Labung durch Muttermilch; ich fühlte mit den Lippen die Bruſt, ich ſchmeckte, ich roch.

Waren etwa dieſe Eindrücke unbeſtimmt, dumpf, matt? Gewiß nicht. Zwar ich ſtillte den Durſt nicht mit Vergleichung; ich genoß ausſchließend nur das Eine nährende Getränk, die

Muttermilch und wenn mich der Durſt wieder unruhig machte, wenn mich der Geruch des ſich mir öffnenden Buſens verſprechend an ſich zog, meine Lippen die Bruſt berührten und ich nun wieder ſog, ſo war das der Beginn meiner Lebens-Gewohnheit, die um ſo entſchiedener, hintreffender, ſicherer ſich feſtſetzte, als ſie noch die einzige meines Daſeyns war.

Ich will jetzt nur von den bezeichneten Senſationen das Schmecken näher nehmen. Sollte der Eigenthümlichkeit des Eindrucks etwas abgehen, weil ich nicht verglich, nicht dachte, nicht reflektirte, nicht mir bewußt wurde, daß Ich, der Säugling, ſchmeckte? Mit nichten! Ich war ganz nur ſchmeckend: mein Bewußtſeyn ganz verſenkt in die Senſation und dieſe hatte alle Energie, ich möchte ſagen: alle Klarheit, die ihr als Eindruck eines von außen in mich aufgenommenen Stoffs auf meinen Gaumen zukommen konnte.

Wir werden auf dieſe Frage nach dem Bewußtwerden zurückkommen.

Es muß darauf hingewieſen werden, daß in den Senſationen des Kindes ſein Seelenleben erwacht und ſich thätig erweiſt und daß wir in ihnen ſein künftiges Denken im Keime liegen, aus ihnen ſich herausbilden ſehen.

Wir können alſo ſchon hier nach der fraglichen Zweiheit von Seyn und Empfinden, nach dem Gegenüber von Ding und Ich uns umſehen. Man kann nicht wohl fragen, ob der körperliche Träger des Schmeckbaren der Empfindung des Schmeckens entſpreche. Eben ſo wenig, als man fragen kann, ob in dem, was der Säugling riecht, was er durch Berührung mit den Lippen empfindet, Wahrheit ſey. Dieſe Senſationen ſind abſolut nur ſie ſelbſt, ſind an ſich, was ſie ſind, ohne Beziehung auf ein Außer-ihnen, ohne Relativität. Ebenſo auch das Gefühl der Wärme, die von der Mutterbruſt auf den Säugling übergeht. Es iſt eine Fühlung vom Strom des Lebens, ein Natur-Akt, der eben nichts, als er ſelbſt iſt. Daſſelbe gilt von dem

Gefühl des Hungers und andern gaſtriſchen Empfindungen, die den Säugling unruhig machen; es gilt auch von dem Wohlbehagen, welches die Regungen und Bewegungen ſeiner Gliedmaßen begleitet.

Auf dieſer Stufe des Daſeyns iſt jede Empfindung naturwahr, ein Ausgreifen des unausweichlichen Bedürfniſſes nach ſeiner Befriedigung.

Erſt wenn wir vorwärts blicken in eine etwas ſpätere Lebens-Epoche, wo die Eindrücke ſich vermannichfaltigen, wo, — um zunächſt bei der Senſation des Schmeckens zu verweilen, — die Seele unterſcheidet, vergleicht, treten Relativitäten ein, welche an den Dualismus von Seyn und Denken mahnen.

Das Kind unterſcheidet täglich mehr Schmeckbares nach deſſen Eigenthümlichkeit. Es erinnert ſich beim Anblick der Speiſen und Getränke ihres ſpecifiſchen Geſchmacks; es wählt; ja es iſt oft auf eine uns läſtige Art wähleriſch. Aber es täuſcht ſich nicht ſelten; der Erfolg widerſpricht ſeiner Einbildung.

Im Verlaufe der Erfahrung zeigt ſich, daß dieſelbe Frucht von verſchiedener Güte iſt, daß ſie in manchem Jahr ſüßer, geiſtreicher wächst, als in andern; daß der Gaumen verſchiedene Stimmungen hat, an ſich, namentlich auch krankhafte, und dann, daß die Folge der genoſſenen Speiſen ihren Geſchmack beſtimmt. Mit den Jahren merkt der Menſch, daß ihm viele Speiſen nicht mehr ſo eigenthümlich ſchmecken, als in den Kinderjahren, daß er manches einſt als widrig Abgelehnte nun genießen kann, und dieß öfter, als das Umgekehrte.

So tritt nun immer mehr und mannichfaltigeres äußeres Weſenhaftes ſeinem ausgebildeten Geſchmacks-Sinn gegenüber. Eine Vielheit des Seyns tritt in Bezug mit ſeiner Geſchmacks-Empfindung.

Daſſelbe gilt von dem Sinn-Verwandten des Geſchmacks, dem Geruch, den das Volk darum oft mit dieſer Benennung belegt.

Bei Beiden kann ſchon die noch nicht denkgeübte Seele an den Gegenſatz von Empfinden und Seyn, an die Subjektivität der Senſation geführt werden, wenn namentlich die beiden Sinne, was meiſt zugleich geſchieht, krankhaft umhüllt und ſtumpf werden, wo dann ſtatt des Schmeckens ein bloß mechaniſches Fühlen der zu ſich genommenen Speiſen und Getränke, der Geruch aber gar nicht empfunden wird, oder wenn bei bloß gelegten, dazu mißſtimmten Geſchmacks-Nerven jene einen bei weitem ſchärfern, aber widrigen Geſchmack zeigen, oder endlich, wenn ihm ohne Speiſegenuß ein eigenthümlicher Geſchmack aufſtößt.

Hinwieder lebt die kindliche Seele ſo gegenſtändlich, daß ſie die wohlriechende Roſe in die Naſe ſchiebt, wie den Apfel in den Mund, daß ſie den Stoß an einen Stein und den Schmerz als von dieſem ausgehend wähnt, darum ihn ſchlägt, ebenſo den der Ruthenſtreiche für einen ſchmerzbringenden Ausfluß der Ruthe hält. Das Natürliche iſt dem Kinde noch aus Einem Fluß und Guß.

Bei dem Taſten und aller übrigen Berührung iſt ihm die Wärme und Kälte ein Ausſtrömen derſelben aus dem Gegenſtand und das Gefühl der Oberfläche, des Harten, Weichen, Rauhen, Sanften, Glatten haftet an dem berührten Körper. Doch dieß nimmt auch der kindliche Erwachſene nicht anders hin.

Die Senſationen des Gehörs werden noch entſchiedener alle gegenſtändlich empfunden. Die Glocke tönt, die Trommel lärmt, die Trompete ſchmettert, an ſich, außer dem Ohr.

Die ſpielende Wahrnehmung der wechſelnden Schallſtärke bei wiederholtem Decken der Ohren mit der Hand weckt wohl am früheſten die Reflexion auf die Senſation als ſolche, ſo wie das Ohrenklingen und Sauſen an eine Selbſtthätigkeit dieſes Sinnes mahnen.

Das Sehen iſt vollends der gegenſtändlichſte Sinn. Während die Affektionen des Leibes, die innerlichen Senſationen

der Eingeweide, der Gliedmaßen ꝛc. keinen ſichtbaren, vorſtellbaren Träger haben, die Empfindungen von äußerlichem und und innerlichem Wohl und Schmerz: Kitzel, Jucken, Zahn- und Kopfweh, Nieſen, Huſten, bei Ausleerungen ꝛc. obwohl örtlich, doch unbeſtimmbare Eigenſchaften der afficirten Theile des Körpers ſind, während Speiſen und Getränke durch den Genuß aufgelöst, und gleichſam zernichtet werden, die Gerüche einen Ausfluß, ein Ueberſtrömen auf uns offenbaren, ſtarkes Getön uns erſchüttert, erheben macht, ſtehen uns die ſichtbaren Gegenſtände in ihrer ruhenden oder bewegten Selbſtheit gegenüber.

Auch der Denkfähige wird ſich, während er in den erwähnten Senſationen als Eindrücken der Gegenſtände auf ſein Ich einen Bezug derſelben auf ſich anerkennt, eines ſolchen von den ſichtbaren Dingen am ſelteuſten bewußt. Sie ſind außer ihm da, ſind ſchaubar; aber ſelbſt das Schließen der Augen, die Nacht, ſogar die Begegnung mit einem Blinden gemahnen ihn nicht in jedem Falle, daß die Gegenſtände ihr Bild zu ſeinem Auge ſenden, daß er dieſen Ausfluß eben ſo empfindet, wie er einen Apfel ſchmeckt, eine Roſe riecht, eine Glocke hört.

Ja es könnte ſogar dem Naturphiloſophen, dem Phyſiologen und Metaphyſiker begegnen, daß er den Mond gerade ſo anſchaute, wie oben vom Kinderſinne geſagt iſt, deſſen Anſchauung nichts Anderes enthält, als: Da oben iſt der Mond!

Die Kindesſeele lebt ſich in die Gegenſtändlichkeit hinein und lernt die Objekte in ihrer Abgeſchloſſenheit von einander kennen. Die Wiederholung der Eindrücke läßt ſie die Zufälligkeiten der Form, der Bewegungen, des Farbenwechſels von dem Beſtand ihres Trägers unterſcheiden. Die Mutter, ob ſo oder ſo ſich darſtellend, geberdend, gekleidet, iſt dem Kind ſtets die Mutter.

Es wird dann mit Nähe und Ferne vertraut; es greift aus, zieht an ſich, verlangt nach Thür und Fenſter, unter-

ſcheidet die Räumlichkeiten der Zimmer, des Hauſes, der Straße, der freien Natur.

Es lernt Subſtanzen und deren Eigenſchaften kennen. Der Apfel, den es ſern, dann nahe ſieht, wird von ihm umtaſtet; er iſt glatt, kühl, er riecht aromatiſch, er ſchmeckt gewürzig. Der Vogel iſt bunt, er fliegt, er hüpft im Käfig auf und nieder, er frißt, er pfeift.

Immer weiter erſtreckt ſich die Ausdehnung der ihm bekannten Welt; immer weiter hinaus ſtrebt es; immer ferner her kommen ihm Eindrücke, auf die es fragend, ahnend, verlangend ſeine Aufmerkſamkeit richtet.

Die Erziehung übt es in ſolchen Wahrnehmungen; ſie hält ihm Gegenſtände vor, die mehrere Sinne zugleich oder in unmittelbarer Folge berühren.

So entſteht und wächst in ihm auch das Gefühl der Zeit. Zuerſt der kurzen, von der Unruhe des nächſten Bedürfniſſes bis zu ſeiner Befriedigung, dann einer längern, durch die Folge ſeiner Tages-Zuſtände, ſeiner Genüſſe und Zerſtreuungen, durch den Wechſel der diätetiſchen Behandlung, des Umgangs mit ſeinen Pflegern, des Wachens und Schlafens, durch die Wiederkehr der Tages-Ordnung.

Die Wahrnehmungen des Kindes in der gegenſtändlichen Welt des Räumlichen und Zeitlichen, der Weſenheiten und Eigenſchaften des Außer- und Nach-einander ſind eine unbewußt-lebendige Combinations- und Wahrſcheinlichkeits-Rechnung, wobei die erhaltenen ſpezifiſchen Eindrücke auf die verſchiedenen Sinne die Faktoren bilden. Es iſt eine verhüllte Algebra der Seele, welche durch einen Fortſchritt in Gleichungen das x zu einer bekannten Zahl macht.

Daher finden wir unter zwei Kindern von gleicher Empfänglichkeit immer dasjenige ſchneller und beſſer in der gegenſtändlichen Welt räumlich und zeitlich orientirt, welchem man die meiſten und wirkſamſten ſpezifiſchen Eindrücke in der öfteſten

Wiederholung zur Vergleichung und in den wechſelndſten Verbindungen vorgeführt, deſſen thätige Reaktion man am häufigſten zum lebendigen Verkehr mit den Gegenſtänden erweckt hat.

Es liegt im Begriff jedes Daſeyns, daß es die Möglichkeiten ſeines Weſens auch wirklich darſtelle. Der Menſch iſt in dem Maße Menſch, als er menſchliches Vermögen beſitzt, übt, geltend macht.

Näher können wir die natürliche Beſtimmung des Menſchen darein ſetzen, daß er die Welt außer ſich von ſeinem organiſchen Selbſt hinauswärts in und durch ſie hin kennen lerne, das ihm Genüſſe ſich aneigne, mit ſeinen Kräften auf ſie zurückwirke, daß er hinwieder auch ſeines eigenen Weſens von deſſen äußerem Erſcheinen hineinwärts bis an ſein geiſtiges Leben und deſſen Thätigkeiten ſich bewußt werde.

Schulbegriffe: Subſtanz, Accidenz.

Wir ſprachen bisher der Gewohnheit der Schule nach von der Welt, von der Natur, von dem Mannichfaltigen, von den Dingen außer uns. Dieſes Anders und Anders ſoll nun aber doch näher beſtimmt werden. Subſtanzen und Accidenzen iſt ein allgemeiner Ausdruck der Schule. Es iſt aber gerathen, ſolche abgezogene Benennungen möglichſt zu meiden oder ſie ins Lebendige zu überſetzen.

Ins Allgemeine ſchauend, es um-, über- und durchblickend, fühlen wir uns bald im Stand, Abſonderungen, Eintheilungen zu machen. Wir nehmen wahr feſte Gegenſtände, ſtarre und bewegungsfähige, ſich ſelbſt ganz oder gegliedert bewegende, fließende, flüſſige, wallende, formwandelnde, farbige, farbewandelnde, nach allen Raum-Beziehungen geſtaltete, allverbreitete, ſichtbare, fühlbare, hörbare, riech- und ſchmeckbare ꝛc.

Die Unterſcheidung von Subſtanzen und ihren Accidenzen erweist ſich unzulänglich. Wir haben es mit dem mannichfaltigſten, wechſelndſten Naturleben zu thun. Der Gegenſtand

läßt ſich nicht von ſeinen Eigenſchaften trennen; er wird meiſt eben und durch dieſe wahrnehmbar, er geht auf in ihnen. Es wäre des Standes unſerer Naturkunde wenig angemeſſen, wenn ſie zuerſt die Subſtanzen, dann deren Accidenzen abhandeln wollte. Das mag in einem dumpfen Hörſaale noch gelehrt klingen; im freien, offenen Weben und Weben der Natur wird man ſich dadurch beengt fühlen.

Eher werden wir uns zurecht finden, wenn wir das Feſte vom Fließenden, das Zuſammengefaßte, Abgeſchloſſene (Conſolidirte) vom Verbreiteten, Elementariſch-Einfachern, Durchſchwebenden unterſcheiden, wenn wir die Stoffkräfte hier als gebunden, in ſich gewannt, dort als frei waltend, übergehend betrachten.

Was iſt Individuum?

Zunächſt, weil die Abſonderung des an ſich ſchon in Beſonderung, Geſchloſſenheit Wahrgenommenen von dem Wandelbar-Fließenden ſich als bequem empfiehlt, möchte die Beantwortung der Frage: Was iſt ein Individuum? fruchtbar ſeyn und das Verſtändniß der Natur eröffnen helfen.

Wir ſehen, daß die Natur Ganzheiten, ungetheilte Gegenſtände hervorbringt. Wir nehmen eine Mehrzahl, ja eine Unzahl ähnlicher Formen wahr. Wir kennen ſie als Pflanzen und Thiere. Wir zählen in dieſer Richtung unſerer Blicke den Menſchen noch dazu. Es ſind Gebilde, in ihrem Bau wieder regelmäßige Bildungen ein- und umſchließend. Wir ſehen ſie durch Befruchtung, Zeugung entſtehend, aufwachſend, ſich ausgeſtaltend und dann derſelben ſchaffenden Fähigkeit theilhaftig werdend.

Hier gehen wir nicht irre und freuen uns, einen ſo leicht und faßlich ordnenden Begriff erhalten zu haben. Aber es ſind uns darum nicht alle Zweifel geſchenkt. Wie jedes Gleichniß hinkt, nämlich da, wo es aufhört zu paſſen, ſo laufen auch alle Vergleichungen ins Unbeſtimmte, ins Unendliche aus.

Wir nennen eine bestimmte Pflanze, einen bestimmten Baum Individuen. Aber nun, — sind ihre Blumen, ihre Früchte auch Individuen zu nennen? Wir dürfen sie so nennen, weil sie sich von der Pflanze, vom Baum trennen lassen, selbst trennen und eine schöne, eine genießbare Selbstheit bilden. Die Blätter heißen wir nicht leicht Individuen; Aeste, Zweige, Wurzeln nie, die letztern stellen sich dann als Zwiebeln, Rüben, Knollen ꝛc. dar.

Bei den Thieren haben Augen, Ohren, Nasen, Brüste für uns eine Art Individualität, ebenso von den Eingeweiden, namentlich nach der Lostrennung Herz, Lunge, Leber, Nieren ꝛc.

Die Zoophyten sind in Einheit verbundene Thiere, darum den Pflanzen ähnlich, als Verzweigung von Individualitäten.

Die Werke der Menschen von den größten Bauwerken: Städten, Dörfern, mit Kirchen, Palästen, Befestigungen, Brücken, bis zu den kleinsten Machwerken der Industrie gelten uns je in ihrer Ganzheit als Individuen.

Auch jedes abgerundete Kunstwerk ist uns ein solches. Bei der darstellenden Kunst, bei der Poesie und Redekunst nennen wir die ostensibeln Exemplare der Typographie so. Geistig genommen wären die Ilias, Hamlet, Wilhelm Meister, die Zauberflöte ꝛc. Individuen. Es sind abgerundete, abgeschlossene, eigenthümlichste Lebendigkeiten. Wir bezeichnen jedoch nur die einzelnen Exemplare der Ausgabe, der Partitur so.

Beim geselligen Menschen nennt man zuweilen Sozietäten, Genossenschaften, Orden, Gemeinden, Confessionen ꝛc. moralische, d. h. rechtliche, symbolische oder Begriffs-Personen; man spricht von Völker-Individuen, und allerdings wohnt in solchen Versammlungen ein Lebens-Prinzip, eine Seele, ein Geist der Einheit, von denen sie, wie ein Menschen-Individuum von den seinigen, durchdrungen werden.

Geben wir auf die Erscheinungen der Erde zurück, so wird man nicht sowohl bei den spezifisch verschiedenen Formationen

des Erdkörpers, als vielmehr bei den regelmäßigen, ins Unendliche des Getheils gleichförmigen Bildungen der Erden, Salze und Metalle, den Crystallen, sich fragen, ob man sie Individuen nennen wolle.

Auch einige Luft-Erscheinungen, in ähnlicher, gemessener Form wiederkehrend, z. B. Regenbogen, Höfe, Nebensonnen, Nordlichter, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Irrlichter, Fata morgana ꝛc., kann man unter der Form des Individuellen denken.

Einzelne Berge, mehr als ganze Gebirge, tragen zuweilen einen individuellen Charakter an sich, z. B. die Jungfrau, der Montblanc, der Chimborasso, der Vesuv und Aetna ꝛc. Ja ganze Provinzen und Länder hat die Natur nicht selten mit einer solchen stehenden Form ausgeprägt. Flüsse, Bäche, Wasserfälle, Gletscher, Thäler, romantische Partieen ꝛc. stellen sich wegen ihres spezifischen Charakters unserer Imagination in einer Art Personifikation dar, die sich darum auch die gemüthliche Belebungsweise des allemannischen Dichters wohl gefallen läßt.

Unser Gesichtskreis erweitert sich, die Weltkörper sind uns Individuen, ohne daß wir sie, wie die Griechen, mythisch personifiziren oder, wie ein neuerer Naturforscher, zu lebenden Geschöpfen machen.

Der Astronom erkühnt sich des Grenzenlosen. Er faßt die ganze Milchstraße in eine Einheit von Sonnen-Systemen zusammen, und stellt sie andern Milchstraßen, Nebelstern-Massen ꝛc. gegenüber. Er individualisirt sie.

Das können wir ihm lassen. Er gleicht dem Welt-Bankier, der seine Millionen mit keiner stärkern Gemüths-Erhebung überzählt, als der Bürger seine Thaler, der Bettler seine Pfennige, oder dem Welt-Eroberer, der mit Heeresmassen wie mit Ziffern rechnet. Wir wollen uns diese Induktion nicht reuen lassen. Sie übte uns im Vergleichen, im Zusammenfassen und Trennen; sie beleuchtete die Begriff-Bildung und sprachliche Bezeich-

nung und kann uns an ſich als Stoff und durch ihre Form als Beiſpiel noch dienlich ſeyn.

Die Unterſcheidungen von Individuen und Nicht-Individuen führt uns aber ungeſucht weiter. Die Um- und Ueberſchau läßt uns wahrnehmen, daß dieſelben ſich ähnlichen Bildungen wiederkehren, daß dieſelbe Geſtaltung in Mehrzahl, ja unzählige Mal ausgetragt iſt. Zuweilen bleibt ſich der Typus ſo gleich, daß wir die Individuen nicht von einander zu unterſcheiden vermögen. Hinwieder finden wir bei großer Aehnlichkeit der Formen doch zuweilen Unterſchiede in den Theilen oder Eigenſchaften. Zeigen ſich dieſe nicht bloß als Spiel und Willkühr der bildenden Natur, z. B. in der Farbe ꝛc., ſondern als ein ſtehender Charakter, ſo erhalten wir bei der in der Haupt-Geſtaltung gleichartigen Menge, die wir Gattung nennen wollen, eine Unter-Eintheilung, eine Abtheilung in Arten.

Je weiter unſere Einſicht in die Natur-Erſcheinungen geht, je geübter wir in der Formen-Unterſcheidung werden, deſto weiter können wir in gewiſſen Bezirken der Natur dieſe Unter-Abtheilung fortſetzen, ſo daß wir für dieſe Stufenleiter noch mehr Bezeichnungen: Klaſſe, Geſchlecht, Ordnung ꝛc. zu Hülfe nehmen müſſen.

Wir überlaſſen das Nähere den beſondern Naturkunden, den Scienzen.

Unſere Wahrheits-Forſchung führt uns jetzt weiter.

Wir nehmen wahr, daß die Individuen, von denen uns die Pflanzen und Thiere beſonders intereſſiren, aufkeimen, wachſen, ſich ausbilden, durch Nahrung ihre Vollkommenheit erlangen, ſich vermehren, im Leben gewiſſe Stoffe ausſtoßen, nach ihrem Abſterben aber aufgelöst, zerſetzt werden und ihre Beſtandtheile an die nicht-individualiſirte Natur zurückgeben.

Jedes Individuum hat ſein Leben, ſeinen Lebenslauf, ſeine Bewegung, Geberdung, ſeinen Verkehr mit der Natur, mit den ihm gemäßen Naturen: es zieht an, ſtoßt ab: es iſt freundlich,

feindlich: das Lebende iſt in Wechſelwirkung zunächſt mit Individuen ſeiner Gattung; wie es als Junges in Familie gelebt, ſo behält es die Gewohnheit des Beiſammenſeyns bei.

Der denkende Menſch.

Der Menſch iſt ſich ſelbſt aber das Central-Individuum ſeines Lebens- und Wahrnehmungs-Kreiſes. Von ſeinem Selbſt gehen alle Regungen, Bewegungen, Anziehungen, Ablehnungen, alle Empfindungen, Wahrnehmungen, Vergleichungen, Verbindungen und Trennungen ꝛc. aus. Durch ſein Wohl- und Mißbehagen lernt er die äußern Erreger deſſelben kennen. Er ſetzt ſich feſt, lagert ſich, umbaut ſich, ſchafft ſich Zuflüſſe, erwirbt, beſitzt, ſchützt und vertheidigt ſein Eigenthum.

In dieſem Lebens-Geſchäft macht er ſich's handſam, bequem, wohnlich. Eine unabläſſige Aufmerkſamkeit lehrt ihn aber auch Leben und Weſen der ihn umgebenden Welt kennen. Die Individuen, lebende und lebloſe, ſtehen im nahen oder fernen, unmittelbaren oder mittelbaren Bezug zu ihm.

So beobachtet er nun aber auch die allgemeine, freie, ungeformte, feſte und fließende Natur als das Element, aus dem ihm alle fördernde oder hemmende Lebenskräfte zuſtrömen. Er nimmt das periodiſche oder zufällige Regen und Bewegen, Auf- und Niederſteigen, Hin- und Herſchweben, Wachſen und Abnehmen der Subſtanzen wahr, ebenſo den unendlichen Wechſel derſelben in Ausdehnung, Geſtaltung, Farbe, Dichtigkeit ꝛc. und zahlreiche Wiederholungen der Erſcheinungen geſtatten ihm auch in dieſem Reiche der Wandlung Verwandtes nach Gattungen zu ordnen, räumliche und zeitliche Geſetzmäßigkeiten zu erkennen. —

Wenn ich mich in dem bisherigen Umblick bemühte, die Sphäre menſchlicher Wahrnehmung und Erkenntniß in Worten darzuſtellen, ſo war es mir um keine ſyſtematiſch genaue und

vollſtändige Aufzählung oder Aufſtellung ihres ganzen irgend vorfindlichen oder möglichen Inhalts zu thun.

Ich rede, indem ich laut denke, jedenfalls zu Ebenbürtigen, Vollbürtigen. Ich rede von einer Sphäre, die jedem irgend Faſſungsfähigen ein bekannter Bezirk iſt. Einem Solchen genügen An- und Hindeutungen; er vermag dieſe zu der nöthigen Totalität zu ergänzen. Er weiß mir vielleicht Dank, daß ich in einem Wiſſenskreiſe, wo man ſich ſonſt wohl mit leeren Abſtraktionen, ſublimen Contemplationen und einer abſtruſen Scholaſtik abquälte und dumpf ſpekulirte, wo möglich im Concreten hielt, und zeigte, daß es ſich um Orientirung in dem lebendigen Reiche des Daſeyns und nicht um einen Flug in den Dunſtkreis inhaltloſer Denkblaſen handle.

Ging ich einerſeits der abgegriffenen Schul-Terminologie aus dem Wege, damit nicht der Geiſt durch ſie ſogleich wieder in eine längſt leergedroſchene, hohle Denkweiſe gezogen werde, ſondern ſich ſeine Gedanken aus friſchem Stoff auch friſch bilde, ſo ſtrengte ich mich andererſeits auch nicht an, das Verſtändliche vornehm unverſtändlich zu machen und das allgemeine Sprachmittel durch Wenden und Drehen zu verrenken.

Das Denken iſt ſchwer, und die Neigung dazu ſelten genug; es braucht nicht noch abſchreckend, beſchwerlich und peinlich gemacht zu werden. Die höhere, wiſſenſchaftliche Bildung iſt durch ſich ſelbſt ſo ariſtokratiſch iſolirt, daß der Zudrang des gemeinen Sinnes durch keine künſtlichen Mittel, keine geheimen Zeichen abgewehrt zu werden braucht.

Ja ich ahne ſchon, daß die Zahl Derer, welche mir auf dieſem möglichſt bequem, gangbar und einladend gemachten Wege der Unterſuchung folgen werden, wohl nur klein und leicht überzählbar ſeyn mag. Auch kann der Dilettant, der in einfach weltmänniſchem Coſtüm auftritt, nie von dem nach Wahrheit dürſtenden Publikum das entgegenkommende Vertrauen

erwarten, das der mit dem Gilde-Mantel ehrwürdig geschmückte Meister des Fachs erweckt.

Hier glaubt der Weisheits-Jünger nicht fehl zu gehen, wenn er der öffentlichen Sanktion huldigt. Die Erfolge seines Studiums sind ihm durch staatliche Assekuranz garantirt.

Richtung der Wahrnehmungsgabe. Fixirung der Eindrücke.

Wir müssen nun noch einmal und vielleicht nicht zum Letztenmal zu den Uranfängen zurückgehen, ja wir wollen es uns zum Verdienst anschreiben, daß wir das thun, was die Schule wahrscheinlich aus vornehmer Scheu vor der Empirie und der Trivialität der Erfahrung unterlassen hat.

Wir haben uns mit Eindrücken, mit Sensationen beschäftigt, ohne darauf zu merken, daß derselbe Eindruck nach Umständen ein sehr verschiedener seyn kann; daß bei demselben Ausfluß der Natur, demselben Einfluß auf uns, derselben Offenheit und Empfänglichkeit unseres Sinnes im Ganzen der wirkliche Eindruck bald deutlich und bestimmt, bald undeutlich und unbestimmt, bald enge begrenzt, bald ausgedehnt seyn kann.

Der erst erwachende Sinn nimmt Alles unbestimmt, nebligt wahr. Es ist Folge und Ergebniß der Wiederholung und Uebung, daß wir die Gegenstände in ihrer Besonderheit wahrnehmen, festhalten, isolirt anschauen. Dieses Ruhen des Sinnes im Wechsel setzt eine Richtung desselben auf die Objekte, einen Antheil an ihnen, ein Interesse, wahrzunehmen, eine aktive Thätigkeit der Seele in dem Sinne, ein Hinausstreben, einen Entschluß voraus.

Wo die ganze objektive Sphäre ein noch unbekanntes Feld ist, da erndtet der Sinn im Verhältniß zu dessen reicher Ergiebigkeit wenig Frucht der Erkenntniß. Es heißt hier, wie im unendlichen Gebiet der Erfahrung überhaupt und so oft im

Leben. Wer Nichts weiß, der ſieht Nichts. Nur an das Bekannte ſchließt ſich und wächſt das noch Unbekannte an.

Von zwei Wahrnehmenden von verſchiedener Lebens-, Erfahrungs- und Bildungs-Stufe kann der Eine, vor derſelben reichen Objektivität ſtehend, nur ein oberflächliches, unbeſtimmtes, inhaltarmes Bild in ſich aufnehmen, der Andere aber ein ſolches, worin nicht nur die Hauptmaſſen an einander ſich abheben, ſondern auch deren Beſonderheiten und mehr oder weniger Einzelnheiten zur Wahrnehmung gelangen.

Wir wollen nur daran erinnern, was ein Kriegskundiger, was hinwieder ein Laie an einem ſtrategiſch vortheilhaften Terrain wahrnimmt, mit wie verſchiedenen Augen ein reiſender Maler und ein einfacher Voyageur die Landſchaft betrachtet; was ein der geſellſchaftlichen Verhältniſſe kundiges Mädchen gegen einen durchfliegenden Fremden von einem Balle zu ſagen weiß. Wir finden bei den andern Sinnen das Nämliche. In welche Tiefen der Compoſition, der Harmonie hört ſich ein muſikaliſch gebildetes Ohr hinein, während dem gewöhnlichen Volksgehör die Muſik nur ein tonreicher Fluß der Melodie iſt? Mit welchen zartgefühligen Gaumen-Nerven folgt ein küchen-künſtleriſcher Gourmand den Gängen und Trachten einer wohlbeſetzten Tafel und unterſcheidet kritiſch die verſchiedenen Braten, ja die einzelnen Bratenſtücke, die Combination der Brühen-Ingredienzien, während ein ganz ungebildeter Sinn ſich kaum einer Variation von Fleiſchſpeiſen bewußt wird.

Der Geruchs-Sinn wird unter andern bei den Chemikern, der Taſt-Sinn bei den Blinden vorzüglich geübt. Es gibt aber Geſchäfte, bei welchen die Gabe der Wahrnehmung und Unterſcheidung ihre Richtung auf ſpezifiſche Arten von Gegenſtänden nimmt. So z. B. unterſcheidet der Wollen-Sortirer eine Feinheit der Haare, wofür wir gar keine Sinnes-Schärfe haben. Der Weinhändler kann zwanzig verſchiedene Proben nach der Skale ihres geiſtigen Gehalts in Reihe ſtellen.

Auch der Sinn für die unzähligen Affektionen der innern körperlichen Systeme und verschiedenen Organe kann auf's Empfindlichste geschärft werden.

Hieher gehören noch weitere Empfänglichkeiten, von welchen uns Andern der Begriff fehlt, z. B. der Sinn des Wasser-Riechers, des Katzen-Witterers ꝛc., des Metall-Fühlers.

Dieß betrifft eine Seite des Wahrnehmens, welche wir die dynamische nennen könnten. Wir wollen nun auf die atomistische unsern Blick richten und auf Versuche, welche anzustellen die logische und psychologische Schule für der Wissenschaft nicht angemessen erachten möchte, in denen jedoch die Grundlage alles Wahrnehmens zu finden seyn dürfte.

Wenn wir die Augen geöffnet haben, so übersehen wir ein Gesichts-Feld von etwa neunzig Graden des Sehwinkels oder den vierten Theil des jeweiligen Panoramas. Wir überschauen dessen ganzen Inhalt, aber nur obenhin und auch bei dieser oberflächlichen Hin-, Um- und Uebersicht schweift unser Blick mit einer Art Unruhe hin und wieder, auf und nieder.

So erhalten wir den Eindruck der größten Aussicht, die sich uns bei dem letzten Schritt auf einem Berggipfel wie mit einem Zauberschlag auftut, mit Blitzes-Schnelle und, namentlich wenn sie sich in contrastirenden, faßlichen Massen darstellt, tragen wir nach wenigen Sekunden ein bleibendes Bild von ihr in unserer Seele.

Aber es ist eben nur das mannichfaltige Ganze mit den einander hebenden Gegensätzen, also mit den Hauptmassen, was wir sahen und wovon der Eindruck uns bleibt.

Soll unsere Anschauung der Landschaft entschiedener, deutlicher, eindringlicher werden, so muß das Wahrnehmen auf eine andere Weise geschehen. Wir müssen nach dem oberflächlichen Ueberblick einen Gegenstand festhalten und diesem den ruhigen Blick, die Aufmerksamkeit widmen.

Aber auch hiebei wiederholt sich uns, in einer engern

Sphäre, daſſelbe Hin- und Wieder-, Auf- und Niederſchauen, daſſelbe Herr-werden-wollen über den Gegenſtand durch eine Art optiſcher Induktion, durch eine ſucceſſive, deſultoriſche Fixirung der Theile deſſelben.

Haben wir im Geſichtskreis zuerſt den Wald beſonders überſchaut, ſo müſſen wir nun den Baum faſſen. Aber auch an dieſem iſt unſer Auge, unſere Aufmerkſamkeit umſchweifend. Wir richten ſie auf die Maſſe eines Aſtes, ſofort eines Zweiges, und, ſind wir nahe genug, einer Blätter-Gruppe, ja endlich auf die Form und Farbe eines einzelnen Blattes.

Und bei ſolchem fortgeſetzten, ſich immer enger begrenzenden Anſchauen nimmt der jeweilige Gegenſtand jedesmal unſern ganzen Blick, unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Ein Naturfreund hat wohl ſchon folgende Erfahrung gemacht, welche einen hieher bezüglichen Verſuch in der gemüthlichſten Weiſe enthält.

Er ruht in einer Abendlandſchaft aus. Mit ſinkender Sonne wird auch das Bild der Natur ruhiger, voll ſtillerer Größe; das formen- und farbenreiche Tableau dämmert zu großen Hauptmaſſen zuſammen; es wird in ſolchem leichter überſchaulichen Gethei augenhafter, faßlicher, imaginärer, ſo zu ſagen: ſinniger. Nun zeigt ſich am dunkeln Saume des Waldberges ein Licht, eine Gluth, das Segment einer Feuer-Scheibe. Der Vollmond ſteigt heraus; er erſcheint auffallend groß: man ſollte vielleicht richtiger ſagen: in rechter, würdiger Größe, während er ſich gegen das Zenith hin in ſeinem augenblendenden Glanze ſcheinbar verkleinert.

Nun ſteht er genau über dem Horizont: die Bäume heben ſich dunkel an ſeiner goldnen Scheibe ab. Ein anmuthiger Anblick! Stunden ein Paar koloſſale Statuen zu Seiten eines ſolchen Stammes, wir würden die bekannte Darſtellung des Paradieſes auf altdeutſchen Bildern vor uns zu haben glauben.

Doch wir heften unſere Aufmerkſamkeit auf die Wipfel.

hinter denen die Mondscheibe gravitatisch fortrückt; wir unterscheiden die Aeste, die Zweige, ja mit bewaffneten Augen sogar die auslaufenden Blätter.

Unser bewußtes Schauen beschränkt jetzt seine ganze Thätigkeit und Richtung auf eine Blätter-Gruppe, ja auf die Stellung der einzelnen Blätter, wie es vorher sich zu Auffassung der ganzen Abendlandschaft ausgeweitet hatte.

Wir wollen, da unsere Forschung noch nicht geschlossen ist, statt des Baumblattes das Blatt eines Buches uns vor Augen halten.

Wir überschauen die größte Blatt-Seite ohne Anstrengung; aber, je gleichvertheilter unsere Aufmerksamkeit, je ausgebreiteter unser Blick ist, desto weniger werden wir die Schrift lesen. Wir werden nur obenhin ihre Eigenthümlichkeit, Druck- oder Handschrift, und etwa, welcher Art die Lettern oder Federzüge sind, unterscheiden.

Wollen wir lesen, so müssen wir genauer hinsehen, das Getheil, Zeile, Wort für Wort verfolgen. Im Lesen gewandt werden wir in einem Augenblick eine Zeile überschauen, und doch geschieht dieß auch bei der größten Uebung nur Wort für Wort.

Aber ein sorgfältiger Corrector des Buches liest, d. h. schaut ganz anders an. Er folgt den einzelnen Buchstaben; er bemerkt die kleinsten Setzfehler und Versehen, Verkehrtsein der einander ähnlichen Lettern, Verschiebung, kleinste Lücken ꝛc. Bemerkt er z. B. an einem einzelnen Buchstaben, daß er aus einer kaum wahrnehmbar andern Schrift-Gattung hereingekommen ist, so sehen wir in der Unterscheidung noch weiter.

Wir betrachten einen Doppelpunkt (:) und finden, daß, wenn wir den einen der Punkte recht scharf anschauen, unsere Aufmerksamkeit sich dem andern ganz entzieht. Wir bemerken hier mehr oder minder vollkommene Rundung; ja, auch in der kleinsten Schrift können wir ein Rechts und Links, ein Oben

und unten an ihm fixiren, und jedesmal wird sich die Aufmerksamkeit nur dahin erstrecken.

Solche Versuche mit recht festem Bewußtseyn vorgenommen, sind lehrreich und maßgebend, denn das Allgemeine derselben kehrt in unzähligen Fällen wieder.

Das Gehör ist auch besonders fein und geschickt organisirt, seine bewußten Wahrnehmungen auf bestimmte kleine Eindrücke als Theile eines hörbaren Total-Eindrucks zu fixiren.

Ein gewandter Capellmeister kann seine Aufmerksamkeit auf einen einzelnen bestimmten Ton, etwa ein Sechszehntel des Allegro, richten, bei welchem er wegen der Harmonie des Accords oder der Richtigkeit und reinen Intonation des Spielers einen Skrupel hat. Im Moment des Eintreffens wird er diesem Sechszehntel seine ganze Attention widmen und dasselbe kritisch festhalten.

Im gewöhnlichen Leben kommen wir oft in den Fall, unser Gehör bei einem ausgedehnten Getöse, Dröhnen, Lärmen ꝛc. mit Absicht ins Enge zu ziehen und auf Einzelnstes darin zu merken; so beim Tosen einer Volksversammlung, beim Lärmen eines Aufstandes, bei kriegerischen Vorfällen, beim Getön einer unter uns liegenden Stadt.

Aber auch der einzelne Klang, z. B. einer Glocke hat eine Tonfülle und Breite, an welcher das Ohr verschiedene Eigenschaften isolirend wahrnehmen kann. Was wir schmettern, kreischen, krächzen, schrillen, schreien, schneiden, pfeifen, klingen, sausen ꝛc. nennen, sind nur massive Eigenschaften, aus dem Rauhen der Ton-Qualität genommen. Für unzählig viele feinere Nüancen hat die Sprache keine Worte. Die Mannichfaltigkeit, die wir noch gut unterscheiden können, geht ins Unendliche.

Was vom Gesichts- und Gehörssinne gilt, das trifft auch beim Tastsinn und den übrigen Sensationen zu.

Die tastenden Finger, auch die Lippen, in gewisser

Beziehung noch feinfühlender als jene, unterscheiden an einer glatten Fläche die kleinste Erhöhung, z. B. eines Sandkorns. Denke man sich aber ein Sandstreu-Gemälde, worauf zwei ungemein kleine Quarz-Crystalle neben einander vorkommen, nicht größer, als eine gewöhnliche Druckbuchstaben-Größe, so wird das bewußte Tasten sie nicht nur in ihrer Lage gepaart unterscheiden, sondern auch die Crystall-Form jedes derselben erkennen, die Aufmerksamkeit auf das Eine oder auf das Andere besonders richten, ja sogar sich der Ecken einzeln bewußt werden können.

Auch der Geschmacks-Sinn hat eine gewisse Breite des Eindrucks; zusammengesetzte Speisen gewähren ihm eine Mannichfaltigkeit, welche der Feinschmecker in ihre Bestandtheile imaginativ zurücklegen kann. Mitunter richtet er wohl auch seine prüfende Aufmerksamkeit auf den Geschmacks-Beitrag Eines Ingredienzes in Beziehung auf dessen Stärke, Schwäche oder Harmonie zur ganzen Speise. Er isolirt diesen Mit- und Beigeschmack und nimmt sehr feine Unterschiede wahr.

Dasselbe kann, doch in geringerem Grade, beim Geruchs-Sinn eintreten, der meist einfache Eindrücke aufnimmt. Doch finden bei zusammengesetzten Gerüchen, Verbindung von Wohl- und Uebelgeruch isolirende Unterscheidungen in der Wahrnehmung statt.

Auch bei den Affektionen des organischen Innern, bei lokalem Wohlgefühl und Schmerz empfinden wir nicht nur den Totaleindruck, sondern wir vermögen sie zu analysiren und gewisse Merkmale uns zu isoliren. Ein solcher Versuch beim Zahnschmerz z. B. mildert denselben eine Zeit lang; ja wir sind sogar im Stand, das Weh für ein übermäßig gesteigertes Wohl zu nehmen, oder, wenn dieß gar zu geschraubt erscheint, doch die Relativität von Wohl- und Wehthun zu erkennen. —

Sprechen wir aber hier von Unterscheidungen in der Wahrnehmung, so können wir zu einer Verwechslung

Veranlaſſung gegeben haben, welche wir beſeitigen müſſen. Es iſt hier von Zuſammenziehung, Verengung, Fixirung der Sinne die Rede geweſen, von einer Contraktion im Gegenſatz der Expanſion, Erweiterung, Ueberſchau, durch welche wir die mehrfaltigen Total-Eindrücke aufnehmen.

Es trifft ſich aber ſehr häufig, daß wir bei großer Extenſion des Sinnes in dem Total-Eindruck doch ein Kleines, das heraustretend dieſen gleichſam durchbricht, wahrnehmen, ohne daß wir jenen verlieren.

So bemerken wir in einer Landſchaft das kleinſte Feuer, oder eine weiße Kuh, in einer Frauer-Verſammlung ein buntes Bändchen, an einem Spiegel ein Bläschen. Des Malers Auge fällt alſobald auf den kleinſten Farben-Mißſtand. Der Capellmeiſter hört aus der vollſtimmigſten Harmonie des Orcheſters den kleinſten Fehlgriff eines Spielers oder eine Diſſonanz des Compoſiteurs heraus.

Das hier Bemerkte hat auch Bezug auf unſere Unterſuchung, inſofern es die treffliche Einrichtung unſers Wahrnehmungs-Vermögens charakteriſirt, genau genommen jedoch nicht deſſen ſpezielle Eigenſchaft der Conzentration und Fixirung auf das Unendlich-Kleine, die Elaſtizität der Aufmerkſamkeit und des Bewußtwerdens, ſondern die Schnelligkeit unſerer Um- und Ueberſchau, die Schärfe unſeres Sinnes für Harmonie.

Niemand möge es gereuen, ſolchen Unterſuchungen gefolgt zu ſeyn; eher noch mag man ihr Ergebniß feſthalten, um dieſes Feld durch Beobachtungen im Leben nur noch mehr zu bebauen und zu befruchten. Denn wenn man, wie wir, die Wahrheit ſucht, ſo kann man das Wahrnehmen nicht fleißig und umfaſſend genug unterſuchen.

Vielleicht iſt es der ſicherſte Weg, der uns zum Weſen des Denkens, des Wiſſens, ja des Wiſſens vom Wiſſen, führt.

Feſthalten. Zurückrufen. Vergleichen. Verbinden.

Wir ſprachen bisher ſchon mehrfach vom Vergleichen gleichzeitiger oder auf einander folgender Senſationen, von der Wahrnehmung ihrer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. Dieß deutet auf ein Außer-, Neben- und Nacheinander der wahrgenommenen Gegenſtände.

Nun iſt aber jede Senſation nur augenblicklich, und wenn auch dieſelbe andauernd, doch ſtets nur ſie ſelbſt im Moment der Gegenwart.

Jene Bezüge ſetzen aber ein Feſthalten des Geweſenen, ein Zuſammenhalten des Entlegenen, eine Gleichzeitigkeit mehrerer nicht gleichzeitig gehabten Eindrücke, eine Coexiſtenz des Succeſſiven voraus, die nicht im Weſen unſeres äußern Wahrnehmens, unſeres Senſoriums zu liegen ſcheint, als in welchem nur eine im einzelnen Eindruck ſelbſt waltende Mannichfaltigkeit ſimultan ſeyn kann, wo aber eine Mehrheit der Eindrücke immer auch eine entſprechende Zahl der ſie bewirkenden Gegenſtände vorausſetzt.

Gäbe es aber nicht jenes Feſthalten und Zuſammenhalten der gehabten Eindrücke, gleichſam ein Aufbewahren, Aufſparen der Wahrnehmungen, ſo würden wir ſtets nur von Moment zu Moment leben, in einer Reihenfolge der verſchiedenartigſten Eindrücke, in einem Vorbeiziehen der diſparateſten Senſationen ohne den allergeringſten Bezug zu einander. Unſer Daſeyn, ohne Zuſammenhang, ohne Breite und Tiefe, wäre nichts als eine lebenslange Linie, ähnlich einer Schnur, an welche die Erzeugniſſe aller Naturreiche in der willkührlichſten, zufälligſten Folge angefaßt wären.

So iſt es aber nicht. Wir wiſſen, daß es nicht ſo iſt, ſeyn kann, ſeyn ſoll, wiſſen es ohne beſonderes Nachdenken, ohne Anſpruch an Weisheit.

Wir ſtreben aber mit ſicherer Ahnung einem höhern Ziele

zu. Wir unterſcheiden und vergleichen; wir verſammeln und unterordnen; wir merken auf Wiederkehr des Aehnlichen; wir ſuchen Geſetzmäßigkeiten; wir möchten eine Theorie der Erſcheinungen uns erwerben.

Der Weg abſtrakter Doktrin mag geradezu zum Ziel führen; aber es iſt nicht leicht, ihn mit feſtem Schritt zu verfolgen. Man fühlt oft den Boden unter ſich weichen. Auch denkt die Schule zu ſelten ans Leben.

Weniger methodiſch, aber einladender iſt das Fortſchreiten mit Hinweiſungen auf Beiſpiele und Verſuche, wohl auch auf Gleichniſſe.

Das Beiſpiel enthält das Allgemeine, das Geſetz, die Norm, wie ſich dieſe in einem concreten Falle, in lebendiger Verbindung darſtellen; es iſt deren Anwendung auf wirkliche Faktoren, gleich einer Rechnung in benannten Zahlen, und es iſt ohne Zweifel wohl gethan, ſich in der Uebertragung abſtrakter Begriffe auf das Leben ſelbſt zu üben. Der Denker ahnet ſelten, wie der Geiſt des Wiſſens-Zöglings bei jenen im Blauen ſchwebt, während er ſich durch ein gegebenes Beiſpiel ſogleich orientirt findet und feſten Boden gewinnt.

Verſuch, Experiment ſind gefliſſentlich, kunſtgerecht geſchaffene Beiſpiele, wo die Natur gezwungen wird, das Allgemeine, eine ihrer Geſetzmäßigkeiten möglichſt iſolirt und von Zufälligkeiten geſchieden darzuſtellen; wo die Theorie in einem praktiſchen Falle ſich bewährt.

Es iſt aber nicht zu überſehen, daß viele Natur-Erſcheinungen ganz eigenthümlich und in keinem Experiment darſtellbar ſind, z. B. der Regenbogen, das Nordlicht ꝛc., ſo daß man ſich ihrer Geſetzmäßigkeit nur durch Analogieen, Hypotheſen ꝛc. nähern kann, daß die Natur meiſt ungeheure Apparate zu Darſtellung ihrer Phänomene hat, während die Naturkunde auf kleine Laboratorien beſchränkt iſt. Dennoch überbietet letztere die freie Natur zuweilen durch Darſtellung prägnanter

Erſcheinungen vermöge künſtlicher Apparate, z. B. im Galvanismus und kann jedenfalls ihre Verſuche aufs mannichfaltigſte und lehrreichſte variiren.

Hiebei iſt nun immer darum zu thun, daß das Beiſpiel treffend, paſſend gewählt, daß der Verſuch zweckmäßig angeſtellt und in ſeinem Bezug auf das Geſetz richtig verſtanden wird.

Das Gleichniß enthält die Uebertragung einer Erſcheinung aus einem weitern, höhern Lebenskreis auf einen engern, tiefern, populäreren, ſey es nun auf ſcharfſinnige, oder witzige, oder poetiſche Weiſe, damit das Inhalt- und Lehrreiche uns näher gelegt, faßlicher, anmuthig-eindringlicher gemacht werde.

Wir ſchreiten zunächſt unſerm Zwecke zu lieb zu einem Verſuche.

Geſetzt wir blicken im ſchon düſtern Zimmer gegen ſein einziges helles Fenſter, und laſſen das Auge auf deſſen durch den dunkeln Rahmen getrennten durchleuchteten Scheiben ruhen, ſchließen dann nach einiger Zeit das Auge, ſo ſehen wir das Fenſter noch immer. Wenn wir nun auch andere Gegenſtände feſthalten, ſo können wir doch das Bild des Fenſters wieder zurückrufen. Es wird beim Schließen der Augen weniger lebhaft ſeyn, als es bei offenen Augen war; es wird immer ſchwächer werden; aber wir können nicht ſagen, wann es ganz verſchwinden werde und nicht wieder ſich zurückrufen laſſe.

Der entſchiedenſte, aber das Auge angreifende, wohl gar gefährlich verletzende Verſuch kann mit dem Sonnenbilde gemacht werden, das, auch nur einen Augenblick betrachtet, in dem offenen weggewendeten Auge und in dem geſchloſſenen noch lange mit großer Energie fortwirkt.

Weniger bedenklich iſt der gleiche Verſuch mit dem Bilde des Mondes, das, feſt angeſchaut, dem geſchloſſenen Auge nicht verloren geht, ſondern noch lange als das gleiche leuchtende Rund mit ſeinen Flecken Stand hält.

Daſſelbe findet bei Lichtern und andern leuchtenden Gegenſtänden ſtatt. Nur muß bemerkt werden, daß das Sonnenbild ſich ſo ins Auge einbrennt, daß das offene und geſchloſſene Auge es überall und allſeitig hinträgt, daß wir aber Mond, Sterne, Lichter, Fenſter, leuchtende Gegenſtände mit geſchloſſenem Auge ſtets in derſelben Umgebung und Verbindung ſehen, in welchen ſie das offene wahrnahm.

Was nun aber hier von energiſchen Bildern bemerkt worden, das wird ein aufmerkſamer Selbſtbeobachter, nur in ſchwächerem Maße, bei allen möglichen Schaubildern wahrnehmen.

Nicht nur aber findet dieſes Fortwirken des Eindrucks bei einzelnen Gegenſtänden ſtatt, ſondern es bleibt ſtets das Geſammtbild, das ins geöffnete Auge fiel, auch beim geſchloſſenen ſchaubar.

Das iſt nun eine ſo alltägliche Erfahrung, daß wir uns deren in ihrer wahren Eigenthümlichkeit gar nicht mehr bewußt werden.

Es iſt aber darum zu thun, daß wir uns der Zweiheit eines äußern und innern Sinnes, des Dualismus von ſinnlicher Wahrnehmung und Einbildungskraft je eher je lieber entledigen.

Man fixire ein Objekt und ſchließe dann die Augen und ſo wechſle man einigemal, und man wird die Gleichartigkeit der beiderlei Senſationen, die Identität der beiden Bilder nicht mehr beanſtanden.

Die länger andauernde unmittelbare Einwirkung eines ſchaubaren Gegenſtandes auf unſer geöffnetes Auge beſitzt eine verhältnißmäßige Kraft des Eindrucks, welche naturgemäß das im geſchloſſenen Auge fortlebende Bild nicht haben kann.

Ueber den Sinn des Auges, ſeine Sehkraft, die Fortwirkung der Bilder, die Empfindung der Farben ꝛc. ſind die ſcharfſinnigſten Unterſuchungen angeſtellt worden, welche den

Scienzen der Phyſiologie und Optik, auch wohl der Pſychologie, Pathologie ꝛc. angehören.

Wir begnügen uns damit, auf die Einheit und Continuität der Senſation, das gleichartige Fortleben der Bilder aufmerkſam gemacht zu haben, ſo daß genau genommen die Schließung der Augenlieder nicht etwa einen undurchdringlichen Vorhang zwiſchen der äußern und innern Welt zieht, ſondern daß letztere eben nichts Anderes iſt, als die ohne fortgeſetztes Einſtrömen der erſteren fortlebende Schaubarkeit derſelben.

Wir ſind der Anſicht, daß mit der imaginären Theilung der geiſtigen Vermögen des Menſchen, deren Verzweigung und Abgrenzung von alten Philoſophen-Zeiten her viel Verwirrung und unnöthige Schwierigkeit in die Unterſuchung der Natur des Geiſtes, des Wahrnehmens, des Denkens gekommen iſt und daß mit der naturgemäßen Vereinfachung der Beobachtungs-Ergebniſſe Erhebliches für die klarere Einſicht in dieſes intereſſante Gebiet gewonnen werden kann.

Auch der Eindruck auf das Gehör lebt fort, wenn auch das Ohr ganz verſchloſſen wird, oder der Klang des tönenden Gegenſtandes aufhört. Zuweilen ſind wir im Zweifel, ob wir ihn noch wirklich als den äußern vernehmen, oder ob es nur jenes Fortönen iſt, was wir empfinden.

Beim Taſtſinn werden die Nerven nicht in dem Grad erregt, daß eine merkliche innere Fortwirkung empfunden werden könnte.

Beim Geruch und Geſchmack hat die Senſation in den beiden Organen ſelbſt eine über den unmittelbaren und vom Gegenſtand ausgehenden Einfluß hinaus ſich erſtreckende Dauer.

Bei den übrigen Senſationen des Organismus kommt der vermeintliche Gegenſatz von äußerm und innerm Sinn nicht zur Sprache, weil ſie ſelbſt ſchon alle innerlich wahrgenommen werden. Auf gewiſſe Täuſchungen werden wir bald zu ſprechen kommen.

Die Erſcheinungen und Bewegungen des Lebens ſtrömen auf uns ein, ſie erregen uns, ſie werden, als unſerm empfindenden Weſen gemäß, ein Theil von uns; unſer Senſorium nimmt ſie auf, hält ſie feſt, ſammelt ſie; ſie beleben ſich, nachdem ſie von nachrückenden Eindrücken jeweiliger Gegenwart gedeckt, latent gemacht werden, bei beſtimmten Veranlaſſungen ungerufen oder von unſerer Willkühr erweckt, wieder, ſie ſind die äußere Welt, in uns aufgeſpart als eine innere Welt.

Inſofern aber unſer Organismus unſerm Bewußtſeyn ſelbſt gegenübertritt, objektiv wird, muß er auch zur äußern Natur gerechnet werden von den äußerſten Gliederungen, von den innern Lebens-Syſtemen bis heran an die Sinnen-Organe, die Träger und Leiter der Senſationen; ja dieſe ſelbſt gehören noch mit dazu, inſofern ſie ja auch für uns durch Zergliederung anderer, dem unſrigen gleichen Körper wahrnehmbar ſind.

So iſt nun durch die Dauer der Eindrücke, durch ihr, wenn auch bedecktes, verhülltes, latentes Fortleben in uns die Vergangenheit an die Gegenwart geknüpft. Wir erinnern uns, Schaubares ſchon früher geſehen zu haben; ſo Hörbares ꝛc. Die Veranlaſſungen ſolcher Rückerinnerung ſind aber mancherlei, und nicht immer erweckt nur derſelbe Gegenſtand ſein früheres Bild. Die Erinnerung kann auf verſchiedene Weiſe an- und aufgeregt werden. Senſationen der Gegenwart rufen auch zuweilen ganze Situationen der Vergangenheit zurück. So kann uns ein Geruch an die Tage früher Jugend mahnen, ein Ton in unſere Kindheit zurücktönen.

Unſere Exiſtenz, unſer ganzes Denken und Empfinden, Thun und Laſſen hängt ab von der Dauer der Lebens-Eindrücke; ja ſie ſind dauernder, als die Organe unſeres Leibes, die beſtändig aufnehmen und abſtoßen, ſogar als die edelſten, zart und fein gebauteſten, von denen die Phyſiologie wiſſen will, daß nach einer nicht langen Reihe von Jahren ihr Beſtand durch ganz andere Stoffe erſetzt ſey.

Das Schönste und Höchste im Leben wird nur möglich durch die bewußte Nachnahme und Hervorrufung des schon Erlebten.

Die Wiederbelebungsfähigkeit der Eindrücke ist bei der Sehkraft am stärksten, dieser zunächst bei dem Gehör; schwächer bei den übrigen Eindrücken. Doch können namentlich Gemüths-Bewegungen durch Zurückrufen der entsprechenden Situationen des Lebens in großer Stärke wiedererwachen. So können wir uns selbst heiter oder düster, freudig oder ängstlich, muthig oder furchtsam, ruhig oder bewegt ꝛc. machen.

Unsere Einbildungskraft, — sie ist eben der Träger unserer inneren Welt, — ist immer geschäftig, Sensationen, ja ganze Situationen, als Complexe derselben, als ein vergangenes Leben uns vorzuführen; unsere Phantasie ist stets thätig, neue Combinationen derselben, als eine geistig vorausgenommene, mögliche Zukunft, zu schaffen.

Erregbare Menschen oder von Affekt oder Wein erregte stellen sich gegnerische Individuen so leibhaft vor, daß sie mit ihnen — man sagt nicht immer richtig: mit sich selbst — reden. Sie reichen in diesem Punkt nahe an die Narren und Irren hin. —

Wir nehmen im Sensorium eine Selbstthätigkeit wahr, die zuweilen, besonders in krankhaften Zuständen oder bei Uebereizungen durch die Sinne hinausdringt. Dieß ist wieder am stärksten beim Gesichts-Sinn der Fall, und geht zuweilen bis zu einer Selbsttäuschung, die auch die bessere Ueberzeugung nicht ganz zu überwinden vermag.

Im Fieber sehen wir Bilder, meist schauerliche, schreckende. Vom Schlaf erwachend nehmen wir mit offenen Augen ein ganz anderes Schlafzimmer, fremdartig ausgestattet wahr, und Gestalten treten auf und an uns heran, die uns ganz fremd, unheimlich, ja schauerlich sind.

Was auffallen könnte, iſt, daß wir ſie mit geſchloſſenen Augen nicht ſehen.

In ſolchen Zuſtänden hören wir auch zuweilen ſchreckendes Getön, infernaliſche Stimmen, denen kein äußerer Gegenſtand entſpricht.

Bei Geſchmäcken, mehr als bei Gerüchen, finden wir, daß ſie auch in abnormen Zuſtanden des Organismus im Geſchmacks-Organe ſelbſt entſtehen konnen.

Die Fühlung, die wir von unſern Gliedern haben, während ſie bei Hemmung des Blut-Umlaufs aufhört — wenn ſie ſchlafen — wird hinwieder ſelbſt dann noch wahrgenommen, wenn ein Glied durch Amputation vom Körper getrennt worden, wie denn ſchon vorgekommen, daß Jemand über Schmerzen in ſeinem abgenommenen Fuß klagte.

Bei unſern Unterſuchungen trifft es ſich günſtig, daß wir den Theilnehmenden an bekannte Sphären des Lebens, an die Erfahrungen, die er täglich und ſtündlich an ſeinen eigenen Seelen- und Gemüths-Zuſtänden machen kann und unzähligemal ſchon gemacht hat, hinweiſen, und daß wir, mit Umgehung weitläufiger Auseinanderſetzungen, ihm möglichſt verſtändlich andeuten können, welche Erſcheinungen und Bezüge in Frage geſtellt ſind und in ihrem Verhältniß zum Ganzen unſerer Forſchung näher beſtimmt werden ſollen.

Der Traum.

So kennt Jeder das Weſen des Traumes im Allgemeinen. In dieſem Zuſtand zeigt ſich das Wiederbelebungs-Vermögen der Seele ſehr thätig.

Wir bemerken ſchon bei einer Mittags-Ruhe ohne Schlaf, wie die imaginative Welt lebhaftere Farben und Töne erhält, als im hellen Wachen. Aber der nächtliche Schlaf, die Ablöſung aller Organe und Funktionen der willkührlichen Bewegung, Stille und Finſterniß ſind der dunkle Hintergrund, auf welchem

ſich die Geſtalten und Farben der innern Welt im Verlaufe der Stunden mit wachſender Lebhaftigkeit abheben.

Es iſt alſo nicht gefordert, daß wir den Traum von den Einbildungen des Wachens, der Erregung, Ueberſpannung, des Halbwachens ꝛc. ſpecifiſch abſondern. Die Beobachtung ſeiner ſelbſt läßt Jeden den allmählichen Uebergang vom helliſten Wachen bis zum lebhafteſten Traum wahrnehmen.

Man möchte ſich aber billig wundern, daß die Träume bei der Befreiung unſerer Lebenskraft von allen untergeordneten, animaliſchen Geſchäften und Gewährung der ſchönſten Muſe nicht vernünftiger ſind. Meiſtens iſt, was wir ſehen, Carrikatur, was wir vernehmen oder ſelbſt ſprechen, Unſinn. Selten bringen wir etwas Kluges mit ins Wachen herüber.

Was wir im Traume ſchauen, ſo neu und erſtaunlich es uns auch dünkt, es ſind meiſt Reminiscenzen aus dem Leben oder aus Kunſtwerken, auch wohl Combinationen, durch Lektüre erweckt. Dabei ſind die Bilder ſelbſt viel unbeſtimmter, neblichter, vager, als der gewöhnliche Träumer meint.

Man rufe ſich nur die Geſtalten des Traumes möglichſt genau zurück, man thue dieß ſogleich nach dem Erwachen, und man wird ſich geſtehen müſſen, daß man dieſe lebenden Weſen, dieſe Paläſte und Zauber-Gärten, dieſe gothiſchen Kirchen, Statuen, Gemälde, daß man dieſe romantiſchen Wildniſſe, daß man Meer und Inſeln ꝛc. nur ſehr unbeſtimmt und verblaſen wahrnahm.

Ein wiederkehrendes Träumen von den gothiſchen Kirchen, alten Paläſten, Straßen und Plätzen einer ehrwürdigen Stadt, wobei ich mir Nürnberg dachte, dann eines Kloſters und ſeiner Kreuzgänge mit alten Malereien, wurde von mir um ſeiner Lebendigkeit willen im Wachen möglichſt feſtgehalten und unterſucht. Aber keine der mit ſo enthuſiaſtiſchem Antheil geſchauten architektoniſchen Maſſen, keine der Statuen, kein Gemälde hatte einen ſo ſpecifiſchen Eindruck auf meine innere Sehkraft gemacht,

daß ich ſie mit einiger Beſtimmtheit wieder beleben konnte, obgleich das Träumen meinen wärmſten Kunſt-Wünſchen harmoniſch war und ich vom ſtärkſten Verlangen, etwas recht Intereſſantes zu erſchauen, erfüllt war.

So träumte ich einmal mit großer Lebhaftigkeit, ich befinde mich in den Logen des Vatikans. Ich empfand mit Entzücken das unerwartete Glück, hier zu ſeyn. Ich ſah den Cyklus der Raphaeliſchen Gemälde. Ich glaubte wirklich, Scenen, Geſtalten zu ſehen. Ich ſagte mir: Ja! Darſtellungen von ſolchem Styl, ſolcher Kunſthöhe ſind eines Raphael würdig.

Jedoch, was ſah ich denn eigentlich? Eine verſchwebende Folge von Bildern; auf dem erſten einen unbeſtimmten Eindruck von Geſtalten, Gruppen, Colorit ꝛc., — dann nichts Klares, Bleibendes weiter.

Hatte ich etwa raphaelesken Styl in mir ſelbſt träumeriſch produzirt? Keineswegs! — Ich hatte kurz zuvor ein Kupferwerk von den Logen mit dem natürlichen und nie ſchweigenden Verlangen, die Original-Werke in meinem Leben einmal leibhaft zu ſchauen, durchgeſehen und nicht einmal an dieſe Nachahmung reichte mein Traumbild auch nur ſchattenhaft hin.

Einem bekannten, ich glaube franzöſiſchen, Tondichter, träumte, er ſey in der Hölle und er vernehme eine Symphonie unter der Direktion des Satans von den hölliſchen Geiſtern aufgeführt. Er war grauſig-entzückt. Die Compoſition war des Fürſten der Finſterniß, die Aufführung der Verdammten würdig.

Er brachte einen, wie er ſelbſt geſteht, ſchwachen Nachklang der Höllenmuſik ins Wachen herüber, er hielt ihn feſt und ſuchte wenigſtens dieſen wiederzugeben.

Hätte er wirklich Beſtimmtes und Ausführliches innerlich vernommen, er hätte den Eindruck behalten. Er hat ohne Zweifel ſich ſelbſt und die Muſikfreunde ein wenig myſtificirt. Was uns über die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit unſerer Träume

irre führt, iſt das wohl zu Beachtende, daß bei aller Neblichtheit der Senſationen unſere Gemüthsbewegungen im Traum ungemein entſchieden, tief, ſtark, ergreifend ſind. Wonne und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung, Aerger, Angſt, Kummer ꝛc. empfindet der Träumende in hoher Reinheit und Energie, während die Eindrücke des Schaubaren und Hörbaren, durch welche dieſe Affekte erregt werden, nur unbeſtimmt und zerfloſſen ſind.

Wer denkt nicht an die Traum-Aengſte vor Verfolgern, Peinigern, Geſpenſtern, an die Qual gehemmter Flucht vor unheimlichen Weſen, die die Phantaſie nicht ſtellen will, weil ſie nicht kann? Unſere Füße ſind wie feſtgewurzelt, und doch erreicht uns das Ungethüm nicht. Der Traum kann es nicht geſtalten.

So vermag der Traum auch höchſt ſelten die Empfindungen des Riechens, Schmeckens und Anfühlens entſchieden zu erſchaffen. Welche Qual macht es uns nicht, wenn wir Hunger und Durſt träumen, wenn es zu den Zurüſtungen des Gaſtmahls, der Labung kommt, aber nie zum Genuß, zum Kauen und Schlucken.

In beſonders günſtigen Fällen wird uns das Glück zu Theil, daß wir, von Liebes-Verlangen erregt, Küſſe wechſeln oder einen ſüßen Leib berühren; wo dann des Dichters reinmenſchliches Wort durch den Traum erfüllt wird: „Nun verſteh' ich den Marmor erſt recht.“

Die Affektionen des innern Organismus werden zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit geträumt, namentlich gaſtriſche Erregungen. Sämmtlich neigen ſie aber viel öfter nach der Seite des Schmerzes, als nach der der Luſt hin. Zuweilen iſt Jener zum Aufſchreien empfindlich, ohne daß eben eine wirkliche körperliche Veranlaſſung dazu gehört.

Ich habe mir immer angelegen ſeyn laſſen, das Träumen zu beobachten. Die Menſchheit hat von jeher alles Luftige und Duftige der Natur und der Seele, Alles, was von

unbegriffener Herkunft, was unberechenbar, unwillkührlich, vieldeutsam ꝛc. erschien, ins Wunderbare gezogen, es für eine Sprache der verhüllten Welt, für Orakelsprüche, für ahnungsvolle Mahnungen gehalten.

Mir war es um die unverhüllte Naturwahrheit zu thun.

Ich habe nie im langen Leben einen Traum von irgend einer besondern Bedeutung gehabt, am wenigsten einen solchen, der auf irgend eine räumliche Ferne oder eine Zukunft divinatorisch hingewiesen hätte.

Dasselbe kann und muß ich auch von den Träumen aller Derjenigen sagen, die mir als Unbefangene und Glaubwürdige nahe stehen.

Ja, wenn ich mich recht besinne, so hat der Traum, wenn er Etwas brachte, was ihm die Erwartungen des wirklichen Lebens, was ihm Hoffnungen oder Besorgnisse hätten soufflieren können, die Erfolge gewöhnlich nicht errathen.

Unter zehn Träumen kann ich neun aus flüchtigen, abgebrochenen oder sonst unerschöpften Interessen, Anschauungen, Begegnissen des Tages, meist desselben Tages rückwärts construiren; nur baut er aus diesen oft disparaten und ganz verbindungslosen Materialien sein Gebäude auf eine phantastische, groteske oder burleske, zauberisch schöne oder schaurige Weise auf.

Nicht selten geht der Traum, der mit Chronologie und Geographie willkührlich schaltet, mit Ueberspringung des halben spätern Lebens auf die Jünglings-Jahre zurück, etwa auch auf die Zeit früher Liebe, wo dann die mitgealterte Gattin, die Mutter vieler Kinder, noch als Jungfrau erscheint, oder wo eine ganz andere als Geliebte auftritt.

Immer wird man aber vorübergezogene Tages-Anregungen als Erwecker und Fortleiter solcher Phantasmen auffinden können.

Daß im Traume so oft Hemmungen in den schönsten Momenten eintreten, mag man sich neben der schon berührten Beschränktheit der träumenden Reproduktion in Erzeugung gewisser

Senſationen aus dem Umſtand erklären, daß lebhafte Träume ſelbſt Wirkungen einer Hemmung des aufgelösten Zuſtandes der Ruhe, einer abnormen organiſchen Thätigkeit des Organismus oder einer phyſiſchen Aufregung ſind.

Der Traum-Erzähler pflegt, wie die meiſten Erzähler, ein Dichter, ein Erdichter, wo nicht gar ein Lügner zu ſeyn. Zuerſt belügt er ſich ſelbſt. Wie wenige Menſchen ſind genaue, gewiſſenhafte Beobachter, — am wenigſten ihrer ſelbſt? Sie wollen etwas Auffallendes, Bedeutſames, Wunderbares geträumt haben.

Die Träume deuten rückwärts; ſie wollen aber prophetiſch geträumt haben. Sie haben Alles lebhaft, leibhaft, energiſch in Geſtalt, Farbe, Bewegung, Aeußerung geſchaut und vernommen. Sie haben Alles genoſſen oder geduldet, was der Traum nicht ſchenken oder verhängen kann. Der Hörer ſoll erſtaunen.

Mich dünkt aber das weit Intereſſantere zu ſeyn, dieſe willkührlichen, unberechenbar ſcheinenden Spiele der Einbildungskraft auf eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit und Conſequenz zurückzuführen, und ich wundere mich viel mehr über einen Traum, den ich mir gar nicht aus dem Tag erklären kann, als über das Gegentheil.

Man könnte es Anmaßung nennen, wenn ich meine individuellen Erfahrungen mit dem Stempel der Allgemeinheit bezeichne und eine Theorie aufzuſtellen ſuche, die nur von einer einzelnen Selbſtheit abſtrahirt iſt.

Dieſer Vorwurf träfe aber noch überdieß einen großen Theil gegenwärtiger Unterſuchung. Wir können es nun einmal nicht laſſen, das, was wir an und in uns im normalen Zuſtande finden, was ein langes Leben hindurch ſeine gleiche Geſetzmäßigkeit behält, was mit uns ſelbſt, mit der Natur und der uns bekannten Menſchheit dauernd übereinſtimmt, auch für reinmenſchlich, allgemeingültig, für wahr zu halten.

Uebrigens ſtehen individuelle Urtheile und Anſichten in Sachen der Wiſſenſchaft, des Geſchmacks, der Ethik, der Religion, des öffentlichen und bürgerlichen Lebens nie ſo iſolirt da, als man glauben möchte. Der denkende Menſch iſt ſtets in einem mehr oder minder bewußten Rapport mit Geiſtesverwandten und ein kleiner Kreis von Verſtändigen, Einſichtigen iſt ein beſſerer Garant der Wahrheit, als das große Publikum und die imponirende öffentliche Meinung, die der Eigenthümliche zwar nicht geradezu vor den Kopf ſtoßen ſoll, die er aber entſchieden von ſich ablehnen darf.

Wer ſeine Erfahrungen ſorgſam anſtellt, treu bewahrt, im Verlaufe des Lebens ſtets an neuen verſucht, ſie erweitert, die Ergebniſſe gewiſſenhaft revidirt, controlirt, corrigirt, der darf ſich ſchon trauen.

Iſt ein Solcher doch gewöhnlich weit ſchüchterner, beſcheidener, gewiſſenhafter und gelehriger, als ein Selbſtdenker von der Art, die das Leben aus ſtarren, unwandelbaren Begriffen aufbauen und die Wahrheit aus leeren Abſtraktionen ableiten wollen, oder als ein Myſtiker, der unſer Daſeyn in die Gebiete des Unheimlichen hinein erweitern möchte. —

Sphäre des Wahrnehmens. Das Leben.

Für die Unterſuchung der Natur der Dinge iſt es von entſchiedenem Gewinn, wenn wir das Mannichfaltige auf einen möglichſt kurzen Ausdruck bringen.

Wer im Gebiet der Wahrheit Schranken macht, muß ſie ſtets offen erhalten und nach Umſtänden auch wieder aufzuheben wiſſen, ſo die Abgrenzung von Leib und Seele, Körper und Geiſt, Seele, Geiſt und Gemüth, Verſtand und Vernunft, Anſchauen und Denken, Glauben und Wiſſen ꝛc.

Dieß ſind Gebiete, die ſcheinbar einen Grundſtock und Kern ſpezifiker Natur und Einheit haben, während ſie doch Offenbarungen des allgemeinen Lebens ſind, die man nur ſo

lange für abſolute Weſenheiten nehmen kann, als man ihre Relativität, ihr Uebergreifen in einander nicht bemerkt oder bemerken will.

Man hat aus der methodiſchen Betrachtung dieſer Sphären verſchiedene Scienzen gebildet und jeder ihren Bereich zugewieſen. Die Schule kennt eine Metaphyſik und Logik, eine Kritik der reinen Vernunft, des Verſtandes, der Urtheilskraft, der Sinnlichkeit, der Sitten, eine Anthropologie, Pſychologie, eine Natur- und Ideal-Philoſophie, eine Wiſſenſchaftslehre, eine Phänomenologie des Geiſtes ꝛc.

Der Gegenſtand von all dieſen Erkenntniß-Sphären, ihr gemeinſchaftlicher Stoff iſt der Menſch, der empfindende, anſchauende, denkende, fühlende, thätige, ſich ſelbſt bewußte Menſch, der Natur, der Welt, Allem, was nicht Er ſelbſt iſt, und dann eben auch Er ſeinem eigenen Selbſt gegenüber.

Wir wollen unſerer Unterſuchung nicht vorgreifen, aber unſere Blicke in der bisherigen Weiſe zuſammenhalten. Allerdings nicht in vollſtändiger Durchforſchung und Aufzählung aller Lebens-Erſcheinungen, aber doch durch An- und Hindeutung auf ſie, die jedem Denkenden, Gebildeten, Theilnehmenden vorſchweben, die er nach dem Maße ſeiner Vergegenwärtigungs-Gabe in ſich auf- und herbeirufen und an das Geſagte vergleichend halten kann, glauben wir die Grundlinien der Wiſſenſchaft ziehen zu können, welche von ihm in den Scienzen allſeitig weitergeführt und unter ſich netzartig verbunden, verwoben und ſtofflich ausgefüllt werden mögen.

Der Menſch iſt ein vom Leben genährtes, in ihm erſtarktes, gereiftes Kind. Wie lernt er, das Leben ſich anzueignen, es zu erkennen, zu handhaben, zu bearbeiten?

Wir ſahen, wie das Kind zunächſt ſeine Mutter durch Wiederholung und Verbindung der Senſationen des Geſchmacks, Geruchs, Geſichts, Gehörs, Gefühls, der Empfindung der Wärme, der Eindrücke der diätetiſchen Behandlung ꝛc. erkennen

lernt. Wie es nun durch ſolche wiederholte und wechſelnde Combinationen ſeiner Sinnlichkeit das Weſen ſeiner Mutter oder Säugamme umſchließt und ſie zum Hauptgegenſtand ſeines Daſeyns macht, ſo lernt es auch die verſchiedenen Eigenſchaften dieſes Objekts kennen.

Die Mutter bewegt ſich auf verſchiedene Weiſe, ſie nahet, ſie entfernt ſich, ſie ſpricht in wechſelnden Tönen, ſie iſt verſchieden gekleidet, ſie behandelt den Säugling auf mannichfaltige Weiſe. Dennoch iſt ſie ihm unter allen dieſen Wandlungen dieſelbe Mutter.

Ganz auf die nämliche Weiſe umgreift, umſchließt die Seele des Kindes nach und nach mehrere Perſonen, Thiere, lebloſe Gegenſtände ſeiner nächſten, dann einer immer und täglich weitern Umgebung.

Was aber hier ſtündlich, minutlich geſchieht, das geht bei dem gereiften Menſchen in größern Zeit- und Raum-Entfernungen vor.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie er ſich zur Außenwelt verhält, ſo kommen wir ſeinem denkenden Weſen, um das es uns doch zu thun iſt, näher.

Seine Umgebung iſt ſeine Welt. Er nimmt Subſtanzen wahr; ſie unterſcheiden ſich, heben ſich an oder hinter einander ab, ſie bewegen, ſie verwandeln ſich, oder ſie bleiben feſt. Am Himmel bewegen ſich leuchtende Körper, dann die Maſſen der Wolken; dieſe wandeln jeden Augenblick Form und Farbe. Er empfindet Wärme, Kälte, ſtrömende Luft; er nimmt die verſchiedenen Modifikationen der Atmoſphäre, die Meteore wahr. Er lernt die Erdformen ſeiner Landſchaft, die Wallungen des Bodens, den Lauf der Waſſer kennen; ebenſo die Vegetation im Großen des Waldes, im Kleinern des Anbaues; er unterſcheidet Individuen von Bäumen des Gartens, des Feldes, Buſchwerke, Sträucher, deren Früchte ihm lieb ſind. Er beobachtet ſchon von dieſem Intereſſe aus das Säen und Pflanzen, das Keimen,

Wachsen, Gedeihen, Blühen, Fruchtbringen. Er wird mit Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden, mit Hausthieren und Geräthschaften, mit Geschäften und Genüssen, mit Arbeit und Erholung, mit Anstrengung und Ruhe, mit Ernst und Spiel vertraut.

Die Gestalten, Eigenschaften, Thätigkeiten der Angehörigen, der Dienenden, der Zuwandelnden ꝛc. sind ihm der nächste, interessanteste Kreis der Wahrnehmung. Er selbst aber ist der Mittelpunkt derselben; er hat sein Verhältniß zu den Nächsten stets zu bemerken, sein Sollen und Wollen, seine Pflichten und Rechte, seine Behandlung und Geltung; und wenn er sein Selbst, seine Ansprüche, seine Kraft und Lage erwiegt, so wird er mit seiner Wahrnehmung auf die Vermögen, Anwandlungen, Anliegen seiner innern Natur, wohl auch seines Gemüths gewiesen.

Somit hätten wir die einfachste, natürlichste Sphäre der Wahrnehmungen, das faßlichste, rein menschliche Panorama des Anschauens und Empfindens, aus welchem wir das menschliche Denken ableiten wollen. Hier ist Grund und Boden der Substanzen mit ihren Accidenzen, der Subjekte mit ihren Prädikaten, der Stoffe und ihrer Formen.

Und wie sich der Umkreis auch ändern, wie sich der Horizont erweitern, wie sich die Zahl und Art der Gegenstände vermehren mag; spezifisch verschieden von dem angenommenen wird die Sphäre in Beziehung auf die Thätigkeiten der menschlichen Seele nicht seyn.

Wie sollen wir aber in dieser so mannichfach belebten Sphäre mit den hergebrachten Schulworten, mit einer bloßen Unterscheidung von Gegenständen und ihren Merkmalen, von Substanzen und Accidenzen ꝛc. zurechtkommen!

Bei den Wolken, bei den meisten Meteoren wandelt sich und zerfließt die Substanz mit ihren Accidenzen. Wärme und

Kälte ſind Accidenzen ohne Subſtanz. Die Pflanzenwelt durchwandelt eine ſtätige Reihe von Metamorphoſen.

Sagen wir uns, ſtatt uns mit wenig paſſenden logiſchen Kunſtworten zu plagen, lieber, der Menſch nehme in ſeinem Bereich das Weſen und Leben, den Beſtand, die Eigenſchaften, die Entwickelungen, die Veränderungen, die Wechſelwirkungen der ihn umgebenden Dinge wahr, er lerne ſie wahrnehmend mit allen Sinnen, ſie bearbeitend, mit ihnen ringend, ſie benützend, genießend ꝛc. kennen.

Das ſind natürliche Zuſtände und Thätigkeiten, bei denen man ſich etwas Vernünftiges denken kann. So begreift man den regen Antheil des Menſchen an der Außenwelt und wie und warum er ſie in ſeine Innerlichkeit, ſein Ich aufnimmt, wie ſie den Grundſtock ſeiner Erkenntniß bildet.

Bildung von Begriffen, Urtheilen.

Der kindliche Menſch hat Freude am Einzelnen, in ſeiner Art Einzigen, an Individuen; er umgiebt ſich, wenn er kann, mit lauter Lieblings-Dingen. Wie ihm, dem Säuglinge, die Mutter das Liebſte war, ſo erweitert ſich ſeine Neigung auf Lieblinge. Er benennt ſie.

Tritt nun aber zum Einen ein Aehnliches hinzu, ſo wird es mit demſelben Namen belegt. Papa, Mama nennt das Kind auch andere Männer und Frauen, ehe ihm letztere Bezeichnung beigebracht und geläufig wird. So mit Hausthieren, Bäumen ꝛc.

Nun treten aber die meiſten natürlichen und künſtlichen Dinge in Mehrzahl auf. Sie ſtellen ſich nebengeordnet oder zerſtreut dem Auge dar, oder, in der Zeitfolge wahrgenommen, der Erinnerung. Der Menſch überſchaut, vergleicht ſie, verſammelt und trennt ſie. Ihm entſtehen Gattungen. Was zuerſt Eigenname war, wird im Verfolg Gattungsname.

Dieſer Prozeß des Vergleichens und Sammelns in Gattungen endet aber nicht, denn mit wachſender Ueberſchau und Erfahrung werden der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten immer mehr. Was z. B. zuerſt Baum war, ſondert ſich in Garten- und Waldbäume; jene werden dann nach ihren Früchten, dieſe nach ihrer Form unterſchieden; es entſtehen Arten und Geſchlechter. Die Kunde nimmt zuletzt noch Unterſchiede wahr, die dem gewöhnlichen Sinn entgehen, z. B. zwiſchen Tanne und Fichte.

Die Logik ſetzt die Bildung der Gattungen über die Wahrnehmung der Individuen, und inſofern jenes Sammeln einer Mehrheit in eine imaginative Einheit ein Umgreifen, Inſichbegreifen iſt, bezeichnet ſie das Ergebniß mit: Begriff.

Gegen die Natur der Geiſtes-Thätigkeit aber ſtellt ſie das Urtheilen über die Begriffe, indem ſie es aus dem Begegnen, Zuſammenſtellen von Begriffen hervorgehen läßt.

Der Begriff ſetzt aber umgekehrt das Urtheil voraus; er entſteht durch das Urtheil. Das Umgreifen, Begreifen einer Vielheit in und zur Einheit beruht auf Beurtheilung, auf Unterſcheidung, Vergleichung, Trennung und Sammlung. Die Individuen ſind nicht ſo gleich und ähnlich, daß es keiner Erwägung bedürfte, welche von ihnen in die Gattung einzureihen ſeyen. Auch berühren ſich zuweilen die Formen zweier Gattungen ſo nahe, daß nur das Urtheil ſie aus einander hält, z. B. Baum und Strauch; ſo wie hinwieder in andern Gattungen die größte Verſchiedenheit der Form, Farbe, Größe und ſonſtiger Eigenſchaften herrſcht, von welcher nur die Beurtheilung abſehen kann, um den Grundcharakter der Gattung feſtzuhalten, z. B. bei den Hunden.

Jedes Urtheil ſpricht einen Bezug, ein Verhältniß des Einen zum Andern, des Subjekts zum Subjekt, oder zu einem Prädikat aus. Es enthält eine Zuthat, eine Verbindung, Vermehrung, Entfaltung, Thätigkeitsäußerung oder die Gegentheile derſelben.

Es giebt aber beliebte und doch triviale Beiſpiele von

Urtheilen, die ganz leer und tautologiſch ſind: der Menſch iſt ſterblich. Das iſt doch nicht lehrreicher als: Der Sterbliche iſt ſterblich. So iſt das Urtheil: Der Baum hat Aeſte, inhaltleer, weil wir uns denſelben nicht ohne letztere denken können. Dagegen beruht der Begriff der Tanne, wenn wir dieſe Baumart durch den Begriff des Nadelholzes und der Pyramidalform beſtimmen, auf Beurtheilung.

Ja wir werden uns im Verfolg dahin geführt ſehen, daß wir ſchon bei der Anſchauung, der Wahrnehmung, ſo weit ſie tiefer geht, als die bloße Senſation, ein Urtheilen annehmen müſſen.

Wir wollen vorläufig nur daran erinnern, daß bei der Wahrnehmung der Entwicklung eines Gegenſtandes, z. B. einer Pflanze, eines Baumes vom Keimen und Aufſproſſen durch das Wachsthum, die Veräſtung, Verzweigung, den Blätter-, den Blüthentrieb hin bis zum Reifen des Saamens oder der genießbaren Frucht eine Reihenfolge von Urtheilen ſtattfinde, welche die Thätigkeit der Pflanze, die Entfaltung, Vergrößerung, Ausbildung ausſprechen.

Ebenſo wird das angeſchaute Leben eines Thieres, eines Menſchen, des Wahrnehmenden ſelbſt von Urtheilen begleitet.

Wir finden aber noch entſchiedener und unverhüllter, als bei Bildung der Gattungen im Geiſte, bei Wahrnehmung der Eigenſchaften, der Merkmale, der Beziehungen das Urtheil eingreifend. Die Subſtanzen ſind in ſich beharrender, als die Accidenzen derſelben, die Subjekte grundfeſter, als ihre Prädikate. Der Gegenſtand bleibt, während ſich ſeine Eigenſchaften, Thätigkeiten, Merkmale wandeln.

Von den Objekten werden gewöhnlich nur diejenigen verglichen, deren Aehnlichkeit hiezu auffordert; aber Merkmale, Eigenſchaften ſind oft vielen, ja den an ſich ſonſt verſchiedenſten gemein. Wer verbindet Vogel und Blume, Wolke und Wallfiſch als Subſtanzen im Urtheil? Aber jene können die Farbe, dieſe die Geſtalt mit einander gemein haben.

Iſt nun ſchon bei der Begriffs-Bildung von Gattungen und Arten der Subjekte, oder, was hier gleichbedeutend iſt, der Objekte, der vergleichende, verbindende und trennende Verſtand thätig, ſo iſt er es noch mehr beim Um- und Begreifen der Eigenſchaften, der Prädikate.

Ohne Zweifel lag es dem Menſchen näher, die Mannichfaltigkeit der individuellen, namentlich der organiſchen Weſen zu ordnen, in Klaſſen zu bringen, ſich von dieſen Begriffe zu bilden, als die Aehnlichkeiten der Größe, der Geſtalt, der Farbe, der Entfaltungsart, der Bewegung, der Temperatur, der Anfühlung, der Schwere, des Geſchmacks und Geruchs, des Tönens ꝛc. zu vergleichen und dieſe Merkmale auf Gattungs-Begriffe zu bringen.

Die Auffindung des Aehnlichen an ſo ganz verſchiedenen Gegenſtänden ſetzt ſchon eine Gabe der Verallgemeinerung, der Abſtraktion voraus. Manche Eigenſchaften erkennt wohl ſchon der natürliche, der kindliche Menſch als mehreren Dingen gemeinſam; aber bei vielen andern iſt die vorgeſchrittene Kunde noch mit dem Vergleichen, mit der Begriffbildung und Erweiterung beſchäftigt.

Der Vogel fliegt, der Stein fliegt, das Laub fliegt, der Pfeil fliegt; aber wie fliegen die Sternſchnuppen, die Aſteroiden, die Mondſteine, die Wolken, die Winde?

Sauerklee, Sauerampfer, unreifes Obſt, Eſſig, Alaun ꝛc. ſind ſauer; aber welche andere Stoffe wirken noch als Säuren? Der Magnetſtein, der Turmalin, das magnetiſche Eiſen, der geriebene Bernſtein, das geriebene Glas und Harz ziehen Körper an; aber wie verhalten ſich dieſe anziehenden Körper zu einander? Welchen Umfang und Inhalt haben wir den Eigenſchaften derſelben, die wir nach der Entdeckung ihres erſten Erſcheinens Magnetismus und Elektrizität nennen, als Begriffen zu geben? Die Beantwortung dieſer Fragen wird noch lange ſchwebend bleiben. Die Eigenſchaften der altbekannten Metalle machten

ſich dem Menſchen bald bemerkbar. Glanz, Schwere, Undurchſichtigkeit, Härte, Sprödigkeit oder Zähheit und Dehnbarkeit, Unauflösbarkeit im Waſſer, Unzerlegbarkeit wurden nach der Reihe als charakteriſtiſche Merkmale der Metalle auf- und angenommen.

Aber weitere Kunde reihte eine Zahl von Körpern an, die dieſe Eigenſchaften nicht alle oder nicht in höherem Grade beſitzen — die Halbmetalle — und in der heutigen Wiſſenſchaft iſt mit Erweiterung des Begriffs des Metalls und durch nähere Kunde von den Grundſtoffen die Zahl der Metalle um ein Namhaftes vermehrt worden, ohne daß ſie darum für geſchloſſen erachtet werden kann.

Die Geſtalt der Wolken iſt jedem Menſchen, der gewohnt iſt, ſeine Blicke von der Erde gegen den Himmel zu richten, bekannt und geläufig. Der Naturſohn, roh oder gebildet, kennt ihren atmoſphäriſchen Charakter, ihre meteorologiſche Bedeutung; inſtinktmäßig iſt er ein Wetterprophet. Aber einem Howard war es vorbehalten, ihre Bildung auf den einfachſten Ausdruck zu bringen.

Es iſt intereſſant und lehrreich zu bemerken, daß, während einerſeits bei der Einſtellung der Subjekte, der Individuen in Gattungen, Arten, Geſchlechter ꝛc. ſich dieſe Claſſifikationen mit wachſender Unterſcheidung der Individualitäten immer mehr unterabtheilen, im Reiche der unorganiſchen Bildungen, der wandelbaren, tropfbar fließenden, elaſtiſch flüchtigen Stoffe die fortſchreitende Kunde Erſcheinungen, die für verſchiedenartig, ſpezifiſch galten, unter einerlei Nenner bringt und ſonach die Gattungs-Begriffe vereinfacht. — Wer hätte einſt bei den Fünkchen einer im Finſtern geriebenen Katze, eines zerklopften Zuckers, ſogar bei den Funken einer Elektriſir-Maſchine an Blitz und Donner gedacht? Dieſe entlegen ſcheinenden Wahrnehmungen wurden Eins. Die Elektrizität ward der allgemeine Ausdruck für ein große Zahl diſparater Erſcheinungen.

Aber auch ſie, die Elektrizität, die mit dem Magnetismus und Galvanismus eine Trias der ausgebreitetſten, alldurchdringendſten Naturkräfte bildete, iſt bereits mit dieſen zu einer höhern Einheit verbunden worden.

Aehnliche Vereinfachungen treten im Fortſchreiten der Wiſſenſchaft bei der Kunde der organiſchen Funktionen der geſunden Körper, eben ſolche bei den Erſcheinungen der Krankheiten ein.

Die Chemie weiſt nach, daß unter gewiſſen Umſtänden eine Art von Stoffen ſich in eine ganz andere umſetzt, ja daß manche in allen ihren Eigenſchaften und Merkmalen ſehr verſchiedene Körper aus ganz denſelben Grundſtoffen und noch überdieß in dem gleichen Miſchungs-Verhältniß beſtehen.

Der menſchliche Geiſt muß auf den Wegen der Natur gehen.

Dieſe wird ihrer unerſchöpflichen Kraft nur durch Ausprägung einer Unendlichkeit von Bildungen, von Gattungen, Arten, Geſchlechtern ꝛc. los. Keine Induktion wird über die Zahl der organiſchen und unorganiſchen Formen von Geſchöpfen unſerer Erde Herr. Sie ſcheint bei der organiſchen Schöpfung alle möglichen Combinationen der Lebens-Faktoren, welche die unorganiſche Struktur unſeres Planeten nur immer geſtatten wollte, durchlaufen zu haben.

Wir haben aber Grund anzunehmen, daß, in Betracht der uns bekannten Verſchiedenheit des Sonnen-Abſtandes, der Umlaufs-Zeit, der Rotation, der Dichtigkeit und Schwere, der Form, der Oberfläche der übrigen Planeten und ihrer Trabanten, jeder eine von der der andern durchaus verſchiedene, ihm ſpezifiſch eigene Welt von Geſchöpf-Formen darſtelle.

Wir können weiter gehen und es als hohe Wahrſcheinlichkeit ausſprechen, daß kein Sonnen-Syſtem unſerer Milchſtraße aus denſelben Faktoren conſtruirt ſey, wie irgend ein anderes, ja, daß das große Lebens-Thema durch alle Welten-Räume ewig und ins Unendliche anders und anders variirt ſey.

Das iſt die ewige Syntheſe der Natur, die allſeitig Leben aus Leben ſchafft, im höhern ihr Bild immer herrlicher abſpiegelnd.

Hier gehen aber unſerer Faſſungskraft Vorſtellung und Gedanke, Begriff und Sprache aus.

Wir haben in unſerer ſtätigen Unterſuchung einen ungemeſſen ſcheinenden Vorausblick gewagt, welcher aber immerhin dazu dienen mag, anzudeuten, welches ungeheure Reich der Geſtalten der Bildung der Gattungs-Begriffe aufgethan iſt.

Anderntheils ſucht die Wiſſenſchaft im Reiche der unorganiſchen, der elementaren Natur, der Eigenſchaften, der Potenzen und Kräfte, der Combinationen des tropfbar und elaſtiſch Flüſſigen auf die einfachſten Ausdrücke zu kommen, weil ihr eine geniale Ahnung ſagt, daß die ſchaffende Natur durch die einfachſten Mittel das Größte bewirke.

Das iſt die ewige Analyſe der Natur, ihr großer Haushalt der Kräfte, wo die urſprünglichen Faktoren in unendlicher Verbindung und Wiederzerſetzung, in Wechſelwirkung und Potenzirung das unerſchöpfliche Mannichfaltige ausgebären.

In Unterſuchungen vorliegender Art kann nicht vermieden werden, daß der Geiſt nicht ein Problem durch immer weitere Kreiſe hindurchführe, ein gewonnenes Reſultat in immer höherm Sinn anwende, daß er vordringe und ſich ſelbſt wieder zurückrufe, ja daß dieſe Ausweitung und Zuſammenziehung ſich im Verlaufe mehrmals wiederhole.

Wir haben zu zeigen geſucht, welches Gebiet es ſey, in welchem der menſchliche Geiſt ſein Vermögen zu vergleichen, zu trennen und zu verbinden, zu ſammeln, feſt zu ſtellen, über das unendlich Mannichfaltige nach ſeiner Weiſe Herr und Meiſter zu werden, anzuwenden habe.

Wir haben den ſcholaſtiſchen dumpfen Klängen von Subſtanzen und Accidenzen, Subjekten und Prädikaten, Gegen-

ſtänden und Merkmalen in den weiten Hallen des Lebens einen ſonorern Ton und Nachklang zu verſchaffen geſucht.

Wir kehren nun wieder in eine gewiſſe Enge zurück, jedoch mit dem erweiterten Sinn, welcher jene ſtarren, ſpekulativ ungeſchickten, unbehülflichen, ja irreleitenden Begriffe aus der frühern Logik und Metaphyſik in die lebendigen Forſchungen und Kunden der Fach-Wiſſenſchaften, aus der todten Abſtraktion in die belebte concrete Welt zu überſetzen bemüht iſt.

Hier werden die Accidenzen ſelbſt wieder zu Subſtanzen, mit welchen die geiſtreichſten, ſcharfſinnigſten Unterſuchungen angeſtellt werden, welche oft die ganze von der Schule durch eine tauſendjährige Annahme ſanktionirte Feſtſtellung umſtoßen; hier geben zuweilen die Subjekte in ihren Prädikaten auf und — hätte die Science ſich nur ſchon aller Merkmale und Beziehungs-Möglichkeiten ihrer Gegenſtände verſichert, ſo wäre ſie auch des Begriffs von dieſen ſelbſt gewiß. —

Die Sprache.

Wir haben in unſerer bisherigen Unterſuchung von einem Haupt-Moment, von der Vermittlerin der Senſationen, der Eindrücke und Empfindungen im ganzen Umfange des lebendigen Daſeyns, ihrer Verbindung und Steigerung im Denken, in den geiſtigen Funktionen, welcher Art ſie ſeyn mögen, — von der Sprache — abſichtlich hinweggeſehen.

Alle dieſe Akte können auch wirklich ohne Sprache vor ſich gehen; ſie gehen vor ſich beim gänzlichen Mangel des Sprach-Vermögens und hinwieder auch bei und neben der höchſten Ausbildung der Sprache und Sprach-Gabe. Sie können jenes, z. B. im Zuſtand der Verwilderung; ſie ſollen dieſes im Zuſtand der verfeinertſten Cultur in den Funktionen der reinſten Geiſtesthätigkeit.

Der verwilderte, bloß thieriſch brüllende Waldmenſch iſt ein Denkender. Der Taubſtumme, der, taub geboren, nie einen

Sprachlaut vernommen, gehabt ſich ganz wie ein anderer Menſch, nur fehlt ihm mit der Senſation des Klanges Alles, was in deſſen Gebiet gehört.

Aber die Sprache vermittelt, fördert, ſteigert, verbreitet das Denken. Da in ihr für alle Senſationen, für alles in dieſen empfundene Aeuſere und Innere, für alle Gegenſtände, Individuen, Gattungen, deren Eigenſchaften ꝛc. beſtimmte, unterſcheidliche Klänge, als ihre Zeichen, Bezeichnungen niedergelegt ſind, ſo iſt ſie als eine Anſammlung und Niederlage alles Denkbaren anzuſehen.

Die Sprache gleicht dem Geld. Wie dieſes die wirklichen Werthe repräſentirt, und den Verkehr, den Tauſch mit ihnen vermittelt, ſo vermittelt die Sprache den Verkehr und Austauſch der Gedanken. Aber, wie das Geld, als Metall betrachtet, durch ſeinen edeln, brauchbaren Stoff, durch deſſen Gediegenheit, Dehnbarkeit, Cohäſion, Theilbarkeit, Glanz, Klang, Schwere ꝛc. doch ſelbſt einen Werth hat, ſo auch die Sprache durch ähnliche Eigenſchaften, durch ihren Wohlklang, Rhythmus in Poeſie und Proſa, ihre Muſik, ihre Aſſonanzen und Reime, ihre Dichtigkeit, in welcher ſich die Gedanken concentriren; — (Dichtung iſt Eindichtung, Verdichtung) ihre leichte Mittheilbarkeit und feſte Dauer.

Man kann Denken und Sprache auch als eine National-Bank betrachten. In ihnen iſt das geiſtige Leben in den Gold- und Silberbarren des Wiſſens, der Schatz der Wahrheit niedergelegt; dieſe geiſtige Schatzkammer iſt das ſolide Fundament des ſprachlichen Verkehrs. Die Worte ſind Dokumente, Banknoten, welche Anſprüche an jene machen, Wechſel, welche auf ſie gezogen werden. Ohne ſolchen geiſtigen Hintergrund ſind ſie leerer Schall, wie einſt die Aſſignaten ohne ein Bank-Fundament bloßes werthloſes Papier waren.

Wenn die Sprache ausgeübt, wenn Worte ausgeſprochen, ausgetauſcht werden, ſo geſchieht es in rechter Art mit dem

Vertrauen und Anſpruch, daß ſie einen geiſtigen Gehalt und Werth, ein Denk-Capital repräſentiren. Ohne Dieſes ſind ſie hohler Klang und die hochtönendſten nur Bombaſt.

Die Sprache hat ihre Anfänge zeitlich und räumlich, wie alles Urſprüngliche, im Unendlichen. Wir können ihre Urquelle nicht nachweiſen. Sie iſt ſo alt, als das Menſchengeſchlecht. Aber wenn auch die verſchiedenen Völker wohl auf wenige Racen zurückzuführen ſind und dieſe auf einfachere Abſtammung zurückdeuten, ſo laufen die Linien der Abkunft doch nie auf wenige Stammeltern-Paare oder, ſofern wir nicht die heiligen Bücher wörtlich nehmen, auf ein einziges uranfängliches zuſammen.

Wir folgen überhaupt bei allen lebenden Creaturen dem Entſprießen aus dem Keime, dem Wachsthum, der Entwicklung, Ausbildung und Vollendung; aber die Geneſis des erſten Keimes wird uns ſtets ein Geheimniß bleiben; ja es könnte demüthigend ſcheinen, daß unſer Geiſt keine Hülfs-Idee, kein Analogon auffindet, welche auch nur einiges Licht in dieſes Dunkel der urſprünglichen Entſtehung werfen könnten.

So deuten auch die Sprachen der Nationen, der Völkerſtämme auf eine Wenigerzahl gemeinſchaftlicher Ableitung, auf Urſprachen zurück. Aber nie wird es wohl gelingen, dieſe nachzuweiſen oder gar auf eine einzige erſte Menſchen-Sprache zurückzuführen.

Aber auch in ihrem pſychologiſchen Weſen, ihrem Erſcheinen als creatürliche Aeußerung hat die Sprache ihre Anfänge im Unendlichen. Bei den lebenden Geſchöpfen kann man nämlich Alles Sprache im ausgedehnteſten Sinn nennen, was ſie mit Willkühr vernehmen laſſen, daß es den Weſen ihrer Art oder Lebens-Sphäre Zeichen und Andeutung deſſen ſey, was in ihnen vorgehe.

In dieſem Sinn wären dann unwillkührlich ausbrechende Laute der Luſt und des Schmerzes ohne Hinblick und Richtung

auf ein vernehmendes Wesen nur uneigentlich Sprache genannt. Eher noch dürfte man Geberden, Bewegungen, welche diese Richtung haben, z. B. bei spielenden Thieren, in den Begriff der Sprache mit aufnehmen. Werden solche ja doch beim Menschen, z. B. bei Taubstummen und Stummen zu einer Art artikulirter Zeichen-Sprache, bei lebhaften Nationen und Naturellen zu einer verstärkenden Beigabe der Wort-Sprache.

Daß die Thiere denken, wird Niemand in Abrede ziehen. Wir brauchen nicht die edelsten Klassen zu nennen, um daran zu erinnern, daß sie Begriffe haben, z. B. von Raum und Zeit, von Nähe und Ferne, von Maß und Größe, von Vergangenheit und Zukunft, daß sie vergleichen und unterscheiden, daß sie Gattungen in Gedanken zusammenfassen, daß sie Merkmale, Eigenschaften kennen.

Sie besitzen ein Denkvermögen, eine Vernunft, die ganz ihrer Lebens-Sphäre angemessen sind, ja durch welche sie sich diese schaffen und bilden.

Und so haben sie auch eine Sprache, in welcher sie sich über die Ereignisse in dieser Sphäre äußern und verständigen.

Wir wollen nur an den Haushahn denken. Er hat eine Zahl ganz verschiedener Rufe. Den allbekannten läßt er als Nacht- und Frühwächter vernehmen, auch jedesmal, wenn er auf eine höhere Stelle hinauffliegt; mit einem andern ruft er seine Hühner zusammen. Bei vorgeworfenem Futter gluckt er sie wieder in anderm Ton herbei; anders zürnt er mit ihnen; wieder anders herrscht er einen zudringlichen Rival an. Mit einem lang von oben herab gezogenen Ton warnt er seine Weiber, wenn ein großer Vogel oben in der Luft über ihnen wegfliegt; kürzer faßt er sich, wenn kleinere Vögel vorüberfliegen und einen vierfüßigen Feind deutet er wieder anders an.

Man kann sich aus der Sprache der Thiere ein eigenes Studium machen. Ihre Wärter und Liebhaber kennen diese

animalischen Wörterbücher und Sprachlehren mehr oder weniger genau.

Ueber die Kunsttriebe der Thiere sind von Naturforschern viele Beobachtungen gemacht worden; weniger meines Wissens über ihre Sprache. Wer als Naturfreund auf die lauten Aeußerungen der stimmfähigen Thiere, wenn auch nicht in methodischer Forschung seine Aufmerksamkeit richtet, der findet, daß die Geselligkeit Liebenden in einer fast unausgesetzten Conversation mit einander leben, in einem selten ganz verstummenden Dialog, der, obwohl in nicht artikulirter Sprache geführt, dennoch ein reicheres Lexikon hat, als der Nichtbeobachter glauben möchte.

Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß, wenn Ameisen über den Weg im Zuge kriechen, was meist dann geschieht, wenn sie die Schaum-Würmer eines Hollunder-Busches als ihre Melkkuh abjagen, je zwei sich begegnende auf einander zugehen und die Köpfe zusammen stoßen. Daß dieß nun auch eine Art Sprache sey, soll nicht behauptet werden; aber an eine Wahrnehmung, einen Austausch irgend einer Art läßt sich denken.

Wir wollen die Thiere nicht klüger machen, als sie sind. So bauen die Bienen, Wespen ꝛc. ihre Zellen keineswegs sechseckigt, etwa aus Berechnung der Raum-Ersparniß; sie werden selbst durch den weichen Stoff in dieser geometrischen Form an einander gereiht. Die Rand-Zellen sind nach außen rund. — So wird Manches in der Natur polygonisch durch Nachbarschaft. So gestalten sich die sich drängenden runden Blasen des Schaumes vieleckigt.

Die Spinne weiß nicht, daß sie an den Radien ihres Gewebes concentrische Polygone herumzieht. Ihre Webekunst läßt sich etwa auf den Drang zurückführen, die convergenten Linien zu ziehen und sie in meist gleichen Entfernungen vom Mittelpunkt mit einander netzförmig zu verbinden. Ihr Körper,

die Länge ihrer Hinterfüße ſind ihr Maß. In wie weit ſie dabei an einen Zweck und Gebrauch denke, ob ſie ſchon unter dem Weben eine dunkle Ahnung von ſeiner Zweckmäßigkeit als Fanggarn habe, das gehört in eine Analyſis des Unendlichen des thieriſchen Verſtandes.

Die bisher in der Thierwelt angeſtellten Beobachtungen führten darauf, daß dieſe Geſchöpfe mehr Klugheit beſitzen, als wir mit dem leeren Hülfswort Inſtinkt bezeichnen, und daß hinwieder der Menſch weit mehr inſtinktmäßig thut, als man gewöhnlich annimmt.

Er iſt aber vor den Thieren bevorzugt durch die Gabe der artikulirten, der Wort-Sprache.

Ausführlich nachzuweiſen, wie die Sprache ſeine Ausbildung bedingt und fördert, würde zu weit führen. Es mag auch hier wieder an Hinweiſungen genügen.

Namen der Individuen kann man für das Erſte und Einfachſte nehmen. Der Menſch benennt die verſchiedenen Gegenſtände, die ihn umgeben. Es iſt, wie wenn der Menſch, das Hausthier, der Baum, die Blume, der Berg, das Geſtirn ꝛc. in eine nähere Beziehung zu uns träten, wenn wir ihre Namen kennen.

Der Name deutet uns an, daß das Individuum ein dem Volk bekanntes, von ihm bezeichnetes Weſen iſt. Auch mnemonisch iſt die Benamſung ein Moment. Wir merken leichter zwei Dinge, Geſtalt und Namen, als Eines, nämlich jene allein.

Zuweilen war die Entſtehung der Namen allerdings onomatopäiſch: z. B. Pfau, Fink, Grille, nach ihrem Geſchrei, Laut ꝛc. die ſie vernehmen laſſen; wie es auch die Benennungen von ſonſtigen Naturlauten ſind, z. B. ſauſen, brauſen, ſchmettern, wettern, brüllen, zirpen, krächzen, ächzen, roſen, krachen, rollen, poltern ꝛc.

Oefter aber bezeichnet der Name nicht bloß das Einſeitige

des Lautgebens, ſondern weſentlichere Eigenſchaften. Die Sprachforſchung hat hierin viele erfreuliche Nachweiſungen gegeben. Arler iſt Edel-Aar; Eimer iſt Einpari, Gefäß mit Einem Henkel; Zuber iſt Zwipari, Gefäß mit zwei Henkeln. Löwe, Leo, läßt ſich etymologiſch zurückführen auf: der Zerſtörer, Zermalmer.

Das Sanskrit iſt reich an ſolchen bezeichnenden Benennungen. Dieſe Sprache iſt ſchon im gewöhnlichen Gebrauch dichteriſch. Ich reihe einige daraus entlehnte Benennungen zuſammen: Auf dem Nicht-Gehenden (dem Berge) ſteht ein Wachſender, mit dem Fuß Trinkender (ein Baum). Auf ihm ſitzt eine Schaar zwei Mal Geborener, in der Luft Gehender (Vögel, als Eier geboren und ausgebrütet). Ein Zweigethier (Affe) klettert hinauf. Ueber ihm ziehen Waſſer-Gehende, Blitz-Habende (Wolken) vorüber. Unten iſt ein Teich mit im Waſſer Schlafenden (Fiſchen). Ein Zweifüßiger, mit Hauch Begabter (Menſch) ſchießt einen Spaltenden (Pfeil) nach einem Springenden (Haſen). Ein Gemähnter (Löwe) treibt ihn zur Flucht. Ein Bezahnter, zwei Mal Trinkender (Elephant) kämpft mit dem Gemähnten und dieſer flieht in ſeine Bedeckende (Höhle).

Es zeigt ſich bald, daß die Benennungen der Gegenſtände nicht lange Eigen-Namen bleiben können, daß ſie Gattungs- und Geſchlechts-Namen werden. Wie ſollte der Menſch alle ihn umgebenden Individuen eigens benennen wollen und können? Die Eigennamen bilden die bei weitem kleinſte Zahl ſeines Wort-Vorraths; mit ihnen bezeichnet er faſt ausſchließend nur Angehörige, Bekannte, ihm oft Nahe-Kommende, dann Hausthiere und einige von ihm gleichſam perſonifizirte Sachen.

Die Gattungs-Namen ſind Begriffe, Inbegriffe, ja ſie ſind, wie wir ſchon gefunden haben, Urtheile, Beziehungen von Eigenſchaften, Merkmalen, Syntheſen, Weſentlichkeiten der

Dinge. In ihnen iſt ein Ueberſchauen, Vergleichen, Beobachten niedergelegt.

Die Sprachbildung iſt ein in artikulirten Lauten feſtwerdendes, ſich verkörperndes Empfinden, Wahrnehmen und Denken.

Wir Gebildeten, Sprachgewohnten ſehen beim Gebrauch der Rede hierüber hinweg. Die Sprache iſt uns jetzt bloß Inſtrument, Vehikel der Mittheilung. Sobald wir aber mit der Sprache wegen der Verſtändigung ringen, ſobald wir uns die Ausdrücke und deren Zuſammenfügung ſchaffen oder gar neue Wortfügungen bilden, Ausdrücke in einem neuen Sinn gebrauchen, empfinden wir, daß die Sprache ein feſtgewordenes, aber jederzeit wieder flüſſig zu machendes Denken iſt.

Methodiſch wird uns dieſes geiſtige Leben der Sprache vor das Bewußtſeyn geführt durch die Sprach- und Wort-Forſchung.

Die vorhin angeführten Beiſpiele von etymologiſcher Reflexirung könnten noch mit tauſenden vermehrt werden. Man nehme ein Wurzel-Wörterbuch zur Hand und ſehe, in welche erſtaunliche Veräſtlung und Verzweigung Stammwörter, wie hab-en, mach-en ꝛc. ſich durchgebildet haben.

Die Menſchen-Sprache, die Verſchiedenheit der Sprachen, die Eigenthümlichkeit der Formen und Fügungen der Redetheile jeder Sprache neben einer gewiſſen Aehnlichkeit ſämmtlicher Sprachen in den Haupt-Gliederungen — das ſind Vorwürfe ewiger Forſchung, unerſchöpflicher Vergleichung, Sonderung und Zuſammenſtellung; es ſind aber auch zugleich unauflösliche Räthſel; es ſind Wunder des ſchaffenden und bildenden Weltgeiſtes, Fortwirkungen des Urwunders der Welt-Schöpfung, näher — der Erſchaffung des Menſchengeſchlechtes.

Wenn wir bei unſerer eigenen Mutter-Sprache — das Kind hat naturgemäß die Mutter zur erſten Sprach-Lehrerin, nicht den Vater, den es oft und viel, zuweilen ganz entbehrt —

auf die Haupt-Redetheile zurückgehen und auch diese noch weiter zergliedern, ſo finden wir die Aktionen des Wahrnehmens, Vergleichens, Denkens auf's Einfachſte darin ausgedrückt, und es muß uns ſchon vorhinweg wahrſcheinlich werden, daß alle der Rohheit oder erſten Kindheit entwachſenen Sprachen in ähnlicher Art und Form ſich gebildet, dieſe Struktur angenommen haben.

Der einfachſte Akt des Wahrnehmens und Denkens enthält ein Seyn, ein Wieſeyn, einen Bezug, eine Entwicklung, ein Geſchehen, einen Vergleich ꝛc.

Das Subjekt gewinnt ein Prädikat, das Subſtantiv ein Adjektiv, die Subſtanz ein Accidenz. Der Bezug des Einen zum Andern wird durch ein ſogenanntes Zeitwort ausgedrückt, das aber neben der Zeit zugleich eine Handlung, ein Behandelt-Werden oder Leiden, ein Seyn oder eine Entfaltung ausſpricht.

Das ſind die einfachſten und urſprünglichſten Formen des Wort-Ausſpruchs, den wir ein Urtheil nennen.

Wir wollen das Geſagte an ein Beiſpiel halten:

Der Apfel iſt fallend.

In dieſe einfache Form löſen ſich alle Urtheile auf. Nun aber fordert die Sprache, welche den Erſcheinungen der Dinge, des Lebens, den Ereigniſſen, der Entwicklung deſſelben folgen will, mehrere Urtheile an einander.

Der Apfel iſt durch den unreifen Zuſtand hindurch zur Reife gelangt; er fällt vom Zweige herab auf die Erde. — Dieſe Evolution enthält die Urtheile:

Der Apfel iſt unreif geweſen.

Der Apfel iſt gereift.

Der reife Apfel iſt gefallen.

Der Fall ging vom Baum-Zweige zum Boden.

So kann eine Reihe von Urtheilen durch ſprachliche Zuſammenziehung zu Einem Urtheil verdichtet werden.

Dem Subjekt kann ein Prädikat ohne die Kopula, das verbindende Zeitwort, beigesellt werden. Der reife Apfel — ist das verhüllte Urtheil: Der Apfel ist reif.

Das Pronomen und Zahlwort sind, verbunden mit dem Subjekt (dem Haupt- oder Nennwort), nähere Bestimmungen des Umfangs, der Größe, Zahl, des Verhältnisses zu andern Subjekten, zum Sprechenden oder andern Personen, Wesen, Dingen; allein stehend sind sie in gleicher Art Stellvertreter des Subjekts. Meine, deine, seine ꝛc. Aepfel, etliche, manche, viele, — solche, dergleichen, — zwei, hundert, alle, seine Aepfel ꝛc. — sind lauter zusammengezogene Urtheile, denn sie legen dem Begriff des Apfels noch ein Verhältniß ꝛc. bei. In gleicher Weise drückt die Präposition eine Beziehung des Subjekts zum Prädikat aus, welche für sich ein Urtheil bilden kann. Die Worte: Durch den Apfel, mit dem Apfel, von dem Apfel, wegen des Apfels, in dem Apfel, an oder auf dem Apfel ꝛc. drücken Ursachen, Wirkungen, Ereignisse, Erscheinungen, Beziehungen ꝛc. aus, also Urtheile.

Daß das Participium und Adverbium Prädikate, Eigenschaften, Umstände, Verhältnisse ꝛc. ausdrücken, bedarf keiner weitern Nachweisung. Sie sind leicht in Prädikate zu übersetzen und mithin in besondere Urtheile zu fassen. Der Apfel fällt unerwartet, fällt schnell ꝛc. — heißt: der Apfel fällt, sein Fall ist unerwartet, schnell.

Die Conjunktionen verbinden Sätze, in denen Urtheile ausgesprochen sind, mit einander, und zeigen die Beziehung dieser größern Sprachgliederungen zu einander. — Wenn der Apfel reif ist, so fällt er vom Zweige. — Hier bildet das Urtheil, daß der Apfel die Reife erlangt hat, das Subjekt zu dem Prädikat des vom Zweige Fallens. Die Conjunktion spricht die Beziehung beider, den ursächlichen Zusammenhang, die Bedingtheit des Fallens durch die Reife aus. So können ganze Reihen ausgesprochener oder verhüllter Urtheile, können

die größten Sätze und Sprachgliederungen die Beſchaffenheit vom Subjekt annehmen und ſich auf Prädikate beziehen, welche ebenfalls eine Reihe von ausgeſprochenen oder verdeckten Urtheilen bilden.

Die zuſammengeſetzte Periode: Nachdem der Apfel, durch Regen und Sonne groß gewachſen, gereift war, und ein Windſtoß den Baum erſchütterte, wodurch der Zweig, an welchem der Apfel hing, ins Schwanken kam, fiel derſelbe herab gegen die Erde, traf mich aber, da ich zufällig gerade unten ſtand, unverſehens und zu meinem Schrecken und Aerger mit ſtarkem, wehthuendem Schlage auf den gerade entblößten Kopf — dieſe lange Periode enthält einen Vorſatz als Subjekt, einen Nachſatz als Prädikat, zugleich aber eine Doppelreihe von Urtheilen, welche einzeln herauszuheben nach dem Vorangeſchickten nicht mehr nöthig ſeyn dürfte.

Das Zeitwort enthält ſehr oft ſchon das Prädikat in ſich, z. B. der Apfel reifte, der Wind ſchüttelte, der Apfel fiel, ſchlug ꝛc., inſofern es eine Erſcheinung, ein Ereigniß, eine Thätigkeit ausdrückt. Nur das allerdings allgemeinſte Zeitwort: Seyn ſpricht keine Entfaltung ꝛc. aus; es bezeichnet das bloße Daſeyn, Vorhandenſeyn. Es kann aber ſelbſt dieſes als ein Prädikat gebraucht werden, z. B. der Apfel iſt oder iſt geweſen, gleichbedeutend mit: der Seyende, der Geweſene.

Man könnte fragen, warum die Sprachen als Bindemittel des Urtheils ſtets das Zeitwort gebrauchen, nicht aber zu gleichem Behuf auch das Nennwort.

Die Antwort geht aus der Natur des Urtheils hervor. Dieſes ſpricht entweder einen Akt, eine Entwicklung, Handlung, Thätigkeit ꝛc. aus, welche alſo der Zeitform angehören, welche in die Erſcheinung treten, getreten ſind oder treten werden, oder es enthält eine Vergleichung, es theilt dem Subjekt ein Prädikat, eine Qualität zu, der Subſtanz ein Accidenz. In

ſolchem Falle wird die Beziehung durch das Zeitwort: Seyn, iſt — als Daſeyn in der Gegenwart ausgedrückt.

Das räumliche Verhältniß läßt ſich alſo jedenfalls entweder durch ein Zeitwort, das ein ſolches ſchon enthält, ausſprechen z. B. der Apfel fällt vom Zweige, oder es wird ins Prädikat aufgenommen, z. B.: der Zweig iſt hoch; der Apfel iſt reif, iſt fallend.

So nun mit allen Verhältniſſen der Größe, der Entfernung, der Geſchwindigkeit, des Leuchtens, Tönens, des Stoßes ꝛc. Das Zeitwort tritt hier immer durch ſeinen eigenen räumlichen Sinn oder durch ein räumliches Prädikat ins Mittel.

Ueber die Bedeutung der Deklination kann man ſich leicht verſtändigen. Der Caſus zeigte urſprünglich reinmenſchliche Beziehungen an, welche die lateiniſche Benennung angibt: Genitivus, Dativus, Accuſativus. Die Bezüge erweiterten ſich aber. Wenn man zuerſt ſagte: das Kind der Mutter; der Sohn des Vaters, ſo drückte man ſpäter mit dieſer Form jede Abſtammung, Abkunft, Wirkung, Folge ꝛc. ſo aus, z. B. das Rollen des Donners, das Leuchten des Blitzes ꝛc.

Dieſe Beugungen waren aber durchaus nicht hinreichend zur Unterſcheidung aller denkbaren Beziehungen der Dinge. Hier traten, wie wir ſchon geſagt, die Präpoſitionen ein: an, auf, aus, durch, für, gegen, in, mit, nach, ohne, trotz, unter, von, wegen, zu ꝛc.

In den Sprachen ohne Beugung des Caſus, in den neuern romaniſchen und einigen germaniſchen erſetzen die Präpoſitionen die Deklination und ſind in dieſer Beziehung leichter zu lernen, wie hinwieder unſere deutſche Sprache wegen ihrer ſo mannichfaltigen Beugungsformen ſelbſt für uns ſchwer richtig zu ſprechen und zu ſchreiben iſt.

Das Zeitwort geſtattet bekanntlich verſchiedene ſprachlich-logiſche Modificationen. Zunächſt bietet ſich die Trias von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Durch ſie kann

das Zeitwort mit Andeutung der ein- oder vielfachen Zahl der Perſonen, der Subjekte, von denen eine Handlung, ein Zuſtand, ein Behandelt-werden (Dulden, Leiden ꝛc.) ausgeſprochen wird, hindurchgeführt werden.

Aber noch viel mehr Modalitäten (Modus) können durch Abwandlung von Selbſt- und Mitlautern, von Sylben oder durch Beifügung von Hülfs-Zeitworten ausgedrückt werden. Bedingung, Wunſch, Forderung, Befehl, Möglichkeit, Nothwendigkeit ꝛc. geben ſich auf dieſe Weiſe zu erkennen, z. B. der Apfel würde fallen, wenn — o daß er fiele! — er ſoll, ſollte fallen, — er kann fallen, — er muß fallen; — ei ſo falle doch! —

Unſere Sprache iſt hierin beſtimmter, ausdrücklicher, als die lateiniſche, welche kurzer, aber vieldeutiger iſt.

In beiden können aber auch bei Anwendung dieſer Modificationen die verſchiedenen Zeiten bezeichnet werden, z. B. der Apfel würde gefallen ſeyn, — o daß er gefallen wäre, — er wird fallen ſollen, können, müſſen ꝛc. Ja die künftige Zeit kann als ſchon vergangene angeſchaut werden, z. B. wenn er wird, kann, ſoll, muß gefallen ſeyn. Zuweilen ſind zwei oder mehr Modificationen ſprachlich combinirt, z. B. Wenn der Apfel müßte gefallen ſeyn. — Hier ſind Bedingung, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Vergangenheit und Zukunft verbunden ausgeſprochen. —

Die Ausdrucks-Fähigkeit geht ins Unendliche, die Wendungen ſind unerſchöpflich; die kleinſte Verſetzung der Worte, das Einſchieben einer Partikel verändert den Sinn eines Satzes.

Dieſe Deutſamkeit vermehrt ſich aber noch um Vieles im lebendig geſprochenen Wort durch Accentuirung und ſonſtige aus dem Innern des Sprechenden quellende Betonung, wobei noch die begleitende Geberde, ja am Ende die ganze individuelle Erſcheinung deſſelben beſtimmend einwirkt.

Jede durchgebildete Sprache hat Nüancen, welche die

andere nicht hat; auch iſt die Sphäre, namentlich der abſtrakten Begriffe, in jeder Sprache eine andere, ſo daß ſelten das Wort der einen Sprache durch ſeinen üblichen, logiſchen Sinn ganz den Sinn des Wortes einer andern Sprache, für deſſen Ueberſetzung es gilt, deckt und erſchöpft; weßhalb auch der ſtrengſte Sprachbereiniger entweder mitunter noch ausländiſche Worte gebrauchen muß, welche einen gewiſſen Begriff ſchärfer, als unſere Mutterſprache bezeichnen, oder zu Umſchreibungen greifen muß.

Es dürfte hier auf zwei Momente, auf ein zeitliches und auf ein räumliches, aufmerkſam gemacht werden.

Die Worte, die Benennungen, ſind viel ſtabiler, als die Begriffe. Dieſe wandeln ſich mit der Zeit; ſie geben aus der eigentlichen und urſprünglichen Bedeutung in eine bildliche über; ſie erweitern ſich; ſie metamorphoſiren ſich nach der Denkungsart und Sitte, nach Einſicht, Erkenntniß, wiſſenſchaftlicher Forſchung, fortſchreitender Cultur.

Die Sprachforſchung gibt uns unzählige Beiſpiele an die Hand, daß die Jetztwelt ſich bei denſelben Ausdrücken etwas ganz Anderes denkt, als die Vorwelt ſich gedacht hat; — daß aus den urſprünglich ſinnlichen Bezeichnungen geiſtige, metaphoriſche geworden ſind, vermöge welcher nun analoge Beziehungen ausgedrückt werden.

Andererſeits bildet jede Nation, die einen individuellen Typus und Charakter hat, ihr Leben, ihre Sitte, ihren Geſchmack, ihre Denk-, Empfindungs- und Handlungsweiſe auf eigenthümliche Weiſe aus und geſtaltet hienach ihre Sprache. Alle Benennungen nun, mit welchen ihre eigenthümlich und materiell ausgeprägten Verhältniſſe, Intereſſen, Lebens-Erſcheinungen ꝛc. ausgedrückt werden, ſind ſchwer in eine andere Sprache überzutragen. Und wie die durchgebildete Sache ihnen eigens angehört, ſo gehört ihnen auch die Sphäre des Begriffs, und ſo auch das Wort, das dieſen ausſpricht, an.

Das iſt nun ſo bekannt und oft geſagt, daß jeder Elementar-Schüler ſogleich eine Zahl von Beiſpielen aufbringen kann.

Es läßt ſich daher kaum ein altes oder neueres Geiſteswerk ganz unbeſchadet ſeiner Eigenthümlichkeit in eine andere Sprache überſetzen; ja wenn es von einer großartigen Nation zu einer kleingeiſterischen überſiedelt wird, ſo verliert es faſt nothwendig ſeinen tüchtigen Hintergrund, ſeinen tiefen Reſonanz; es iſt in ein ſchwächeres Element, in einen ſterilern Boden verſetzt.

Mittheilung. Verſtändigung.

Wir wollen aber bei unſerer Unterſuchung von der nie ſtillſtehenden Umwandlung der Sprache, von ihrer hiſtoriſchen und nationalen Entwicklung und Ausbildung hinwegſehen und ſie als Vehikel des Denk-Geſchäfts für ſtehend annehmen. Wir wollen ſehen, wie ſie der Menſch als ein Inſtrument gebraucht, um ſeine Gedanken auszudrücken, und welche Wirkſamkeit ſie in dieſer Hinſicht äußert.

Zum Sprechen braucht man nur Eine Zunge; aber um das Weſen, die Bildungskraft der Sprache auszuſprechen, ſollte man hundert Zungen haben.

Um uns nicht in der Unendlichkeit der Bezüge zu verirren, über den Reichthum der Wirkſamkeiten zu ängſtigen, wollen wir uns urſprüngliche, reinmenſchliche Verhältniſſe vorhalten.

Es gibt auch bei civiliſirten Nationen einzelne Menſchen, die ſprachfähig, doch nicht viel, zeitenweiſe gar nichts ſprechen. Sie arbeiten einſam; ihr Geſchäft fordert keinen Sprachverkehr mit Andern. Aber ſie waren doch im frühern Leben Jahre lang unter redenden Menſchen ſelbſt redend. Jetzt ſchweigſam reden ſie wohl ohne Laut mit ſich ſelbſt. Taubſtumme ſind mitten im Verkehr der redenden Menſchen, führen eine lebhafte Zeichen- und Geberden-Sprache oder lernen in der Anſtalt

nothdurftig ſprechen, lernen leſen, ſchreiben, rechnen, erwerben Kenntniſſe.

Einen Zuſtand der Sprach- und Denkverkümmerung finden wir in den Strafanſtalten mit dem Zellenſyſtem und auferlegtem Stillſchweigen.

Wäre vollends dem Sträflinge die Arbeit und Leſen und Schreiben entzogen, ſo könnte ein ſolches Daſeyn für die peinlichſte Strafe gelten.

Wenn wir uns in dieſe Lage hineindenken, ſo fühlen wir mit größter Beklommenheit, daß der Menſch in der Freiheit, im Verkehr mit der Natur, mit Luft und Licht, mit dem redenden Menſchen ſeyn will und, als ganzer Menſch, ſeyn ſoll, daß er im Thun ſeines Ichs vergeſſen, im Reden ſich deſſelben heiter und befriedigend bewußt werden will.

Darum iſt das Mönchs-, das Eremiten-Leben ein Zuſtand der Entſagung, der Kaſteiung. Wir Nordländer können auch, an beſtändige Thätigkeit gewöhnt und gern redend, mit dem Orientalen, dem Südländer, mit ihrem Phlegma, ihrem goldnen Nichtsthun nicht ſympathiſiren. Es denke ſich Einer nur, wie ihm wäre, wenn er zeitlebens, verſorgt mit allen Nothwendigkeiten, allen Bequemlichkeiten, zu gänzlichem Nichtsthun verdammt wäre.

Wir wollen das Thema unſeres Lebens entwickeln, ausführen, täglich und ſtündlich Aufgaben leſen, an dem Penſum des Daſeyns Minuten, Tage, Jahre ſtreichen.

Unſere Intereſſen gehen, ſo weit wir ſehen, und unſere Wirkſamkeit will unſern Intereſſen nachkommen. Es iſt, wie wenn uns unbewußt die große Schuld der Zeiten auch auf unſern Schultern läge.

Doch wir lenken wieder zu der Mitte unſerer Unterſuchung ein.

Wir nehmen einen einfach, wir wollen ſagen: patriarchaliſch lebenden Menſchen. Er ſchafft ſein Tagewerk; aber dieſes iſt nicht heute beginnend, nicht heute abgeſchloſſen. Es hat

eine Vergangenheit, eine Zukunft; es schafft sich in nächster Nähe und wirkt in die Ferne; es ist verursacht, gefordert und hat seine Anlagen, seinen Zweck, seinen Nutzen.

Er schafft es nicht allein, er braucht Beihülfe oder ist selbst Beihelfer. Er führt Zugebrachtes weiter oder bringt Andern seine Hülfsarbeit zu. Er ist dienend oder bedient.

So hängen im Schaffen seine Tage zusammen; so ist er mit Andern verbunden; so braucht er neben seiner Kraft die Naturkräfte, so wirkt er schaffend, gestaltend auf die Natur, auf Lebloses und Lebendiges.

So einfach auch sein Thun sein mag, so sieht er sich doch wirkend im Zusammenhang, im Bunde mit Menschen, Thieren, Pflanzen, mit dem Erdreich, mit der Atmosphäre, den Gestirnen des Tages und der Nacht. Er ist thätig zwischen dem Fundament und Firmament und ihre Bezüge geben durch ihn hindurch.

Menschen, die in einem natürlichen Zustande leben, bedürfen des Sprach-Verkehrs mehr, als solche, die zwar Glieder eines durchgebildeten Staates, aber doch gewissermaßen nur Maschinen des industriellen, des Fabriklebens sind.

Letztere kann man sich, wenn sie einmal ihres einzelnen, oft ungemein beschränkten Geschäfts-Zweiges mächtig sind, tagelang als schweigend, den Sinn nur auf ein tausendmal wiederkehrendes mechanisches Thun gerichtet, denken.

Wir behalten also den im Agrikultur-Staat Lebenden, unserer Betrachtung mehr Zusagenden im Auge.

Im Allgemeinen wollen wir darauf aufmerksam machen, daß der Mensch weit mehr und länger in seinen Lebensstunden innerlich anschauend und denkend, als äußerlich wahrnehmend thätig ist.

Wir können hier bloß Diejenigen ausnehmen, welche, eben mechanisch arbeitend, sehr gespannt auf ihr Tagewerk sind, dann Beschauer von Sehenswürdigkeiten, Sammlungen, Kunstwerken,

Darſtellungen ꝛc., ferner neu- oder lernbegierige Reiſende, und etwa noch geſelligkeitsliebende Lebemenſchen, Menſchenbeobachter.

Es iſt auffallend, wie wenig der natürliche Menſch von dem ganzen ihn umgebenden unerſchöpflichen Reichthum der Natur und des Lebens äußerlich wahrnimmt. Er ſieht, er hört nur, auf was ſein Sinn, ſein Antheil, ſein Streben ſich richtet und auch dieſes nur, ſo weit und tief es ihn eben angeht, ſeiner Abſicht zuſagt, ſeinem Zwecke dient. Alle Breite und Tiefe des Mannichfaltigen iſt für ihn nur da, ſo weit ſie ihn intereſſirt.

Wie man ſagt, Jeder ſehe ſeinen eigenen Regenbogen, — man kann das aber eigentlich von allem Sichtbaren, ja von allen Senſationen behaupten, z. B. Jeder rieche ſeinen eigenen Braten; — ſo kann man auch ſagen: Jeder ſehe ſeine eigene Welt, d. h. Jeder ſieht an und in der Welt und aus ihr heraus, was ihm gemäß, ihm dienlich iſt.

Neben dieſem zunächſt praktiſchen, außerdem aber flüchtigen und oberflächlichen Schauen und Vernehmen lebt der Menſch größtentheils im innern Schauen und Denken. Er trägt das Ganze ſeines Thuns, deſſen Entwicklung, deſſen augenblickliche und fortgeſetzte Förderung im Bewußtſeyn.

Mitten im lauten Getriebe der Welt vergißt doch der Menſch über ſeinem Thun jeden Augenblick die Welt.

Nun aber eben dieſes Thun ſteht in beſtändiger Wechſelwirkung mit der Sprache.

Die Geſchäfte des natürlichen, kunſtloſen Menſchen, ſo einfach und wiederkehrend ſie ſeyn mögen, ſtellen ſich doch in ihrer Folge und Entwicklung jeden Tag in andern Verhältniſſen dar. Häusliche Arbeit, Pflege der Thiere, Wartung der Pflanzen ꝛc. müſſen angeordnet, unter den Genoſſen beſprochen werden. Die Sorge für das Zeitliche geht auf die Minute, die Aufmerkſamkeit auf das Oertliche richtet ſich auf den Quadratfuß.

Das Alles, als ein organiſch in einander Greifendes, wird

durch das lebendige Wort vermittelt und geleitet. Hiebei kommt denn auch Vergangenes und Kommendes, Entferntes und Näheres zur Sprache.

Man kann sagen, das Leben, der Bestand, die Fortentwicklung dieses Kreises werde als Seyn an sich zugleich stets gedacht und auch stets besprochen, und Jedes sey durch das Andere bedingt, so daß dieses Daseyn nicht wäre, wenn es nicht gedacht, und wenn dieses Denken nicht besprochen würde.

Wir können aber die Verhältnisse dieser Sphäre erweitern, veredeln, erhöhen; wir können den Kreis der ursprünglichen, althergebrachten Wirthschaftlichkeit allseitig ausdehnen. Durch Besprechung mit vorangeschrittenen Nachbarn, durch Beispiele, Nachrichten, Ermunterung, Belehrung kommen neue, bessere Methoden in die Hauswirthschaft. Die Viehzucht wird durch ausländische Racen veredelt; die Feldwirthschaft durch nützlichere Fruchtfolge, durch sorgfältigern Anbau gehoben. Die Interessen verstärken, die Kunden erweitern sich. Der Mensch lebt und wirkt nicht mehr nur vom Tag zum Tage in dem Gängelbande langer Gewohnheit. Er erwirbt sich Kenntnisse, überschaut das Allgemeine seines Betriebs und vergleicht diesen mit dem, was er über das Ganze desselben sonst sieht, hört, liest. Er wird rationeller Landwirth.

Das Alles ist durch die Sprache vermittelt; der Verkehr mit denkend-sprechenden Menschen, die Wechselwirkung der sprachlich erlangten Kenntnisse und der Anwendung der Kunden gestalten so ein höher organisirtes Daseyn, das ohne Sprachverkehr nicht entstanden wäre.

Das Mittel — die Sprache — zieht aber wieder unsern Blick auf sich.

Wir haben gesehen, daß die Sprache sich in ihrer Ausbildung immer mehr verallgemeinert, immer bildlicher, uneigentlicher, abstrakter wird.

Der Sprechende hat es mit Individuen, mit bestimmten

Einzeln-Sachen, mit Zuſtänden und Verhältniſſen der Gegenwart, mit Bedürfniſſen des Tages, der Stunde, mit Hier und Jetzt zu thun.

Die Sprache aber hat wenige Eigennamen. Sie hat das Mannichfaltige in die Rahmen von Gattungen und Arten, von Eigenſchaften, von Merkmalen, allgemeinen Erſcheinungen, Aeußerungen, Thätigkeiten gebracht.

Wie wird nun die Sprache angewendet, um das Concrete, das Einzelnſte, das Vorliegendſte, das Hier und Jetzt, das Dieſes und Jenes auszuſprechen?

In der Frage liegt ſchon zum Theil die Antwort.

Wenn ich ſage: Der reife Apfel fällt vom Zweige zu Boden — ſo ſind das lauter Gattungs-Begriffe. Sobald ich aber ſage: Dieſer reife Apfel ꝛc. — ſo iſt die Individualität des Vorgangs ausgedrückt.

So iſt nun die Sprache ein Inſtrument zu allgemeinem, allſeitigem Gebrauch gemacht, aber durch geſchickte Handhabung geeignet, den einzelnſten Gegenſtand zu faſſen und zu bearbeiten.

Die Artikel, die Pronomina und Zahlwörter, die Perſonen des Zeitworts, die gegenwärtige Zeit deſſelben, der Imperativ, einige Interjektionen ꝛc. ſind Mittel, das Individuelle, die Wirklichkeit, den Moment auszudrücken. Ebenſo können aber auch durch dieſelben Sprachmittel beſtimmte Vergangenheit und Zukunft genau angedeutet werden.

So bleibt denn, je mehr die Sprache ihren Gegenſtand in die Mitte nimmt, deſto weniger ein Zweifel, ob die Rede im allgemeinen, abſtrakten, oder im beſondern, concreten Sinne gemeint ſey.

Folgendes unſerm vorigen Lebenskreis Entnommene wird dieſe Beziehungen beiſpielsweiſe zeigen und die Unterſchiede des Beſondern und Allgemeinen und der Zeiten bemerken laſſen.

Ein Vater ſpricht zum Sohn:

Der Stier iſt ſoeben aus dem offenen Stalle gelaufen

und auf den Anger zu den Rüben gerannt. Dasselbe iſt neulich geſchehen und kann morgen wieder geſchehen. Du ſollſt ihn ſogleich einfangen' Du kennſt die Stiere nicht. Sie brechen gern aus dem Stall und laufen den Rüben nach. Leichtſinnige Burſche laſſen die Ställe offen. Laß mir dieſes das Letztemal ſeyn!

Geſetzt es entſproſſe dieſem Kreis ein talentvoller, vielverſprechender Sohn, faſt zu gut zum bloßen Landwirth, doch nicht geſonnen oder beſtimmt, ein Fachmann, ein Gelehrter zu werden: ſo könnte ein Solcher das, was Vater und Bruder auf dem Wege der Praxis, erweitert durch Erkundigungen, zweckdienliche Lektüre, Geſchäftsreiſen, Beſuche landwirthſchaftlicher Anſtalten ꝛc. ſich angeeignet, als methodiſches Studium betreiben. Er würde alſo die verſchiedenen Fächer der Landwirthſchaft mit Vor- und Hülfs-Studien ſchulmäßig kennen lernen, würde Mathematik, Chemie, Botanik, Naturlehre überhaupt, Thierarzneikunde, Bodenkenntniß ꝛc. fachmäßig betreiben.

Wir können dahingeſtellt ſeyn laſſen, welchen Einfluß er dem Geſammterwerb dieſer Kenntniſſe auf irgend ein praktiſches Thun gönnen will. Genug' wir ſind auf dem Boden der Theorie, der Schule angelangt und erinnern zurückblickend auf unſere frühere Eintheilung des menſchlichen Erkenntnißkreiſes in Theorie, Praxis und Poeſie.

Denn, wie wir in Gedanken das rein menſchliche, natürliche, an den mütterlichen Boden gebundene Anſchauen und Wirken eines Menſchen mit geſunden Sinnen und Kräften durch das Mittel der Sprache in Wechſelwirkung mit Genoſſen gebracht, wie wir es durch ſolchen Austauſch ſich haben fördern, erweitern, veredeln und zur Erwerbung von Fachkenntniſſen ausbilden ſehen, ſo können wir auch andere verwandte Lebenskreiſe von den Grundlagen, von der taktmäßigen Praxis in gewohnter Tagesordnung zum durchdachten Betrieb, zu methodiſchen Erkenntniſſen durchführen

Wir haben unſern Ausgangs-Punkt, die ſtehende Frage: Was iſt Wahrheit? — nicht aus den Augen verloren. Es iſt uns bei aller unerſchöpflichen Verſchiedenheit des Stoffs, des Inhalts ſtets um die Grundform: Wahrheit — zu thun. Sie iſt das Geſuchte bei aller Forſchung.

Wir müſſen aber vor der Hand die Fachkenntniſſe jeder Art ihrer eigenen Entwicklung überlaſſen und im Geiſt der Philoſophenſchule das menſchliche Erkenntniß-Vermögen ſelbſt fortan zum Gegenſtand unſerer fernern Unterſuchung machen.

Vorſtellung. Klarheit.

Wir würden gern mit der Schule auf unſerm Weg im beſten Einvernehmen bleiben, wäre nur dieſe mit ſich ſelbſt Eins und ſtets Eins geweſen. Da aber die Meiſter der Schule ſich von jeher nur um ſo ſtärker und erhitzter bekämpft haben, je mehr ſie an Geiſt einander ebenbürtig waren, ſo wollen wir, aller Polemik abhold, unſern eigenen Weg verfolgen, unbekümmert, ob das von uns Gefundene mit den Ausſprüchen einer alten, ſpätern oder neueſten Schule übereinſtimme oder nicht. —

Die curſirende Denklehre wendet ſich zunächſt zum menſchlichen Vorſtellungsvermögen, als derjenigen Lebens-Aeußerung, welche ganz eigentlich vor ihren Lehrſtuhl gehört.

Sie unterſcheidet die Vorſtellung, das Vorgeſtellte und das Vorſtellende. Das ſcheint nun ſehr wiſſenſchaftlich und weiſe zu ſeyn; denn es liegt ja wohl auf flacher Hand, daß es drei ganz verſchiedene Dinge ſind, daß z. B. die Vorſtellung des Mondes nicht der Mond am Himmel iſt und daß Ich nicht die Vorſtellung bin, ſondern nur habe.

Genau erwogen und geſprochen iſt aber doch Letzteres keineswegs der Fall, ſondern das Erſtere.

Und wie nun dieſes?

Wir wollen uns zuvörderſt über einige hieher gehörige Ausdrücke verſtändigen.

Die Schule ſpricht vom Anſchauungs-Vermögen. Sie nennt die Senſationen, Eindrücke ꝛc. Anſchauungen. Sie ſcheint allen philoſophiſchen Nachdruck auf den edeln Sinn des Auges zu legen, weil hier ihre Unterſcheidungen am beſten anzuſchlagen verſprechen.

Dieß kann aber leicht irre führen, weil die Reflexion gern eben nur Eindrücke des Sichtbaren in ihre Induktion nimmt, während doch die Empfindungen, Wahrnehmungen, Fühlungen der übrigen eigentlichen äußern Sinne und auch die Affektionen des innern Organismus nothwendig mitzählen.

Niemand wird aber bei dem Ausdruck: Anſchauungen — an Klänge und Ohren-Sauſen, an Roſen-Geruch, an Braten-Geſchmack, an Eis-Kälte oder Glühhitze, an Sammet-Fühlung, an Zahn-, Magen- oder gar Prügel-Schmerz ꝛc. denken, und doch ſind das Alles Senſationen, Eindrücke, Wahrnehmungen.

Ja ſie alle können Vorſtellungen werden, wenn ſie, der unmittelbaren ſinnlichen Gegenwart entrückt, zeitlich oder räumlich entfernt, ſich wieder *vor* die Erinnerung *ſtellen*.

Wir wollen die Vorſtellung: Mond — feſthalten. Wir haben früher gefunden und zugeſtehen müſſen, daß das im innern Auge wieder erweckte Mondbild nicht anderer Art iſt, als der unmittelbar das offene Auge berührende Eindruck. Jenes iſt die ununterbrochene gleichartige Fortwirkung des Letztern.

Wenn ich nun den Eindruck den Mond heiße, ſo iſt auch die Erinnerung, die Wiedervorführung, die Vorſtellung der Mond.

Die Vorſtellung iſt eben nichts Anderes, als das Vorgeſtellte.

Niemand wird ſo überklug oder ſo ungeſchickt ſeyn, einzuwenden, die Vorſtellung des Mondes ſey doch nicht der wirkliche Mond am Himmel, nämlich der Weltkörper, der Trabant unſerer Erde?

Das nun freilich nicht; denn wer den Mond am Himmel ſieht, ihn benennt oder abgewendet oder wann immer ſich vorſtellt, der ſtellt ſich eben nur die Lichtſcheibe, nicht aber den Weltkörper vor, von dem wohl Niemand, am wenigſten die Millionen, die den Mond ſehen und nennen, eine Vorſtellung hat.

Wie nun aber ſonach Vorſtellung und Vorgeſtelltes Eins ſind, ſo ſind es auch Vorſtellung und Vorſtellendes.

Während ich mir nämlich den Mond vorſtelle, bin ich gar nicht bemüßigt, auf mein Ich zu reflektiren. Das iſt ein ganz anderer Akt des Geiſtes. Das Bewußtſeyn — ein Wort, das wie ein recht brauchbares Pferd in alle Sättel gerecht iſt, aber auch auf allen ſcientifiſchen Wegen getroffen und förmlich zu Tode geritten wird — das Bewußtſeyn verſenkt ſich ganz und gar in den Eindruck oder in die Vorſtellung; das Vorſtellungs-Vermögen geht auf im Akt der Vorſtellung. Die Vorſtellung iſt, und es iſt Nichts, als eben nur die Vorſtellung.

Dem kann nur derjenige widerſprechen, der ſich nicht ſcharf in ſeiner Vorſtellungs-Thätigkeit beobachtet und mit ſcholaſtiſcher Zähheit ſeine eingelernten Diſtinktionen feſthalten und durchbringen will.

Jeder Eindruck iſt ſein eigener Gegenſtand. Das Mondbild hat Nichts mit dem Weltkörper, der Klang Nichts mit der Glocke, die Kälte nichts mit dem Eis, der Schmerz Nichts mit dem Zahn, dem Magen oder den Prügeln zu thun.

Ebenſo wenig die Vorſtellungen davon. Und ihnen, als Funktionen des Vorſtellungs-Vermögens, wohnt auch keine Beziehung zum bewußten Ich inne. Das Bewußtſeyn ſind eben nur ſie ſelbſt als Regungen und Erſcheinungen des Lebens, und das lebendigſte Bewußtſeyn iſt dasjenige, das ſich ganz und gar und ungetheilt, ohne Reflexion in die Weſenheit des Eindrucks verſenkt.

Wir ſprechen es alſo nochmals geradezu und ohne philoſophiſchen Skrupel aus: die Vorſtellung, das Vorgeſtellte und das Vorſtellende ſind und bleiben Eins.

Der Schule iſt es natürlich ſtets darum zu thun, daß Wahrheit in allen menſchlichen Erkenntniſſen ſey. Zu dieſer kann zunächſt nur die Deutlichkeit der Vorſtellungen führen. Sie muß alſo in der Denklehre, welche die geiſtigen Thätigkeiten nachweiſt und zum richtigen Denken Anleitung gibt, zeigen, worin die Deutlichkeit, die Klarheit der Vorſtellungen beſtehe.

Sie ſetzt dieſer die Undeutlichkeit, Unklarheit, Verworrenheit der Vorſtellungen entgegen und behauptet, man habe dann eine deutliche Vorſtellung von einem Gegenſtande, wenn man ſich der Theile deſſelben, ſeiner Merkmale, alſo des Inhalts des Mannichfaltigen bewußt werde, wenn man das Objekt von allen andern, namentlich alſo von den ihm ähnlichen unterſcheide.

Sie lehnt ſich hiebei wieder an die erwähnte Dreiheit an. Das Vorſtellende muß ſich des Vorgeſtellten, des Gegenſtandes, durch die Merkmale deſſelben, die Theil-Vorſtellungen, die er dem Erkennen darbietet, bewußt werden.

Man könnte der Menſchheit, namentlich dem denkenden Theile derſelben, nur Glück wünſchen, wenn er es überall und immer zu deutlichen Vorſtellungen von den Dingen brächte.

Es möchte aber doch um den Beſtand und die Fortentwicklung der Angelegenheiten unſers Geſchlechts ſehr übel ſtehen, wenn dieſes immer in klaren Vorſtellungen leben müßte und nur mit ſolchen verkehren dürfte.

Es iſt aber dafür geſorgt, daß die Bäume — der Erkenntniß — nicht in den Himmel wachſen.

Schon die Forderung ſcheint an dem zu leiden, was ſie beſeitigen will. Die Merkmale der Dinge ſind ja ſelbſt wieder Vorſtellungen: und bei dieſen Theil-Vorſtellungen tritt wieder

daſſelbe Requiſit ein, daß ſie klar ſeyen. Sie zerlegen ſich aber der nähern Kunde wieder in beſondere Qualitäten, welche genauer in's Auge gefaßt werden müßten.

So möchte nun die geforderte Klarheit hineinwärts in das Weſen des Gegenſtandes in's Unendliche zurückdatirt werden.

Wir wollen dieß durch ein Beiſpiel erläutern.

Wir halten die Vorſtellung: Pferd — feſt. Wer kennt nicht das Pferd? Wer unterſcheidet es nicht von allen andern lebenden Weſen, allen Säug-, allen Hausthieren?

Es fällt uns nicht ſchwer, ſeinen Bau, ſeine Phyſiognomie, ſeine Eigenſchaften, ſeinen Gebrauch und Nutzen uns vorzuſtellen und ſprachlich zu benennen.

Wir werden es dieſen gemäß auch von dem ihm ähnlichſten Hausthiere, dem Eſel, auch von dem Baſtard aus beiden, dem Maulthier, unterſcheiden.

Die Schule nimmt nun keinen Anſtand, dieß eine klare Vorſtellung vom Pferde zu nennen.

Und doch beſteht eine ſolche gemeinhin nur aus nebligten, unklaren, verworrenen Theil-Vorſtellungen, aus Benennungen der Merkmale, aus Worten, mit welchen ſich die Schule beruhigen zu können glaubt.

Sind die Umriſſe des Pferdes uns im Einzelnen klar, nahe an die Nachzeichnung hin in uns haftend und darſtellbar? Iſt des Pferdes äußerer Typus ſein Bau? Wer unterſcheidet die Verhältniſſe ſeiner Gliedmaßen, ihre Beweglichkeit, ihre Vorzüge und Fehler? Wer ſchaut dem Pferd von ſeiner Phyſiognomie, ſeinem lebendigen Habitus aus in die Seele? Wer unterſcheidet Alter, Abſtammung, Race, Erziehung, Pflege, Dreſſur an ihm?

Und nun die Geſchichte des Pferdes, die Topographie der Pferde-Zucht, den Einfluß der Sitte der pferde-ziehenden, mit dem Pferde verwachſenen Völker auf dieſes Thier?

Endlich und am Letzten — was will die ſchaffende Natur

mit dem Pferd? Zahlreiche Geſchlechter ähnlicher großer Thiere hat ſie in den vorweltlichen Umwälzungen der Erde untergehen laſſen; dieſes hat ſie erhalten oder erſt nach ſolchen Zerſtörungen gebildet. Was wollte ſie mit dieſer thieriſchen Macht und Kraft, mit den in dieſem eigenthümlich organiſirten Geſchöpf verſammelten Eigenſchaften und Vorzügen? Welches iſt, möchte man fragen, der Welt-Ausdruck, der kosmiſch-terreſtriſche Sinn des Pferdes?

Es muß erlaubt ſeyn, die Platoniſche Vorſtellungsweiſe auch auf ſolche Creaturen anzuwenden und zu fragen: Welches iſt die Idee, das Urbild des Pferdes?

Doch ſoll auch dieß hinwieder nicht im eigentlich Platoniſchen Geiſt gemeint ſeyn und ſich auf ein über allem Sinnlichen ſchwebendes Urbild, ein nie und nirgend verwirklichtes Ideal des Pferdes beziehen, ſondern auf die in der Thierwelt leibhaft lebende und wirkſam auftretende Gattung deſſelben.

Man kann ſagen: Ein Pferd iſt kein Pferd; namentlich iſt eine Schindmähre deſſen allſeitige Negation; — alle Pferde ſind das Pferd. Sie in allen ihren Raçen, Abſtammungen, Ausbildungen, Tugenden, Kräften, Eigenthümlichkeiten zuſammengenommen ſtellen den Vollbegriff des Pferdes dar.

Wenn nun die Schule von einer klaren Vorſtellung vom Pferde ſpricht, was meint ſie denn damit?

Iſt es der ſinnliche Eindruck von der Geſtalt deſſelben, die Senſation, die deutliche Wahrnehmung? Oder will ſie eine Sach-Erklärung, die etwa gerade genug Merkmale daran zuſammenfaßt, daß wir an nichts Anderes, namentlich an keinen Eſel denken?

Oder will ſie die Aufſtellung eines Begriffs, der nicht bloß eine logiſche Definition wäre, ſondern mehr oder weniger in die Weſenheiten des Pferdes einginge?

Oder endlich iſt es ihr um die Idee des Pferdes, ſeinen animaliſch-terreſtriſchen Sinn, ſeinen Schöpfungs-Ausdruck zu thun?

Sie ſchweigt hierüber; ſie wiederholt nur die Schul-Forderung: Deutliche Vorſtellung! klarer Begriff!

Nun wohl! — was ſie dem Denk-Schüler anſinnt, es iſt zum Theil in den Bibliotheken über Hippologie und Anatomie, in den Monographieen, in den Länder- und Völker-Kunden, in den Erfahrungen der ſcharfblickenden, vielgereiſten, denkend-beobachtenden Pferdekenner, wenn nicht gar in Blick und Takt der Roßtämme und Pferde-Juden niedergelegt. Auf dieſe Wiſſenden mag ſich der verlegene Schüler der Naturkunde beziehen, an dieſen Hintergrund von Autoritäten mag er ſich rückenfrei anlehnen.

Wegen der Idee des Pferdes im höchſten, kosmiſchen Sinn aber appellire er an die Naturphiloſophen, wenn dieſe je ſich herablaſſen, nach dem Weltgedanken im Pferdemäßigen zu fragen.

Wir haben auf das Pferd geſehen, vom Pferde geſprochen, und könnten auf die ganze Natur, die Welt ſehen, von ihr, von allen Gegenſtänden der Wahrnehmung in gleichem Sinne ſprechen.

Daſſelbe Aufſteigen vom Eindruck durch den Begriff zur Idee kann überall ſtattfinden.

Kaum wage ich, die Vorſtellung: Menſch zu nennen, aus Beſorgniß, mich ſogleich in eine unerſchöpfliche Sphäre von Beziehungen hineingelockt zu ſehen, welche ſich an dieſe Vorſtellung knüpfen.

Und doch, wie genügſam iſt die Logik? Ihr gilt für eine klare Vorſtellung von Menſchen, was, in Worte gefaßt, kaum viel beſſer iſt, als die Definition jenes Alten: der Menſch iſt ein zweifüßiges, unbefiedertes Thier, — welcher Epiker einen gerupften Hahn zur komiſchen Widerlegung entgegenſchreiten ließ.

Man muß auch hier ſagen: Ein Menſch iſt kein Menſch! Die Menſchheit iſt der Menſch. Nur die ganze Menſchheit erfüllt den Begriff des Menſchen, ja, wohl die ganze Menſchheit

iſt nicht fähig, der Idee des Menſchen in ihrem Welt-Ausdruck ſich vollſtändig, vollkräftig bewußt zu werden.

Es wäre nicht ſehr paradox, zu behaupten, daß mit dem erſchöpfenden Begriff des Menſchen auch der Begriff der Menſchheit, des Menſchenthums erſchöpft wäre, und daß ſofort durch denſelben eine allgemein gültige Philoſophie, die Entwicklung der Menſchen-Geſchichte, der Sinn und Zweck, die Beſtimmung des Menſchen, die Nothwendigkeit und das Weſen der Religion zur Klarheit zu bringen wäre.

Wir ſagen alſo nochmals, die Menſchheit käme nicht vorwärts, wenn ſie nur in klaren Vorſtellungen, deutlichen Begriffen fortſchreiten könnte und dürfte.

Die Schule arbeitet darauf hin. Sie ſucht ihre Lehrſtoffe ſtets zu erklären, faßlich zu machen, bis zur Erkenntniß zu verdeutlichen. Wir möchten aber doch fragen, was der Welttheil Amerika mit einer General-Charte von demſelben gemein habe; wie die encyklopädiſche Nomenklatur, das bunte Foliobild davon ſich zu den genauern Kunden von den ungemeſſenen und unermeßlichen Klimaten der neuen Welt verhalten; ob das ganze Schulwiſſen irgend ein Verhältniß habe zu den Anſchauungen und Erfahrungen einer wirklichen Reiſe?

So ungefähr ſteht es um die Klarheit und Deutlichkeit der allermeiſten Vorſtellungen und Begriffe der Menſchen.

Wir erinnern an das oben über die Richtung der Aufmerkſamkeit, die Schärfe des Blickes Geſagte, und wie das Auge am Doppelpunkt noch die Form des einzelnen Pünktchens, ſeine Seiten unterſcheide, wie es aber ohne ſolche feſte Richtung nur ſchweifend und oberflächlich ſchaue.

Nur das Ruhen auf dem Objekt, das Verſenken des Sinnes in ſeine Tiefen gibt klare Vorſtellungen.

Zu manchen reichen Gegenſtänden muß man überdieß die methodiſche Kunde der Sphäre, des Cyklus, zu dem ſie gehören, mitbringen, um deren Inhalt im Ganzen und Einzelnen zu

würdigen, und auch dieß läßt ſich nur durch wiederholtes Anſchauen und Nachdenken erringen.

Wie und mit welchem Erfolg durchwandelt ein Laie eine Gallerie oder ſonſtige Kunſtſammlung, ein Alterthums-, ein Naturalien-Cabinet, mit welchem Ertrag dagegen ein Kenner, ein Fachmann?

Aber auch in den gewöhnlichen, alltäglichen Geſchäften des Lebens halten ſich die Betheiligten nicht immer mit der Erwerbung deutlicher Vorſtellungen auf. Ihre Kunde geht auf diejenige Seite, in diejenige Tiefe der Dinge, welche ihrem Intereſſe, ihrem Gebrauch und Nutzen gemäß iſt.

Die Begriffe haben einen praktiſchen Curs. Sie ſind eine Art intellektuelles Geld. Das Wenigſte wird nach Schrot und Korn geprüft, gewogen, abgezählt. Es wird eingenommen und ausgegeben in Rollen und Pakets. Das Metall iſt innen verſchloſſen; man vertraut dem Siegel, der Ueberſchrift. Ja es gibt Begriffe, die ſeit ihrem erſten Einrollen nicht wieder geöffnet worden, die ſtets auf Treu und Glauben im Weltumlauf ſind.

Das iſt eben das Geſchäft des Unterſuchers, ſolche ſeit undenklichen Zeiten curſirende Begriffs-Rollen zu öffnen und ihren Inhalt, ihre Geltung zu prüfen.

Der gewöhnliche Verkehr läßt ſich aber nicht aufhalten. Wollte man immer und überall klare Vorſtellungen, deutliche Begriffe fordern, ſo wäre das eine Hemmung deſſelben, wie etwa, wenn man vom Conzertſpieler fordern wollte, er ſolle eine fortwährende theoretiſche Einſicht in die Geltung der einzelnen Noten, der Intervalle, ihrer mathematiſchen Verhältniſſe haben und ſich der Muskelbewegung bei jedem Griff und Strich bewußt werden.

Hier behaupten die Muſiklehrer gerade die entgegengeſetzte Maxime von den Denklehrern. Sie fordern nämlich, daß das Conzertſpiel in Beziehung auf die muſikaliſchen Anſchauungen

und Begriffe unbewußt und inſtinktmäßig werde, worauf alle Uebung, alle Probe hinzielt.

Der Altmeiſter der Logik fordert von ſeinen Jüngern vor allen Dingen recht bündige Definitionen, als wäre dieß ein leichtes Geſchäft und das erſte Erforderniß zum Denken, während es doch das ſchwerſte Unternehmen und das End-Ergebniß des Denkens iſt.

Die beliebten Definitionen ſind ſelten Sach-Erklärungen, ſondern was das lateiniſche Wort beſagt: Umgrenzungen, Abſchließungen. Es werden diejenigen Merkmale zuſammen geſucht, welche in ihrer Verbindung nur dieſem und keinem andern Gegenſtand angehören, welche ſeinen Hauptumriß bilden und ihn darin einfriedigen, ſo daß, wenn man auch gar nicht lernt, in was ſein Weſen beſteht, man wenigſtens ihn nicht mit andern ähnlichen Gegenſtänden verwechſelt.

Meiſt beruhigt man ſich dabei mit Erklärungen, die nicht viel beſſer ſind als die einer Bilder-Fibel, mit der Aufführung von Merkmalen, mit Worten, welche ſogleich ſelbſt wieder einer Sach-Erklärung bedürften, mit der Angabe von problematiſchen Qualitäten, verborgenen Eigenſchaften, bei denen ſich die erſte Frage erſt recht verzweigt.

Es gehört eine gewiſſe Genialität der Einſicht dazu, das Weſen eines Gegenſtandes, ſeine Geneſis, ſein inneres Leben auf einen kurzen Ausdruck zu bringen. Während eine gewöhnliche Definition uns nur hinhält, eröffnet eine geniale Sach-Erklärung unſerm Blick das innere Weſen des Dings.

Erweiſt ſich nun das gewöhnliche Definiren ſchon bei ſtabilen Dingen unzureichend, der Sache ausweichend, das Denken ablehnend, mit Worten beſchwichtigend, ſo iſt dieß mit Natur-Verhältniſſen, deren Erkenntniß in der Weiterforſchung, in der Entwicklung begriffen iſt, noch mehr der Fall.

Die meiſten Begriffe der Naturkunde haben ſich im Verlaufe der wiſſenſchaftlichen Ausbildung erweitert, aufgeklärt, genauer beſtimmt, zuweilen ganz umgeſtülpt.

Man denke an die Vorſtellungen, die ſich vergangenes Wiſſen von den Elementen, den Grundſtoffen, von Licht und Wärme, vom Magnetismus, von der Elektrizität, von den Prozeſſen der Chemie, von den Lebens-Erſcheinungen der geſunden und kranken Organiſation ꝛc. machte.

Hier läßt ſich nun Nichts für immer, für lange feſtſtellen. Alles iſt in der Entfaltung, in Verbindung und Zerſetzung, im Fortſchritt begriffen. Die ſcharfſinnigſten Beobachter, die glücklichſten Forſcher ahnden bei ihren genialſten Entdeckungen, daß ſie vor neuen Problemen angelangt ſind, vor neuen Räthſeln, deren Löſung noch zu erwarten ſteht.

Wenn je die Logik der Schule zur Demuth geneigt wäre, ſo könnte ſie dieſe Angeſichts der Naturkunde üben, und wenn ſie in ſolcher Demuth auch nicht mit Sokrates ausſpräche: Ich weiß, daß ich Nichts weiß! — denn warum ſollte man Nichts wiſſen? — ſo würde ſie doch das Wiſſen in ſeiner unendlichen Evolution als einen ſtets offen zu haltenden Denkprozeß erkennen.

Schlüſſe.

Die Logik ſteigt von Anſchauungen, Wahrnehmungen des Mannichfaltigen, des Einzelnen, Individuellen zu Begriffen, als Zuſammenfaſſungen derſelben, von dieſen zu Urtheilen, als Verbindungen von Begriffen, von den Urtheilen zu den Schlüſſen auf, welche aus allgemeinen Urtheilen abgeleitete beſondere Urtheile ſind.

Genauer betrachtet iſt aber im Begriff auch die Anſchauung, das Urtheil und der Schluß enthalten und er konnte nur durch dieſe Geiſtes-Thätigkeiten entſtehen.

Die Sterblichkeit des Menſchen iſt eine Natur-Anſchauung; ſie liegt im Geſammtbilde vom Menſchen. Ich kann ſie in ein Urtheil aus einander legen: Alle Menſchen ſind ſterblich. Das heißt aber tautologiſch: Alle Sterbliche ſind ſterblich.

Wenn ich nun vollends ſchließend ſage: Alle Menſchen ſind ſterblich;

Cajus iſt ein Menſch;

Alſo iſt Cajus ſterblich; —

ſo kann ich dieſen Schluß in das Urtheil verkürzen: Alle Menſchen, darunter Cajus, ſind ſterblich. Warum aber will ich nicht vollends das Urtheil zum Begriff eindichten: der ſterbliche Cajus?

Man wird verſucht, nach dieſen Momenten einen humoriſtiſchen Syllogismus zu bilden und die daraus folgen ſollende apodiktiſche Gewißheit und Evidenz in den Irrthum eines Fehlſchluſſes umzuſetzen.

Gretchen macht vor Fauſt folgenden Schluß:

Alle Menſchen ſind ſterblich und müſſen ſterben;

Du und Mephiſtopheles ſind Menſchen;

Alſo ſeyd ihr Beide ſterblich und werdet ſterben.

Fauſt macht aber dem unſchuldigen Gretchen und ihrer kindlichen Logik folgende Einwendung:

Mein gutes Gretchen!

Nicht alle Menſchen müſſen ſterben; denn Du weißt aus der Bibel, daß Einige nicht geſtorben ſind und daß die am jüngſten Gericht noch Lebenden nicht in das Grab, ſondern geradezu in den Himmel oder in die Hölle kommen.

Mephiſtopheles iſt kein Menſch, ſondern ein böſer Geiſt, der aus der Hölle ſtammt; Ich aber werde auch nicht ſterben, denn mich wird der Teufel holen. —

Das Fortſchreiten in der ſyllogiſtiſchen Form paßt zunächſt für die Mathematik, da ſie ganz ein Werk des Geiſtes iſt und auf Vorausſetzungen beruht, die dieſer ſelbſt kategoriſch aufgeſtellt hat und aus welchen ſich Alles mit Evidenz entwickelt, auf die ſich Alles zurückführen läßt. Die Major und Minor laſſen ſich ſtets bündig beweiſen; die Concluſion ſtellt als nothwendig hin, was zu beweiſen war.

Wenn ich einmal die Definitionen von Punkt, Linie, Kreis, Drei-, Vier- ꝛc. -Eck, von Zahlen-Verhältniſſen ꝛc. annehme, ſo hat für meinen Geiſt die ganze Mathematik apodiktiſche Gewißheit.

Ganz anders in der Naturwiſſenſchaft, in der Philoſophie, in der Rechts-, Sitten- und Religionslehre, wo ich immer und bei jedem Ausſpruch von Beweis zu Beweis zurückgedrängt werde, weil hier lebendiger, fraglicher Inhalt unterſucht, erwogen, erprobt werden ſoll, die zu oberſt ſtehenden Axiome aber, der Satz der Identität und der des Widerſpruchs, lediglich ohne Inhalt und in Beziehung auf alles Leben leer, todt und unfruchtbar ſind.

Die ſyllogiſtiſchen Formeln mag man immerhin als eine Uebung des Scharfſinns, der Sprache und zu etwaigem Nachweis der häufigen Fehlſchlüſſe im Leben gebrauchen, obwohl Denkfähige ſich wohl nie des barbara, celare, darii, ferio bewußt werden.

Man mache den Denk-Schüler darauf aufmerkſam, wie die Sphären der Begriffe einander einſchließen, decken oder ausſchließen, dann wird er ſtets wahrnehmen, ob eine ſyllogiſtiſche Folgerung wahr oder falſch iſt. Gibt man ihm bloß den Schlüſſel in Buchſtaben oder Worten, alſo barbara ꝛc. oder A. E. I. O., ſo iſt er damit ebenſo daran, wie mit der Regel de Tri ohne die Einſicht in die Proportionen, wo er nicht weiß, warum das Fazit recht und nothwendig dieſes iſt.

Bei dem Satz: Alle Menſchen athmen — iſt die Sphäre des Athmens weiter, als die Sphäre Menſch. Daher kann ich nicht alle athmenden Weſen in die Sphäre Menſch hinein ziehen. Dagegen muß ich alle nicht athmenden Weſen von der Sphäre Menſch ausſchließen.

Es würde zu weit führen, die allgemeinen und beſondern, die bejahenden und verneinenden Schlußformeln einzeln durchzugehen.

Daß ſchon bei der Begriffs-Bildung Urtheile und Schlüſſe

vorkommen, überhaupt alle Anſchauungs- und Denk-Funktionen thätig ſind, erhellt aus den Forſchungen der Naturkundigen, z. B. eines Cuvier.

Wenn er das foſſile Rohrbein eines Vorderfußes findet und es gewunden, mit ſtarken Ausladungen und Einkerbungen verſehen ſieht, ſo ſchließt er, es ſey von einem vierfüßigen Raubthier, weil er annimmt, daß an dieſem Knochen ſtarke Muskeln und Sehnen angelegt geweſen ſeyen. Ja findet er noch andere Knochen derſelben Thierart, ſo ſagt er, daß dieſe urweltlich und untergegangen, ſetzt aber mit combinatoriſchem Geiſt ein ganzes uns unbekanntes Individuum aus dieſen Knochen zuſammen.

Er macht keine Syllogismen. Seine allſeitige Naturformen-Kunde, ſeine Kenntniß ſchon früher entdeckter foſſiler Thierreſte bewegt ſeine wiſſenſchaftliche Einbildungskraft zwiſchen all dieſen Formen hin und her. Er verbindet und trennt; er nimmt an und ſchließt aus; und ſo erſteht in ſeiner Imagination inmitten der Begriffe des Bekannten und Wirklichen ein Bild des Möglichen, des Wahrſcheinlichen einer uns unbekannten vorweltlichen Thierform.

Es wäre aber pedantiſch, dieſe geniale, jedoch nichts weniger als phantaſtiſche Geiſtesthätigkeit, dieſen Scharfſinn des innern Blickes auf ſyllogiſtiſche Regeln zurückzuführen, da, wo Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt, jede derſelben in den Terminus major, minor und medius zu ſpalten. —

Raum und Zeit.

Nachdem wir die Erſcheinungen des Lebens, welche wir allgemeinem Sprachgebrauch und Verſtändniß gemäß: Eindrücke, Wahrnehmungen, Senſationen, Empfindungen, Fühlungen ꝛc. genannt, dann ihre Verbindung und Erhöhung zu Funktionen des Denkens, zu Vorſtellungen, Gedanken, Begriffen betrachtet, konnten wir dieſe ſämmtlichen Thätigkeiten um ihr Verhältniß

zu einem Etwas außer ihnen, auf das ſie ſich beziehen, zu den Gegenſtänden, zu der Außenwelt, wie ſelbſt die innern organiſchen Zuſtände den Empfindungen gegenüber genannt werden können und müſſen, fragen.

Hier kommt uns aber die Schule mit zwei Begriffen oder intellektuellen Anſchauungen entgegen, auf die wir wohl erſt ſpäter mit unſerer Betrachtung gekommen wären, die ſie aber aller Spekulation über das Gegenſtändliche voranſtellt.

Wir meinen die Begriffe von Raum und Zeit.

Die Philoſophen aller Jahrhunderte von Heſiodus, Ariſtoteles und Plato bis auf unſere Tage haben ſich um den Sinn und Inhalt dieſer alles Anſchauen und Denken der Menſchheit durchdringenden Begriffe eifrigſt bemüht. Sie haben auf's Tiefſinnigſte darüber geforſcht, auf's Eifrigſte darüber geſtritten.

Und allerdings, das Feld war groß und weit und leer genug dazu.

Man könnte ein langes Leben an die gelehrte Forſchung über dieſes Jahrtauſende alte Ringen und Kämpfen, an die Leſung der Bibliothek wenden, die über das philoſophiſche Problem von Raum und Zeit und über ihre metaphyſiſche Geltung geſchrieben worden.

Hierein einzugehen, überhebt uns die Firma, die wir mit Beſonnenheit dieſen Unterſuchungen beigegeben, der Dilettantismus.

Der Raum iſt im Sinn der kritiſchen Schule kein Begriff, ſondern eine Anſchauung; eine Anſchauung vor aller Erfahrung. Wäre der Raum ein Begriff, ſo wäre er eine Abſtraktion, dem Räumlichen entnommen. Das ſoll er aber nicht ſeyn. Er iſt — heißt es — als Form unſerm Geiſt eingeprägt, welcher ſie mit Nothwendigkeit auf die räumlichen Gegenſtände überträgt.

Wir haben uns bisher bemüht, das Erwachen des Lebens aus dem anfangs dumpfen Nebel der Senſationen, ſein Gelangen zum Bewußtſeyn zu beobachten. Wir gingen ſchrittweiſe

und zogen nicht mehr in unſern Geſichtskreis, als wir mit Klarheit wahrzunehmen, mit Ueberzeugung uns anzueignen im Stande waren.

Raum und Zeit umfaſſen aber das All und wenn die kritiſche Schule dieſe überſchwänglichen Anſchauungen urſprünglich in den Geiſt legt, ſo müßte dieſer mit der Umfaſſung des All erwachen, ein Metaphyſiker müßte aus dem Haupt der Minerva ſpringen.

Allerdings ſcheinen die Begriffe von Raum und Zeit anderer Natur zu ſeyn, als die meiſten andern Begriffe. Sie haben keine Zufälligkeit, man kann ſie beſitzen oder nicht beſitzen: ſie haben keine Relativität; es läßt ſich ihnen Nichts zulegen oder nehmen; ſie ſind nothwendig, unausweichlich, total, abſolut, allumfaſſend.

Allerdings liegt es im Weſen des Geiſtes, daß er die Dinge nur im Raum, nur in der Zeit denken kann. Daraus folgt aber nicht, daß dieſe Begriffe vor allem andern Anſchauen und Denken, daß ſie ſogar ohne daſſelbe, uns inwohnen.

Die Begriffe des Seyns, des Daſeyns, des Wieſeyns, des Mannichfaltigen, des Anders und Anders-Seyns ſind von dergleichen Art.

Sie ſind nicht a priori, vor allem Anſchauen und Denken, dem Geiſt inwohnend, ſeine Natur ausmachend. Sie ſind durch das gedachte wirkliche All gegeben, von ihm abſtrahirt.

Wir haben die Seele zum Seyn, zum Daſeyn und Leben erwachen laſſen. Sie war uns bisher nichts Anderes, als eben dieſes Erwachen ſelbſt, vor der Hand der problematiſche Träger deſſelben.

Wie der Kritizismus dazu kommt, eine Seele mit angeſtammten Anſchauungsformen zu ſtatuiren, ſcheint unbegreiflich, mit Formen, die dem Stoff ihr Gepräge aufdrücken, von dem man gar nicht weiß, ob er es annimmt, ja ob er überhaupt wirklich exiſtirt.

Die angemaßte Autokratie der Seele läßt ſich nur daraus erklären, daß die Begriffe von Raum und Zeit allumfaſſend und nothwendig ſind, ſobald ein Anſchauen und Denken ſtattfinden ſoll. Aber der Begriff des Mannichfaltigen iſt jenes nicht minder, denn ein All-Eins, eine ungebrochene Einheit wäre weder anſchaubar, noch denkbar.

Es könnte jedoch einem tiefen Metaphyſiker kommen, zu behaupten, er vermöge ſich eine All-Einheit ohne weitern Inhalt, als der dieſe ſich ſelbſt wäre, gar wohl denken, und ſo auch Raum und Zeit, als reine Form, ohne ſtofflichen Inhalt.

Wir werden hierauf bald zurückkommen.

Ein ſich ſelbſt verſtehendes, nicht mit Worten als wären es Weſenheiten ſpielendes Denken findet in ſich Folgendes:

Das Allgemeinſte und Umfaſſendſte, deſſen es ſich zu bemächtigen vermag, iſt das Seyn als Daſeyn, als All, zugleich als Anderes und Anderes, als Mannichfaltiges, als Weltall, als Natur, als All-Leben; auch dieß als Zugleichſeyn, Außereinander-, Nebeneinanderſeyn und als Folge, Nacheinanderſeyn, Veränderung, Bewegung.

Für dieſe unüberſchwängliche Umfaſſung, dieſe All-Einheit, die ebenſo auch All-Vielheit iſt, für dieſes All-Seyn, das zugleich das All-Werden iſt, hat die Denk-Sprache zwei Worte gefunden, die, von allem Stoff abſehend, die bloße Form andeuten: Das Außereinander, Raum, und das Nacheinander, Zeit.

Sie haben ihren Sinn aber nur in ihrem gemeinſchaftlichen Stoff: Weltall.

Es liegt im Weſen des reflektirenden Geiſtes, die Begriffe immer mehr zu verallgemeinern, zu ſublimiren, von ihrem Inhalt die bloße Form zu abſtrahiren. Sie ſcheinen hiedurch reiner, höher zu werden und werden dadurch oft nur leerer, gehaltloſer.

Man denkt ſich den Raum unerfüllt, leer, die Ausdehnung ohne ein Außereinanderſeyendes, ſo die Zeit leer, ohne ein Nacheinanderſeyendes, ohne Veränderung und Bewegung.

Es iſt aber hierin gar nichts Geſetztes, Poſitives. Es iſt leere Verneinung. Bloß mit Hinzudenken der Erfüllung ſind Raum und Zeit ein Etwas, Weienhaftes, ohne ſie nichts, als leere Worte.

Raum und Zeit ſind alſo nur in Verbindung zu denken und in ſolcher ſind ſie ein anderer Ausdruck für Welt, All, Natur. Allerdings kann das Daſeyn nur unter den Formen von Raum und Zeit gedacht werden, weil ſie Abſtraktionen von ihm, oder weil ſie es ſelbſt ſind.

Die Metaphyſiker hatten von jeher eine Abneigung vor aller Empirie und Erfahrung und ſalvirten möglichſt viele Begriffe in die angeſtammte Form des Geiſtes, in das a priori.

Iſt denn aber nicht das Erfahren nach ſeinem höchſten Ausdruck eben das bewußte Leben ſelbſt, das Anſchauen und Denken? Es iſt der einzige und natürliche Weg zum Erkennen. Es ſchadet der Würde der Begriffe nicht, daß ſie durch Begreifen, Umgreifen entſtehen, ſo wenig als es dem Werthe des Goldes Eintrag thut, daß es durch Befahren des Schachtes gewonnen wird. Ein ſolches Befahren iſt das Erfahren; nicht etwa ein ſolches, wie man im gewöhnlichen Leben Anekdoten, Nachrichten ꝛc. erfährt, disparate Begegniſſe ꝛc. erlebt.

Das philoſophiſche Erfahren iſt nichts Anderes, als das Aufnehmen der Welt in das Denkvermögen und hat alle Grade der Wahrheit, von der Wahrſcheinlichkeit bis zur Gewißheit und Evidenz.

Allerdings iſt die Erkenntniß, daß die Welt unter den Formen von Raum und Zeit ſtehe und ſtehen müſſe, von anderer Art, als diejenige, daß der Magnet das Eiſen anziehe, daß die Magnet-Nadel nach den Polen zeige.

Letzteres ſind eigentliche Erfahrungen. Der Begriff des Magnets erhält als Subjekt den Zuwachs der Prädikate: Anziehungskraft und Polarität, und ſo als Subſtanz Letztere als neu entdeckte Accidenzen. Hinwieder wird der Magnet dem

allgemeinen Begriff der anziehenden und der polarisirenden Körper unterstellt, und das Eisen erhält zu seinen schon bekannten Merkmalen und Eigenschaften den Zuwachs der Anziehbarkeit durch den Magnet, so wie den der Mittheilbarkeit der magnetischen Polarität an dasselbe durch Streichen.

Hier sind also physikalische Synthesen durch Entdeckungen, durch Experimente, durch eigentliche Erfahrungen und Wahrnehmungen a posteriori.

Die Begriffe von Raum und Zeit sind aber leere Abstraktionen von der Uranschauung: Welt; sie enthalten nichts Neues außer, neben oder innerhalb dieser; sie sind keine Synthesis innerhalb der unbedingten, allbedingenden Thesis: Welt.

Was man gemeinhin Erfahrungen nennt, sind Unterstellungen von Erscheinungen spezieller Art, unter höhere, umfassendere Gattungsbegriffe. Das gilt allerdings von den Abstraktionen von Raum und Zeit nicht. Sie sind keine Accidenzen von der Weltsubstanz, sie sind auch keine Prädikate des Subjekts All. Sie sind dieses selbst als Seyn und Werden gedacht.

Es ist in diesem Erkennen, wenn es sich von solchen allumfassenden Begriffen, wie Raum und Zeit handelt, eine Nothwendigkeit und wenn man will, Prästabilität: nicht aber in dem metaphysischen Sinn, als müßte sich das Seyende diesen Anschauungsformen nothwendig und vorherbestimmt bequemen, sondern in dem naturgemäßen, daß das Anschauen mit dem Angeschauten Eins wird; wie das Auge die Welt nicht anders schauen kann, als es sie schaut, weil es lichtfähig mit dem Weltlicht Eins wird; wie das Ohr die tönende Natur nur in seiner Tonart hören kann, weil es tonfähig mit den Weltklängen Eins wird.

Wollten uns die Anschauungen: Raum und Zeit zu universell, ursprünglich und nothwendig dünken, als daß sie erfahren, erlebt werden könnten, als daß sie nicht vorherbestimmend als nothwendige Formen im Geiste liegen sollten, so müßte uns ja

daſſelbe ebenſo auch von den Begriffen des Daſeyns, des Weltalls, des Alllebens dünken.

Sind aber dieſe Begriffe nicht bedingt durch das Erwachen der Seele zum Leben, zum denkenden Erfaſſen, zum Umfaſſen deſſelben, durch das Erweitern des Letztern zum Allumfaſſen, durch das Setzen der Totalität des Lebens?

Weit entfernt aber, daß die Begriffe Raum und Zeit beſtimmende, urſprüngliche, vorlebende Grundanſchauungen des Weltganzen ſeyn ſollten, wodurch ſie der erſte Akt des Denkvermögens wären, ſind ſie vielmehr der letzte Akt deſſelben, die höchſten Abſtraktionen, das Ausſchälen des Daſeyns von allem Inhalt und Leben, das Behalten der bloßen hohlen Form des Außer- und Nacheinanderſeyns.

Allerdings kann der Geiſt die Welt nur nach dieſen und andern noch weiter zu beſprechenden Formen denken, aber aus keinem andern Grund, als weil die Welt dem Abſtraktionsvermögen gerade dieſe und keine andern Formen darbietet.

Der Verſtand kann die Welt nur ſo denken, wie er conſtruirt iſt. Er iſt aber ſo conſtruirt, daß er die Welt denkt, wie ſie iſt; er iſt eine Welt-Seite.

Damit wird man mit dem Weſen des denkenden Verſtandes nicht fertig, daß man ihm, wer weiß aus weſſen Macht, eine conſtitutive Gewalt über die Dinge beimißt; ſondern das iſt und bleibt eben das zu löſende Problem, ob der Verſtand die Welt denken kann, wie ſie iſt, ob ein Erkennen der Welt an ſich möglich iſt.

Wir werden bald finden, daß es um die philoſophiſche Abſtraktion der allgemeinſten Bezüge der Welt eben keine ſo myſteriöſe Sache iſt, daß ſie an ſich leere, inhaltloſe Schemate ſind, gedachte Inbegriffe, innerhalb deren ſich das Leben ſchrankenlos bewegt; Relativitäten, die bloß für unſer vergleichendes, verbindendes und trennendes Reflektiren einen Sinn haben, der aber den Sinn des Lebens nicht berührt.

Zwei Relationen der Begriffe von Raum und Zeit haben den Metaphyſikern, mehr als den auf fühlbar feſtem Boden ſtehenden Phyſikern, von den älteſten Zeiten an viel zu ſchaffen gemacht: der leere Raum, die leere Zeit; dann der ewige (unendliche) Raum und die ewige Zeit (Ewigkeit).

Auch dieſe Seiten der Begriffe ſcheinen auf ihre Abkunft außer und vor aller Erfahrung, dieſe ſelbſt im reinſten, höchſten Sinne als Urbegriff des Lebens genommen, hinzuweiſen.

Wenn ſich der Metaphyſiker eine Erfüllung zu dem Raum und der Zeit, gleichſam einen Stoff zu der Denkform erſt hinzudenken mußte, ſo konnte er ja ohne Umſtände denſelben auch hinwegdenken: Raum und Zeit bleiben was ſie ſind.

Der leere Raum gewährt die Möglichkeit der Ausfüllung; die leere Zeit geſtattet ein Geſchehen innerhalb ihres Verlaufs. Alſo ſind ſie doch wohl mit oder ohne Erfüllung Weſenheiten?

Man unterſcheide die Totalität von Raum und Zeit von Raum- und Zeit-Theilen. Einen Raum-Theil kann ich mir leer nur durch ſeine körperliche Umgebung denken; ich meſſe ihn durch dieſe. Hebe ich ſolche hinweg, ſo bleibt mir nichts als der abſtrakte Begriff: Ausdehnung überhaupt, bis ich zu dieſer ihre Begrenzung wieder hinzudenke.

So beſtimme ich den Zeit-Theil nach dem Geſchehen. Die unerfüllte Zeit meſſe ich nach dem neben ihr Geſchehenden. Ein leerer Zeit-Theil kann ohne Letzteres gar nicht gedacht werden.

Das ausgedehnte und dauernde Weltall exiſtirt und bleibt. Sind innerhalb deſſelben leere Raum- und Zeit-Theile möglich, ſo werden ſie nothwendig nur durch die ſie umgebende Erfüllung denk-, beſtimm- und meßbar. Das Gähnen des Raumes, das Schlafen der Zeit — ſie haben ihre Ziele und Zeiger im Fortſtreben des thätigen Wachens.

Von leeren Zeit-Theilen in der Natur ſpricht die Metaphyſik und Phyſik nicht, weil das Leben der Zeit keinen Hiatus

hat, wenn auch vieles Feste in ihr ſcheinbar ohne Wandel fortbeſteht. Nur das wollen wir nebenein beibringen, daß, wo in der Natur Etwas einmal dem Gründlich-Starren anheimgegeben iſt, Jahrhunderte, Jahrtauſende an ihm wie Tage vorübergehen.

Hat man ja doch an Lebendigem, das in Starres hermetiſch verſchloſſen worden, dieſes ſpurloſe Vorübergehen bemerkt, und dürfte man die Möglichkeit annehmen, daß verſteinerte Infuſorien, aus denen ganze Gebirgstheile beſtehen, durch Auflöſung wieder aus ihrem ungezählte Jahrtauſende langen Todesſchlaf zum Leben erweckt werden könnten, ſo wäre das, uneigentlich geſprochen, für dieſe Geſchöpfe eine Art leerer Zeit geweſen. Ob nicht uns ſelbſt irgend einmal eine ſolche bevorſteht, vielleicht eine unzähligemal längere, als von welcher in bekannten Mährchen von Langſchläfern erzählt wird, iſt eine Frage, deren Beantwortung ganz und gar außer unſerm Bereich liegt.

Aber beim Raum wird im eigentlichſten Sinne die Frage von den Phyſikern aufgeworfen, ob irgend eine gänzliche reine Leerheit theilweiſe möglich ſey oder wirklich irgend wo und wann vorkommen möge.

Auch ſie und ihre Beantwortung können wir hier umgehen, bemerken aber doch, daß, wenn Lebenskraft im allgemeinſten Sinn die ganze Schöpfung durchdringt, ihr Wirken aber durch abſolute Leere hindurch nicht wohl denkbar iſt, der ganze Weltraum als ein erfüllter gedacht werden müßte.

Wollen wir wirklich nun über die Unendlichkeit von Raum und Zeit nachdenken? Schaudern wir nicht vor dieſen Geheimniſſen zurück? Wiſſen wir nicht von Solchen, die über dem Grübeln in den Gebieten des Unermeßlichen und Abſtruſen ſelbſt abſtrus, ja toll geworden ſind, namentlich wenn ſie ſchon vorher Anlage hiezu gehabt, einſam, ungeſellig dieſe geſteigert und in angreifendem Brüten über ſolchen Gebieten des Ueberſchwänglichen ſich in fixen Ideen feſtgerannt haben?

Vor dieſer unſeligen Verirrung bewahrt uns ein freier,

frischer Lebens-Sinn, der den Erscheinungen der Welt kindlichkeck in's Auge sieht und keine metaphysischen Schul-Gespenster, keine Katheder-Popanze fürchtet; den hohle Sprachrohr-Stimmen nicht schrecken; dem der sepulcrale Dunst dumpfer Formeln keinen Fieberschauer erweckt; der lieber irrt und lernt, als gläubig merkt und nachplappert. Wir können uns gar wohl den Raum unermeßlich, ja, im Gegentheil, wir können uns denselben nicht irgend begrenzt denken, weil das Begrenzende immer wieder räumlich wäre.

Aber können oder müssen wir uns denselben dann auch in's Unermeßliche erfüllt denken?

Wir erfassen die Natur in ihren größten der Weltkunde noch zugänglichen Entfernungen, ja wir folgen dieser in ihre Vermuthungen und mit Beobachtungen unterstützten Hypothesen. Wir reihen Sonnensysteme an Sonnensysteme, Milchstraßen an Milchstraßen; wir säen diese unermeßlichen Welt-Linsen über das ganze Feld des Firmaments aus.

Ueber dieses hinaus nehmen wir noch Welten-Samen, unaufgegangenen in den Neubrüchen des Himmels, Sternnebel, Lichtwellen, chaotische Massen mit Welten-Keimen, Keim-Kräften wahr.

Aber sind dieß die Grenzen der Schöpfung? Können wir glauben, daß wir von unserm Senfkörnchen Erde aus mit unsern Augen-Waffen an die Enden der Welt zielen? Wären wir dort, unsere Entdeckungen würden von Neuem beginnen.

Ja, was hindert uns, neben eine Welt die Allmacht eine ebenso ausgedehnte zweite stellen zu lassen? Können wir dann nicht diese Welt-Pendants mit sich selbst multipliciren? Können wir diesen ungeheuern Rechnungs-Prozeß nicht fortsetzen, ja, in's Unendliche fortsetzen?

Und doch ist Etwas, was uns in diesem Schwindelnden der Analysis des Unendlichen wieder zur Besinnung bringt.

Hat nicht die ſchaffende Kraft ſich vom Kleinſten bis zum Größten ſelbſt beſchränkt? Hat ſie nicht Jedem ſeine beſtimmte Form gegeben? Sind es nicht Individuen, welche die Gattungen bilden und das Formloſe als feſten Wohnplatz und fließendes Element bedürfen? Iſt nicht Alles gemeſſen, gezählt und gewogen? Steht nicht das Eine mit dem Andern in Beziehung? Webt nicht eine Wechſelwirkung der Gebilde von den Weltkörpern bis zu den kleinſten Creaturen durch die Schöpfung?

Iſt nun, ſoweit unſer Geiſtes-Auge reicht, und wohin die Tragweite unſerer Analogieen geht, Alles bedingt und beſtimmt, iſt alles Geſchaffene in's Buch des Lebens eingetragen, ſo müſſen wir uns das All nach Maß und Zahl begrenzt und endlich denken. Iſt jede Exiſtenz eine beſtimmte und endliche, ſo iſt auch deren Summe endlich.

Kaum verſuchen wir aber dieſe Welt-Anſchauung feſtzuhalten, ſo macht ſich unſer ſchwankender Geiſt den Einwurf, ob wir uns denn die ſchaffende Urkraft durch den Stoff oder die Form irgendwie beſchränkt denken können?

Wir ſuchen unſerer Faſſungskraft durch den Begriff der Zeit zu Hülfe zu kommen, das unendliche Seyn durch ein unendliches Werden zu erklären.

Mögen wir auch die Dauer der unſerer Faſſungskraft zugänglichen Schöpfung noch ſo weit hinausrücken, ihren jüngſten Tag noch ſo lange vertagen, — die Weltkörper haben ihre Geſchichte. Wir können nicht umhin, in Jedem derſelben ein Analogon unſerer Erde zu ſehen. Aber Letztere hat eine Reihe von Umwandlungen durchgemacht und wenn wir an den Rieſen-Tafeln der Granit-, Gneuß- und Glimmerſchiefer-Gebirge der Hochalpen, an den aufragenden Schichten der Kalk- und Sandſtein-Berge, an den abgeſchrofften Lagern der Rollſtein-Hügeln hinaufſchauen und Manches ſo nackt und friſch im Bruch, wie von geſtern erblicken, ſo meinen wir die Erdnatur noch in kaum aufgehaltener Bewegung zu ſehen.

In ihrem Schoß iſt eine Lebensglut, die nicht erlöſchen will, und was ſie noch brütet, das iſt uns verborgen.

Aber auch ihre Oberfläche wandelt ſich. Die Elemente zehren an ihr und arbeiten an ihrer Verflächung. Und wäre auch dieſe ſo langſam fortſchreitend, wie wenn man den Staub von einer metallenen Kugel wiſcht, ſo ſteht ſie doch nicht ſtille.

Zwei Naturprozeſſen iſt alles Körperliche unterthan, der Friktion und der Zerſetzung.

Auch die Dichtigkeit der Erde kann nicht als eine conſtante angenommen werden. Sie war in ihren frühern Bildungs-Perioden geringer; ſie iſt mit ihrer allmählichen Erkältung gewachſen. Sie hat auf ihren Sonnen-Abſtand, ihren Umlauf und Umſchwung Einfluß, wenn auch Jahrtauſende der aſtronomiſchen Traditien in ihren Meſſungen uns keine wahrnehmbaren Unterſchiede überlieferten.

Wir ſchließen nach Beobachtungen auf eine Umwandlungs-Geſchichte unſeres Trabanten, des Mondes, nach Analogieen auf eine ſolche bei allen andern Weltkörpern.

Außerdem beobachten wir noch vieles Wandelbare, Zufällige innerhalb der Räume unſeres Sonnen-Syſtems, die wahrſcheinlich unausgeſetzte und raſche Umbildung der Kometen, die auch ihren Irrwandel bedingt, das tumultuariſch zu nennende Umlaufen der Aſteroiden-Schwärme.

Der Wechſel der Sonnenflecken deutet auch auf eine Er-Geſchichte des Sonnenlebens.

Kurz der kosmiſche Beſtand iſt nicht ſtabil und wie das Firmament aus Bildungskeimen und Stoffen des Chaos hervorgegangen, ſo kann es auch wieder in ein ſolches zurückſinken.

Die Spannung der kosmiſchen Kräfte iſt zwar ſo übermächtig, daß in dieſem großen Reiche ein Zerfall einzelner Städte und Provinzen nicht nothwendig den Ruin des Ganzen nach ſich zöge; unſere mathematiſche Sprache, wenn auch nicht

unſere Einbildungskraft, kann aber Potenzen von Millionen Jahren einſetzen, innerhalb welcher große Syſteme der durchgebildeten Schöpfung wie gealtert und überſtändig durch um ſich greifende Zerſtörungs-Prozeſſe in den Zuſtand des Chaotiſchen zurückfallen könnten.

Ueberall, wo wir Leben ſehen, bemerken wir ein Wachſen, einen Höhepunkt und ein Verwelken. Alles Leben lebt ſich zu Tode und wir können nicht umhin, mit jenem verneinenden Geiſt zu ſagen:

„— — Drum, Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht."

Hier aber könnten wir, wie wir eben angedeutet, annehmen, das ewige Seyn der räumlichen Schöpfung ſey ein ewiges Werden in der Zeit, und während hier Regionen derſelben in's Formloſe zurückſinken, wende ſich die Weltkraft in andere, um dort Chaotiſches zu neuen Geſtaltungen auszuprägen; indeß hier die alte Welt durch das Dämmerlicht ihres Abends in Nacht ſinke, gehe die Morgenröthe des friſchen Lebens einer neuen Welt auf.

Unſer Verſtand hätte aber auf dieſe Weiſe das Problem des ins Unendliche erfüllten Schöpfungs-Raumes nicht gelöst, ſondern nur in die Zeit geſchoben.

Die Zeit nun iſt für unſere Faſſungskraft als unendliche Vergangenheit eben ſo überſchwänglich, wie als unendliche Zukunft.

Als unerfüllte, als Vorſchöpfungszeit iſt ihr Begriff ein bloß negativer, eine leere Abſtraktion, ein Wort, dem keine poſitive Vorſtellung entſpricht. Nur als erfüllte Zeit, als Schöpfung, finden wir eine unendliche Zukunft noch denkbar.

Und doch iſt auch dieſe nur ein negativer Begriff, ein ſolcher, der Nichts in ſich begreift, weil er das Begriffene ſtets wieder ſogleich aufhebt.

Wir reihen Millionen, ja Potenzen von Millionen Jahren

an einander: ſie ſind endliche Zahlen; ihre Summe muß eine endliche ſeyn. Aber eben das Summiren heben wir immer wieder auf und erſtrecken es zur Unſumme, zur Unzahl.

So in dem nie endenden Geſchäft, das Undenkbare zu denken, die ewige Unvereinbarkeit beſtimmten Daſeyns, begrenzter Dauer mit unbegrenztem Raum, unendlicher Zeit zu vereinen, erlahmend, geſtehen wir uns endlich, daß unſer Denken ſelbſt ein begrenztes ſey, daß wir uns Raum und Zeit nicht anders, als unendlich, ewig denken können, daß uns aber bei dem Problem: Raum, grenzenlos erfüllt, Zeit, ewige Vergangenheit und Zukunft des Daſeyns — die Gedanken ausgehen, daß unſer Geiſt eben ſo wenig im Stand iſt, ein Werden und Vergehen des Weltalls in der Zeit zu denken, als ein Alldaſeyn von Ewigkeit zu Ewigkeit, und eben ſo wenig eine räumlich begrenzte als eine unbegrenzte Schöpfung.

Es könnte uns demüthigen, daß wir Das, was doch nicht Es und auch ſein Gegentheil zugleich ſeyn kann, was doch irgend wie, wo und wann iſt und ſeyn muß, ja was in ſeiner Begrenzung als ſinnliches Daſeyn und fühlbare Gegenwart ſo handgreiflich, ſo faßlich iſt, in ſeiner Ueberſchwänglichkeit und Unendlichkeit ſo gar nicht faſſen und begreifen können.

Da ſpricht denn wieder jener verneinende Geiſt aus: „Für Euch taugt einzig Tag und Nacht!“ Aber der Menſchengeiſt iſt ein trotzig und verzagt Ding.

Gerade weil er beſchränkt iſt, weil er die Welt nur in ihrer räumlichen und zeitlichen Begrenzung anſchauen, weil er — bewaffnet mit weithin tragenden Inſtrumenten, unterſtützt durch aſtronomiſche und geſchichtliche Kunden, gekräftigt und erweitert durch geſteigerte Kenntniſſe und kühne Combinationen, durch Analogieen und Schlüſſe, durch geniale Blicke und Hypotheſen — doch über die Schranken des Raumes und der Zeit nicht hinaus gelangen kann, weil er ſeine Vorſtellungskraft begrenzt fühlt, ebendeßhalb gelüſtet ihn, das Unbegrenzte zu

denken. Er empfindet ein prometheiſches Verlangen, das Unendliche, die ewige Wohnung der Götter, titaniſch zu erklimmen.

Ja, wer noch nie den ſüßen Schauer über das: Es iſt, über das Daſeyn, über die Unbegreiflichkeit des Greiflichen, über die Grenzenloſigkeit des Begrenzten, über das von Ewigkeit zu Ewigkeit des Moments empfunden und in ſich immer wieder und wieder erweckt hat, der iſt ohne philoſophiſchen Geiſt und Geiſtesdrang. Er lebt von Begrenzung zu Begrenzung, von Moment zu Moment; er nimmt das Weltall rein faktiſch für ein Seyendes, das ſich von ſelbſt verſteht, oder — er nährt ſich mit Schulbegriffen ohne lebendige Anſchauung, mit leeren Abſtraktionen und läßt ſich mit Wortbülſen beſchwichtigen.

Kategorieen. Stammbegriffe.

Die Philoſophen-Schule des vorigen Jahrhunderts hat nun allerdings das menſchliche Wiſſen in ſeiner nothwendigen Begrenzung aufgefaßt. Sie leitete aus der Thätigkeit des Verſtandes vier Stammbegriffe mit logiſcher Nothwendigkeit ab und wies in jedem derſelben eine Trias von Faktoren nach.

Die Lebensfrage ihres ganzen Syſtems war: Sind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich? Das heißt nach unſerer Anſicht: Gibt es Begriffe, Erkenntniſſe von den Dingen, die maßgebend ſind, ehe man dieſe Letztern um ihren Inhalt fragt, die formell Alles in ſich faſſen, was der Geiſt von den Dingen wiſſen kann?

Mit jenen Stamm-Begriffen wird nun der ganze Bereich des Verſtandes umſchrieben. Es wird zugeſtanden, daß ſie ohne Bezugnahme auf die Gegenſtände leere Namen ſeyen, daß ſie ihre Bedeutung erſt durch Anwendung auf Objekte der Erfahrung erhalten, welche nun aber ganz von ihnen bedingt wird.

Es wiederholt ſich hiebei derſelbe Skrupel, wie bei den Formen von Raum und Zeit. Es wird ein Geiſt, ein denkender Verſtand vorausgeſetzt. Dieſem ſind Formen mit Nothwendigkeit eingeprägt. Vermöge dieſer ſpricht er ein Wiſſen nach

vier Regionen aus Vollmacht eben ſolcher Nothwendigkeit, Syntheſen in viermal drei Radien gegen die ihn umgebende Objektivität aus, bevor noch die Ur-Theſis: Welt an ihn gelangt iſt.

Wäre es nicht natürlicher, den Geiſt ſich im Unendlich-Mannichfaltigen orientiren, es denkend gewältigen, beherrſchen, ſyſtematiſch ſchematiſiren zu laſſen? Es könnte nicht fehlen, daß, wenn er dieß ordnende Geſchäft conſequent vollzöge, das Ergebniß eine logiſche Nothwendigkeit hätte und für den menſchlichen Verſtand, wie alle Wahrheit, normirend, maßgebend wäre.

Wenn wir die Kategorien, wie ſie die Schule nannte, näher ins Auge faſſen, ſo werden wir vielleicht geneigt, hierin wirklich den Weg zu ſehen, auf welchem der Verſtand zu dem logiſchen Schema gelangt.

Die Kategorie der Quantität, welche die Subſtanz zunächſt als ſolche erfaßt, ſoll in ſich begreifen: Einheit, Vielheit, Allheit. Das ſind nun reine Abſtraktionen und Verhältniß-Begriffe. Es läßt ſich wohl irgend ein Gegenſtand als Einheit denken. Philoſophiſch betrachtet, kann aber der Geiſt bei keinem einzelnen Gegenſtande ruhen und ſtehen bleiben; er wird an die Vielheit gewieſen. Dieſe iſt jedoch nichts Eigenthümliches, ſondern bloße Mehrheit von Einheiten. Er iſt aber, um zur Ruhe zu kommen, getrieben, die Allheit zu ſuchen, welche als Einheit der Vielheit ein beziehungsweiſer Abſchluß iſt.

Auf dieſem Wege bilden ſich im denkenden Verſtande die Gattungs-Begriffe, welche aber nicht bloß ein Umſchließen von Vielheiten, ſondern von Einheit der Vielheit, von Uebereinſtimmung in charakteriſtiſchen Merkmalen, eine relative Allheit darſtellen; ſodann die Begriffe der Größen, auf welche die ganze Mathematik gegründet iſt. Sie iſt ein reiner Aufbau der Abſtraktion, der Verhältniſſe des begrenzten Raumes, der beſtimmten Zahl, ein Werk des Verſtandes und ganz hypothetiſcher Natur: ein conſequentes Ziehen von Folgerungen aus frei

angenommenen Erklärungen und Bestimmungen, z. B. dessen, was sie Punkt, Linie, Winkel, Dreieck, Kreis ꝛc., so wie, was sie Einheiten, Zehner, Hunderter ꝛc. heiße. Sie allein hat höchste Evidenz und apodiktische Gewißheit, weil alle Lehrsätze derselben schon in den Definitionen eingehüllt liegen und sich aus denselben in strenger Folge mit Anschaulichkeit entwickeln lassen.

Die Zeit hat keine Quantität für sich; ihr Mannichfaltiges haftet ganz an den Gegenständen des Raumes. Dieses beruht auf Dauer, Messung, Vergleichung. Sie selbst ist Einheit und Allheit zugleich. Die Zeit-Abschnitte sind entweder an die Causal-Reihen der Erscheinungen gebunden, sind Natur-Einschnitte, Verläufe, oder sie sind willkürlich angenommene Zeitmaße.

Nehmen wir Einheit, Vielheit, Allheit in ihrem höchsten, in ihrem Welt-Ausdruck, so sind sie nicht mehr und nicht weniger, als das Allmannichfaltige in seiner Theilung und Vereinigung, das Seyn in seiner Besonderung und Totalität, — die Aufeinanderfolge in ihren Reihen und Abschnitten, und als All-Werden gedacht.

Die Kategorie der Qualität drückt sich aus in: Realität, Negation und Limitation. Die Realität stellt sich dar, wenn das Subjekt von einem Prädikat eingeschlossen wird, z. B. der Mensch ist mit Sinnen begabt, oder wenn sich Beide decken, z. B. der Mensch ist mit Vernunft begabt; — die Negation, wenn die Sphären des Subjekts und Prädikats einander ausschließen, z. B. kein Mensch ist allwissend; — die Limitation, wenn sich die beiden Sphären durchschneiden, z. B. Es gibt eine schwarze Menschen-Race.

Man sieht leicht, daß diese Kategorie lediglich eine Abstraktion von der Bildung der Begriffe und dem Verhältniß ihrer Sphären zu einander ist, daß wir also keinen Grund haben, sie a priori in den Verstand zu legen, daß sie ihm vielmehr mit der Begriffs-Bildung selbst als eine seiner Funktionen entsteht.

Die Kategorie der Relation hat es mit Subſtanz und ihren Eigenſchaften, mit Urſache und Wirkung, mit Wechſelwirkung zu thun.

Wir müſſen in Beziehung auf die Subſtanzen und ihre Inhärenzen und Accidenzen auf früher Geſagtes zurückdeuten.

Die vier Elemente galten den Alten für die einzigen Grundſtoffe der Dinge. Im Fortſchritt der Wiſſenſchaft iſt aber keines derſelben in ſeiner frühern Geltung geblieben. Das Feuer mit ſeinem Begleiter, der Wärme, iſt gar kein Stoff, ſondern ein Prozeß, der ſich durch Zuſammentritt verſchiedener Körper auf verſchiedene Weiſe darſtellt. Waſſer iſt aus Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas, Luft aus letzterem und Stickſtoffgas zuſammengeſetzt; Beide ſind in ſolche auflösbar. Das Element der Erde iſt aber bereits in mehr als fünfzig unauflösliche Grundſtoffe zerlegt.

Man ſieht, wie die Begriffe der Subſtanzen durchaus relativ waren und dem Eindringen in ihr tieferes Weſen ſtets offen gehalten werden mußten. Es wäre den Wiſſenſchaften ſchlecht mit einem Feſthalten an den Subſtanzen alten Wiſſens und ihren Accidenzen gedient geweſen, ja, der Unterſuchungs-Prozeß derſelben darf nie als geſchloſſen angeſehen werden, denn auch dieſe große Zahl von Grundſubſtanzen wächſt noch durch neuere Entdeckungen.

Es läßt ſich aber auch annehmen, daß manche dieſer Stoffe als zerlegbar erfunden werden. Auch hat die Chemie die Entdeckung gemacht, daß mehrere ſpezifiſch verſchiedene Stoffe, z. B. Säuren organiſcher Körper aus ganz gleichen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſind, ſogar ganz dieſelben Miſchungs-Verhältniſſe zeigen und in einander bei verſchiedenen Temperatur-Graden übergeben, welch' Letzteres ſich die Chemiker aus einer veränderten Combination der Atomen-Mengen erklären.

So iſt nun nichts fluktuirender, als der Begriff der

Subſtanzen, und während die Logik ſie als conſtante und ſtabile Weſenheiten betrachtet, arbeitet die Naturkunde eifrig daran, ihren feſten Guß in Fluß zu bringen und darin zu erhalten.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Grundbegriffen: Urſache und Wirkung. Die Logik iſt geneigt, die Erſcheinungen als Reihen von Gliedern anzuſehen, wo, wie in den Gelenken einer Kette, die Wirkung an ihre Urſache angehängt iſt, welche auch wieder Wirkung einer frühern Urſache iſt, während ſie ſelbſt Urſache einer ſpätern Wirkung wird.

Was könnte auch ein Verſtand, der die Grundbegriffe der Dinge a priori macht und dieſen aufnöthigt, Beſſeres finden? Geht doch ſo die Natur von Generation zu Generation fort. Samen und Eier aus Pflanzen und Thieren entſtanden, erzeugen, gereift und erwachſen zu Pflanzen und Thieren, wieder Samen und Eier und ſo mit Grazie und Infinitum.

Wäre nur nicht die Pflanze die gemeinſchaftliche Wirkung vieler, ja unzählig, unmeßbar vieler Urſachen; gäben nicht der Boden, die Atmoſphäre, das Firmament ſelbſt ihren Tribut dazu her. Und eben ſo bei dem Thiere. Der ganze telluriſche und kosmiſche Beſtand und Wandel ſteht mit der einfachſten Pflanze, dem niedrigſten Thier in urſächlichem Zuſammenhang.

Die Verſchlingungen des Cauſal-Nexus mehren ſich im ſelben Verhältniß, als Pflanze und Thier eine höhere Stufe der Organiſation einnehmen; die Verbindungen der Ein- und Zuflüſſe ſind verzweigter; ja, wenn in einer Gattung das Seltene, Schöne, Edle ꝛc. ſich geſtalten ſoll, ſo greift die eventuelle Wirkung in die Cauſalität der Abkunft, in eine glückliche Stellung der Nativität zurück, und fordert dann günſtige Umſtände, ſorgſame Pflege und einen allſeitig zuſtrömenden Segen zum frohen Gedeihen.

Wir finden uns auch hier wieder von den Einzelnheiten auf das Viele, von dieſem auf das All getrieben. Kein Gräschen läßt ſich ohne Waſſer, Luft, Licht, dieſe ſich nicht ohne

Erde und Sonne, die Sonne ſich nicht ohne das ganze Firmament denken; ja, der Grund zu der ganzen durchgebildeten Natur war ſchon in die Abſonderung der chaotiſchen Stoff-Gemenge gelegt. Ohne eine für jeden Weltkörper ſpezifiſche Ausſcheidung hätte unſere Erde nicht die ihr eigenthümlichen Urſtoffe, alſo auch nicht deren unendliche Verbindungen im Reiche des Unorganiſchen und Organiſchen. Aber ein Stoff war durch den andern bedingt, ſie alle in Wechſel-Beziehung, und das kleinſte Gebild, das wir haben, das Edelſte, deſſen wir uns freuen, deutet auf jenen Urzuſtand der Zerſetzung und Verbindung zurück.

Wie relativ ſind alſo die Begriffe von Urſache und Wirkung? Und können ſie in ihrem wahren Ausdruck wohl a priori, können ſie etwas Anderes ſeyn, als Abſtraktionen von der erſcheinenden Natur, von der Schöpfung?

Die Denklehre hat den Begriffen von Subſtanz und Accidenzen, von Urſache und Wirkung den der Wechſelwirkung beigeſellt, nach welchem das Bewirkte auf das Wirkende zurückwirkt, ſo daß ihr Verhältniß zugleich das gerade und ſein umgekehrtes iſt.

Auch hier müſſen wir den Banden der Logik uns entäußern und den Begriff mit den Anſchauungen der Naturkunde beleben. Erſcheinungen wie diejenige, daß der Magnet das Eiſen, das Eiſen aber auch den Magnet anzieht, und ähnliche, ſtehen nicht einzeln da. Sie werden nur verſtändlich, wenn wir z. B. den Magnetismus als Erd-Magnetismus erfaſſen. Dieſer ſelbſt iſt aber ohne Zweifel keine bloß telluriſche, ſondern eine kosmiſche Erſcheinung, Urſache und Wirkung zugleich.

Wenn aber der Erd-Magnetismus mit dem Verhältniß der Erde zur Sonne zuſammenhängt, ſo iſt dieſes ein wechſelſeitiges. Jene gravitirt zu dieſer und umgekehrt. Aber von der Sonne ſetzt ſich die Beziehung zu höhern Syſtemen fort und entzieht ſich unſerm Blick ins Ueberſchwängliche.

Der urſächliche Weltverband, die Naturwirkſamkeit, die Bewegung, die Veränderung des Mannichfaltigen hat ihre Geſetzmäßigkeit, die nicht als ſchon in dem abſtrakten Begriff der Cauſalität liegend angenommen werden kann.

Schon bei der Urbildung der Weltkörper, der Sonderung der flüſſigen Elemente, der Conſolidirung derſelben in feſtere Maſſen hat ſich das Beſondere den Verhältniſſen des Allgemeinen untergeordnet, ohne ſich jedoch aller und jeder Rückwirkung auf letzteres zu begeben.

Die Hauptrichtung der Weltkräfte ging demnach vom Großen auf's Kleinere.

In den untergeordneten Syſtemen ſetzte ſich dieſe Hauptrichtung fort. Auf unſerer Erde ſtellte ſich aber ſchon bei ihrer Conſolidirung aus dem Flüſſigen eine durchgreifende Wechſelwirkung der Faktoren ein, wie wir an der Trennung des feſten Kerns von ſeinen Waſſern und dem Luft- und Dunſtkreis, an der Schichtung der Erdrinde wahrnehmen. Dieſe Wechſelwirkung hatte in zahlreichen Umwandlungen der Lagerungen durch innere Gewalt und atmoſphäriſche Einflüſſe ihren Fortgang. Ihre telluriſchen Ergebniſſe äußerten aber wohl keine merkliche Rückwirkung mehr auf die kosmiſchen Verhältniſſe, ſobald der Verdichtungs-Prozeß der Erde in ſich zur relativen Ruhe gekommen war.

Die bleibende Wechſelwirkung zwiſchen Sonne und Erde war ihre gegenſeitige Anziehungskraft, die Spannung, welche ohne Zweifel auch als die Urſache des Umlaufs und der Umwälzung der letztern, und als das erregende Prinzip, welches uns als Licht ſchaubar, als Wärme fühlbar wird, angeſehen werden muß.

Dieſes Doppel-Prinzip blieb denn auch fortan der Erreger der atmoſphäriſchen Bewegungen, die, urweltlich grandios und gewaltig, die letzten Um- und Ueberwälzungen, Ausſchwemmungen und Durchfurchungen der Erd-Oberfläche zur Folge hatten.

Dieſe Umgeſtaltungen, ſo wichtig für die ſchon bewohnte Erde mit ihren Waſſerbecken, gaben doch keine Kunde an die höhern Syſteme mehr ab. Nur an dem uns ſo nahen Erd-Trabanten würden wir, wäre er nicht auch ſchon wer weiß wie viele Millionen Jahre über ein ähnliches Entwicklungs-Stadium hinüber, Andeutungen ſolcher Vorgänge an ſeiner Oberfläche wahrnehmen.

Was die Sternkundigen mit ihren trefflichen Inſtrumenten, vermöge welcher nicht nach Quadrat-Meilen, ſondern nach Quadrat-Ruthen zu meſſende Lokalitäten auf dem Mond ſich der Durchforſchung darſtellen, als conſtante oder wandelbare Erſcheinungen in der Gegenwart beobachtet haben, bietet immer nur problematiſche Ergebniſſe, Wahrſcheinlichkeiten aus Analogieen gefolgert, kurz, ſchwankende Hypotheſen aus kühnen Schlüſſen dar.

Und ſo müſſen wir ſagen: Das Schickſal der Mond-Bewohner — welcher Weltkörper wäre leer und todt? — wird uns nun und nimmer kund; es verklingt in ihm ſelbſt, wie hinwieder auch das Schickſal der Erd-Bewohner denen in Sonne, Mond und Sternen ein Räthſel bleibt, wie unſere Wonnen und Schmerzen hienieden verhallen.

Bemerkbar iſt, wie in der urweltlichen Aera der Erdgeiſt gewaltig wirkte in Hervorrufung einer koloſſalen Pflanzen- und Thierwelt; wie aber durch die erſtere eine Wechſelwirkung mit der Atmoſphäre eintrat, bei der letztern hingegen die Exiſtenzen einander wechſelſeitig bedingten, hervorriefen oder verſchlangen und in Folge wiederholter Erd-Umwandlungen unzählige Gattungen ganz untergingen.

In demſelben Verhältniß, in welchem die urweltlich ſtürmiſchen Natur-Prozeſſe ſich mäßigten, nahmen auch die Wechſel-Wirkungen zwiſchen Erd-Oberfläche und Luftkreis einen ruhigern Charakter an und wurde der Beſtand der Pflanzen- und Thier-Welt ſtabiler.

Jenen Wechſel-Wirkungen hat ſich die Erdkunde und

beſonders die Meteorologie zugewandt, und ſie auf Geſetze zu bringen, zu berechnen geſucht. Dieß iſt ihnen in den beiden kalten und in der heißen Zone durch deren conſtantern Charakter weit beſſer gelungen, als in den beiden gemäßigten, in welchen die aus jenen hereingreifenden Faktoren, namentlich die Luftſtrömungen mit dem klimatiſchen Mittelbeſtand ein unausgeſetztes, unberechenbares Spiel treiben, wobei kosmiſche Bezüge, Sonne, Mond und Sterne, ein Minimum von Moment bilden, ſo daß der vermeintliche Einfluß von der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß nur für ein Fortleben aſtrologiſchen Wahnes im Volk angeſehen wird.

Der Cauſalitäts-Nexus zwiſchen der Erde und ihren Creaturen entzog ſich hienach mit dem Fortrücken der neuern Epoche immer mehr dem Einfluſſe kosmiſcher Kräfte, der urweltlichen Hauptrichtung der Cauſalität, welche aus der Centraliſation der Weltbildungskräfte floß, ja ſogar den gebietenden Geſetzen des Erdgeiſtes, und ebnete ſich nach und nach zu einer Wechſelwirkung zwiſchen den Gattungen der Creaturen ſelbſt.

Wir müſſen uns damit begnügen, die Hauptrichtung der kosmiſchen Kräfte von den höhern zu den tiefern Syſtemen als eine Art monarchiſcher Wirkſamkeit, dann die Verbreitung und Theilung der Cauſalität in dieſen letztern zu einer demokratiſchen Wechſelwirkung angedeutet zu haben.

So nur erhält dieſe außerdem rein formelle Kategorie einen realen Inhalt und wird auf wirkliche Gegenſtände angewandt.

Wir müſſen aber die weitern Nachweiſungen über die eben erwähnte Wechſelwirkung der Erd-Creaturen den einzelnen Kunden anheimſtellen. Sie laſſen ſich darauf ein, zu zeigen, unter welch' mannichfaltigen Einflüſſen dieſe ſtehen, wie Abſtammung, Oertlichkeit, Nahrung, Erziehung, Zuſammentreffen günſtiger Umſtände ꝛc. ihr Gedeihen bedingen, wie Ueberſiedlung, Veredlung, Racenkreuzung neue Bezüge ſchaffen; kurz, wie

überall in der Natur keine Wirkung aus einer einzelnen Urſache fließe, ſondern wie Alles in gegenſeitiger Beziehung ſtehe.

Die Wechſel-Verhältniſſe der unorganiſchen Natur werden von der neuern Wiſſenſchaft allſeitig durchforſcht und auf Geſetze gebracht.

Im Reiche der Vegetation ſtellt die Cauſalität leicht faßliche Reihenfolgen von Urſache und Wirkung dar; wie denn die Pflanze ſelbſt der Dimenſion der Länge folgt.

Ein Geiſt, dem die Natur wie das Leben die klarſten Bilder des Seyns und Werdens vor ſein helles, durchdringendes Auge ſtellte, und der, aller Verworrenheit abhold, die mannichfaltigſten Erſcheinungen aus beiden Sphären auf den einfachſten, faßlichſten Ausdruck zu bringen wußte, — Goethe — hat dieſe conſequente Folge von Urſache und Wirkung an dem Entwicklungsgang der Pflanze, an der Entfaltung von Organ aus Organ erfreulich und befriedigend nachgewieſen.

Im animaliſchen Reiche, wo die Organismen durch Ineinanderbildung der Syſteme ſich der runden Form zuneigen, iſt ein ſolcher Nachweis ſchwieriger. Auch hier entwickelt und formirt ſich Organ aus Organ; aber ſie alle zugleich üben wieder zu gleicher Zeit und fortwährend ihre Lebenskraft auf jedes einzelne Syſtem und deſſen Organe aus, und ſo ſteht in weit höherm Grade bei dem Thier, als bei der Pflanze, das Ganze mit dem Einzelnen in Wechſelwirkung, ſo daß bei der Pflanze jedes Auge als der Keim eines eigenen Individuums angeſehen und ſo, oder zum Zweig ausgebildet, unbeſchadet der Fortdauer des Ganzen weggenommen werden kann, was auch noch bei den Pflanzen-Thieren der Fall iſt, während bei dem Thiere die Amputation ſtets ein Raub am ganzen Organismus, eine ſtörende Verunſtaltung deſſelben iſt, die Ablöſung eines innern Organs aber die Wechſelwirkung gewöhnlich lebensbedingend aufhebt.

Eine Analogie aus dem Reiche der Menſchheit kann unſere Anſicht noch mehr verdeutlichen.

Auch hier tritt die Cauſalität in ihrer Hauptrichtung von den höhern zu den tiefern Syſtemen mit Entſchiedenheit uns vor's Auge.

Nach Ablauf der ur- oder vorweltlichen Epoche, in welcher ſich die chaotiſchen Gruppen und Urſtämme zu Völker-Maſſen conſolidirt, ſtellen ſich die Potenzen: Abſtammung, Geſittung, natürliches Recht, Herrſcherthum, Cultus ꝛc. feſt und wirken im Laufe der Zeiten in Reihenfolgen entſchieden und ohne bedeutende Rückwirkung ihres Subſtrats fort.

Erſt im Verfolg der wachſenden Civiliſation tritt eine ſolche ein und geſtaltet ſich mit Ausbreitung der Cultur zu einer durchgreifenden Wechſelwirkung aller Volkslebens-Intereſſen, zu einer entſchiedenen Rückwirkung auf die gebietenden Potenzen.

Noch vor einem Jahrhundert waren die Erdenvölker viel mehr einer immanenten Individualität und Iſolirung von andern hingegeben. Aber ſchon Lichtenberg hat etwas hyperboliſch ausgeſprochen, es könne keine Erbſe in den Indiſchen Ozean geworfen werden — mit tauſend Thee- oder Gewürz-Fäſſern wäre es keine Uebertreibung — ohne unſere europäiſchen Handels-Intereſſen zu berühren.

Durch Ausbreitung, Verzweigung und Durchdringung der vielartigſten Berührung aller Hauptnationen der Erde iſt in unſern Tagen, namentlich mit Hülfe der Vervollkommnung und Schnelligkeit der Transportmittel, eine durchgreifende Wechſelwirkung unter ihnen eingetreten.

Rufen wir unſern Blick auf die einzelnen Nationen als Individuen zurück, ſo wirkt auch hier die Cauſalität nicht mehr in ſo einſeitiger Hauptrichtung von oben nach unten.

So entſchieden ſich auch angeſtammter Charakter, Sitten und Gebräuche, Geſetz, Heiligthümer, Herrſcherthum, Regenten-Stamm und Haus erweiſen und eine gewiſſe Stabilität feſthalten

mögen, ſo üben doch die erwachten und ausgebildeten ſinnlichen und geiſtigen National-Kräfte, die materiellen und moraliſchen Intereſſen eine unabweisbare Reaktion gegen jene Potenzen und, in durchgreifender Wechſelwirkung unter ſich, eine Rückwirkung auf ſie aus, welche eine ſolche Verſchlingung aller Verhältniſſe des Volkslebens zur Folge hat, daß auch hier wieder der logiſche Begriff der Cauſalität erſt durch das Umfaſſen der ganzen Nationalität einen realen Inhalt gewinnt.

Auch hiebei mag man noch an eine Aehnlichkeit mit der Pflanzenwelt denken. Der treibende Geiſt der Zeit ſchiebt nämlich in den Tagen des Wachsthums manches Auge hervor, das vielverſprechend, hoffnungsreich, phantaſievoll gegen die Zukunft hinſchaut, von der es die Entwicklung ſeiner Keimkraft, eine fröhliche Entfaltung, Blüthe und Frucht erwartet.

Aber es erweist ſich als ein Erzeugniß der Tages-Mode, des Reizes der Neuheit, als unzeitig, vorgeeilt, durch vorübergehende Sonnenblicke oder einen warmen Regenſchauer hervorgerufen und die Zeit, die ihre beſſern Säfte dem Hauptſtamm zuleitet, läßt das phantaſtiſche Waſſergeſchoß wieder eingehen und verdorren.

Es iſt immerhin intereſſant, zu bemerken, daß die Cauſalität in der Natur und in der Menſchen-Geſchichte dieſelben Stadien durchwandelt hat; wie aus der Anarchie der chaotiſchen Gährung ſich die großen Maſſen conſolidirten; wie dann ihre gegenſeitige Stellung, Spannung und Bewegung eine Folge der ihnen mit deſpotiſcher Gewalt aufgedrungenen Conſtruktion war; wie ſich Alles nach Außen und Innen monarchiſch centraliſirte; worauf ſich aber demokratiſche Elemente als conſtitutionelle Wechſelwirkung allſeitig ausbildeten und geltend machten und auf den Beſtand des Ganzen zurückwirkten. Die Kategorien reflektiren gegenſeitig in einander. So hat die Relation eine Quantität; namentlich dringt ſich bei der Cauſalität die Frage

auf, wie es denn mit dem quantitativen Verhältniß der Urſachen zu den Wirkungen ſtehe.

Ein allgemeiner Blick zeigt uns in der Natur und in der Geſchichte eine Divergenz und Convergenz der Cauſalität. Zuweilen verzweigt ſich die Kraft einer Urſache in viele und bedeutende Wirkungen, hinwieder liefert oft das Zuſammenwirken vieler Urſachen wenige und unbedeutende Erfolge.

Wenn wir annehmen wollen, daß die Welt-Subſtanz ſich gleich bleibe, ſo würde auch die Totalſumme der Wirkungen derjenigen der Urſachen gleich ſeyn; bei der Ungleichheit Beider im Einzelnen alſo würde eine überwiegende Energie der einen Urſache die Wirkungen einer oder mehrerer anderer zurückdrängen.

Dieſe Erſcheinung beſtätigt ſich in der Natur und in der Geſchichte. Bei den urweltlichen Erd-Umwandlungen hat ſich Vieles vorgedrängt. Manches wurde dadurch verdrungen. Pflanzen- und Thier-Gattungen vermehrten ſich, durch Umſtände begünſtigt, unverhältnißmäßig und hielten andere darnieder.

Die Erfindung des Schießpulvers hatte weit großartigere Erfolge, als die jedes andern frühern oder ſpätern chemiſchen Erzeugniſſes. Die Moſaik und die Gravirkunſt haben durchaus nicht die welthiſtoriſche, weltbildende und umbildende Bedeutung, als die Buchdruckerkunſt, die man, wenn nicht der Entſtehung, doch der Form nach für eine Combination jener beiden Erfindungen anſehen kann.

Eine Berechnung der Weltkräfte geht über menſchlichen Verſtand. Eine ſteigende Cultur erſcheint allerdings als eine Steigerung der Intenſivität und Ausbreitung der Wirkſamkeiten, ſonſt müßte man annehmen, daß, als auf Erden noch Alles wüſt und leer war, dieſelbe Summe der Kräfte thätig geweſen ſey, wie jetzt, wo ſich die mannichfaltigſten Wirkſamkeiten über den ganzen Erdkreis zu verbreiten im Begriff ſind.

Wir haben uns bei der Kategorie der Relation, beſonders aber

bei der Cauſalität und Wechſelwirkung, wie es ſcheinen möchte, unverhältnißmäßig lange verweilt. Die Schule ſagt, ihr gelte eine Kategorie ſoviel als die andere; es ſey ihr bloß darum zu thun, nachzuweiſen, daß ſie a priori gegebene, nothwendige Formen des denkenden Verſtandes ſeyen, welche allerdings nur bei Anwendung auf wirkliche Gegenſtände einen Sinn und Gehalt haben; es liege aber außer dem Bereich und Beſtreben der Logik, irgend eine ſolche Anwendung ſelbſt zu machen, als wofür die übrigen empiriſchen Scienzen daſeyen.

Wir haben aber gefliſſentlich beiſpielsweiſe ſolche Anwendungen — und andeutend auf der ganzen Skale der Welt-Anſchauung gemacht, um zu zeigen, daß jene logiſche Behauptung für uns keinen Sinn habe, daß, um bei der Cauſalität ſtehen zu bleiben, die logiſche Apriorität ſich mit dem bedeutungsloſeſten Außereinander, dem gleichgültigſten Mannichfaltigen und einer troſtloſen Monotonie der Aufeinanderfolge begnügen müßte, daß wir aber glücklicherweiſe unſere Begriffe von Urſache, Wirkung und Wechſelwirkung von einer leben- und ſinnvollen Welt abſtrahiren, ja, daß ſie mit Inhalt erfüllt eben nichts Anderes ſeyen, als die ewige Melodie und Harmonie der Welt ſelbſt.

Darum iſt aber gerade die Cauſalität in ihrem realen Weſen die gewichtigſte Kategorie. Die Quantitäten-Einheit, Vielheit, Allheit, — die Qualitäten-Realität, Negation, Limitation, auch die Relation der Subſiſtenz und Inhärenz behalten ſo lange den bloß ſubjektiven Charakter der Abſtraktion, bis ihnen die Cauſalität, das ewige Werden, die Evolution des Daſeyns, die Welt, objectiven Werth und Geltung verleiht.

Wir werden bald ſehen, daß dieß auch mit der vierten Kategorie, der Modalität, der Fall iſt.

Wir wollen ihre Dreiheit von Beziehungen: Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit mit ihren Gegenſätzen:

Unmöglichkeit, Nichtſeyn, Zufälligkeit näher zu beleuchten ſuchen.

Den Sinn dieſer abſtrakten Begriffe kennt Jedermann. Man konnte allerdings die tiefſinnigſten Spekulationen, die ſublimſte Myſtik über ſie walten laſſen, könnte z. B. behaupten, das Wirkliche, was wir ſo nennen, ſey eigentlich und metaphyſiſch genommen ein Nicht-Wirkliches, das Seyn — ein Nichtſeyn, und etwa aus Luſt der philoſophiſchen Umſtülpung hinzufügen, das Nicht-Wirkliche, das Nichtſeyn des gemeinen Verſtandes ſey das eigentlich Wirkliche, das rechte Seyn.

Wir geben zu, daß der Philoſoph in Beziehung auf den gemeinen, den ſogenannten geſunden Menſchenverſtand öfter, als dieſer glauben mag, in dem Falle des Sternkundigen ſey, der, Jenem ganz gegen den Strich, ausſpricht, die Sonne laufe nicht um die Erde, ſondern dieſe um jene, und zwar in verkehrter Richtung des ſcheinbaren Sonnenlaufs, und der Mond laufe zwar um unſere Erde, aber nicht, wie es erſcheine, täglich vom Aufgang zum Niedergang, ſondern ebenfalls umgekehrt und, wie man an ſeinem täglichen Später-Aufgehen ſehe, bei weitem langſamer.

Wie nun der Aſtronom die Begriffe des Volks-Verſtandes meiſtens zuvor umwenden muß, um ſie in die Sprache der Wiſſenſchaft zu überſetzen, ſo auch der Philoſoph.

Wir unſererſeits getröſten uns aber der Ueberzeugung, daß wir dieſen Umkehrungs- und Ueberſetzungs-Prozeß ſchon vorgenommen haben, ehe wir ans Werk gingen, daß eben dieß das Geſchäft unſeres bewußten Lebens war, daß wir oft verſuchsweiſe in der Verneinung der gewöhnlichen Anſchauungs- und Denkweiſe zu weit gingen, und dieſe methodiſchen Negativen ſo lange wendend und drehend feſthielten, bis wir fanden, daß ſie nicht ſtichhaltig waren, und daß der einfach-klare Verſtand gegen die zu weit getriebene Dialektik Recht hatte, vorausgeſetzt, daß man ihn in denkendem Geiſt auffaßte.

Wir nennen alſo das Seyende, das Wirkliche: das von der Wiſſenſchaft als ein Solches, ein Gediegenes, feuerbeſtändiges Erfundene, nicht alſo etwa die populären Elemente: Feuer, Waſſer, Luft und Erde und Alles, was mit ſolchen Dingen auf gleicher Bahn ſteht, ſondern das wiſſenſchaftlich Begründete, mit der Verwahrung, daß keine Abſchließung im Reiche der Forſchung Statt finden ſoll, daß alle Wahrheit, die keine mathematiſche iſt, einer nähern Begründung offen ſtehen müſſe.

Der Begriff des Möglichen in der Logik enthält zunächſt die abſolute Denkbarkeit; denn ein Undenkbares zernichtet ſich ſchon im Denken, iſt ein Unmögliches, ein Widerſpruch ſeiner ſelbſt, ein Unſinn; — dann aber noch weiter die Denkbarkeit von Umſtänden, welche das Mögliche zu einem Wirklichen machen würden. Denn fänden ſich unter den zu ſeiner Verwirklichung weſentlich erforderlichen Umſtänden undenkbare, ſo wäre jene Verwirklichung unmöglich.

Das Mögliche, als mögliche Verwirklichung, appellirt alſo an eine hypothetiſche Cauſalverbindung von möglichen Umſtänden.

Wir wollen es uns in einem Beiſpiel klarer machen. Wir haben eine feſte oder relativ-feſte Maſſe vor uns, es ſey Marmor, Holz, Thon ꝛc. Nun behauptet ein Kunſtfreund, in dieſer Maſſe ſchlummere ein Apoll; ein Künſtler könnte ihn bildend ins Leben rufen. In abſtraktem Allgemein-Sinne läßt ſich Nichts dagegen ſagen und, wenn wir den Marmor beibehalten, ſo ſchlummern in den Brüchen von Carrara noch ganze Götter-Welten. So iſt überhaupt die ganze Schöpfung außer und neben der einzigen fortrückenden Wirklichkeit voll unendlicher Möglichkeiten.

Wenn wir aber in concretem Sinne ſprechen, ſo haben wir einen beſtimmten individuellen Fall vor uns. Wir ſagen alſo: In dieſem gegebenen Marmor-Blocke ſchlummert ein Apoll,

den unſer Bildhauer A. durch die Kunſt ſeines Meißels ins wirkliche Leben rufen kann.

Dem ſcheint nun nicht das Geringſte entgegen zu ſtehen, und der Bildhauer braucht nur eine Skizze zu entwerfen, dann ein Modell, und nach Dieſem den Götterſohn nach den Regeln ſeiner Kunſt aus dem Marmorblocke zu hauen.

Dieß iſt einer der Kunſt-Erfolge, die wir täglich eintreten ſehen, und wenn alle Umſtände auf die Verwirklichung des im Marmor-Blocke ſchlummernden Apoll zuſammengehen, ſo wird er durch die Hand des Künſtlers A. ans Licht treten.

Aber der Marmor-Block kann zertrümmert werden; es können ſich in ſeinem Innern Riſſe finden, die ihn zerfallen machen; der Bildhauer kann durch unumgängliche Umſtände oder Beweggründe abgehalten werden, den Apoll zu verfertigen; er kann zuvor ſterben ꝛc. Es kann ſich treffen, daß unter den gegebenen Verhältniſſen aus dem Marmor-Block durch die Kunſt des Bildhauers A. unmöglich ein Apoll gebildet werden kann.

Trifft ſich das nun ſo, ſo war das ſubjektiv möglich Scheinende ein objektiv Unmögliches; der Apoll konnte nicht gebildet werden. Ein Verſtand, der nicht bloß obenhin die Maſſe des Blocks und das Kunſtvermögen des Bildhauers A. in Betrachtung gezogen hätte, ſondern aller hier einſchlagenden Umſtände kundig geweſen wäre, hätte die Unmöglichkeit gegen die hypothetiſche Erwartung des Kunſtfreundes kategoriſch ausſprechen können.

Das ideell und ſubjektiv Mögliche iſt alſo immerhin nur ein Problematiſches, das ebenſowohl reell und objektiv ein Unmögliches ſeyn kann.

Ob ein für möglich Gehaltenes objektiv möglich ſey, ſtellt ſich erſt in ſeiner Verwirklichung dar.

Wenn bedingende Umſtände dieſe verhindern, ſo iſt es ein Reell-Unmögliches. In dieſem Sinne kann man ſagen: Nur das Wirkliche iſt möglich.

Wir thaten vielleicht nicht recht daran, ein verwickeltes Beiſpiel aufzuſtellen, und nicht lieber zuerſt nach dem einfachſten zu greifen.

Ich halte einen Würfel in der Hand und ſpreche aus, es ſey nothwendig, daß ich unter der Augenzahl Eins bis Sechs Eine werfe; gleich möglich ſeyen bei einem guten Würfel alle ſechſe. Ich wolle auf die Augenzahl Drei wetten und Fünfe gegen Eins ſetzen. Die Wette wird als eine nach Wahrſcheinlichkeits- oder Möglichkeits-Geſetzen gerechte angenommen.

Ich werfe Zwei. — Nun behaupte ich, ebenſogut hätte ich Drei werfen können. Es wird zugegeben, als bewieſe die Wirklichkeit des Fehlens Nichts gegen die Möglichkeit des Treffens.

Aber mein Wurf war ganz nach den phyſiſchen Geſetzen der Bewegung, der Schwere, des Stoßes, des Falles erfolgt. Er geſchah mit Nothwendigkeit; alle anderen fünf Würfe waren unmöglich und das Wirkliche zeigt ſich als das Allein-Mögliche.

Aber ſomit muß ich auch das Wirkliche als nothwendig ſetzen und ſo wenig daſſelbe dem Reell-Möglichen ein Moment zubrachte, ebenſowenig iſt das Nothwendige ein Augment des Wirklichen, denn wenn alles Wirkliche ein nothwendig Wirkliches iſt, ſo bedarf der Verſtand keines beſondern Nothwendigen mehr.

Die Unterſcheidung von Beiden iſt auch bloß ideell und ſubjektiv. Es gehört nur die klare Einſicht in die Entſtehung des Wirklichen dazu, um es in ſeiner Nothwendigkeit zu begreifen. Es wird hiebei vorausgeſetzt, daß man zwiſchen mathematiſcher Nothwendigkeit einerſeits und zwiſchen phyſiſcher, geſchichtlicher, moraliſcher Nothwendigkeit anderſeits unterſcheide. Jene iſt die allein abſolute; dieſe aber bemißt ſich nach dem Stande der Wiſſenſchaft, der Kunde, der Erkenntniß. Je mehr dieſe dem Weſen der Natur, den Zuſtänden des Lebens entſprechen, deſto ſicherer werden ſie die Erfolge vorausſehen, das Geſchehene in ſeiner Nothwendigkeit begreifen.

So kommt es denn, daß ein durch mannichfaltige Erfahrung gereifter, mit dem Seherblick des Weisen begabter Geist mitleidig über die thörichte oder fromme Einfalt lächelt, die überall drohende oder erwünschte Möglichkeiten erblickt und sie für Wirklichkeiten nimmt, zwischen Besorgnissen und Hoffnungen hin und her schwankt und die eingetretene unbequeme Wirklichkeit kaum für möglich halten will; während er die wirklichen Erfolge kommen sieht, aber seine Erwartungen dennoch zurückhält, bis sie durch das Eintreffen garantirt sind.

Derselbe Geist ist aber so wenig über Erfolge betroffen, daß er sie vielmehr in ihrer Nothwendigkeit begreift, unabweisbare menschliche Regungen aber als eine heilsame Disziplin betrachtet, die ihn lehrt, daß er noch nicht welterfahren genug sey, um das scheinbar Mögliche in seiner Unmöglichkeit zu durchschauen und das Wirkliche mit Resignation in seiner Nothwendigkeit hinzunehmen.

Man könnte uns aber den sehr begründet scheinenden Einwurf machen, daß wir ja auf die menschliche Freiheit gar keine Rücksicht genommen haben, welche die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen könne oder nicht, und welche im erstern Falle nicht als genöthigt erscheinen könne, weil sie ja sonst nicht Freiheit wäre.

Somit müssen die Begriffe von Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, — diese außerhalb der Sphäre der menschlichen Freiheit —, ihre Geltung behalten.

Hier möge nun die Ansicht ausgesprochen seyn, daß der Mensch sittlich frei ist, welche Freiheit in ein ganz anderes Gebiet der Untersuchung fällt, daß aber auf dem psychologischen Wege kein Ergebniß über diese dynamische Freiheit zu erlangen ist, sondern nur über eine atomistische Freiheit, welche bloße Willkühr ist, eine Wahl zwischen gleichbedeutenden, gleichgültigen Handlungen, rücksichtlich welcher er genau betrachtet doch nicht frei ist.

Um uns nicht in spitzfündige Fragen, z. B. ob die Freiheit ein unbeschränktes Wollen-Können, oder ein Thun- und Lassen-Können des Gewollten sey und wie weit denn das Wollen-Können, die Freiheit der Selbstbestimmung zurückgebe? — zu verlieren, die eine Analysis des Unendlichen sind, wollen wir lieber die Behauptung aussprechen, daß die Freiheit des Menschen nicht ein willkührliches Wollen der That, sondern eine sittliche Energie des Gemüths, eine Kraft der moralischen Selbstgestaltung des Daseyns, eine organische Bildungsmacht des Lebens sey, daß „frei seyn" heiße: „Mensch seyn." So besteht die Sittlichkeit nicht etwa darin, daß man thue, was man wollen kann, z. B. die Welt verbessern, eigenthümliche Ansichten verbreiten ꝛc., sondern daß man wolle, was man thun kann, seine Anwandlungen und Gelüste des Augenblicks dem Lebenszweck unterordnen, seiner Selbstheit im Sinne des Ganzen gebieten, sein Wohlbefinden im Wohl der Welt suchen.

Die Selbstbeschauung mag sich noch so scharf und bis in die äußerste Spitze des Entschlusses beobachten und den gegebenen Fall, um ja jedes überwiegende Interesse ganz auszuschließen, recht abgewogen, gleichgültig annehmen, der Wille wird, um nicht Buridans Esel gleich, der wahlunfähig zwischen zwei identischen Heubündeln verhungerte, ebenso unschlüssig zu beharren, durch den kleinsten Atom außer oder in sich bewogen, oder aber blindlings, also unfrei, auf ein Handeln zufallen. Dieses aus Möglichkeit, Willkühr und Zufall Zusammengewobene ist also doch im Grund Nöthigung, Nothwendigkeit.

Wo aber im Willen zureichende Gründe für oder wider walten, da ist die Wahl sittlich nothwendig, und das verwirklichte Mögliche stellt sich auch ebendeßhalb zugleich als ein Nothwendiges dar.

Wir erwarten aber nicht den Einwurf, daß bei Annahme solcher Nothwendigkeit der menschlichen That deren Bestrafung eine Ungerechtigkeit sey. Wir könnten, den Knoten zerhauend,

ſagen, die Strafe ſey gerade ſo nothwendig, als die Uebelthat; der Thäter ſehe auch Beide in Cauſalverbindung und begreife auch jene ſo, als hätte er ſie ſich ſelbſt angeſetzt.

Wir wollen aber lieber der humanen Vertheidigungskunſt, der Sentimentalität der Juſtiz, welche ſich in unſern Tagen aus dem Studium der Seelenkunde ein angelegentliches Geſchäft macht, verhalten, daß ſie, während die ältere peinliche Juſtiz den Fall nahe zuſammen nahm und nur den Thatbeſtand und den Willen zur That erforſchte, ſich auf das unendlich weite Feld der Pſychologie ſtellt, wo ſie allerdings mit einem gewiſſen Scharfſinn und Takt nachweist, wie der Verbrecher ſchrittweiſe und folgerecht zu der That kam, wodurch er unſerm Mitleiden als ein Genöthigter erſcheint, dem wir die mildeſte Strafe, wo nicht gänzliche Freilaſſung gönnen möchten; — daß aber der Frevler gegen die ſittliche Ordnung in jedem Augenblick ſeines Lebens an dieſe ihn allſeitig umgebende und berührende erinnert und zur Rückkehr zu ihr ermahnt wird, der Verbrecher an der politiſch bürgerlichen Ordnung aber ihrem Organismus verfällt. —

Wir wollen nun die gefundenen Reſultate überſichtlich in ein Hauptbild zu vereinigen ſuchen.

Die Weltkraft, die ſchaffende Thätigkeit der Natur arbeitet auf Geſtaltungen hin; ſie verſammelt aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten die ihr zuſagenden, die ſie fortentwickelt, während ſie die übrigen fallen läßt; ſie geſtaltet das Werden zum Seyn, zur Wirklichkeit, zur Gegenwart und ſo gewinnt dieſes Weben und Walten mit den genau und überall zureichenden Mitteln den Ausdruck der Nothwendigkeit. — Die Möglichkeit iſt vorwärtsblickend, die Nothwendigkeit rückſchauend zu begreifen.

Es bleiben noch zwei Begriffe uns klar zu machen übrig; das Wahrſcheinliche und das Zufällige.

Die Wahrſcheinlichkeit iſt ſubjektiver, relativer Natur und

liegt in der Auffaſſung; der Zufall iſt ein Objektives, Poſitives, das die Beſchaffenheit eines Ereigniſſes bezeichnet.

Die Wahrſcheinlichkeit iſt Hinneigung unſeres Erkennens zur Wahrheit. Dieſe iſt in ihrem ſtrengen Ausdruck abſolut, beſtimmend; die Wahrſcheinlichkeit iſt bezüglich und zurückhaltend.

Da nur die Mathematik abſolute Gewißheit hat, ſo nimmt die mathematiſche Wahrſcheinlichkeit inſofern hieran Theil, daß ſich ihr relativer Werth berechnen läßt. So kann man die Wahrſcheinlichkeit beſtimmter Würfe mit einer gewiſſen Zahl von Würfeln ganz genau beſtimmen; ſo bei Allem, was eine beſtimmte Zahl möglicher Fälle darbietet.

Aber auch Alles in der Natur und im Leben, was unter mathematiſchen Faktoren ſteht, kann in dem Grad, in dem es ſich der reinen Mathematik nähert, nach Wahrſcheinlichkeits-Geſetzen beſtimmt werden.

Die meiſten Lotterieen laſſen eine genaue Berechnung des Wahrſcheinlichkeits-Grades der Gewinnſte zu, welche ſich aus ihrem Plan erheben läßt. Die wenigſten Spieler ſtellen jedoch eine ſolche an und glauben lieber an einen Fatalismus, der unter Hunderttauſenden ihnen das große Loos zuwerfen könnte.

Eine meiſt unglückliche Berechnung wendet ſich bei Einigen an die Wechſelfälle der einzelnen Ziehungen, um künftige Treffer mit Wahrſcheinlichkeit herauszufinden.

Da die Wahrſcheinlichkeit des Gewinnſtes bei allen öffentlichen Hazardſpielen der Anlage nach den Unternehmern zuneigt, ſo wird Jeder, der lange, vielleicht unausgeſetzt und hoch ſpielt, als Oppoſition Jener, wenn er kein Glückskind iſt, nach Verhältniß ſeiner Theilnahme zu ihrem Gewinn beitragen, alſo in Verluſt kommen.

So nimmt man auch bei Privat-Geldſpielen eine in ihren Anlagen gegründete Geſetzmäßigkeit, eine mit ihrer Dauer wachſende Annäherung an Ausgleichung der Glücksfälle wahr;

nur wird dieſe ſehr häufig durch ein pſychiſches Moment geſtört, dadurch nämlich, daß ein kaltbeſonnener, conſequenter Spieler gegenüber von heftig-unbeſonnenen, ſchwankenden im Durchſchnitt die Schale der Wahrſcheinlichkeit auf ſeine Seite neigen macht.

Die politiſche Rechenkunſt beruht auch auf Annäherungen an die Wahrheit, auf Wahrſcheinlichkeiten. Sie ſammelt die in Zahlen darſtellbaren Erſcheinungen des Völker-Lebens. Sie iſt eine junge Wiſſenſchaft, jünger noch als die National-Wirthſchafts-Lehre.

Man hatte früher kaum eine rechte Ahnung davon, daß ſich in gewiſſen Zuſtänden, wie Bevölkerung, Geburten und Sterblichkeit, Verbrechen, Sitten, Cultur, Wohlſtand, Aus- und Einwanderung ꝛc. eine Geſetzmäßigkeit offenbare, ein Beharren, Steigen oder Sinken, eine Bewegung, die ſich auf Zahlen-Verhältniſſe zurückführen laſſe.

Wie ein Hausvater ſich in ſeinem ökonomiſchen Stand und Herkommen erſt dann klar wird, wenn er Einnahmen und Ausgaben nach ihren Rubriken notirt und ſummirt, dann aber auch mit Beſorgniß gewiſſe Mißverhältniſſe wahrnimmt, ſo ſtellen ſich auch durch die großen Zahlen des Volkslebens zuweilen große, ſchaurige Uebelſtände heraus.

Jedes Reich, Land, jede Provinz, beſonders jede Haupt- und Welt-Stadt haben ihre eigenen ſittlichen Vermögens- und Schulden-Bücher, ihre Tugend- und Sünden-Regiſter, ihre Klugheits- und Thorheits-Tabellen. Und was in ſeinen einzelnen Ereigniſſen zufällig, willkührlich, ſchwankend, unbeſtimmbar iſt, wird im Zuſammenhalt, in ſeiner größern räumlichen und zeitlichen Erſtreckung eine geſetzmäßig ſich evolvirende Erſcheinung, eine rhythmiſche Bewegung des Volkslebens.

Wir unterſcheiden hievon die politiſche Divination, die auch auf Wahrſcheinlichkeiten beruht.

Sie hat viel Aehnlichkeit mit der phyſikaliſchen Vorherſagung, namentlich der Wetter-Prophezeihung.

Der Menſch kann natürlich nur in dem Grade das Kommende vorherſehen, als er genaue Kunde von allen zuſammenwirkenden Faktoren beſitzt, aus welchen ſich die Zukunft geſtaltet.

Nun gibt es aber überall und immer nur Wenige, welche ſo in der Mitte der Sachen ſtehen, daß ſie das Zuſammen- und Auseinanderlaufen aller politiſchen Fäden eben vom Centrum aus überſchauen; die auch Sinn und Geiſt genug beſitzen, die Kraft und Schnelligkeit der einzelnen Momente zu durchſchauen; welche die Zwiſchenfälle in Anſchlag bringen, die Alternativen abwägen können.

Hiebei iſt noch ins Auge zu faſſen, daß die großen politiſchen Körper, während ſie ihrer immanenten Entwicklung leben, ſich auch gegenſeitig auf mechaniſche Weiſe durch Druck, Stoß ꝛc. berühren, auf phyſikaliſche einander erwärmen, erhitzen oder erkälten, einander auf chemiſche Art durchdringen, zerſetzen.

Ein ähnliches Ineinanderſpiel der atmoſphäriſchen Potenzen, namentlich auf dem Tummel-Platz derſelben, in der gemäßigten Zone, hat auch ſeit Jahrhunderten das Wetter-Prophezeihen nicht wollen gelingen laſſen.

Wer kennt die je mitſpielenden Faktoren, ihre Stärke, das Wann und Wo und Wie lange?

Ein Troſt kommt uns bei den politiſchen Unglücks- und Ungewitter-Propheten zu Hülfe, eben der nämlich, daß die allermeiſten Prophezeihungen nicht eintreffen.

Die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeits-Berechnung ſchaut rückwärts und folgt der Vergangenheit bis heran zur Gegenwart.

Wenn man nach der ſtrengen Wahrheit der Geſchichte fragt, ſo kann ſolche nicht in den einzelnen Urkunden geſucht,

ſondern nur in ihrem Zuſammenhalt gefunden werden. Aber die erlaubte Skepſis fragt doch ein jedes Ereigniß, eine jede That, ein jedes Wort um ihre geſchichtliche Wahrheit.

Wer die Geneſis der Geſchichte der Gegenwart beobachtet, der findet, daß gar Vieles anders iſt, als die Tags-Geſchichte erzählt, ja, daß er, was ihm ſelbſt begegnet, ſobald es durch das trübende, ſtrahlenbrechende Medium der redenden und ſchreibenden Menſchen geht, kaum in den aufgeſtellten Zügen wieder erkennt.

Man wird zu der ſchroffen und kühnen Behauptung verſucht, daß wohl faſt Alles, was die Geſchichte der Vorzeit uns erzählt, in Erſcheinung, Handlung und Rede, anders, als wie geſchrieben ſteht, geweſen ſeyn möge.

Ob nun wohl die Wahrheit jener Dinge an ſich nicht mehr zu ermitteln iſt, ſo haben wir darum doch mit keinen hiſtoriſchen Täuſchungen und Blendwerken zu thun.

Vieles, von Augenzeugen, Betheiligten, Selbſthandelnden und Sprechenden aus erſter Hand auf uns Gekommene hat wohl eine der Wahrheit ganz nahe kommende Autentizität.

In dem Uebrigen dürfen wir aber ohne Zweifel die Größe der Ereigniſſe, die Wichtigkeit der Intereſſen, die Energie der Bewegungen, die Höhe der Maximen, den Ernſt der Handlungen, die Kraft der Thaten, die Würde der Reden ſuchen und dargeſtellt finden, die jene Vorzeit ausgezeichnet und hochgeſtellt haben.

Ja wer weiß, ob nicht manches Erzählte in der Wirklichkeit noch großartiger, erhabener, tiefer ꝛc. geweſen, als es auch von dem ebenbürtigen Ueberlieferer in dem Mittel der Wortſprache konnte niedergelegt werden.

Haben wir namentlich die Reden und Ausſprüche erweitert, rhetoriſch ausgeſchmückt, fließend, gerundet überkommen, ſo hat ihnen der lebendige Athem, der warme Pulsſchlag, der

beſeelende Bruſtton, der Wiederhall des Moments, das Leben jener Gegenwart nicht mitgegeben werden können.

Einige Wiederbelebung iſt aber möglich, die ihnen Jeder nach dem Maß ſeiner eigenen Gemüthskraft geben muß. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß der Geiſt, der eine Zeit durchdrungen, auch die Geiſter ihrer Geſchichtſchreiber gehoben habe, daß die Höhen und Größen, welche die damalige Menſchheit erreichte, durch den Höhe- und Großſinn der Begabteſten ſich der Mit- und Nachwelt habe offenbaren wollen und müſſen; daß dieſe aus dem Born ihrer Begeiſterung nach dem Maß ihrer Begabung Dasjenige ſchöpften, was vom Geiſt der Zeit in ſie gefloſſen war.

Von der moraliſchen Wahrſcheinlichkeit wäre ſo viel zu ſagen, daß wir uns eben deßhalb mit wenigen Andeutungen begnügen müſſen.

Das Innere der Menſchen verbirgt ſich; kaum die Nächſten, die Vertrauteſten kennen einander gegenſeitig ganz; ja es wäre nicht einmal gut, wenn ſie gar nichts mehr für ſich behielten; Liebe, Achtung, fromme Scheu gebieten eine zarte Schonung gewiſſer Heimlichkeiten des Geiſtes und Gemüths.

Aber auch ſonſt, im täglichen Verkehr, inmitten der offenen Ausſtellungen aller Erzeugniſſe, Plane, Abſichten, Wünſche, Urtheile, Handlungen, Reden, im mündlichen und ſchriftlichen Austauſch ſind wir doch, was die innern Beweggründe, die tiefer liegenden Zwecke, die verborgenen Antriebe betrifft, von lauter Räthſeln umgeben.

Nach dem Maß der Selbſt-Erkenntniß lernen wir die Gemüther und Geſinnungen der Menſchen kennen, fühlen wir uns, als ſpiegelten ſie uns ab, durch ihre Aeußerungen in ihren Seelenzuſtand, ihre Beweggründe hinein.

Egoiſten, namentlich Eitle, ſind die ſchlechteſten Menſchenkenner, weil ſie zunächſt nur an ihr Ich denken. Der Mitfühlende, Wohlwollende, Beſcheidene, Schüchterne, Vorſichtige ꝛc.

iſt an die Beobachtung der Menſchen und Verhältniſſe, der Umſtände der jeweiligen Gegenwart gewieſen. Wie das Wohl der Welt die Bedingung ſeines eigenen Wohlgefühls iſt, ſo hat er auch eine Luſt an der bloßen Anſchauung intereſſanter Zuſtände, auch ohne perſönliche Betheiligung.

Im Verlaufe des Lebens ſammeln ſich die Combinationen der moraliſchen Wahrſcheinlichkeits-Rechnung. Doch nimmt bei verſchiedenen Menſchen die Beobachtung eine verſchiedene Richtung, ſucht ſich eigenthümliche Sphären, und wenn die Schärfe des Blicks nicht bei Allen gleich durchdringend iſt, ſo finden wir, daß ſie ſich im Allgemeinen nach dem Maß der Erfahrung, der Klugheit, der Schlauheit, ja des Mißtrauens, der Verſchlagenheit, der Durchtriebenheit ꝛc. richte.

Die Berechnung der moraliſchen Wahrſcheinlichkeit umfaßt alſo die ganze Menſchheit von ihren größten Maſſen, den verſchiedenen Charakteren der Nationen, durch ihre untergeordneten Verſammlungen in Stände, Caſten, Inſtitute, Gemeinheiten ꝛc. bis zu den kleinern Kreiſen der Geſelligkeit, bis zur Familie.

Man dürfte ſich den Wink gefallen laſſen. Im Allgemeinen merke auf die Volksſtimme; der Ruf ſpricht das offenbare Geheimniß aus. Aber über den einzelnen Fall halte dein Urtheil zurück; du ergründeſt ſelten den wahren Vorgang, noch weniger die Beweggründe.

Wir wenden uns zu dem Begriff der Zufälligkeit, und fragen nach deſſen Inhalt

Wenn das Wirkliche ein nothwendig Solches iſt, wie kann es ein Zufälliges geben? Bei dieſem Gegenſatze wäre ja das Wirkliche entweder ein zufällig — oder ein nothwendig ſolches.

In einer Welt von durchgreifender Cauſalität und Wechſelbeſtimmung kann es kein Abſolut-Zufälliges geben.

Ziehen wir auch einen irgend woher wirkenden Willen herein, ſo iſt ein fragliches Ereigniß entweder Folge eines

ſolchen oder es iſt Ergebniß einer geſetzmäßig wirkenden Naturkraft. Beide Fälle ſind nicht wohl Zufälle zu nennen.

Wir wollen aber ſehen, ob es nicht ſolche Ereigniſſe gibt, die wenigſtens in relativer Beziehung ſo genannt werden können.

Wenn Jemand mit ſechs Würfeln durchweg ſechs Augen, alſo ſechsunddreißig wirft, ſo nennen wir dieß einen außerordentlichen Zufall, denn man kann viele Tauſend gegen Eins ſetzen, daß es nicht noch einmal geſchieht.

Wirft er mit denſelben Würfeln dieſe Augenzahl noch einmal, ſo werden wir aufmerkſam. Wir unterſuchen die Würfel. Fallen ſie wiederholt auf dieſe höchſte Zahl, ſo ſind ſie betrügeriſch gemacht zu taſchenſpieleriſcher Kunſt oder zu unredlichem Gewinn.

Aber ſie fallen ſo nach dem Naturgeſetz des Schwerpunkts. Unſer Erſtaunen über den höchſt ſeltenen Zufall hört auf. Wir nehmen dieſe Benennung zurück.

Ein Schütz trifft mit verbundenen Augen ins Centrum. Jemand gewinnt mit einer lebhaft geträumten Nummer das große Loos: der Blitz ſchlägt in der Neujahrsnacht mit dem Glockenſchlage Zwölfe in den Cathedralkirchthurm; ein Dachziegel erſchlägt den einziehenden Triumphator ꝛc.

Wir nennen dieſes Alles: Zufall. Denn, welchen urſächlichen Zuſammenhang hat das Zielen eines Geblendeten mit dem Punkt der entfernten Scheibe? Welchen Rapport hat der Traum zu dem rollenden Lotterade? Richtet ſich die Luft-Elektrizität nach den Kirchenfeſten und ſucht ſie noch überdieß die vornehmſte, wenn auch zugleich höchſte Landeskirche? Und muß denn von Millionen Dachziegeln der lockerſte gerade auf das gefeiertſte Haupt fallen?

Sind das nicht Alles bloße Zufälligkeiten und ohne alle Cauſal-Beziehung zu einander?

Sie ſind es uns, wenn wir keine ſolche Beziehung vermuthen können. Es ſind ſeltene Fälle des Zuſammentreffens

gegenüber von Millionen unbeachtet vorübergehender Ereigniſſe, die nach den gewöhnlichen Geſetzen der Möglichkeit, der Wahrſcheinlichkeit, des Durchſchnitts zur Erſcheinung kommen.

Der Gläubige ſpricht nicht vom Zufall im philoſophiſchen Sinne. Nach ſeinen Begriffen gibt es aber, wo er es überhaupt der Rede werth finden könnte, darnach zu fragen, gar nichts Zufälliges. Alles, was ſich ereignet, hat Beziehung auf Menſchen-Schickſale: Alles iſt Werk der Vorſehung, Verhängniß, Zulaſſung, Schickung, Leitung, Lenkung. Caſuiſtiſche Fragen aber, z. B. über Unbedeutendheiten weiſt der Fromm-Geſinnte geradezu von der Hand.

Wir ſind nun ſo weit in der Unterſuchung, um zu merken, daß ein einzelnes Ereigniß nicht unter den Begriff des Zufalls ſich ſtellen läßt. Alles und Jedes geſchieht nach Geſetzen. Die großen Maſſen gehorchen den großen Naturkräften; aber auch das Sonnenſtäubchen fliegt nach den Geſetzen der Bewegung; jedes Sandkorn am Meeresſtrande liegt nach denſelben nothwendig an ſeiner Stelle.

Zum Begriff des Zufalls gehört, daß ſich zwei Sphären von ganz geſchiedener Art und Natur, zwei getrennte Cauſalreihen in einer Erſcheinung begegnen, berühren, welche durch ihre Bedeutſamkeit in uns die Frage veranlaßt, ob ein urſächlicher Verkehr zwiſchen ihnen ſtattfinde.

Wenn ſich nun aber bei näherer Betrachtung zeigt, daß dieß nicht der Fall iſt, daß die beiden Sphären nach wie vor ganz getrennt ſind und ohne gegenſeitige Beziehung ihrer eigenthümlichen Entwicklung folgen, ſo ſprechen wir die augenblickliche Begegnung und wechſelſeitige Berührung in dem Wort und Begriff: Zufall aus. Sie bezeichnen nicht ungeſchickt die Verſpiegelung einer Cauſal-Beziehung zweier heterogenen Sphären, ein Zufallen der Einen gegen die Andere.

Wir nehmen das Wort mit dem Begriff augenblicklich zurück, wenn wir wirklich einen urſächlichen Zuſammenhang

finden, z. B. wenn wir erfahren, daß ein Uebelwollender im entscheidenden Moment den Dachziegel auf den Triumph-Wagen geworfen habe ꝛc.

Ueber manche Ereigniſſe halten wir unſern Ausſpruch, ob Zufall — zurück: die vorgerückte Wiſſenſchaft hat Vieles aus dem Gebiet des Zufalls in das des Naturzuſammenhanges herübergehoben, ſo manche auffallende Erſcheinungen bei Somnambülen.

Anderer hat ſich die Natur-Myſtik bemächtigt, z. B. des für wahr angenommenen wunderbaren Zuſammentreffens von Verfällen und Ahnungen mit Ereigniſſen in der Ferne.

In dieſem Gebiet beruht das Meiſte noch zu ſehr auf gutem, man möchte ſagen: auf ſeelengutem Glauben, auf höchſt zweifelhaften Autoritäten, auf nichts weniger als geſchichtlich-kritiſch geſammelten Anekdoten, ja auf wirklich phantaſtiſchen Fiktionen.

Hier muß jedem Zweifelnden überlaſſen bleiben, ſeine Skrupel durchwalten zu laſſen, ſich zu fragen, ob er je irgend Etwas Dem Aehnliches in ſeinem eigenen Kreiſe erlebt habe, ja, ob eine ſolche hereinragende myſtiſche Welt mit ſeiner Lebens- und Natur-Anſchauung auf irgend eine Weiſe ſich vereinigen laſſe.

Es will uns überhaupt bedünken, als gehe das Beſtreben vieler Menſchen, wie in gar manchem Andern, ſo auch in dieſen Sphären dahin, mehr aus ſich zu machen, als es ſich füglich thun läßt, Beziehungen der Natur zur Menſchheit in Bereichen zu ſuchen, wo ſie ſich nicht finden laſſen, wie ſeit undenklichen Zeiten aus den Träumen mehr gemacht wurde, als an ihnen iſt, weil die Träumer wenigſtens im Schlaf gern prophetiſche Seher ſeyn wollten.

Es gibt andere Gebiete, wo ſich die wunderbare Höhe und Tiefe der Menſchen-Natur bewährt; — das Gebiet des Wiſſens, das der Kunſt und das der Sittlichkeit und Pietät. Auf dieſe wollen wir von den Regionen des Unheimlichen, des Irrwahns hinweg Sinn und Kraft lenken.

Mit weltmännischem Blick bemerkt man, daß die großen Erscheinungen der Natur und der Menschheit sich auch nach großen Gesetzen gestalten und fortentwickeln, daß sie der Zufall nicht aus ihren Bahnen zu bringen vermag.

Wo wir große Erfolge aus scheinbar kleinen, zufälligen Anlässen hervorgehen sehen, da waren dieß meistens nur die Zündstoffe, welche eine längst geladene Mine zur Explosion brachten.

Auch im Kleinern und Einzelnen zeigt sich das. Je mehr Mensch, desto weniger Zufall. Der feste Charakter lehnt alles Casuelle, was ihm nicht genehm ist, ab und zieht das ihm Gemäße an. So nehmen wir wahr, daß ein Mensch von sittlichem Ernst und Willen durch die Unendlichkeit von Zufällen eines vielbewegten Lebens hindurch immer mehr, fester, gerundeter Das wird, zu was wir schon in seiner Jugend die Anlage und Neigung in ihm liegen sahen.

Je weniger ein Mensch sittlichen Halt und zusammengefaßten Ernst hat, desto mehr ist er dem Zufall unterthan, und ein Solcher verschuldet es gewöhnlich durch seine spezifische Leichtigkeit, wenn er klagt, daß er stets ein leidiger Spielball des Schicksals gewesen sey.

Man trifft hie und da Menschen, welche an eine Art Fatum glauben, an ein unausweichliches Geschick, ein Verhängniß, das Jedem seine Lebens-Ereignisse und seinen letzten Tag mit unerbittlicher Gewalt bestimme.

Nachdem wir uns die Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit, von Wahrscheinlichkeit und Zufall klar zu machen gesucht, müssen wir diese Ansicht für irrig, gefährlich, wohl auch für unsittlich halten.

Der freie Mensch sucht sein Daseyn zu gestalten, die Umstände zu lenken, das Günstige sich anzueignen, das Ungünstige abzulehnen, das Nothwendige anzuerkennen, das Zufällige zu berechnen.

Das Bedenkliche zu unternehmen, iſt Wagniß, das Lebensgefährliche ohne ſittlichen Grund zu wagen, iſt Tollkühnheit. Die Zufälle treffen nach ihrer durchſchnittlichen Wahrſcheinlichkeit. So kann man ſagen: die zehnte Unvorſichtigkeit iſt des Menſchen Wißigung, die hunderſte iſt ſein Verderben.

Sein *Geſchick* iſt Jeder ſelbſt durch ſeinen Charakter.

Auch auf Zeitläufte und Völker-Geſchicke darf man dieß anwenden. Die Zeiten des Verfalls ſind auch die der Zufälle. Wo die organiſchen Kräfte, die ſchaffenden und erhaltenden Geſetze erlahmen, da übt der Zufall ſeine unzuberechnende Willkühr. So z. B. Wenn ein volks-verrehmter Monarch auf ſeiner Flucht nahe ſchon der Grenze erkannt wird.

Die Mittelmäßigkeit iſt geneigt, menſchliche Größe, Macht, Ehre, Reichthümer ꝛc. dem *Glück*, alſo dem Zufall zuzuſchreiben. Wir wollen aber nicht überſehen, daß es für den Menſchen nur in ſo weit ein Glück gibt, als er es ſich anzueignen und feſtzuhalten verſteht.

Fortuna lächelt Jedem in ſeinem Leben mehr als Einmal mit bedeutſamem Blick; aber Wenige wiſſen die Flüchtige an der Locke feſtzuhalten. Es gibt wohl keinen Günſtling des Glücks ohne Conſequenz.

Wollte man ſagen, der oder jener Künſtler, Staatsmann, Held ꝛc. wäre, unter andern Verhältniſſen geboren, nur ein verzüglicher Tiſchler, Handelsmann, ein berüchtigter Banden-Anführer oder Räuber-Hauptmann geworden, ſo iſt ſchon genug zugegeben; denn es iſt nicht zufällig, daß der Menſch unter beſtimmten Umſtänden geboren wird.

Niemand will ſeinen Erwerb irgend einer Art, ſeine Vorzüge, ſeine Stellung und Lage, ſeine Geltung, ſein Weib ꝛc. dem Zufall danken. Es ſollen Ergebniſſe ſeiner Anſtrengung, ſeiner verſtändigen Wahl, ſeiner Arbeit ſeyn. Noch eher will er ſich einer höhern Schickung und Führung dabei unterſtellt ſehen.

So iſt der Menſchen-Geiſt, wenn er nicht in angeſtammter Lockerheit durch ein vermeintliches Herrſchen des Zufalls zu gewinnen hofft, oder durch eine Berufung auf ihn ſich zu entſchuldigen ſuchen will, ſtets befugt, ſein Walten möglichſt zu verneinen und der Macht der organiſchen Entwicklung, der Geſetzmäßigkeit, der Freiheit, der Zweckmäßigkeit im Reiche der Natur und der Sitten immer mehr Geltung zuzutheilen.

Wir haben uns angelegen ſeyn laſſen, den Sinn, den Inhalt, die Geltung der reinen Verſtandes-Begriffe uns klar zu machen. Ihr umfaſſendes Weſen iſt uns nicht entgangen. Sie ſcheinen alle möglichen Abſtraktionen von den allgemeinſten Beziehungen der Dinge, inſofern ſie ohne nähere Beſtimmung und Bezeichnung als das Daſeyn im Raum und in der Zeit aufgefaßt werden, zu erſchöpfen. Es würde wohl zu weit führen und vielleicht doch vergeblich ſeyn, noch weitere ſolche Allgemein-Begriffe aufzuſuchen.

Die zehn Kategorieen der Ariſtoteliſchen und ſcholaſtiſchen Schule laſſen ſich ſämmtlich den vieren der kritiſchen Philoſophie einreihen, oder laufen ſie unter deren Prädicabilien als Combinationen derſelben.

Aber dadurch, daß wir nach unſerer Weiſe die vier Kategorieen mit ihren je drei Zweigen auf die gegenſtändliche Welt anwandten, kamen wir auch zu der Anſicht, daß ſie nicht vor aller Lebens-Anſchauung eine dem Verſtand eingeprägte nothwendige Form, ſondern daß ſie vielmehr die höchſten und allgemeinſten Abſtraktionen von dem räumlich-zeitlichen Daſeyn ſeyen.

Wir konnten alſo in dieſen zwölf Allgemeinheiten und Stammbegriffen nicht etwa einen Aaronis-Schild finden, durch deſſen zwölf funkelnde Edelſteine der Verſtand in hoherprieſterlicher Macht die Geſammtheit der Dinge beſtrahlen ließ; vielmehr, wie dieſes Geſchmeide, in mitgetheiltem Lichte leuchtend, ein Symbol der zwölf Stämme Iſraels war, ſo gilt uns auch

der geistige Juwelen-Schmuck der Kategorien und Stammbegriffe für eine Fassung, in welcher sich das Licht der Welt zwölffarbig abspiegelt.

Erscheinungen. Dinge an sich.

Wir sind auf einem Standpunkt angelangt, von welchem aus, sollte man meinen, wir nun die Natur selbst in ihren Gestalten, Wesenheiten, Kräften, Umwandlungen &c. näher ins Auge fassen können.

Wir haben uns das Vermögen zuerkannt, die Gegenstände zu schauen, zu vernehmen, zu empfinden, zu fühlen. Unser Verstand hat ein Schema gefunden, in welchem er sie nach verschiedenen allgemeinen Beziehungen einreihen kann.

Wir dürfen doch wohl die Eindrücke der Gegenstände auf uns für unabweisbar, für sinnliche Wahrheit, für eine Gewißheit der Gegenwart, für Wahrheit halten.

Wir stehen hierin nicht nur dem rein-sinnlichen Menschen gleich, der sich dem Augenschein, dem Handgreiflichen, der fühlbaren Gegenwart ohne Skrupel, mit Ueberzeugung, mit ganzem Lebens-Gefühl hingibt; wir wissen zugleich, was wir empfinden; wir haben die gegenständliche Welt zugleich mit unserm Vermögen ihrer Aufnahme, Auffassung und entstehen lassen.

Sie gestaltete sich uns von den ersten dumpfen, regellosen, wechselnden Sensationen der Kindheit bis zu der klaren Helle einer geordnet festen Anschauung und Ueberschauung des gereiften männlichen Verstandes.

Aber — die Schule ist es, die uns mit neuen Skrupeln beunruhigt; die leidige Schule!

Sie trennt uns, zu höherer Einsicht bestimmte, von den treuherzig an die Gegenstände glaubenden, sie tatsachlich auffassenden, behandelnden, benützenden Naturkindern. Sie führt uns in ihre düstern, dumpfen Räume. Wir stellen noch einmal

durch Zweifel, vielleicht erſt durch Verzweiflung an Seyn und Wahrheit, geläutert werden.

Wir blicken wehmüthig, ſorgenvoll nach jenen hell und kühn ins Leben ſchauenden Abſcheidenden hin. Sie erſcheinen uns als vollſtändige, kräftige Menſchen; wir fühlen uns als Getheilte, Wankende, als zu unbekannten, peinlichen Disciplinen beſtimmte Novizen.

Wir verdanken der Schule ſo viel. Sprache, Schrift, Lehre haben uns zu Denkenden gemacht. Wir haben mit Begriffen, in welche Beobachtung, Vergleichung, Abſtraktion ihre Ergebniſſe als einen geiſtigen Inhalt verſammelt hatten, wie mit Zahlen, mit Formeln rechnen gelernt; eine Manipulation, die der Naturſohn nur für den Gebrauch der nächſten Gegenwart, für den nothwendigſten praktiſchen Bedarf inſtinktmäßig übt, und methodiſch eigen gemacht. Wir haben einen unendlichen Vorrath von ſolchen Begriffen, einen Schatz von Wiſſen in unſerm Gedächtniß aufgehäuft, um daran jeden Augenblick nach Erforderniß zu Beantwortung von Lebensfragen, zu Löſung von Problemen das Geeignete zu entnehmen.

Die Wahrheit begleitet uns durch die Hallen der Schule. Aber der Damon des Zweifels flüſtert uns bedenkliche Worte zu.

Die Schule — vernehmen wir von ihm — hebt dich mittelſt Sprache, Schrift und Doktrin auf eine höhere Stufe, ſtellt dich aber dem Naturſohn mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand. Aber wenn ſie dich ihrem Wiſſen ebenbürtig gemacht, in die Falten ihres Hermelinmantels eingehüllt hat, dann gehörſt du ihr, dann hält ſie dich feſt und gefangen. Du ſollſt und kannſt fortan nur in ihren Formen denken, in ihrer Logen-Sprache reden, auf der von ihr vorgezeichneten Bahn beobachten und forſchen. Du bezahlſt die Hebung, den Aufſchwung, den ſie dir verliehen, mit der Bannung in ihre Mauern, mit der Kettung an ihre Ordensregel. Sie erregte deine Einbildungskraft mit Worten von überſchwänglichem Inhalt, mit Begriffen,

die Seyn und Nicht-Seyn umfaſſen. Aber frage dieſe Orakelſprüche ſelbſtdenkend, forſchend um ihren wahren Sinn und Gehalt, ſo ſtehſt Du wieder vor den Pforten der alten Probleme und Räthſel, welche dir die Schule nur mit Aufſchriften im Lapidarſtyl verblendet hat.

Die Schule iſt der perſonificirte Jeſuit. Sie fördert, um zu bannen; ſie erleuchtet, um zu verfinſtern; ſie befreit, um zu deſpotiſiren. —

Wir horchen dieſer zweideutigen Warnungsſtimme; ſie erfüllt uns mit Unruhe, mit Bangen; aber wir können unſere Schritte durch die Schul-Hallen nicht mehr hemmen; wir ſchreiten vorwärts.

Da treten wir an eine feſt verſchloſſene Pforte. Unſer Auge fällt auf eine Inſchrift mit koloſſalen Buchſtaben. Sie lautet: Der menſchliche Verſtand kennt nur Erſcheinungen. Von den Dingen an ſich kann er nichts wiſſen!

Der Dämon des Zweifels ſteht wieder neben uns und flüſtert uns zu: „Hier lieſeſt du ein demüthiges Bekenntniß der Schule, das eben ſo überraſchend iſt, als ihr dir wohl bekannter Hochmuth, mit welchem ſie ausſpricht, daß der Verſtand die ihm eingeprägte Form von Stamm-Begriffen auf die Gegenſtände diktatoriſch übertrage. Wo es alſo gilt, etwas Gediegenes von der wirklichen Welt, dem objektiven Daſeyn zu wiſſen, da bekennt ſie ihr Nichtwiſſen, ja ihr gänzliches und unabänderliches Unvermögen, Etwas zu wiſſen. —

Uns wird's zu Muthe vor der verſchloſſenen Thüre, wie es dem Prinzen Tamino in der Zauberflöte in den Tempelhallen Saraſtro's geweſen ſeyn mag.

Endlich öffnet ein Eingeweihter eine andere Pforte. Der Dämon verſchwindet; wir treten ein; die Lehre beginnt und wir ſind mit unſerm Geiſt bald mitten in der Sache.

Wir verſuchen das oft ins Dunkel der Schulſprache Gehüllte möglichſt faßlich wieder zu geben:

Die Gegenſtände ſind für uns da durch die Einwirkungen auf unſere Senſation. Wir umfaſſen das Daſeyn und die Eigenſchaften eines Gegenſtandes mittelſt der verſchiedenen Eindrücke, die er auf mehrere unſerer Sinne oder auf alle zugleich oder in Folge macht.

Wir ſehen einen Apfel, wir riechen ihn, ſchmecken ihn, fühlen ihn, empfinden ſeine Kälte, hören ſein Auffallen, wägen ſeine Schwere. Dieſe Eindrücke gehen einzig von ihm aus, auf unſere Empfindungs-Fähigkeit über. So iſt er uns eine Subſtanz mit Accidenzen, ein Subjekt mit Prädikaten, ein Inbegriff von Daſeyn mit Eigenſchaften.

Wir bereden uns, den Apfel an ſich zu kennen, ſo weit wir ſeiner Eigenſchaften kundig ſind; die forſchende Unterſuchung kann uns noch tiefer in ſein Weſen hinein führen; wir zerlegen ihn, beobachten ſeine Struktur, betrachten mikroſkopiſch ſein Faſern- und Zellen-Gewebe, unterſuchen chemiſch ſeine Säfte, widmen unſere Aufmerkſamkeit ſeiner Schale, ſeinem Kernhaus, den Kernen und ihren Keimen.

So verſenken ſich unſere Sinne ganz in das Weſen des Apfels, ſein Werden und Verzehrtwerden.

Aber lernen wir durch alle dieſe Eindrücke den Apfel an ſich kennen?

Was wir ſehen, iſt eine Empfindung unſeres Sehorgans, iſt rein in uns, iſt eine Lebensregung unſeres Weſens. Was hat ein lebloſer Apfel für eine Beziehung zum Leben, zum Empfinden? Er mag das Mittel hiezu ſeyn, aber er iſt in keiner Hinſicht das, was wir ſehen.

Wir befragen die Wiſſenſchaft um die Beſchaffenheit des Sehens. Wir vernehmen, daß ein Element zwiſchen dem Gegenſtand und unſerm Geſichtsſinn thätig ſey, daß es von ihm ausgehe und letztern errege. Man nennt es Licht, und nimmt an, daß es von der Oberfläche des Gegenſtandes gleichſam weg- und allſeitig hin-, alſo auch dem geöffneten Auge zugeſtoßen werde.

Aber unſere Senſation iſt nicht dieſer Prozeß; ſie iſt Leben, iſt Empfinden, in ſich Finden eines Eindrucks, iſt Bewußtwerden, was Alles ſich nicht näher beſchreiben läßt. Außerdem liegt in unſerer Geſichts-Wahrnehmung vom Apfel gar nichts, was uns darüber Aufſchluß gäbe, ob das Licht das Weſen und An ſich des Apfels errege, verändere, ſich an ihm betheilige, Etwas von dieſem An ſich unſerm Auge zubringe.

Auch liegt in dieſer Wahrnehmung nichts, was uns über die vom Apfel ausgehende Affektion unſeres Auges näher unterrichtet.

Dieß ſind problematiſche Vorgänge, welche, wenn ſie auch Bedingungen des Anſchauens des Apfels ſind, doch ganz und gar außerhalb der Anſchauung ſelbſt liegen.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Geſchmack des Apfels. Sind auch Beſtandtheile deſſelben Bedingung des Schmeckens, der Empfindung, welche wir haben, wenn ſie unſern Gaumen berühren, ſo iſt doch nichts im An ſich des Apfels, was mit unſerer Empfindung von gewürzhafter Süßigkeit vergleichbar wäre.

Die Anwendung auf den Apfel-Geruch iſt leicht zu machen. Wir empfinden, während ihm wer weiß welcher todte Stoff entſtrömt, ein lebendiges, erquickendes Aroma. Was hat aber das Lebloſe mit dem Leben gemein?

So iſt das Sammt-Gefühl bei Berührung ſeiner Oberfläche ganz unſerm Taſtſinn angehörend. Seine Kälte iſt ſein Verhältniß zu unſerer Temperatur; ſein Weſen iſt, ſenſuell genommen, weder kalt noch warm.

Und ſo bleibt denn, nachdem wir den Apfel genau beſchaut, auch ſein Inneres uns durch Zerlegung zur Oberfläche gemacht, ſeinen Bau betrachtet, ihn gerochen, geſchmeckt, ſeine Säfte unterſucht ꝛc., immer wieder die Frage ſtehen: Was iſt denn, abgeſehen von dieſen Eindrücken deſſelben auf meine mehrſeitige Empfindungsfähigkeit, der Apfel an ſich?

Wenn ich empfunden, was er mir iſt, wie er bei mir mannichfaltiges Leben erregt hat, ſo verlange ich zu wiſſen, was er ſich ſelbſt iſt. Gerade weil die Anregungen, zu denen er ſich als Mittel verhält, mannichfaltig, verſchiedenartig ſind, ja unter ſich nicht das Geringſte gemein haben, denn was haben Form und Farbe mit Geruch und Geſchmack, was Kälte mit Glätte, Ton mit Schwere gemein? ſo muß ich annehmen, daß der Apfel andern Sinnen, z. B. denen verſchiedener Thierklaſſen, auch andere Empfindungen mittheilen könne, daß die meinigen ſeine Mittheilbarkeit nicht erſchöpfen, daß ſein Weſen, ſein An ſich, gegenüber von all dieſen Subjektivitäten des Empfindens, eine objektive Einheit, ein Seyn in ſich ſelbſt, ein in ſich ruhendes Daſeyn bilde.

Ich höre den Klang einer Glocke. Ich erfahre, daß dieſe meine Klang-Empfindung von dem Beben herrühre, das in ihrem Bau durch Anſchlagen erregt worden. Aber was hat ein Klang im Gehör-Organ mit dem Erbeben des Metalls gemein? Und dann, wie und was iſt dieſes Beben? Welche Vorſtellung ſoll ich mir davon machen? Es iſt eine ihrer Eigenſchaften, aber ihrem An ſich bin ich dadurch nicht näher gekommen.

So frage ich: Was iſt Silber? Was iſt Gold? Ich ſehe ihren Glanz; ich höre ihren Klang; ich fühle ihre Glätte, Kälte, Schwere. Ich erfahre ihr Verhalten zu andern, zu auflöſenden Stoffen. Aber auch ihre kleinſten Theile bleiben Silber und Gold, ein An ſich, das ich nicht erkenne.

Es gibt bekanntlich eine Wiſſenſchaft der Stoff-Verwandtſchaften, der Verbindungen und Auflöſungen. Aber was das Weſen, das An ſich der Verbindung, des Bandes, das Weſen des Aktes der Auflöſung iſt, das erkenne ich nicht.

Ich höre das Geſchehene benennen; die neu zuſammen getretenen Stoffe tragen andere Namen, die Metalle heißen z. B. Oxyde, aber ich ſehe in das Weſen weder des Metalls, noch

der Säure, noch in den Vorgang ihrer Verbindung zum Oxyd hinein.

Ebenſo wenig geben mir die Affektionen innerhalb meines Organismus, Wohl- und Wehe-Thun der mannichfaltigſten Art, wofür die Sprache keinen eigenen Namen, wie bei den äußern Sinnen hat, ſondern ſie nur als Affektionen der betheiligten innern Organe bezeichnet, über das Weſen der letztern und die Art ihres Angegriffenſeyns einen Aufſchluß. Wohlthun und Schmerz ſind Empfindungen; aber ihr Veranlaſſendes ſind phyſiologiſche, pathologiſche Zuſtände, ein gefühlloſes An ſich der organiſchen Theile.

So begleitet ein unendlich mannichfaltiges, bald ſpezifiſch, arthaft, bald relativ, gradweiſe verſchiedenes Spiel und Leben unſerer Senſationen, Wahrnehmungen ꝛc. die lebloſen, empfindungsloſen Vorgänge und Metamorphoſen der Dinge an ſich.

Bald ſind es Mittel-Elemente, Medien, welche dieſen Rapport bedingen, Licht und Luft, Prozeſſe an der Oberfläche der Dinge an ſich, die ihren Beſtand nicht verändern; bald ſind es Eigenſchaften ohne Mittheilung, wie beim Taſten ꝛc., bald ſolche mitgetheilt, aber ohne Veränderung des Grundweſens der Dinge, wie die Wärme. Zuweilen entzieht die Mittheilung den Dingen einen ihrer feinen Stoffe unbeſchadet ihrer Conſiſtenz, wie beim Geruch. Bei der Empfindung des Geſchmacks aber wird das Weſen des Dings zerſetzt, aufgelöst und geht ſchon innerhalb unſeres Organismus andere Verbindungen ein.

Wir kamen ſchon bei einer frühern Unterſuchung zu der Anſicht, daß der kindliche Sinn, wenn er von der Außenwelt ſpricht, gar nicht auf ſein wahrnehmendes Ich, auf ſeine Sinne Bezug nehme. Er ſagt: Dort ſteht der Mond am Himmel! — ohne zu der Reflexion zu kommen, daß ſein Auge es iſt, das ihn ſieht, daß ſein Ich dieſes Eindrucks ſich bewußt wird.

Es geht, wie wir auch bemerkten, im gewöhnlichen Leben, ſelbſt dem Denker nicht anders.

Bei den andern Sinnen-Eindrücken iſt es derſelbe Fall. Dem Kindlichen tönt die Glocke, riecht die Nelke, ſchmeckt die Speiſe, iſt der Marmor glatt und kalt ꝛc. in demſelben objektiven Sinn, wie bei dem Mond am Himmel.

Nur beim Geruch, Geſchmack und bei der Temperatur-Empfindung tritt zugleich eine Reflexion auf die Mittheilung an das Empfindungs-Vermögen ein.

Nun führt aber die Lebens-Erfahrung Sinnen-Täuſchungen herbei.

Man ſieht den Stab im Waſſer gebogen, die Münze in der Taſſe mit Waſſer herbeigehoben; man hört den Glockenklang, die Muſik von der entgegengeſetzten Seite; man fühlt mit verſchränkten Fingern das Kügelchen doppelt, empfindet daſſelbe Waſſer mit der kalten Hand warm, mit der warmen kalt, und ſo weiter.

Dieſe Erſcheinungen leiten ſchon darauf, daß die Sinne wahrnehmen, daß Mittheilung durch fließende Elemente die Wahrnehmungen vermittelt.

Im Fortſchritt der Selbſtbeobachtung kommt man auf Empfindungen, die auf einer eigenen Thätigkeit oder Affektion der Sinne beruhen, denen kein Objekt ſo geradezu gegenüberſteht und entſpricht, wie in gewöhnlichen Zuſtänden.

Man findet, daß in krankhafter Aufregung der Sinne, der Imagination eine ganz andere Gegenwart vor ihnen ſteht, als die wirkliche.

Ja es bedarf nicht ſolcher Beſonderheiten. Im hellſten Wachen denkt man Bilder von nicht vorhandenen Gegenſtänden. Sie werden lebhafter in der ſchaffenden Phantaſie mit offenen, verſtärkt, mit geſchloſſenen Augen.

Der Traum vollends ſteht mit gar keiner ſinnlich gegenwärtigen Welt im Rapport.

So finden wir uns endlich durch Selbſtbeſchauung unſeres eigenſten Weſens zu einer entſchiedenen Zweiheit getrieben,

vor welcher wir nicht erſchrecken dürfen; wie ja alles noch ſo Widerwärtige, recht entſchloſſen ins Auge gefaßt, ſein Zurückſtoßendes größtentheils verliert.

Wir können uns nicht länger verbergen, daß der ganze Inbegriff unſerer Empfindungen, Anſchauungen, Wahrnehmungen ꝛc. unſerm Selbſt angehört, daß ſie ein In uns ſind; daß der Geſammt-Inhalt der Begriffe, Urtheile, Schlüſſe, der ganze Aufbau unſeres Denkens auf einer Thätigkeit (auch Leidenheit) unſeres Ich beruht, ja, daß dieſes Empfind- und Denk-Leben eben nichts Anderes, als unſer Ich iſt, daß Beide einander vollſtändig decken.

Verlaſſen wir aber dieſen Standpunkt, von welchem aus unſer Ich in ſich ſelbſt hineinſchaut und laſſen dieſes in ſeiner Thätigkeit walten, ſo verſinkt es in Selbſtvergeſſenheit, öffnet ſeine Vermögen der Aufnahme der Außenwelt, wozu wir auch die Anregungen des innern Organismus zählen müſſen, weil ſie jedenfalls außerhalb des Ich ſind, und eine gegenſtändliche Welt ſpricht nach wie vor ſein Wahrnehmungs-Intereſſe an.

Doch ſey dieſe Welt auch ſeither die Heimat ſeiner Theilnahme und Liebe, ſeiner Thätigkeit und Erholung, ſeiner Beobachtung und Forſchung geweſen: das Alles kann das Ich über den entſchiedenen Dualismus in ſeinem Weſen nicht irre machen.

Es muß ſtets wieder zur Sebſtbeſchauung ſich zurückwenden und ohne Bedenken ausſprechen: Alles Wahrnehmen iſt nur in Mir, geſchieht durch Mich, ja Ich bin es ſelbſt und bin Nichts, als eben dieſes Wahrnehmen.

Der Stoff des Wahrnehmens, das Wahrgenommene, ſey wie und was es wolle; für mich iſt es bloß durch die Form des Wahrnehmens ein Etwas, außer ihr ein Problematiſches, ein Unbekanntes.

Ich kann und darf mich demnach der Ueberzeugung nicht

erwehren: das gesammte Weben und Walten der Weltkräfte wird erst dann ein Leben für mich, wenn es mein Empfindungs-Vermögen berührt. Das Licht leuchtet, erhellt nicht, bevor es meinen Gesichts-Sinn erregt. Außer ihm ist kein Schauen. Sonne, Mond und das ganze Firmament scheinen nicht an und für sich; die gesammte Natur leuchtet nicht im Glanze des Lichtes und der Farben, in der Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten an sich, wenn sie nicht das Auge zum freien Anschauen erregen. Das ganze Daseyn ist an und für sich in ewige Nacht gehüllt. Nur im Aug' erblüht es zum Licht-, Farben- und Formen-Leben.

So sehr sich unser gewohntes Denken dagegen sträuben mag, — im alltäglichen Dunkel sind alle Farben nicht nur etwa nicht wahrnehmbar, sondern durchaus nicht existirend.

So nun erwacht auch der Klang erst im Gehör-Sinn. Sein Leben hat nichts gemein mit den mechanischen Schwingungen der Körper und der Mittheilung derselben an die Luft. Die ganze Schöpfung ist lautlos, stumm, wie das Grab. Es gibt keinen Donner, keinen Gesang, kein Säuseln in der Natur, wenn das Ohr schläft.

So ist der starre Norden nicht kalt, der glühende Süden nicht warm, wenn ihre Temperatur sich nicht der empfindlichen Oberfläche des Körpers mittheilt.

Was uns bei dieser Erwägung befremdlich anspricht, geben wir leichter bei den Sensationen des Geruchs, des Geschmacks zu, weil diese keinen so entschiedenen Anspruch an eine auch objektive Geltung machen.

Die Betastung, Umtastung mit dem Gefühl des Widerstandes und der Schwere scheint sich am unmittelbarsten, handgreiflichsten mit dem Gegenstande selbst zu befassen, und doch bleibt er gerade bei dieser Sensation am meisten in sich beharrend, ruhend, unmittheilsam, objektiv.

Wenn ich mir nun meiner Vermögen, Eindrücke aufzunehmen, sie zu vergleichen, zu verbinden, zu Begriffen, zum

Denken zu gestalten, recht im Ganzen als einer subjektiven Lebens-Thätigkeit bewußt werde, und mir ihr Stoff und Inhalt als das An sich seyn der Gegenstände gegenübertritt, so komme ich mit meiner ursprünglichen, stehenden und unabweislichen Frage nach der Wahrheit sehr ins Gedränge.

Ich finde nun einmal keinen Uebergang zu den Gegenständen an sich, keine Verbindungs-Brücke zu der Welt außer meinem Empfindungs- und Denkvermögen. Denn, was ich auch immer als Vermittelndes, Uebergängliches zwischen mein Ich und die Welt legen will, es ist und bleibt immer eine Thätigkeit meines Ich, eine Erscheinung meines Selbst, meines eigensten Wesens.

Ich könnte zwar annehmen, es bestehe eine fortwährende Harmonie zwischen den Dingen und meinem Empfinden und Denken, ein Rapport zwischen Welt und Ich; aber das wäre immerhin nur eine gutmüthige Hypothese, bei welcher sich ernstes Forschen nach Wahrheit nicht beruhigen kann.

Welchen Bezug kann ich zwischen den mathematisch berechneten Bebungen von Saiten-, Holz- und Metall-Instrumenten, den Luftschwingungen einerseits und den Melodieen und Harmonieen eines Concerts, das mir den Sinn erfüllt, das Gemüth entzückt, andererseits annehmen?

Ja, diese Instrumente, durch musikalisch spielende Thätigkeit in Vibration gesetzt, sind selbst wieder angeschaute Objekte, gehören zum Inbegriff meiner Wahrnehmung, welche eine Thätigkeit meines Selbst ist.

Der Zweifel aber hat das Recht, die Pflicht sogar, consequent zu seyn, unnachsichtlich fortzuschreiten.

So kann und will ich mir denn nicht vorenthalten, daß Ich nicht aus Mir herauskann, daß ich die Welt nicht erkenne, daß ich nur mein Erkennen erkenne, mein Wissen weiß, mein Denken denke.

Ich finde mich wie in einem Spiegel-Zimmer, wo ich

mich ſelbſt ſehe, mich, den Sehenden ſehe, mich in der Spiegelung als den ſich ſelbſt Sehend-Sehenden, und ſo ins Unendliche ſehe.

Aber der Zweifel ruht nicht; er bewegt ſich wie ein Wurf, unabläſſig fort, bis ihm die Wahrheit als Gegenbewegung Stillſtand gebietet.

Iſt mir die Welt, als Wahrheit, entzogen, ſo bin ich mir ſelbſt die Welt; mein Empfinden und Denken iſt meine Welt. Aber ſo iſt auch ſie mir ein Außer- und Nacheinander, ein Ding an ſich.

Erkenne ich aber dieſes ſubjektive Ding an ſich beſſer, als die objektiven Dinge?

Welches Recht habe ich, dem Vergleichen der Wahrnehmungen, dem Zuſammenfaſſen und Scheiden, den Inbegriffen und Begriffen, dem allmählichen Aufbau des Denkens Geltung zuzugeſtehen? Kann ich an die Eindrücke der Kindheit und Jugend, an Erſparniſſe der Jahre, an einen geiſtigen Ertrag der Vergangenheit appelliren und von einem Vorbehalt für die Zukunft ſprechen?

Nur die Gegenwart hat recht. Was nicht in den Moment lebendig eintritt, iſt ein leerer Schatten. Es gibt keine Vergangenheit, als inſofern der Geiſt in den Augenblick eine Vergangenheit ſetzt, keine Zukunft, die nicht eine als zukünftig geſetzte Gegenwart wäre. Wie im Traume nur der jeweilige Moment Wahrheit hat, diejenige des Traumes, ſo hat auch der jeweilige Moment des Wachens die Wahrheit, daß der Geiſt wacht.

Aber, wenn der Traum zu wachen meint, könnte nicht das Wachen auch nur ein vermeintliches Wachen, an ſich aber ein Träumen ſeyn? Könnte nicht der Geiſt, wie er aus dem Traume zum wirklichen Leben erwacht, in irgend einem Moment aus dieſer vermeintlichen Wirklichkeit zum eigentlichen, wahren, hellen Leben erwachen?

Wie oft geſchieht es nicht ſchon jetzt, daß uns eine

Vergangenheit, die uns als eine Wirklichkeit aufs Tiefſte erfüllt, aufs Höchſte aufgeregt hatte, nun als ein Traum erſcheint?

Dem ſey aber wie ihm wolle, — der Moment kann nur ſich ſelbſt Wahrheit garantiren. Es findet kein Hereinragen eines Vergangenen oder Künftigen in ihn ſtatt. Er lebt nicht von Erſparniſſen, von Zinſen eines angeſammelten Capitals von Erkenntniß; er kann keine Wechſel auf entlegene Weisheit ziehen oder auf Rechnung zukünftigen Wiſſens leben.

Mag nun auch der Moment eine ganze Welt als Denkſtoff, Denkgehalt in ſich verſammeln, er kommt über ſich ſelbſt nicht hinaus. Er iſt ein Denk-Moment und außer ihm iſt Nichts; er bezieht ſich auf Nichts. Wahrheit iſt einzig nur, daß er iſt.

Es fruchtet nichts, an ein problematiſches Seyn einer Welt an ſich, an eine vorherbeſtimmte oder jeweilige Harmonie der Dinge mit unſerm Empfinden und Denken ſich anlehnen zu wollen.

Die ſtrenge Frage nach Wahrheit läßt ſich nicht einmal mit der Anerkennung eines organiſch-ſyſtematiſchen Aufbaues von Erkenntniß, der ſeine Feſtigkeit an ſich ſelbſt hätte, beſchwichtigen. Der Zweifel lehnt ein prekäres Daſeyn entſchieden ab. Er will Gewißheit des Wiſſens.

So iſt nun, was wir die ſchöne Welt genannt, zuſammengebrochen, zerſtoben. Das Ich iſt ſich ſelbſt die Welt; aber es iſt zu einem Selbſt des Moments eingeſchwunden; ja, daß es ſo als denkender Punkt von Moment zu Moment fortrucke, daß es eine unbeſtimmbare Reihenfolge von Momenten lebe, iſt ihm wieder nur eine leere Perſuaſion, ein problematiſches Hineindämmern des Geweſenen und Kommenden in den Moment des Jetzt, der allein ſich die Wahrheit garantirt, daß er iſt.

So finde ich mich in folgerechter Durchführung des Zweifels.

Alſo der Sinn der Welt wäre mir, daß ich ſie nicht erkenne, ſondern nur glaubig annehme, ſie exiſtire; — der

Sinn meines Daſeyns wäre ein fortpunktirendes Bewußtſeyn; doch eigentlich jeder Punkt nur ſich ſelbſt eine Wahrheit, nicht ihre Verbindung zu einer Zeit-Linie, nicht deren Ausbreitung in eine Fläche der Ueberſchau, nicht dieſer ihre Ausweitung, Austiefung dann zu einer Sphäre des Lebens, zu einem Welt-Globus des Seyns und Erkennens!

Auf dieſem Standpunkt angelangt wäre meine Forſchung durch die Verzweiflung an irgend einer Totalität und Weſenheit hindurchgegangen, hätte alles Troſtes ſich entäußert, aller Bewegung des Gefühls ſich entrungen, hätte aber auch allen Muth, alle Thatkraft verloren, und die einzige Regung in meinem ausgeleerten Geiſt wäre nur noch etwa ein Hohngelächter über ſeine eiſige Kälte.

So bin ich denn der unſelige Jüngling, der das verſchleierte Bild der Wahrheit zu Sais kühn enthüllte.

Sollte es möglich, ſollte es meine Beſtimmung ſeyn, in dieſem Zuſtande zu verharren? Ja es iſt nicht einmal ein Zuſtand; es ſind Augenblicke ohne eine Zeit, Phantome ohne Raum, Pulſe ohne ein ſchlagendes Herz.

Erkenntniß der Dinge an ſich. Wiederholte Forſchung.

Doch, wie ich, wenn ich mich meines Glücks bewußt und laut mittheilend erfreute, immer auf ſeinem Culminations-Punkte ſtand, ſo konnte ja hinwieder der fromme Spruch ſich bewähren, daß, wenn Noth und Anfechtung am größten, auch Hülfe am nächſten ſey.

Sollte es mir nicht möglich ſeyn, auf einem andern Forſchungswege mich ſelbſt im Inbegriff meines bewußten Daſeyns, in der ganzen Fülle meines Lebens wieder zu finden? Sollte es mir nicht vergönnt ſeyn, in allſeitig regſamer Erkenntniß-Luſt auf meinen Ruf um Wahrheit, auf meine laut-ernſte Frage nach dem Weſen und An ſich der Dinge aus

den Hallen der Zeiten, der Räume ein vernehmlich antwortendes Echo zu erhalten?

Ich will kindlich-einfach beginnen, aber auch wahrheitsliebend, ohne irgend ein vorgefaßtes Urtheil wie ein Kind meine Fragen ſtellen.

Findet ein Erkennen der Dinge an ſich, alſo ein Erkennen der wirklichen Welt, der wahren objektiven Exiſtenzen, des Weſens der Natur ſtatt?

Ich muß zunächſt wieder fragen, was ich in mir, in meinen Wahrnehmungen finde.

Der kindliche Sinn, noch ohne Reflexion und Vergleichung, hegt über das Seyende, wie wir ſchon unterſucht haben, keine Skrupel. Er ſpricht die Wahrnehmung, zuſammenfallend mit dem objektiven Seyn der Dinge, einfach aus: Hier der Apfel! — Dort der Mond! Er reflektirt nicht auf eine Zweiheit: Apfel und Ich! — Mond und Ich, auch nicht auf die Dreiheit: Apfel, Ich, Sehen, — Mond, Ich, Sehen.

Der Ausſpruch: Wir nehmen die Dinge an ſich wahr, deutet auch eine ſolche Identität des Objekts, der Wahrnehmung und des wahrnehmenden Subjekts an. Er hat auch relative Wahrheit, die Wahrheit jedes Eindrucks.

Ich halte aber die Weſenheit des Gegenſtandes, z. B. des Apfels, feſt. Ich löſe ſeine Schale ab. Nun habe ich zwei Gegenſtände der Wahrnehmung. Ich zertheile ihn; nun werden der Wahrnehmungen immer mehr; es zeigt ſich eine organiſche Struktur, Hüllen des Kernhauſes, ein fünftheiliges Behältniß, Kerne, ein Zellen-Gewebe ꝛc. Ich bringe ſo ganz neue Geſtaltungen zur Oberfläche. Ich mache mir ſie durch das Mikroſkop vergrößert deutlicher. Ein durchſchnittener Kern wird mir ſo ausgedehnt und inhaltreich, als zuvor der zerſchnittene Apfel. Ein dünnes Scheibchen Fleiſch zeigt mir ſein Zellengewebe, ſeine Saft-Gefäße.

Aber, ſo weit ich auch die Zertheilung und Vergrößerung fortſetzen mag, ich nehme immer nur Oberfläche wahr.

Ich werde durch Vergleichung darauf geführt, daß ein Element mein Wahrnehmen vermittelt, welches — Licht genannt wird. Ich ſchaue alſo Licht, und ſeine Modification — Farbe an.

Aber das iſt nur ein von den Oberflächen wiederſtrahlendes, meine Sehkraft anregendes Mittel. Es iſt nicht der Apfel, deſſen An ſich hinter der Schaubarkeit der Oberflächen verborgen bleibt.

Soweit ich nun auch das Innere, das Feinſte und Kleinſte des Apfels an die Oberfläche hebe, ich nehme immer nur das von dieſer wiederſtrahlende Licht wahr. Wie der Apfel, von ſeiner Schale umſchloſſen, hinter ihr verſchloſſen iſt, ſo daß ich nur das von ihr wiederſtrahlende Licht wahrnehme, ſo ſchaue ich in fortgeſetzter Theilung immer und immer nur wiederſtrahlende Oberflächen an, hinter welchen beharrlich das An ſich, das Weſen des Apfels unſichtbar zurückgezogen bleibt.

Mit meiner Begierde, in dieſe hinein zu dringen, vervielfachen ſich nur die innern Weſenheiten, hinter vorgeſchobenen Oberflächen ſich verbergend.

Dieß geht ſo tief in das Innere der Frucht hinein, daß ſich endlich das Unnennbar-Kleine meiner angeſtrengteſten, bewaffnetſten Sehkraft, alſo meiner Wahrnehmung entzieht.

Ich will aber doch für meinen Wunſch, mein Streben den möglichſten Gewinn aus dieſer Folge von Anſchauungen ziehen. Ich halte die Einheit des Gegenſtandes feſt, auf welche ich die wandelbare Reihe der Theil-Anſchauungen beziehe.

Ich wiederhole, belebe, fixire mir dieſe, bewahre ſie in meiner Erinnerung. Licht, Schatten, Farbe zeigten mir immer die Begrenzung des Apfels, die ſeine Form von der Umgebung abhob.

Meine Berührung durch Taſten nahm dieſe Form ebenfalls in ſpezifiſch vom Schauen verſchiedener Senſation wahr.

Sie konnte die fortgeſetzte Theilung bis auf kleine Maſſen, z. B. die Kerne, Schalen- und Fleiſch-Theile verfolgen und ſtets mit den Seh-Bildern vergleichen.

Aber auch der Berührung verbarg ſich das An ſich des Apfels. Sie war eine ganz ſubjektive Fühlung der Oberflächen, die nicht nur ſelbſt nicht in die Senſation übergingen, ſondern hinter denen immer und immer das An ſich des Apfels ſich verbarg.

Was ich mit dem Apfel verſuchs- und beiſpielsweiſe vorgenommen, das kann ich an allen ſichtbar-fühlbaren Gegenſtänden der mir zugänglichen Schöpfung vornehmen.

Ich werde mir ſo eine unzählbare Menge von ſichtbar-fühlbaren Formen ſammeln; aber mein Erkennen der Gegenſtände ſelbſt wird immer nur in der Beziehung der genannten doppelten Senſation zu ihnen beſtehen.

Ich ſchlage die Wünſchelruthe meiner Unterſuchung in einem andern Bereich an.

Ich ſehe eine Glocke. Ich kenne das Metall, aus welchem ſie gegoſſen worden. Ich brauche nicht Feilſtriche an ihr zu machen, um zu wiſſen, daß ſie durch und durch denſelben Glanz, dieſelbe Farbe zeigen würde. Ich fühle ſie an; ſie iſt kalt, glatt und feſt. Ich verſuche ſie zu heben; ſie iſt ſchwer.

Aber iſt Glanz und Farbe, ſind Kälte, Glätte, Feſtigkeit und Schwere — das Metall? Bleibt Dieſes nicht als ein An ſich, In ſich, neben ſeinen Beziehungen zu meinem Senſorium in ſeinem Beſtande verborgen ruhend?

Sie wird aufgehängt. Ich ſchlage ſie an; ſie klingt. Ihr innerſtes Weſen ſcheint in dieſem Klange ſich zu beleben. Ich rühre ſie an; ich fühle ihr Beben. Es ſtrömt in mich über, wie auch ihr Klang mein Weſen durch das Gehör vibriren machte.

Aber ſo wenig ich das Weſen der Glocke im ruhenden Zuſtand erkannte, ſo wenig weiß ich, wie und was ihr Erbeben eigentlich iſt.

Aber ich behalte ihr Korn, ihre Stuktur und Form, ihren Klang, ihr Beben, ihre ſonſtigen Eigenſchafts-Aeußerungen in der Einbildungskraft verſammelt.

Ich nehme alle die unzähligen Gegenſtände der Natur, alle die Menſchenwerke, welche klangfähig ſind, wahr; ich vergleiche ſie unter einander, unterſuche ihren Bau, ihre Beſtandtheile durch Geſicht und Berührung, merke ihnen ihre Eigenthümlichkeit ab und ſammle mir ſo Begriffe von der ganzen klang- und ſang-belebten Schöpfung.

Was ich nun verbunden mit dieſen Erfahrungen wahrnehme, iſt die Aenderung, Wandlung, der Formwechſel, die Bewegung der Gegenſtände. Sie ſteigt von der Veränderung von Licht, Schatten und Färbung durch die Umgeſtaltung hinauf bis zur Ortsveränderung der Maſſen.

Hier unterſtützen ſich wieder das Schauen, das Fühlen, das Hören und meine eigene Ortsveränderung.

Es kann nicht erwartet werden, daß genauere Nachweiſe darüber gegeben werden, welcher unendlichen Mannichfaltigkeit von Combinationen ſchon ein einziges Organ der Wahrnehmung fähig iſt, und welchen unerſchöpflichen Reichthum der Erfahrung es mit ſeinem Vermögen umſchließt.

Man unterrichte ſich nur von dem, was ein Meiſter im Beobachten, was Bell vom Organ der Hand ſagt, und man erhält einen Maßſtab für unſere übrigen Erfahrungs-Organe, deſſen Skale tief in alle Reiche der Natur hineinreicht.

Bei der gegenſeitigen Unterſtützung der Sinne im Wahrnehmen des Weſens der Gegenſtände iſt es darum zu thun, ſich von der Identität eines Gegenſtandes, auf welchen ſich die gleichartigen und verſchiedenartigen Wahrnehmungen beziehen, zu überzeugen.

Der Erfahrungs-Verſuch beſteht zunächſt darin, daß man das Objekt ſich, oder daß man ſich dem Objekt nähert, ſo wie, daß man es in nächſter Nähe allſeitig beſchaut, befühlt.

Das gibt doch wohl die Ueberzeugung, daß der Senſation des Klanges etwas Objektives zum Grund liegt, wenn ich in allen Stadien der Entfernung von der Glocke denſelben Klang unausgeſetzt, nur in verſchiedener Stärke vernehme; ebenſo, daß den Geſichts-Bildern Gegenſtände entſprechen, wenn ich mit dem ſtehenden Bild aus der Ferne in die nächſte Nähe rücke und das ſtätig ſich vergrößernde nun in ſeiner plaſtiſchen Form leibhabt berühre und umfühle.

Daſſelbe gilt nun auch, wenn die Gegenſtände ſich mir nähern, wenn ſie ſich bewegen, und ich ſie bald hier, bald dort wahrnehme und berühre, wenn ſie, mir ſichtbar und fühlbar, ihre Form ändern, wenn ſie bald da bald dort klingen und tönen.

Ich ſuche mich ſolchergeſtalt in einen vielſeitigen, wechſelnden Rapport mit den Dingen zu ſetzen, ſuche ihre Beziehungen zu meinem verſchiedenen Wahrnehmungs-Vermögen methodiſch zu vermehren.

Ob nun auch dieſer Verkehr ganz in der Sphäre der Erſcheinungswelt bleibt, ſo iſt doch mit der begründeten Annahme von einem Subſtrat derſelben, von Exiſtenzen nicht ſowohl außerhalb ihrer, als vielmehr hinter derſelben auch ein Mannichfaltiges von Ausſtrahlungen, von Eigenſchaften, von Aeußerungen ihres Weſens, von Uebergängen in meine Wahrnehmungen, von Vermittlungen zwiſchen Letztern und Erſtern geſetzt.

Wir haben, um ein kriegeriſches Bild zu wählen, die Trancheen gegen die in ſich ſtark befeſtigten Dinge an ſich eröffnet und ſuchen unſer Corps immer mehr gegen ſie vorzuſchieben.

Aber wie ein Feldherr bei einem ernſten Angriff der Feſtung noch einmal die Streitkräfte des Gegners gegen ſeine eigenen abwiegt und ſich mit hellem Sinn und tapferm Muth fragt, was er denn mit ſeiner Belagerung eigentlich will und bezweckt; ſo wollen wir uns auch ſo nahe an der Sache noch einmal fragen, was wir wollen.

Die Dinge an ſich anſchauen, wahrnehmen, erkennen.

Wir ſind mit der Subjektivität, der Immanenz unſerer Erſcheinungswelt nicht zufrieden. Sie dünkt uns ein Land voller Luftſchlöſſer, ein Phantaſie-Reich; wir kommen uns vor, wie Wahn-Könige im Irrenhaus.

Es läßt uns keine Ruhe; wir fühlen uns ermuthigt, das Reich der Wirklichkeit, der realen Weſenheit zu erobern und in Beſitz zu nehmen.

In den Operations-Plan drängen ſich große Bedenken.

Ein Objekt an ſich anſchauen — ſoll das heißen: mit ihm Eins werden, es in ſich aufnehmen, ſich in daſſelbe mit ſeinem Ich verſenken?

Das Objekt iſt ein Raum-Erfüllendes, ein Materielles, ein Stoff, ein Lebloſes. Aber mein Anſchauen, Wahrnehmen iſt Empfinden, Leben, iſt in gewiſſen Graden der Erregung Luſt, in zu ſehr geſteigertem Schmerz.

Was haben *Empfinden, Luſt und Schmerz* mit einem *lebloſen Stoffe* gemein? —

Es kann alſo niemals von einer *Identificirung* des *Wahrnehmens* mit dem *Objekt* die Rede ſeyn.

Ich ſehe einen Apfel — beſagt immer nur: ich nehme ein Bild wahr; der Stoff des Apfels berührt mich nicht; ſein Weſen ſehe ich nicht.

So ſehr mein Verlangen auf ſein Selbſt losdringen will, ſo bleibt es doch immer bei einer Vermittlung, dem Uebergang eines Mediums, der Anregung durch Mittheilung, und ſo muß ich mich beſcheiden, daß Wahnehmen und An ſich eigentlich ein Widerſpruch ſind.

Beim Gehör wird mir die Vermittlung eher kund. Doch gehört ſchon Reflexion dazu, nicht zu meinen, die Glocke an ſich ſey tönend.

Beim Taſten komme ich allerdings mit dem Objekt ſelbſt in unmittelbare Berührung, ohne daß ein Medium dieſe zu

vermitteln hätte; aber dieſe Berührung geht nur auf die Oberfläche des Objekts, auf deſſen äußerſte Grenzen, wo ſein Weſen aufhört, nicht auf dieſes ſelbſt, ſonſt könnten nicht meinem Taſtſinne die verſchiedenſten Körper bei gleicher Oberfläche, z. B. bei gleicher Politur, die gleiche Empfindung geben.

Auch Form-Veränderung befühle ich; z. B. bei elaſtiſchen, weichen, flüſſigen Körpern; dieſe hat aber mit dem An ſich derſelben nichts zu thun.

Jedenfalls ſind meine Taſt-Empfindung und der berührte Gegenſtand ewig getrennte Weſenheiten.

Die, wie es ſcheinen will, ſtets mißlingenden Verſuche, durch Wahrnehmung dem An ſich näher zu kommen, halten uns darum nicht ab, unſere Aufgabe in Schule und Leben im Auge zu behalten.

Wir machen uns die mannichfaltigſten Kunden eigen, mit ernſtem Antheil namentlich diejenigen, welche für die Löſung unſeres Problems verſprechend ſind.

Wenn der Satz ſich bewährt: Wer nichts weiß, der ſieht auch nichts, ſo lehrt hinwieder die Erfahrung, daß, wer Etwas weiß, im Leben manche Erſcheinung ſehr lehrreich findet, die Jener ganz überſieht.

So mag ich gern eines Reiſe-Begegniſſes gedenken, an das ich ſchon öfters vergleichende Erwägungen anknüpfen konnte.

Ich befuhr den Schacht eines berühmten Salz-Bergwerks. Nach Beſichtigung der Merkwürdigkeiten wurde ich auf enger, gerade auslaufender Bahn von zwei Bergknappen auf einer Wurſt herausgezogen.

Mir glänzte ein Licht entgegen in der Größe eines Sterns, wie etwa die Venus. Der Kern erweiterte ſich nach und nach zur Scheibe. Endlich zeigte es ſich, daß es die Oeffnung gegen das Tageslicht war.

Als mich die Bergleute nahe bei ihr abſetzten, erblickte ich durch ſie in blendendem Farbenglanze — denn mein Auge hatte

ſich an das Dunkel gewöhnt — eine wunderſchöne Gebirgs-Landſchaft, und es währte eine Weile, bis ſie mir in der mäßigen Helle des ſonnigen Tages erſchien.

So würde uns die Venus näher gerückt wie der Mond erſcheinen. Dieſer, durch gute Fernrohre uns näher gebracht, ſtellt ſich unſerm Auge ſchon in Form einer Reliefkarte dar.

Wäre es möglich, ihm in einem Luftſchiff nahe zu kommen, ſo würde ſein Leuchten zu einer Tagbelle ſich erbleichend mildern, die der Beleuchtung unſerer Erde, von einer dem Aeronauten noch erreichbaren Höhe aus geſehen, gleich käme.

Seinen Bewohnern erſcheint er als landſchaftliche Oberfläche, wie uns unſere Erde. Iſt er unbewohnt — er hat wahrſcheinlich weder Dunſtkreis noch Waſſer — oder haben ſeine Bewohner keinen Geſichts-Sinn, ſo liegt auf ihm eine ewige Nacht, obwohl ſeine Scheibe unſere Nacht erhellt.

Jedenfalls mag er ein reges Leben von Myriaden kleiner Geſchöpfe beherbergen, wie unſere Erde noch jetzt, während unſere Kalk-Gebirge und Kreiden-Lager auf ein ſolches vorweltliches mikroſkopiſch zurückdeuten.

Wir verlaſſen dieſe Neben-Betrachtung, obwohl ſie nicht ohne Beziehung auf das An ſich der Weltkörper iſt und uns zu der Annahme beſtimmt, daß wohl bei Keinem derſelben die Schöpfungskraft mit ihrer Globular-Bildung ſich geſchloſſen, ſondern in Ausgebärung von Organismen, unbelebten und belebten, fortwirkend erwieſen habe und noch fürwährend erweiſe.

Der Mond iſt der kindlichen Erſcheinungswelt eine lichte Scheibe von regelmäßig wandelnder Geſtalt und Stellung. Wir wollen aber unterſuchen, was die einfache Thatſache des erſcheinenden Mond-Bildes, mit welcher dem kindlichen Sinn auch ſein kosmiſches An ſich zuſammenfällt, eigentlich für einen Inhalt habe.

Wir, die wir mit der Einbildungskraft ſeiner Oberfläche nahe waren, ſehen dieſe vom Sonnenlicht erleuchtet. Nach der

Analogie mit unſerer Erde iſt dieſe Erleuchtung ein Prozeß, der die Oberfläche mit Licht und Wärme durchdringt, ſie zerſetzt, angreift, zum Theil das Feſte lockert, ſie zur Hervorbringung von Organismen erregt ꝛc.

Uns Erdbewohnern theilt ſich ſein Licht mit. Es iſt wohl nicht bloß ein von ſeiner Oberfläche wie von einem Spiegel zurückgeworfenes Licht, ſondern zugleich auch ein Leuchten in Folge ſeiner Erregung, und wir thun vielleicht Unrecht, den Planeten ein ſolches durchaus abzuſprechen.

Dieſes Mond-Leuchten, demnach ein der Oxydation vergleichbarer Proceß, berührt unſer Seh-Organ und bewirkt in demſelben ebenfalls eine Erregung, die ſeinen Zuſtand weſentlich ändert, wie das Sonnenlicht den der Mond-Oberfläche.

Wir wollen es ein Phosphoresziren nennen.

Dieſes theilt ſich dem Seh-Nerven mit, welcher es in das Senſorium leitet.

Nun entſteht ein Empfinden, ein Leben, eine Wahrnehmung, das Mond-Bild.

Wir finden, daß dieſe Anſchauung auf einer Reihenfolge von Prozeſſen beruht.

Ueber den Geſichts-Sinn, welcher am meiſten befähigt ſcheint, an das An ſich der Objekte bin — in daſſelbe hinein zu dringen, kann man nie genug Erfahrungen abhören oder Verſuche anſtellen.

Was wir bei dem fernen Welt-Globus, dem Mond, gefunden, das trifft auch bei dem kleinen Ball, dem Apfel, zu. Er wird uns ſichtbar durch Sonnenlicht. Dieſes aber hat ihn gezeitigt, gefärbt. Wir ſehen ihn ſtets in einem Stadium dieſes Prozeſſes. In der Finſterniß würde er weder zeitig, noch geröthet, noch ſichtbar werden. Das Letztere unterliegt aber denſelben Prozeſſen, wie das des Mondes.

Um das Sehen als einen zuſammengeſetzten Akt, der die mannichfaltigſten Beziehungen zwiſchen den Gegenſtänden und

unſerer Empfänglichkeit eingeht, zu begreifen, muß man es der abgeſtumpften Gewöhnlichkeit entziehen, ſtärkere Gegenſätze hervorrufen, Vergleichungen anſtellen, bis man endlich dahin kommt, einzuſehen, daß Objekt und Subjekt dabei in einem an- und aufgeregten Zuſtande, daß Beide zugleich thätig und leidend ſind.

Der Mond, am hellen Tag einem kleinſten weißen Wölkchen gleich, erleuchtet die Nacht.

Ein weißes Blatt würde, ſein Licht behaltend, in der Finſterniß uns blenden.

Zwiſchen den Waldbergen des Lauterbronner Thales hindurch ſah ich die Eiger im Abenddunkel tief herab ſo ſtark glühen, daß ich anfangs durchaus nicht an einen Eis- und Schneegebirgsſtock, ſondern an Feuer dachte.

Es verdient bemerkt zu werden, wie ſich die Gegenſtände ſo verſchieden gegen das Licht und die Sichtbarkeit verhalten.

Schon Jahrtauſende, ungezählte, beſcheint die Sonne die Urfelſen. Sie wandelten aber ihre Farbe wahrſcheinlich nur wenig. Gletſcher und ewiger Schnee dagegen beſtehen nur durch immerwährende Wiedererzeugung. Ihr Glanz iſt alſo ſehr zeitlich.

Wie wenig mag das Licht die drei Jahrtauſende alten Pyramiden und Obelisken der Aegyptier verändert haben? Und wie viele unorganiſche, organiſche und kunſtgebildete Körper können Dieſen und Jenen noch beigeſellt werden?

An andern bleicht und ſchwärzt das Licht im Verlauf von Menſchenaltern. Bei gar vielen tritt die Wandlung ſchneller ein; bei Unzähligen geht ſie unter unſern Augen vor ſich.

Wir wollen zuerſt an das umfärbende Leben der Thiere und Menſchen erinnern, dann an den Farbenwechſel der Jahrszeiten, der Pflanzenwelt, dann an den des Dunſtkreiſes und der Tageszeiten.

Ganz nahe liegen unzählige Licht-Einflüsse im Kleinen, im täglichen Leben.

Das weiße Fleisch eines durchschnittenen Apfels färbt sich in ein Paar Minuten röthlich.

Bekannt ist das Daguerreotyp, wo auf der höchst empfindlichen Silberplatte nicht ein eigentlich Leuchtendes, sondern schon die Helle, die Schatten und Farben eines Objekts, einer Gruppe in wenigen Augenblicken durch schnellstes Zersetzen ein Abbild entstehen lassen.

Wie man das Athemholen, dem kindlichen Sinn ein bloßes Luft-Ein- und Aushauchen, einen Verbrennungs-Prozeß nennt, so dürfte man wohl auch das Sehen einen solchen, vielleicht gar einen doppelten nennen, einen objektiven und einen subjektiven.

Man weiß, daß das Auge durch gewisse dauernde zu starke Licht-Einflüsse erblindet. Man steigere aber einen naheliegenden, den Blick in die Sonne, nur ein wenig, und man findet, wie sich ihr Bild dem Auge einbrennt. Wiederholung und Dauer würden eigentliche Verbrennung und Blindheit zur Folge haben.

Es kann nur lehrreich seyn und uns mit dem Wesen der Außenwelt und unseres Wahrnehmungs-Vermögens vertrauter machen, wenn wir große Stufenleitern der Erscheinungen, z. B. von dem Verfärben des Apfels bis hinauf zu den Licht und Farbe wechselnden Fixsternen, Mira ꝛc. in Gedanken durchlaufen.

Wir müssen uns in die Lage eines Blindgebornen versetzen, um die Tragweite des ihm ganz unbekannten und unerklärlichen Sinnes mit Erstaunen zu bewundern, durch welche er mit räumlichen Entfernungen in Rapport kommt, welche die Einbildungskraft nicht ermessen, ja, welche keine Zahl auszusprechen vermag. Er, der einen Laut aus stündiger, selten aus bedeutend weiterer Entfernung her vernimmt, muß schon frappirt werden, wenn wir Sehende von den einzelnen Erscheinungen

eines weiten Horizonts, von den Formen eines 20—30 Meilen entfernten Gebirges reden.

Aber was iſt das gegen die Entfernung der Geſtirne? Auf dem Mondkörper unterſcheidet das bewaffnete Auge Gegenſtände, die nicht größer ſind, als einer unſerer ausgedehnten Steinbrüche. Aber unſer Geſichts-Sinn ſteht mit Fixſternen in Rapport, deren Licht, das von der Sonne in acht Minuten zu ihm gelangt, ungezählte Jahrtauſende unterwegs iſt.

Dieſes Ungeheure beruht auf einem Akt, der ſich mit wenigen Worten andeuten läßt; es iſt die Spannkraft, wie wir ſie nennen wollen, die durch das ganze Weltall geht und, wo ſie einen Gegenpol findet, ſich als Licht offenbart. Für ſie iſt die Blüthe unſerer Senſibilität, das Auge, erregbar. Es entſteht Empfindung, Leben: wir ſehen.

Eine eigene Scienz, die Optik, beſchäftigt ſich mit den Bedingungen, Bedingtheiten des Sehens, hauptſächlich mit den linearen Verhältniſſen des Lichts, während ſich ein beſonderer Zweig derſelben deſſen Milderung und Augenhaftigkeit, die Farbe, zum Gegenſtand der Forſchung gemacht hat.

Unſer Sinn dringt nun mittelſt des Fernrohrs in unausſprechliche Weiten des Raumes, ſucht Geſtaltung, Größe, Bewegung der Weltkörper zu beſtimmen, und nimmt, um die Entfernung chaotiſcher Licht- oder Welten-Nebel zu meſſen, das Verhältniß der Licht-Energie zum Tubus ſelbſt wieder zum erſinnlich größten Maß.

Das gewöhnliche Auge nimmt die täglichen Bewegungen des Lebens wahr und lernt nicht nur die kleinſten Unterſchiede der Oberfläche der Gegenſtände, ſondern auch an dem Wechſel des Lichts und der Farbe deren Verwandlung durch äußere Einflüſſe oder innere Bewegung kennen.

Mehr, als bei den übrigen Sinnen, als ſelbſt beim Gehör, möchte man ſich über den kleinen Umfang des aufnehmenden Organs gegen die unendliche Ausdehnung ſeines Bereichs ver-

wundern; denn was iſt die Oeffnung der Pupille gegen den vierten Theil des Erdhorizonts, gegen einen gleichen des Firmaments?

Wir wollen zum Verſtändniß einige Vermerkungen beibringen.

Groß und klein ſind relative Begriffe. Wir wundern uns über die in kaum noch ſichtbarer Größe doch ſo vollkommen und höchſt beweglich artikulirten Inſekten. Aber die Geſtaltungs-Fähigkeit der Natur geht ins Unendlich-Kleine.

Wir betrachten ein Mückchen der kleinſten Art durchs Mikroſkop. Es erſcheint uns ſo groß, wie ein Huhn. Aber ſein Körper iſt durchorganiſirt; wir erblicken keine leeren Zwiſchenräume. Es iſt an ſich ſo groß, als es erſcheint; es iſt unſerm Auge näher gebracht. Seinen Neben-Mücken erſcheint es in dem Verhältniß, wie uns die Neben-Menſchen. Das Sonnen-Mikroſkop macht uns noch mehr auf die Relativität der Begriffe von Größe aufmerkſam.

Der kleine Finger, dem Auge wagrecht möglichſt nahe gebracht, verdeckt uns den ganzen Geſichtskreis.

Das Bild auf der Netzhaut, mikroſkopiſch vergrößert, würde uns dieſen Geſichtskreis in kennbarer Größe wie ein Gemälde darſtellen.

Es iſt begreiflich, daß die Gegenſtände nach dem Maß ihrer Entfernung kleiner erſcheinen müſſen. Sie theilen ſich in den Raum unſeres Geſichtskreiſes; ihre Bilder conzentriren ſich gegen die Netzhaut hin.

Je größer das Auge, deſto kleiner iſt die Verjüngung. Man kann ſich ein Seh-Organ denken, das die vom Objekt ausgehenden Licht-Strahlen in paralleler Richtung aufnimmt, alſo das entfernte Objekt unverjüngt ſieht.

Wem dieß paradox klingt, der halte ſich die Erſcheinung des Regenbogens vor. Die Wenigſten wiſſen, daß er ſich nur dann ganz darſtellt, wenn zwei Farben-Säume eine graue Zone

begrenzen. Die Regenwand nun iſt gleichſam ein großes Auge, in welchem ſich das Sonnenbild abſpiegelt. Der Regenbogen iſt die Sonne im größtmöglichen Reflex in augenhaft milder Schaubarkeit wahrgenommen.

Wie das Mittel des Sehens, das Licht, ſich gegen das Auge hin conzentrirt, um durch die Pupille hindurchzugehen, ſo wirkt die Sehkraft hinwieder divergirend gegen die Außenwelt hinaus.

Man hat wohl Unrecht, ſich das Anſchauen dieſer letztern als ein kleines, flaches Bildchen zu denken, das die Seele wahrnimmt, dem ſie aus langer Gewohnheit objektive Größe und Weite beimißt.

Wie der Strom des Schaulebens in Conzentration hinein auf die Sehkraft wirkt, ſo dringt dieſe hinwieder in divergirenden Richtungen hinaus in unendliche Ausweitung.

Nahe am Auge können wir dieſe Expanſion mit der Fingerſpitze unterbrechen; die Arme müſſen wir aber ausgeſpannt ausſtrecken, um unſern Geſichtskreis mit den Händen zu begrenzen; zum Beweis, daß in dieſer Entfernung das Bild der Außenwelt ſchon eine ſolche Weite hat.

Wir müſſen überhaupt den optiſch-linearen Begriff von einem mikroſkopiſch kleinen Spiegel-Bildchen auf der Netzhaut verlaſſen. Das Seh-Vermögen nimmt den Lebens-Lichtſtrom auf und dieſer waltet ununterbrochen aus der Weite in die Enge. Aber eben ſo ungehemmt dringt auch das Wahrnehmen aus der Enge hinaus in die Weite. Es ſieht nicht etwa ein Bildchen; es ſieht dem ganzen Strom des Licht-Lebens entgegen.

Wir können zu Leit-Anſchauungen die geometriſchen Winkel nehmen. Zwei Scheitelwinkel ſind gleich, wenn auch die Schenkel des Einen unendlich groß, die des Andern unendlich klein ſind. Hiedurch wird das kleine Auge der großen Objektivität mächtig und ebenbürtig. Seine Meſſungen ſind denen mittelſt der Parallaxen zu vergleichen.

Nur nebenbei wollen wir der Frage erwähnen, warum wir die Gegenſtände nicht verkehrt ſehen, da doch das Bild auf der Netzhaut verkehrt iſt?

Dem Problem iſt nicht dadurch beizukommen, daß man die Seele von hinten in das Bild hinein thätig oder aufnehmend ſeyn läßt, wodurch, wenn je die Annahme nicht lächerlich mechaniſch wäre und eine petitio principii, doch nur Rechts Links, nicht aber Oben Unten würde; auch nicht dadurch, daß man ſagt, der Sinn merke die Umkehrung nicht, weil er ſtets Alles verkehrt ſehe; denn mit den Wahrnehmungen des Berührens und Hörens würde die Verkehrtheit doch immerhin im Widerſpruch ſtehen, auch ſchon an der Naſenſpitze handgreiflich und ſichtbar ſeyn.

Der bekannte Freund Leſſings, Mylius, hat für das Paradoxon eine ſcharfſinnige Abhandlung geſchrieben. — Wir merken den Conflikt der Sinne ſchon, wenn wir vor dem umkehrenden Hohl-Spiegel uns mit uns ſelbſt beſchäftigen.

Wir müſſen das ganze Camera obſcura-Weſen, als auf einer falſchen Grundlage ruhend, in uns beſeitigen. Die Bilder der dunkeln Kammer, des künſtlichen Auges, des anatomiſchen Auges ꝛc. ſind von unſerm Auge geſehene Bilder, wie die Bilder des Spiegels. Sie erklären aber den Akt des Sehens nicht; wir müſſen ſie da verlaſſen, wo die Frage des Problems beginnt.

Auf dem Wege des Licht-Eindrucks von der Netzhaut bis zum Seh-Vermögen verliert der Skrupel wegen der Verkehrtheit allen Sinn; denn dieſer Weg iſt ſo myſteriös dunkel, daß auf ihm alle Umwendungen ſtatt finden können.

Wir bringen überhaupt in alle unſere Erklärungen des Sehens ſchon das Sehen, die Wahrnehmung, das Lebendige, das Bild hinein; aber den Akt des Sehens ſehen wir nicht, ſo wenig, als wir den Akt des Riechens riechen.

Von dem Aus- und Einſtrömen des Lichts zu der Erregung von Bildern hat der Gedanke keine Brücke.

Unſere Unterſuchung hat ſich mit dem Geſichts-Sinn weit mehr beſchäftigt, als ſie es bei den übrigen zu thun nöthig haben wird. Das Auge nimmt alle Bewegungen des Feſten und Flüſſigen, alle Veränderungen der Oberflächen wahr und verſpricht ſo von dem phyſiſchen, mechaniſchen, chemiſchen Verhalten der Dinge, von der Einrichtung der Natur die reichſte Kunde zu geben.

Das vielfältige Vermögen des Gehör-Sinnes lernen wir zunächſt durch ſein Entbehren kennen. Der Blinde unterrichtet ſich durch ihn von der Einrichtung ſeiner Umgebung, von Veränderungen, die zunächſt um ihn und bis auf eine gewiſſe Ferne vorgehen. Das Gehör übernimmt, nebſt dem Taſtſinn und Geruch, einen Theil der Geſchäfte des Geſichts, und wird, ſo vorangeſtellt und geübt, nur um ſo ſchärfer und feiner.

Da es zugleich bei Sehenden und Blinden die ſprachliche Mittheilung leitet, ſo bedingt es von dieſer Seite Belehrung über das Weſen der Dinge.

Auch bei dieſem Sinne hat die atomiſtiſch-mechaniſche Vorſtellungsweiſe den Wahrnehmungs-Prozeß zu erklären geſucht. Durch Nachweiſung des Trommelfells, einer zarten, angeſpannten Membrane und der Knöchelchen, des Hammers ꝛc. wird das Ohr zu einer kleinen Trommel.

Man könnte ein künſtliches Ohr, wie ein künſtliches Auge machen und möglicherweiſe einen zarten Schall vernehmen laſſen. Das wäre aber ein Ton in unſerm Ohr, wie dort das Regenbogenbild ein Bild in unſerm Auge iſt.

Damit kommt man auch bei dieſem Sinn nicht ans Leben. Denn das Organ iſt keines Tones mächtig, ſondern die Seele.

Indeſſen iſt die Unterſuchung, ob das Ohr eine

wenn auch in ungleicher Stärke, doch in gleicher Art in Bebung geſetzt, dieſelben zum Sitz der Seele trage.

Wenn man jedoch ſein Hören beobachtet, wie man die Unterſchiede der Ferne, der Richtung, der ſpecifiſchen Art des Tönens wahrnimmt, ſo kann man kaum glauben, daß dieſe unendlichen Unterſcheidungen ein bloßes Ergebniß der Erfahrung, der Uebung, der Reflexion ſeyen. Man wird geneigt, auch dem Gehör, wie dem Geſicht eine Weite und Tiefe in die ſchaubare Natur hinein, ihm in die tönende beizumeſſen, anzunehmen, daß die Qualitäten des äußern Tonlebens, d. h. ſeines Trägers, der Luft, bis zur lebendigen Wahrnehmung hinein getragen werden, daß das Ohr gleichſam in die Natur hinaus höre, und daß das bebende Trommelfell die Tonwelt ſo wenig erkläre, als das Netzhautbildchen die Schaubarkeit der Natur.

Der Geruchs-Sinn macht uns auf die Strömungen zarter, unſichtbarer Stoffe aufmerkſam und vermittelt die Kunde von Verwandlung, Zerſetzung ꝛc. vieler Körper.

Daſſelbe gilt von dem Geſchmacks-Sinn. Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß das Anführen von Aromen und Salzen, welche die Naſen- und Gaumen-Nervenwärzchen reizen, beiderlei Senſationen nicht im mindeſten erklären, ſondern nur einen phyſiologiſchen Vorgang bezeichnen.

Der Taſt-Sinn, den wir uns aber als Fühlung über unſern ganzen Körper, ja zum Theil in ſeinem Innern verbreitet, nur an der Zunge, den Lippen, den Fingerſpitzen am zartfühlendſten ausgebildet denken müſſen, gibt uns, ohne Vermittlung durch ein Element, von Ruhe und Bewegung, von Härte und Weichheit, Spitzigkeit und Dehnbarkeit, Glätte und Rauhheit der Gegenſtände, alſo von weſentlichen Eigenſchaften Kunde.

Der Wärme-Sinn lehrt uns die Temperatur-Verhältniſſe

von der Außenwelt zu verſehen haben, macht uns gegen das Mechaniſch-Objektive verſichtig.

Die innern Affektionen des Organismus, ſelbſt entſtanden, hervorgerufen durch verſchiedene mechaniſche Thätigkeiten deſſelben, durch aufgenommene Stoffe, nährende, heilende ꝛc. unterrichten uns von dem Weſen des Organismus und von der Wirkſamkeit der mit ihm in Verbindung gebrachten Stoffe, Elemente ꝛc.

Grundſtoffe.

Wir glauben eine unſerm Zweck genügende Umſchau im Bereich der Wahrnehmung gehalten zu haben, wollen aber gern zugeben, daß hiebei nicht immer ſtreng und genau unterſchieden werden, was eben nur der ſubjektiven Welt der Wahrnehmung und was der objektiven Natur der Dinge, dem An ſich ſeyn derſelben angehört, ja daß unſere Forſchung noch zu ſehr nach jener ſubjektiven Seite hinzuhängen ſcheint.

Es iſt aber der Weg nachgewieſen, auf welchen der Geiſt durch Beobachtung, Vergleichung, Verbindung und Trennung, Meſſung und Abwägung zu einem umfaſſenden Reichthum von Gattungs- und Merkmals-Begriffen gelangt, wie er wahrnehmend und combinirend, calculirend und potenzirend in das Walten der Natur erkennend eindringt, wie er die Welt denkt.

Die Naturkunde, die Welt-Erkenntniß hat als Beobachtung, als Forſchung zwei unterſcheidbare Richtungen, wie die Natur ſelbſt, die geſtaltende, durchbildende, aufbauende und die zerſtörende, zerlegende, auflöſende.

In jener Richtung durchläuft ſie die Stufenreihe der Geſtaltungen von der größten kosmiſchen Maſſe herab zu den Formen der Gebildung, dann durch alle Geſtaltung der

Ineinanderwirken der Stoffe und Kräfte zu Ausprägung der Gebilde auf dem Wege der Zerlegung.

Der Versuch umschließt den Proteus, Natur, mit Banden und zwingt ihn, seine wahre Form, seinen Ursprung zu offenbaren.

Dort waltet die Synthese, hier die Analyse. Auf beiden Wegen ruft die Forschung den ganzen Reichthum ihres Wahrnehmungs-Vermögens, ihrer Begriffe, ihrer Combinationen und Schlüsse, sogar ihrer hypothetischen Annahmen zusammen, und läßt alle Funktionen des denkenden Geistes in Vorgang kommen, wobei sich die Ergebnisse der einzelnen, specifischen Thätigkeiten gegenseitig unterstützen und bestätigen.

Da man das Gewordene nur durch sein Werden, das Gestaltete nur durch die Ergründung seiner Faktoren, der zusammenwirkenden Bildungskräfte begreift, so hat sich die Naturforschung von jeher um die Auffindung dieser Momente bei allen ihr zugänglichen Gegenständen bemüht.

Eine nähere Darlegung ihres Verfahrens hiebei kann hier nicht erwartet werden. Sie würde von Laien nicht verstanden werden; der Zögling der Science aber lernt das Verfahren auf dem wissenschaftlichen Wege selbst kennen.

Durch unendliche Erfahrungen, durch Experimente, als absichtliche, künstliche Erfahrungen, durch alle ersinnlichen Variationen von Versuchen hat die Forschung eine Reihe von Grundstoffen aufgefunden, die sich durch kein jetzt bekanntes Mittel weiter zerlegen lassen, und deren Jeder neben den mit allen gemeinsamen Eigenschaften mehrere ihm ganz eigenthümlich innewohnende besitzt.

Ihre Zahl, mehr als fünfzig, kann noch nicht als geschlossen angenommen werden, während eine Zerlegung des Einen oder Andern als möglich gesetzt werden muß.

Wir nehmen einen dieſer Grundſtoffe vor uns: Gold; wir fragen: Was iſt Gold an ſich? Was iſt ſeine Weſenheit?

Es bietet eine Reihe von Wahrnehmungen dar; es iſt gelb, glänzend, ſchwer, weich, dehnbar ꝛc.; es löst ſich in Säuren auf, es verbindet ſich mit andern Metallen, mit Schwefel ꝛc.

Das ſind Ausflüſſe, Eigenſchaften, Verwandtſchaften, Form-Aenderungen ꝛc.; aber was iſt das Gold an ſich, in ſich ſelbſt ruhend?

Unſere Erkenntniß beſteht in den eben angeführten Beziehungen des Goldes zu unſerm Wahrnehmungs-Vermögen und in ſeinem Verhalten zu andern einfachen oder zuſammengeſetzten Stoffen.

Die Kunde von ſeinen Beziehungen iſt nie abgeſchloſſen; es ſind noch viele andere als möglich zu denken. Nach unſern jetzigen Unterſuchungen ſind wir aber zu dem Satz getrieben: das Weſen des Goldes iſt nichts Anderes, als die Summe ſeiner Eigenſchaften, der Inbegriff ſeiner bekannten und möglichen Beziehungen zu unſerm Wahrnehmungs-Vermögen und zu andern Stoffen.

Dieſen Ausſpruch müſſen wir auf alle Grundſtoffe, feſte, flüſſige und gasartige, ſichtbare und unſichtbare anwenden. Unſerer jetzigen Kunde iſt Jeder derſelben Dasjenige, was wir von ihm wiſſen, der Inbegriff der uns von ihm bekannten Eigenſchaften und Beziehungen zur übrigen Natur.

Das iſt uns ſeine Natur, ſein Weſen, ſein An ſich, ein ſolches, das ſich uns möglicherweiſe noch durch weiter erkundete Beziehungen näher offenbaren könnte.

Wollten wir aber nach alle dem noch beharrlich weiter fragen, uns bei den Thätigkeiten und Wirkſamkeiten der Grundſtoffe nicht beruhigen, ſondern auf das Weſen der Ur-Beſtandtheile [illegible] wollten [illegible]

ſelbſt ruhendes Seyn kein Gegenſtand der Wahrnehmung iſt, indem wir nur Wirkſamkeiten, Thätigkeiten, Einflüſſe, Eindrücke wahrnehmen, eine Erwägung, auf die wir wohl noch einmal zurückkommen werden.

Die wiſſenſchaftliche Forſchung hat uns mit Normal-Kunden bereichert, mittelſt deren wir uns in der Schöpfung weit mehr orientiren können, als die Alten, deren naturwiſſenſchaftliche Weltcharte zum Theil Terra incognita, zum Theil mit abenteuerlichen Gebieten des Wiſſens beſetzt war.

Aber, wie es bei allen Charten iſt, mit zunehmender genauerer Kunde nimmt die extenſive Größe der Irrthümer ab, aber die Zahl derſelben im einzelnen Gebiet nimmt zu.

Wir wollen aber uns nicht bei den vorübergehenden Irrthümern und Täuſchungen im Leben aufhalten, da ſie ohne großen Einfluß auf die Wiſſenſchaft und methodiſche Forſchung ſind.

So können wir den aufgehenden Mond für einen Waldbrand, den aufgeſtiegenen für einen beleuchteten Luftballen halten.

Ein nahe unſerm Ohr zerknülltes, rauſchendes Papier könnte uns wie der Lärm einer Rebellion tönen.

Wir können Gerüche, Geſchmäcke verwechſeln; eine ſchlafende Hand kann von der andern wie ein fremder, lebloſer Körper angefühlt werden; wir können Brennen und Froſt verkehrt empfinden, können uns über den Sitz der Affektionen unſers innern Organismus täuſchen.

Dieß ſind Irrthümer, die der Normal berichtigt und beſeitigt.

Aber wenn ſich die Wiſſenſchaft methodiſch über das Verbeſſern, den ſpecifiſchen Unterſchied, die Eigenſchaften und [illegible] Irrthümern der Grund-

So hat man, um nur Eines zu nennen, vor Prieſtley und Lavoiſier nicht gewußt, was das Brennen, was die Flamme, was das Athmen iſt; Niemand hatte eine Ahnung davon, daß die diametriſch verſchieden ſcheinenden Körper Kohle und Diamant unter einerlei Nenner zu bringen ſeyen; man hat an das Phlogiſton geglaubt, das es nicht gibt, und das Sauerſtoffgas nicht gekannt, das in der Natur die größten Ereigniſſe bewirkt. Ja zur Zeit jener Revolution, welcher dieſer letztere geiſtreiche Forſcher zum Opfer fiel, haben ſeine Entdeckungen in der Naturkunde eine in ihrer Art eben ſo erfolgreiche Umwälzung herbeigeführt.

Die Kunde von den Weſenheiten der Grundſtoffe, der Elemente iſt das Fundament der Einſicht in die elementaren Prozeſſe der Natur und in die Funktionen der Bildungs- und Geſtaltungs-Thätigkeiten.

Wie die Wahrnehmungen zur Erkenntniß führen, ſo unterſtützt hinwieder Dieſe die Wahrnehmungen, gibt ihnen die Richtung, leitet ſie.

Es iſt ſchon erwähnt worden, wie der Geiſt durch Verbindung, Trennung, Abſtraktion, durch Vergleichung, Combinationen, Experimente, Analogiren, Vorausſetzungen nach Wahrſcheinlichkeits-Gründen, durch geniale Ueberſchau und wie wir die Schwung- und Flug-Kräfte deſſelben noch weiter bezeichnen wollen, das äußere Mannichfaltige, die wandelbare Raum- und Zeit-Erfüllung zu einer Ganzheit, einer organiſchen Einheit, einer Ueberſicht, einer Natur zu geſtalten, als ſolche ſich anzueignen ſucht, ihre Einrichtung zu erkennen ſtrebt.

Noch ſey dahin geſtellt, ob und in wie weit ihm Dieſes gelingt.

Im Verlauf unſerer Unterſuchung dürften wir uns ohne

Weiens, dieſes an ſich Seyns zu unſerm wahrnehmenden und denkenden Weſen, unſerer Subjektivität wünſchenswerth ſeyn.

Wahrheit iſt Uebereinſtimmung; dieſe kann aber nicht ſtrenge genug nachgewieſen werden.

Man konnte einen Anhalts- und Ausgangs-Punkt in der Evidenz des Augenſcheins finden wollen, man konnte verſucht ſeyn, ihm mathematiſche Gewißheit beizumeſſen.

Aber Evidenz, ja ſogar nothwendige Gewißheit iſt, wie wir eben ſchon erwogen, eben nur in der Mathematik. In ihr beruht alle Wahrheit auf Grundſätzen, die alle im Begriff der Größe liegen, z. B. daß der Theil kleiner iſt, als das Ganze ꝛc.; auf Grund-Größen, die der Geiſt ſelbſt aufſtellt und erklärt, z. B. Punkt, Linie, Fläche, Winkel, Dreieck, Kreis ꝛc.; Eins, Zwei, Drei — Zehn ꝛc.; auf Entwicklung von Verhältniſſen dieſer Größen zu einander, die ſich in ihrem nothwendigen Seyn beweiſen laſſen, weil ſie ſchon im Weſen der Grund-Größen liegen.

In der Natur gibt es aber keine mathematiſche Größen. Sie iſt mit allen incommenſurabel.

Da, wo wir ſolche noch am zutreffendſten zu finden meinen konnten, in der Sternkunde, ſind ſie es doch nur annähernd. Kein Weltkörper hat eine geometriſche Geſtalt; kein Umlauf beſchreibt eine geometriſche Linie; ja, keine Sternzeit hält genau eine arithmetiſche Zahl ein.

Es erregt Erſtaunen, daß eine Maſſe wie unſer Erdkörper alljährlich in demſelben vorher berechneten Bruchtheil der Zeit genau an demſelben Punkt ihrer Bahn ankommt; und doch bedarf auch dieſe Berechnung einer Correktion, und wenn ſolche auch ein Jahrtauſend lang verlegt werden könnte. Es iſt ihr [illegible] täglich ein anderer und eine richtige Uhr iſt genauer als [illegible]

annähernd zu berechnen wären, halten ſich die terreſtriſchen Gebilde und Bewegungen in geometriſchen Formen und arithmetiſchen Zeiten, und wie bei Jenen doch immer erſt die Erfahrung das mathematiſche a priori des Kalkuls berichtigen muß, ſo noch mehr bei dieſem.

Wir kehren zu der fraglichen Evidenz des Augenſcheins zurück. Nach unſerer bisherigen Unterſuchung kann der Augenſchein nichts anſprechen, als die Wahrheit ſeines Selbſt. Die Empfindung, die Wahrnehmung iſt zunächſt nichts, als ihr eigenes Seyn. Sie kann objektive Wahrheit enthalten; aber ſobald ich ſie mit einem Denken verbinde, ſo kann ich irren.

Beiſpiele ſind ſchon hinlänglich beigebracht worden und liegen Jedem zur Hand.

Aber auch bei unſerm geſammten Denken werden wir uns beſcheiden, daß, wenn ihm auch ein Erkennen des Weſens der Dinge möglich iſt, dieſes wohl kein univerſelles und vollſtändiges ſeye, und auch im Einzelnen nicht immer zur Evidenz, am wenigſten zu einer mathematiſchen Gewißheit zu bringen ſeyn möge.

Sollten wir nicht etwa noch einen entſcheidenden Schritt machen, um das Problem der Beziehung der Natur der Dinge zu unſerm Ich, des Weſens der Welt zu unſerm ſubjektiven Weſen zu löſen?

Wir wollen unſer Subjekt aufgeben, wollen alles Geiſtige aus der Natur nehmen, alles Empfinden, Wahrnehmen, Denken in der Schöpfung auslöſchen.

Sie wird noch beſtehen. In ewiger Nacht, Stille, Lebloſigkeit wird ſie ihren Gang gehen. — Was wird bleiben?

Materie. Bewegung.

Die Materie und die Bewegung, das Körper-

Myriaden Jahre geweſen; ſie iſt es wohl noch in unermeßlichen Räumen des Weltalls; ſie kann für unendliche Zeiträume ins Lebloſe zurückfallen.

Die Materie, den Stoff haben wir mit Hülfe der Wiſſenſchaft in ihren Beſonderungen, als Grundſtoffe, kennen gelernt. Sie ſind unſichtbar, entweder weil das Licht ſie ohne Widerſtand durchdringt, wie die Gaſe, oder weil ſie es zurückwerfen, in welchem Falle wir eben nur das Licht, nicht den Stoff, wahrnehmen. Auch ihre ſonſtigen Eindrücke auf unſer Empfindungs-Vermögen ſind immer vermittelt.

Wir unterſcheiden ſie alſo durch ihre Eigenſchaften, ihre Thätigkeiten, ihre Bezüge zu einander. Wir erkennen, wir denken ſie als Inbegriffe ſolcher Wirkſamkeit. Sie ſind uns Gattungs-Begriffe, durch ihre Merkmale beſtimmbar.

Dünken uns aber dieſe Begriffe als induktiv unvollſtändig zu ſeyn, nehmen wir z. B. an, daß der Begriff: Gold durch deſſen Erd-Bezüge nicht zu erſchöpfen ſey, daß im Mond, in der Sonne ſich ganz andere Reagentien zu demſelben finden könnten, welche deſſen Weſen, deſſen An ſich weiter aufſchließen dürften, — ſo geht freilich die Frage: Was iſt Gold? ins Unendliche, ja ſie iſt eigentlich eine Frage nach der Abkunft, nach dem kosmiſchen Ausdruck und Weſen, nach der Schöpfung des Goldes.

Eine ſolche Frage muß nun allerdings geſtattet ſeyn. Allgemein geſtellt beſagt ſie aber nicht mehr und nicht weniger, als: Wie ſind alle Stoffe, wie iſt die Materie, wie ſind die Urelemente entſtanden?

Das iſt nun freilich die größte *Lebens-Frage*, die der Geiſt machen kann.

Wir werden nach erwägen, ob eine Antwort auf ſie zu erwarten oder überhaupt möglich iſt.

Bewegung, die Thätigkeit, der Akt, wodurch das Raum-Erfüllende zeitlich, das Außereinander ein Nacheinander, das Ausgedehnte ein Sich-Ausdehnendes oder Zuſammenziehendes wird.

Wir ſehen eigentlich die Bewegung des Stoffs eben ſo wenig, als dieſen ſelbſt. Wir nehmen eine Ort-Veränderung der Maſſe wahr. Dieß iſt aber eine mechaniſche Erſcheinung, und wenn wir ſie bis auf die kleinſten, noch wahrnehmbaren Zwiſchenräume verfolgen, ſo bleibt die Wahrnehmung immer noch atomiſtiſcher Art, nicht ſtätig.

Die eigentliche Bewegung iſt aber Wirkung einer ſtätigen Kraft, mithin dynamiſcher Art. Wir ſehen eigentlich immer das Geſchehene, nicht das Geſchehen ſelbſt.

Iſt hierin unſer Wahrnehmungs-Vermögen lückenhaft, deſultoriſch, ſo tritt vielleicht unſer Denken und Erkennen ergänzend ein.

Wir werden aber auch hier von einem Bewegungs-Akt auf den andern gewieſen. Wenn wir ſehen, daß gewiſſe Stoffe ſich ſuchen, mit einer Art Heftigkeit verbinden, andere ſich trennen und fliehen, ſo weiſt uns dieß auf die Wahlverwandtſchaft oder Abſtoßung aller Stoffe, auf die Zieh- und Flieh-Kraft der kosmiſchen Maſſen, auf die Bewegung des Weltalls.

Was iſt dieſe in ihrem Weſen? Woher ſtammt ſie?

Das zweite Welt-Lebens-Problem. — Findet nun unſer Erkennen gegen die erſten Gründe des Daſeyns hin ſeine Schranken, ſo liegt vielleicht das Gewordene, der jetzige Beſtand der Natur in deſſen Bereich und iſt wohl auch noch ein Rückblick auf eine Vergangenheit ihrer Zuſtände geſtattet.

Die Natur iſt ſofort in der durchgreifenden Wechſel-Beziehung ihrer Stoffe, in der Totalität ihrer Wirkſamkeit zu betrachten.

Das Nächſte und Natürlichſte iſt die Veränderung in große

Wenn wir den Natur-Akt der Anhäufung, Anſchießung, des Aggregats bis zur Erſcheinung der Cryſtalle verfolgen, welche dieſelbe regelmäßige Form vom kleinſten noch wahrnehmbaren Körpertheil bis zu ihrer im größern Maß abgeſchloſſenen Vollendung zeigen, ſo leitet dieß unſern Blick wieder auf die großen Maſſen zurück, welche in ihren Schichtungen, Zerklüftungen und Spalten uns oft ein ähnliches Geſetz der Formgebung wahrnehmen laſſen.

Auf dieſem Natur-Akt erhebt ſich ein weniger einfacher, Gleiches zu Gleichem äußerlich ordnender. Es iſt derjenige der Stoff-Aufnahme der Körper in ihr Inneres, der Metamorphoſe von Innen nach Außen, der Ausdehnung in dieſer Richtung, des Wachsthums. Hier iſt Anziehung und Ausſcheidung, lineare Verzweigung, Umgeſtaltung in beſtimmten Stadien der Entfaltung, Verfeinerung der Formen im Verlaufe der Durchbildung, Abſchluß und Vollendung in verklärten ſphäriſchen Formen, Weichheit, Elaſtizität, Beweglichkeit des Individuums, größte Mannichfaltigkeit ſo in Form und Farbe, wie im Stoff-Gehalt der Gattungen. — Die Pflanzenwelt.

Durch das Daſeyn dieſer Creaturenwelt iſt das Erſcheinen einer noch höhern bedingt.

Bei dieſer findet eine Aufnahme meiſt ſchon organiſirter Stoffe ins Innere ſtatt. Die Organe ſind mannichfaltiger, beſonderter, entſchieden eigenthümlicher. Sie bilden ſich zunächſt aus einander heraus, doch zugleich auch jedes Einzelne aus ihrem Complex, ſo wie hinwieder auch das Einzelne auf das Einzelne zurück und zugleich auch auf das Ganze wirkt.

Die durchgreifende Wechſelwirkung im Bildungsgang der Creaturen dieſer Stufe iſt vermittelt durch Geflechte, welche den ganzen organiſchen Bau durchdringen und durch Klaffakeiten, welche in alle ſeine Syſteme abſetzt werden. — Die Thier-

zwar durch ihren Bau im Ganzen, ihren Habitus, ausgedrückt; ſie iſt aber doch auch jeder Verzweigung in dem Maße verliehen, daß das Wegnehmen einer oder mehrerer dieſer Gliederungen den Beſtand des Ganzen nicht aufhebt, als welcher ſich, je früher im Wachsthum, deſto ſicherer, in den übrigen Gliederungen ergänzend fortſetzt.

Auf den Uebergangs-Bildungen zu den höhern ſtellt ſich eine ſolche Theilung der Individualität auch noch dar. — Pflanzenthiere.

Aber bei den eigentlichen Thieren wohnt die Selbſtheit nur im Ganzen des organiſchen Beſtandes und es findet keine Ergänzung von Gliederungen ſtatt, ja die Entziehung der meiſten, mit Ausnahme der Extremitäten, hebt jenen Beſtand ſelbſt auf.

Eine weſentliche Eigenſchaft der belebten Organiſationen iſt das Vermögen der willkürlichen Bewegung, welches von ihrem Lebensbedürfniß ſtets in Anſpruch genommen iſt, auf welches ſich auch ihr ganzer Haushalt gründet.

Da wir ſelbſt auf dieſer Stufe der Organiſation ſtehen, ſo haben wir an uns das nächſte Fundament der Beobachtung und Erfahrung, die wir auf dem Wege der Vergleichung vervollſtändigen können.

Wir erkennen unſer Weſen als Materie und Bewegung, als Körper mit Metamorphoſen, als Stoff mit Akten. Auf dem Wege der Naturkunde, der Phyſiologie, erforſchen wir die Beſtandtheile des Stoffs der organiſchen Faktoren, die eigenthümliche Wirkſamkeit derſelben, den Inbegriff ihrer Thätigkeiten. Wir ſind uns Objekt.

Aber wir finden unſer Weſen hinwieder auch ſenſitiv, empfindend, wahrnehmend, denkend, als einen Inbegriff ſubjektiver Erſcheinungen und Thätigkeiten. Wir ſind uns

ja Alles an und in uns, was ſich hinter der Oberfläche verbirgt, bleibt uns auch faſt durchaus und unſer Leben lang verborgen. Wir kennen es durch Analogie, Vergleichung und weil wir deſſen Daſeyn und Thätigkeit empfinden.

Wer, etwa bei einer wichtigen Operation an ihm ſelbſt, in dieſe verborgene Werkſtätte blickt, ſchaut ſie mit Befremdung, mit Grauen als etwas Unbekanntes an, und ſtrauchelt, ob er dieſe bloßgelegten Organe zu ſeinem Ich zählen ſoll oder nicht. Schon ein ausgezogener Zahn iſt der Empfindungswelt enthoben und dem todten Stoff hingegeben.

Es iſt aber die angelegentlichſte Aufgabe der Forſchung, die beiden Welten, die ſtoffliche und die empfindende, zu vermitteln, aus jener auf ſtätigem Vorſchritt in dieſe zu gelangen.

Wir lernen durch eine ungezählte Reihe von Wahrnehmungen und Verſuchen, — unſer ganzes Leben beſteht, größtentheils aus Erfahrungen über unſer Doppelweſen, — wo wir den Sitz der verſchiedenartigen Senſationen und Empfindungen zu ſuchen haben.

Wir drängen uns nun beobachtend an den Sinn hinan, um zu finden, in welcher Art er den Eindruck aufnimmt. Aber gerade hier, im Schooße des Unendlich-Kleinen, entzieht ſich der Prozeß unſerer Wahrnehmung. Wir verlaſſen den Stoff an der Pforte des Aktes, der den Eindruck bedingt und jenſeits dieſer materiellen Bewegung, in einer ganz heterogenen Sphäre, in der der Empfindung erwacht die Senſation; das lebloſe Objektive ſetzt ſich unwahrnehmbar in eine ſubjektive Lebendigkeit um.

Was iſt nun aber Senſation? Was iſt Empfinden? Es iſt Luſt und Schmerz des Daſeyns, es iſt ein Fühlen der Einheit, es iſt Leben.

Was iſt Leben?

Was iſt Materie? Was iſt Stoff? Was iſt Körper? Beide ſind ein Urſprüngliches, von nichts Anderm Abzuleitendes, mit nichts Anderm Vergleichbares.

Das Empfinden, das Leben erkennen, begreifen hieße den Urquell alles Daſeyns erkennen.

Wo wir nicht vergleichen, nicht ableiten können, da geben uns die Gedanken aus.

Wir können ſagen, was ein Winkel, ein Dreieck ꝛc., ein Kreis ꝛc. iſt, weil wir ſie aus Linien ableiten. Aber Materie und Empfindung können wir nur mit ſich ſelbſt vergleichen, erkennen nur in ihren Eigenſchaften und Aeußerungen; ſie ſind uns der Inbegriff aller ihrer Akte, erkennbar, ſo weit wir dieſe kennen.

Sie ſelbſt aber ſind unter ſich incommenſurable Weſenheiten, nicht zu vermittelnde Sphären des Daſeyns.

Wir müſſen auf unſerm Standpunkt dem ſogenannten geſunden Menſchenverſtand alle Zulänglichkeit abſprechen, ſolche Unterſcheidungen zu machen, ſolche Gegenſätze feſtzuhalten und denkend durchzuführen. Ewig wird er die Evidenz des Augenſcheins behaupten, wird den Stoff an ſich anzuſchauen, zu fühlen glauben.

Er iſt nicht zu tadeln; er thut ſogar recht daran; nur hat er keine Stimme in der Sphäre der Forſchung. Dieſe iſt ein künſtliches Verfahren, vergleichbar einem chemiſchen Experiment, das combinirte Stoffe ſorgſam ſcheidet und durch Auseinanderhalten als Grundſtoffe rein darſtellt, welche jedoch aus ſolcher gewaltſam herbeigeführten Spannung herausſtreben und losgelaſſen ſich ſogleich wieder mit Heftigkeit verbinden.

Ohne nun die Weſenheit des Lebens zu erkennen, wollen wir das Leben anerkennen und ſeine Erſcheinungen näher beobachten.

Der Stoff iſt einfache Exiſtenz, beſtändiger Beſtand, bloße

Gegenwart. Auch wenn ſich ſeine Akte wiederholen, drücken ſie eine reine Gegenwart aus.

Schon auf den niederſten Stufen belebter Organiſation aber dämmern Vergangenheit und Zukunft in das Leben hinein. Wir bemerken an Pflanzenthieren, an Infuſorien ein Ablehnen und Hinneigen, ein Fliehen und Verlangen, eine Uebung und Erfahrung.

Bei höhern Organiſationen finden wir aber ein wirkliches Hereinragen der Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart. Der früher gehabte Eindruck ſtellt ſich wieder vor — Vorſtellung — auf das Proſcenium; auch das Kommende ſtellt ſich vorbildlich dar.

So ſpiegelt ſich nun das Leben in ſich ſelbſt; das Empfindende wird ſich als empfindend, das Wahrnehmende wird ſich als wahrnehmend kund, das Vorſtellende erkennt ſich ſelbſt als vorſtellend.

Auf der niederſten Stufe iſt das Leben auf wenige Empfindungs-Seiten — Sinne — und eine kurze Dauer beſchränkt, aber an Myriaden von Geſchöpfen vertheilt. Ein großer Theil der Gebirgs-Maſſen unſers Planeten beſteht aus einer erſtarrten Welt ſolcher Creaturen.

Ausgebildetere, größere, beziehungsweiſe koloſſale Geſchlechter finden wir ebenſo hingelagert.

Aber von jeher war und iſt noch jetzt alles Gewäſſer der Erde, alles Organiſche, von Säften Durchdrungene, von jener kleinen Schöpfung erfüllt und belebt und genießt die Luſt des Daſeyns; Schmerz iſt bloß Schutz gegen Verletzung oder Antrieb zur Luſt.

Der Menſch, der meiſt Unzufriedene, iſt von Millionen lebensfroher Mitbürger bewohnt oder verſchlingt vernehm und grimmig, wie Löwe und Tiger, Millionen derſelben mit jedem Biſſen Fleiſch oder Gemüſe

beigetragen. Die größern Organismen verändern den Beſtand der Pflanzenwelt und den der ſchwächern Geſchlechter.

Die höchſte Organiſation, der Menſch, drückt der Oberfläche der Erde das Gepräge ſeines Lebens am ſichtbarſten auf. Er ſucht die über die letzten Niederſchläge im ausgedehnteſten Maß verbreitete urſprüngliche Vegetation, den Wald, auf gewiſſe, ſeinem Bedürfniß entſprechende Grenzen zurück, überzieht Letzteren gemäß allen Grund und Boden mit Anbau und, während er die Phyſiognomie des Landes ſchon vorgebildet findet, iſt deſſen Inkarnat das Ergebniß ſeines Waltens.

Wie nun ſein Haushalt ſich immer mehr veredelt, ausdehnt, wie die Thätigkeiten ſich vermannichfaltigen, die Arbeiten ſich vertheilen, durch Einſicht und Uebung immer vollkommener geliefert werden, wie er alle Reiche der Natur ſich zinsbar und dienſtbar macht, wie ſein Begehr in immer weitere Ferne geht, endlich durch Vermittlung der Tribut aller Welttheile herbeigezogen wird, das darf auch dem einfachen Sinn bloß angedeutet werden.

Aber der Menſch rafft nicht bloß das Nothwendige an ſich, deſſen Entbehren ihn ſchmerzen und verkümmern würde; er ſchafft ſich das Nützliche, deſſen Beſitz und Genuß ihm erwünſcht und behaglich iſt; ja er ſtrebt ſogar nach dem Schönen, deſſen er ſich in bloßer abſichtsloſer Luſt der Wahrnehmung erfreuen will. In das Weſen deſſelben näher einzugehen iſt jedoch hier nicht der Ort.

Der Menſch überzieht nach dem Maße des Vorrückens ſeiner Civiliſation die Erde auf immer weiter gezogenen Radien und Curven mit ſeiner Geſchäftigkeit, — und wir können, unſer voriges Bild wieder aufnehmend, auf ihrem Antlitz die phyſiognomiſchen Züge der beſonnen emſigen Thätigkeit, des klugen Raiſonnements, der angeſtrengten Sorgſamkeit, des wohlbehaglichen Behagens, die Luſt an den Gaben der Natur und die

der lauernden Wachſamkeit, des Kriegs-Zorns, des Sieger-Uebermuths Hohnlächeln bei des Unterdrückten Trübſinn wahrnehmen.

Vorerſt iſt uns das ſich durch fortſchreitende Selbſtvereinigung zur Empfindung ſteigernde Materielle, das aus dem organiſchen Gebilden des Stoffs hervordringende und zur ſenſitiven Blüthe ſich entfaltende Leben ein bloß faktiſches, ein Geſchehen, nach deſſen Zweck und Ziel wir noch nicht fragen.

Bezug des Stoffs auf das ſenſuelle Leben.

Näher liegt unſerer Unterſuchung jetzt die Frage, wie ſich das Materielle und ſeine Bewegung, oder wie ſich die Akte des Stoffs quantitativ zur Wahrnehmung, wie ſich das Lebloß-Körperliche als Erreger des Lebens zu dieſem verhalte.

Auf den Geſichts-Sinn wirken die größten kosmiſchen Bewegungen; was in ungemeſſenen Fernen, in unfaßlichen Licht-Weltenſyſtemen vergeht, berührt noch nach irgend einem vergleichbaren Maß das Auge.

Es unterſcheidet hinwieder auch Geſtalten und Bewegungen, die gegen ſeinen eigenen Umfang unendlich klein ſind, und Wandlungen von Form und Farbe in den leiſeſten Uebergängen.

Man könnte ſagen, für das Geſichts-Leben habe ſich das ganze Weltall in Bewegung geſetzt und das Verhältniß des Objektiven zum Subjektiven ſey das differenteſte.

Bei dem Gehörs-Sinn iſt dieſer Dual uns ſchon nicht mehr ſo maßlos; doch iſt beim Donner des Gewitters, des Vulkans oder des Schlacht-Geſchützes, beim Brauſen des ſturmbewegten Meeres, beim Dröhnen des Erdbebens, die materielle Bewegung immer noch ungemein gegen die Energie der Senſation.

Hier muß aber bemerkt werden, daß der Gehörsſinn nicht im geraden Verhältniß mit der Stärke des Schalls Empfänglichkeit [illegible] Ein einzig hundert Kanonenſchüſſe einer Schlacht

Ordnung oder eines Linien-Schiffs nicht verhältnißmäßig ſtärker, als ein einziger Schuß.

Bei dem Geruchs- und Geſchmacks-Sinn finden wir den materiellen Prozeß im geraden Verhältniß zur Senſation. Wir wiſſen, daß ein ungemein kleines Quantum Riechſtoff ein Zimmer mit noch empfindbarem Wohlgeruch durchdringt, ſo wie, daß ein Bitterſtoff, wie Aloe z. B., in kaum ſichtbarer Quantität einen Trank noch bitter ſchmeckend macht.

Aber auch dieſe Sinne haben ihr Maß der Empfänglichkeit. Ein Veilchen-Strauß riecht im Zimmer nicht im Verhältniß ſtärker als ein halbes Dutzend Veilchen; auch gewähren die enormen Züge eines Trinkers demſelben keinen energiſchern Geſchmack, als das Schlürfen des Getränks einem Weinſchmecker.

Im Taſt-Gefühl iſt die berührte Oberfläche der ſie berührenden proportionirt. Dieß gilt nicht nur von den feinfühlenden Taſt-Organen, den Händen, Lippen, der Zunge ꝛc., ſondern von der ganzen Oberfläche unſers Körpers.

Ein Reinlicher empfindet den Staub an Geſicht und Händen, den Schweiß ꝛc.

Von dem Sinn für die Temperatur gilt daſſelbe; ſie äußert ihren Einfluß im Verhältniß der ihr bloßgegebenen Oberfläche; nur muß bemerkt werden, daß die Wärme unſeres Körpers mit der verbreiteten Temperatur unſerer Umgebung in Beziehung ſteht, daß alſo unſer Wärme-Sinn mittelbar eine ausgedehnte Stoffbewegung wahrnimmt.

Bei den innern organiſchen Affektionen ſind die Erregungen den erregenden Stoffen proportional, die Empfindungen den pathologiſchen Einwirkungen entſprechend.

Bei dem Gefühl der Schwere findet daſſelbe Wechſel-Verhältniß ſtatt. Dieß gilt auch von der Empfindung, die wir von der Schwere unſeres eigenen Körpers, von der Anſtrengung bei deſſen Bewegungen haben, die Wahrnehmung entſpricht in geradem Verhältniße dem materiellen Kraft-Aufwand.

Rückwirkung des Lebens auf den Stoff.

Haben wir nun Intereſſe daran gefunden zu unterſuchen, wie ſich die Thätigkeiten des Stoffs zu den verſchiedenen Sphären der Empfindung, wie ſich die Metamorphoſe des Objektiven zu den ſubjektiven Erſcheinungen der Quantität nach verhalte, ſo möchte eine in gleichem Sinn angeſtellte Ueberſchau der Wirkungen, welche die Willenskraft des Menſchen auf die materielle Welt ausübt, ebenfalls nicht unintereſſant ſeyn.

Beide Richtungen der Forſchung mögen ohne Zweifel dazu führen, unſerm Begriff des Lebens mehr reellen Inhalt zu geben. Wir laſſen uns auch hiebei wieder die verſchiedenen Anſchauungs-Sphären zur Leit-Idee dienen.

Es kommt aber nicht in Betracht, was der Menſch mit Hülfe der Wahrnehmungs-Vermögen verrichtet, ſondern was er für ſie und um ihrentwillen thut.

So fragen wir zuerſt, wie beſtimmt er den Stoff um des *Lebens* willen?

Hier denken wir zunächſt an die Einrichtungen, die eine reinliche Ordnung, eine wohlgefällige Ueberſchau bezwecken, an die vereinigte Form, die er dem Feſten und Beweglichen ſeiner Umgebung gönnt, an ſeine Farbenluſt, die zwiſchen dem Eintönigen, Harmoniſchen, Bunten und Buntſcheckigen hin und her pendulirt, an die allverbreitete Kleider- und Putz-Sucht, die als Mode ſeinen Geſchmack beſchäftigen, ſeinen Sinn in einer kitzelnden Unruhe erhalten.

Durch die Bauluſt, Baukunſt ſchafft der Menſch augenfällige, ſymmetriſche Maſſen vom einfachen Bedürfniß zweckmäßiger Wohnlichkeit bis zur größten Ausdehnung und Pracht, welche ein reiches, angeſehenes, mächtiges Geſchlecht als häusliches Beſitzthum anſprechen mag, größere noch für öffentliche, ſtaatliche Zwecke, prachtvollere für die Herrſcher-Familie, die ſchönen, wundervollſten, wohl auch ſchmuckreichſten, um ſeinen

religiösen Sinn im sinnlich erhabensten Bauwerk zu verkörpern, an dessen nie sättigendem Anblick zu erheben.

In der schönen Gartenkunst bestimmt der Mensch den Stoff von Grund und Boden und die Pflanzenwelt zu malerisch schaubaren Formen.

Zu beiden genannten Künsten fügt sich die Bildhauerei als stoffbestimmend.

Bei der Malerei ist weniger die Masse und Bearbeitung der Materie, als die künstlerische Wahl und sorgfältigste combinatorische Anwendung derselben zur Schaubarkeit in Betracht zu ziehen.

Die darstellenden Künste, die dramatischen und gymnastischen, als Schauspiele betrachtet, nehmen das Körperliche des Menschen und künstlerisch dressirter Thiere in Anspruch und erfordern eine mehr oder weniger umständliche stoffliche Ausstattung.

Ferner bestimmt der Mensch dem Auge zu lieb auch die Materie durch Herbeiführung von Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, die zuweilen den Weg um die halbe Erde machen.

Prunkzüge, Festlichkeiten, Spektakel gehören auch hieher; — das Volk mag sich selbst in Masse, in seiner Vielgestalt und Bewegung beschauen; — dann Schaustücke, wie Beleuchtungen und Feuerwerke, jene sich anlehnend an die Architektur, diese die Formen der Gartenkunst in Arkaden, Wasserkünsten ꝛc. nachahmend.

Endlich bewegt der Mensch sein eigenes Körperliches als Schaulustiger auf Spaziergängen, Ausflügen, Reisen.

Der Gehörs-Sinn, als Wahrnehmer der Sprache, veranlaßt den Menschen zu keiner Stoff-Bestimmung als derjenigen, deren Träger er selbst durch seine Sprachwerkzeuge ist. Ihre Anstrengung steht in geradem Verhältniß zu dem sinnlich wahrnehmbaren Erfolge.

Aber er hat die Klang-Erzeugung ins wahrhaft Wunderbare vermannichfaltigt, gestaltet, veredelt.

Er hat Werkzeuge erfunden, deren Jedes einen eigenen Ton-Charakter vom zarteſten bis zum ſchmetterndſten, vom einſchneidendſten bis zum donnerndſten in ſich trägt.

Durch ihre Verbindung bringt er die gewaltigſten Ton-Maſſen vor den Sinn, innerhalb derſelben die verſchiedenſten Ausdrücke von Ton-Leben.

Wie bei der Malerei iſt auch bei der Muſik, wenn wir von der Bebung der Luft, der Ausbreitung der Tonwellen hinwegſehen, die Verwendung von Stoff gegen die dadurch zu erreichende Wirkung gering und es kommt auch bei ihr weniger auf das Material, als auf ſeine ſorgfältigſt gearbeitete Struktur, und bei der Ausübung weniger auf die Kraft-Anſtrengung, als auf die Geſchicklichkeit an.

Der Mannichfaltigkeit der Inſtrumente ſteht die Einheit der Menſchen-Stimme gegenüber. Wie in der Malerei das Incarnat als ein Höchſtes, Geheimnißvolles alle Farbentöne in ſich vereinigt und verſchmelzt, ſo vereinigen ſich in der Menſchen-Stimme alle Inſtrumentaltöne auf eine wunderbare Weiſe.

Dieſe Letztern erinnern mehr oder weniger an animaliſche Stimmen, während der Menſchen-Geſang die Seele des Menſchen verkündet.

Die Muſik der alten Nationen denken wir uns mehr deklamatoriſch, dem Tempeldienſt, dem Kriegszuge dienend; unſere Muſik iſt eine neuere Erſcheinung; der Silberfaden der Melodie in mannichfachen Wendungen und Verſchlingungen durchziehend das Kunſtgewebe der Harmonie.

Sie verbindet ſich wohl auch mit der Beſtimmtes andeutenden, Gedanken erregenden Wortſprache, verſtärkt ihren Eindruck; in ihrer höchſten Reinheit und vollendetſten Durchbildung aber iſt ſie Gefühls-Sprache ohne Wort-Vermittlung, Univerſal-Sprache, ſie iſt Regung des Gemüths ſelbſt in Tönen ſich offenbarend.

Haben wir bisher das Verhältniß der Eindrücke zu den

Akten des Stoffs, die Beziehungen des Materiellen zu den Empfindungen erwogen haben, ſo ſind wir mit unſerer Reflexion bei der Muſik ſonderbar daran.

Wie ſie aus Luft geweben, von Luft getragen iſt, ſo ſchwebt ſie als Lebens-Erſcheinung gewiſſermaßen in der Luft. Sie iſt ganz und gar eine ſubjektive, immaterielle Welt, und wie in ihren reinſten Erhebungen die Seele das Bleigewicht des Körpers abſtreifen möchte, ſo ſchwingt ſich die Muſik über den materiellen Stoff, aus dem ſie ſtammt, hinauf in die reinere Region des Gemüths-Lebens.

Wollten wir ſie gleich den andern Kindern der Sinne um ihre leibliche Herkunft ſtatiſtiſch befragen, ſo wäre uns, als ſollten wir einen lichten Genius nach ſeinen Lebens-Verhältniſſen in eine National-Liſte einregiſtriren.

In der Wortſprache können wir Wahrgenommenes, Gedachtes in beſtimmter Hindeutung genau bezeichnen; aber den Antheil, das Intereſſe, welche unſere Rede hervorriefen, können wir letzterer in unſerm Vortrage nur in beſchränktem Maße mitgeben, die Gemüthslage, die Empfindung oft nur benennen.

Die Muſik drückt dieſes Unausſprechliche in ihrem Element aus; ſie deutet, bezeichnet, benennt nicht; ſie ſpricht die Bewegung der Seele unmittelbar aus. Umhüllend die Wortſprache verleiht ſie dieſer durch ihre vollen, wohllautenden, der Gemüths-Bewegung in allen Wogungen nachgebenden, ja ſie tragenden, variirt wiederholenden, und in ſich abklingen laſſenden Modulationen die Wärme und Innigkeit, die Jene nicht aufzubringen vermag; ſie leiſtet aufs Genügendſte, nach was Jene vergebens ringt.

Ohne Wortſprache aber, freiſchwebend ſpricht die Muſik das Allgemein-Menſchliche, was das Gemüth in Schmerz und Luſt, in Sorge und Hoffnung, in Zweifel und Vertrauen, in Demuth und Erhebung bewegt, unvermittelt durch Begriffe und Gedanken, unmittelbar von der Seele in Töne ergoſſen, aus.

Hochbegabten Meiſtern dieſer Kunſt, deren Inneres in ihrem reinſten Elemente lebt, iſt es verliehen, unſer Gemüth in die Stimmung zu verſetzen, wo uns das Heilige in ſeinem faßlichſten Ausdruck ans Herz tritt, wo uns Vergangenheit wieder nahe rückt, Zukunft ſich ahnungsreich, heiter, aufthut, wo unſern ſtockenden Schmerz ihre Trauertöne rührend und tröſtend anſprechen, weil ja in ihnen das Herzeleid immer und überall ſo geſungen, weil ſie uns beſänftigend ſagen, daß wir das unausweichliche Geſchick unſeres Geſchlechts theilen und der Schmerz verklingen werde, wie ſie.

Auch über Situationen anderer Art übt die Tonkunſt ihren Zauber. Sie verſetzt uns in die Ferne, zu fremden Nationen, ſpricht uns als Geiſt ihrer Heimath vertraulich an, läßt uns mit ihnen heimiſch leben, ihrer Thäler Sonntagsfreuden mit ihnen theilen.

Doch das ſind nur Worte, Hindeutungen, welche wir durch kein Beiſpiel beleben können, wie wir im Verlaufe dieſer Unterſuchung gern gethan, die aber eine ihren gelungenſten Offenbarungen geweihte Stunde beſtätigen könnte.

Wir haben uns länger bei dieſem Sinnen-Leben, der Ton-Kunſtwelt, verweilt, als die Nachweiſung ſeines Verhältniſſes zum Stoff-Aufgebot nöthig machte.

Wir wollten recht hervorheben, daß eben in dieſer Sphäre mit den ſparſamſten materiellen Mitteln die größten Wirkungen erzielt werden, wollten zeigen, daß in ihr der Menſch ſich am freieſten, ſchönſten, würdigſten über die Beihülfen der Natur erhebt und einen kaum noch an den Stoff gebundenen geiſtig-gemüthlichen Kunſtbau aufgeführt hat, deſſen ſich unſern Begriffen nach keines der geſchaffenen Geſchlechter ſchämen dürfte.

Ja, wir können, erfüllt von der Höhe und Würde dieſer Kunſt, die mehr als alle übrige in ihrem geläuterſten Ausdruck auf Eingebung beruht und, hierin der Poeſie vergleichbar, in ihren geiſtigſten Offenbarungen durch keine Schule,

Nachahmung oder ſonſtige Mittheilung zu erlernen iſt, eine transſcendente Frage nicht zurückhalten, — ob irgend in den weiten Räumen der Welt dort lebenden Weſen eine ſchönere Kunſt zugetheilt ſeyn möge, als dem Erdenſohne zu Wonne und Troſt verliehen worden.

Und eben darum iſt es auch um ſo verletzender, wenn ſie von dieſem aus Rohheit und Ungeſchmack, und dieß nicht nur in gemeinen, ſondern auch in höhern Kreiſen, durch Anwendung materieller, draſtiſcher Mittel zum lärmenden Realismus herabgewürdigt wird, während ſie zum lieblichſten Repräſentanten des Idealen beſtimmt zu ſeyn ſcheint.

Wir gehen zu dem weitern Sinnen-Leben über, dem zu lieb der Menſch die Stoff-Welt in Anſpruch nimmt und für ſeine Zwecke beſtimmt.

Der Geruchs-Sinn bietet keine beſondere Bemerkung dar; eben ſo wenig der Taſt-Sinn und das über den ganzen Körper verbreitete Fühlungs-Vermögen. Der Menſch ſchafft ſich das Angenehme, das Bequeme, ohne die materielle Welt ſtark in Bewegung zu ſetzen.

Ganz anders iſt es mit dem Geſchmacks-Sinn und dem damit genau verbundenen Bedürfniß der Ernährung. Sie ſind es, um derentwillen er am ſtärkſten, ausgebreitetſten, unabläſſigſten mit ſeiner Thätigkeit auf die Stoff-Welt zurückwirkt.

Wir dürfen bloß darauf hindeuten, daß vom engſten wohnlichen Raum aus über das Land, über Gebirge, über Meere hin in fremde Zonen ſeine Thätigkeit bemüht iſt, Befriedigungs-Mittel für dieſes Bedürfniß herbeizuſchaffen und ſie aufs Mannichfaltigſte zu verarbeiten, zu verfeinern, zu verbinden.

Dieſes Geſchäft iſt es, das die größte Belebung, den ausgedehnteſten materiellen Verkehr über die ganze Erde verbreitet und alle nur erſinnlichen Vehikel des Erzeugens, Herbeiſchaffens, Vertheilens, nutzbringendſter Verwendung in Bewegung ſetzt.

Dieſe unabläſſige Thätigkeit iſt von der Natur gebieteriſch

angeordnet. Das Leben des Menſchen hängt von ihr dermaßen ab, daß z. B. das größte Heer ohne Nahrung in wenigen Tagen aufgerieben wäre, daß die Bevölkerung der Erde in Entbehrung derſelben dahin gebracht würde, um dem Hungertode zu entgehen, ſich ſelbſt aufzuzehren.

An dieſe den Stoff beſtimmende Thätigkeit ſchließt ſich ebenfalls nach einem dringenden Naturgebot eine andere faſt eben ſo ausgebreitete an.

Sie geht aus der ſinnlichen Empfindung von Wärme und Kälte hervor.

Witterungs- und Temperatur-Verhältniſſe haben das Bedürfniß der Kleidung, Wohnung, Heizung, Lagerſtätte ꝛc. für den Menſchen herbeigeführt, zu deren Herbeiſchaffung und zweckdienlichen Einrichtung ähnliche Vehikel angewendet werden, wie zur Nährung.

Auch dieſe Stoff-Bewegung und Veränderung verbreitet ſich über die ganze Erde. Es möchte aber überflüſſig ſeyn, im Getheil nachzuweiſen, wie die menſchliche Thätigkeit ſich von den größern Maſſen des Materiellen bis auf die kleinſten Beſtandtheile, von der rohen, nothdürftigen Geſtaltung bis zu der feinſten, geſchmackvollſten Ausprägung in Stoff, Form und Farbe, von der Befriedigung des allgemeinſten Natur-Bedürfniſſes bis zu den gewählteſten Darbietungen an die Raffinements der Bequemlichkeitsliebe, an die Gelüſte des Schönheits-Sinnes, an den Hang zur Veränderung erſtreckt.

Zum Schutz gegen den Schmerz von äußerlichen Verletzungen des Körpers werden, je geordneter der öffentliche und bürgerliche Haushalt iſt, deſto mehr ſtoffliche Vorſichts-Maßregeln getroffen.

Die Senſationen unſeres innern Organismus, namentlich die krankhaften Affektionen deſſelben, wo das organiſch-vitale Leben in chemiſche Prozeſſe zurückſinken will, haben auch Stoff-Veränderungen, nämlich Herbeiſchaffung und Bereitung

von Heilmitteln zur Folge, welche gewöhnlich in Verbindung mit den beiden vorgenannten Geschäfts-Thätigkeiten stattfinden.

Uns begleitet stets ein nicht an besondere Organe gebundenes und spezifikes, sondern ein Gemein-Gefühl, das uns unsern Körper im Ganzen, sein Schwere, seine Stellung, Lage, Bewegung zu empfinden gibt.

Wir fühlen im besten Wohlseyn Neigung, die Kraft der Trägheit zu überwinden, Bewegungs-Kräfte zu üben.

Dieses Verlangen führt zu spielenden geregelten Bewegungen, zum Tanz, — zu Wettkämpfen: Knabenspielen, Wettlauf, Fechten, Ringen ꝛc. — zu Durchmessung weiterer Räume: Wanderungen, Reisen, zu derselben mit Vehikeln: Reiten, Fahren, Schiffen.

Dieß sind materielle Bewegungen, bei welchen unser Körper selbst die Stoff-Aktionen vollzieht.

Uns bleibt noch die Betrachtung einer Lebens-Erscheinung übrig, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als an sie der Bestand, die Fortdauer des Menschengeschlechts, die ganze Einrichtung des menschlichen Zusammenseyns und Haushalts gebunden ist.

Die physische und psychische Verschiedenheit der beiden Geschlechter hat sie als Gegensätze von einander gesellschaftlich entfernt, einander gegenübergestellt. Aber diese seciale Entfernung ist es eben, die Beide hinwieder nach Vereinigung, nach Ausgleichung der Gegensätze streben läßt.

Weil jedes Geschlecht da Daseyn nach eigenthümlicher Weise seinem Naturell gemäß ergreift und bearbeitet, so suchen sie eine gegenseitige Ergänzung der verschiedenartigen Bestrebungen.

Durch ihre innigste Vereinigung ist aber ein Erfolg bedingt, der seiner Wichtigkeit, seiner Unerläßlichkeit wegen auf's Beste gesichert seyn muß. Es ist die unausgesetzte Wiederergänzung des sterblichen Menschen-Geschlechts.

Eine organische Affektion wird zum Antrieb, zum gebietenden

Motiv, das ſich zur Garantie jenes Erfolges in die eine Wagſchale legt, während in der andern für das weibliche Geſchlecht zunächſt Schüchternheit, Verſchämtheit, dann Beſchwerden, Schmerzen, Entbehrungen, für beide Sorge, Mühe und manche Beſchränkungen der freien Willkühr liegen.

Bei der Geſchlechts-Vereinigung wird jener organiſche Antrieb ſchon dadurch der Gemeinheit des bloß Animaliſchen enthoben, daß mit Ausnahme des Geſchmacks-Sinnes alle übrigen ſich dabei betheiligen dürfen; wenn aber die Vereinigung durch reines gegenſeitiges Wohlgefallen, durch Gemüths-Neigung, durch Schätzung, durch Liebe, welche ihren Gegenſtand als ein Einziges, Höchſtes in ſich trägt, eingeleitet wird, ſo wird ſie in eine, man darf ſagen: ideale Höhe gehoben.

Dieſes Verhältniß geſtaltet ſich in ſeiner Dauer und Gewohnheit im civiliſirten Zuſtande zur ehelichen Gemeinſchaft und bildet die Familie.

Der größte Theil der ſtoff-bearbeitenden Thätigkeit, von welcher wir bisher geſprochen, geht den Motiven nach von dieſen geſelligen Mittelpunkten aus, und kehrt in ihren Erfolgen zu ihnen zurück. In dieſer Hinſicht iſt der beſagte ſinnliche Antrieb eines der wichtigſten Momente in Bezug auf die allgemeine Stoff-Veränderung.

Aber das Menſchen-Geſchlecht iſt ſelbſt auch Naturſtoff. In ſolcher Beziehung iſt demnach ſein Beſtand, ſeine Fortdauer, ſeine Form, ſeine fürwährende Metamorphoſe recht eigentlich auf jenen ſinnlichen Antrieb, auf eine ſpezifiſche, energiſche, einfach natürliche und urſprüngliche Senſation gegründet.

Es iſt nicht der einzige Fall im Kreiſe der Natur, wo ein kleiner Druck die größte Gewalt ausübt, ein kleiner Hebel die größte Laſt hebt.

Wir haben den Stoff in ſeinen Akten, als Erreger der Eindrücke, Wahrnehmungen, Anſchauungen, Empfindungen erkannt; wir haben das thätige Rückwirken des Menſchen auf den

Stoff eben dieſen Eindrücken und Empfindungen zu lieb, man möchte ſagen: ſein Citiren, Commandiren, Bearbeiten des Stofflichen erwogen, haben aber das aus der Verbindung, Vergleichung, Ueberſchau der Wahrnehmungen ꝛc. erwachſende, ſich geiſtig aufbauende Denken und Erkennen in dieſer Beziehung noch nicht in Rechnung genommen.

Zunächſt beſtimmt das Denken den Stoff zu Verſuchen. Er wird im Experiment das Subſtrat des tiefern Erkennens, der Combination der Kenntniſſe zur Erkenntniß, der Abgrenzung und Vervollſtändigung derſelben zur Wiſſenſchaft.

Die Wiſſenſchaft hat aber mit dem materiellen Stoff weiter nichts zu thun, als ſoweit ſie ihn als Material ihres eigenen Aufbaues benützt. Sie lebt in ihrem eigenen Aufbau, freut ſich deſſelben und fragt nicht, was er der materiellen Welt, ja nicht einmal, was er einer anderweitigen wiſſenſchaftlichen Architektonik nütze.

Aber die Bearbeiter der materiellen Intereſſen fragen nach der Wiſſenſchaft und lernen ihr ihre Proceduren und deren Ergebniſſe ab, um ſie bei ihren auf Stoff-Beſtimmung gerichteten Thätigkeiten anzuwenden.

So finden wir dann, daß der ganze völkerwirthſchaftliche Verkehr, welchen wir vorhin von ſeinen verſchiedenen Seiten ins Auge gefaßt, ohne dieſe wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe gar nicht zu Stande kommen könnte, daß er durch Letztere gefördert und immer höher geſteigert wird, und dieß in dem Maße, als ſich immer mehr und einſichtigere Wiſſenſchaftliche herbeilaſſen, die Scienz eben in Beziehung auf jenen Verkehr auszubilden und ihre Anwendung volksthümlich zu machen.

Aus der urſprünglichſten, kleinſten Geſellſchaft, der Familie, ſind auf dem Naturwege, nach welchem Gleichartiges im Reiche des Lebloſen und Lebendigen ſich verbindet, größere Vereine, Stämme, Volkerſchaften, Nationen entſtanden, von

Selbſtbewußtſeyn, von gemeinſamen Beſtrebungen durchdrungen worden.

Im Zuſtand der Cultur, der Civiliſationen, hat ſich das Volk nach Beſchäftigung, Bildungsſtand, Macht und Anſehen, Geltung ꝛc. in Maſſen und Schichten abgeſondert; es ſind Caſten, Stände, Vereine, Inſtitute entſtanden.

In dieſen hat ſich das Leben der Senſation, des Wahrnehmens und Empfindens, der Anſchauung und Vorſtellung, der Erfahrung, des einzelnen Erkennens nach dem Maß ihres Vermögens der Vergleichung und Unterſcheidung, der Ueberſchau, der Abſtraktion zum geiſtigen Leben, zum Denken, zum Wiſſen erhoben.

Von den Begabteſten ſind durch ausſchließliche Beſchäftigung, Vereinigung und Durchbildung die Wiſſenſchaften als ideale Lebendigkeiten geſchaffen worden.

In dem Cultur-Staate nimmt nun alle Wirkung des Menſchen auf die Materie ihren Weg durch den Staat und ſeine Inſtitutionen, geſchieht im Sinne deſſelben, und die Erfolge kehren auf demſelben Weg wieder zum Menſchen zurück.

So tritt nun alle Stoff-Bewegung unter Geſetz und Regel, Sitte und Gebrauch und iſt im Allgemeinen immer durch das Denken vermittelt.

Das Leben nimmt eine politiſch-ſtatiſtiſche Geſtalt an und wird zugleich ein geſchichtlicher Verlauf.

Das Großartigſte, Sinnlich-Erhabenſte in der Stoff-Beſtimmung geſchieht für den Staat, ſeine Heiligthümer, ſein Herrſcherthum, ſeine öffentlichen, gemeinnützigen Anſtalten, für die Darſtellung ſeines Weſens, für die Behauptung ſeines Beſtandes, ſeiner Würde.

Was auch der Einzelne als ächtes Staatsglied Stoffbeſtimmendes thut, er thut es nach dem Maß ſeiner Geltung als Theil des Ganzen, nie den Begriff deſſelben herabwürdigend, wo möglich ihn hebend — Bürgerſinn.

Wenn der forſchende Geiſt ſich ſelbſt beobachtet, ſo findet er in ſich die Neigung, die Erſcheinungen des Lebens zu generaliſiren, die Geſetzmäßigkeiten des Aehnlichen, Verwandten herauszufinden; etwa wie der Scheidekünſtler aus verſchiedenen Stoffen die darin vorherrſchenden Beſtandtheile auszieht.

Eine andere, gewiß ebenſo fruchtbare Bemühung deſſelben geht dahin, jedes Phänomen einerſeits in die ſinnlichſte, greiflichſte, ſtoffliche Tiefe hinab, andererſeits in die höchſte, reinſte, geiſtige Höhe hinauf zu treiben und forſchend zu verfolgen.

In Beziehung auf den vorliegenden Gegenſtand iſt es ihm dann von großem Intereſſe, wahrzunehmen, wie die höchſten Ideen und Ueberzeugungen der Menſchheit, die reinſten, umfaſſendſten Gefühle und Triebfedern des Gemüths, die geiſtigſten Bewegungen, in welchen ſich daſſelbe über Raum, Zeit und Materie weit hinauf und in überirdiſche Regionen zu ſchwingen ſcheint, dennoch wieder zum ſtofflichen Leben zurückkehren, im körperlichen Daſeyn ihren Träger und Fortleiter ſuchen und finden.

So iſt denn ſelbſt das einſamſte, abgeſchloſſenſte, entſagendſte, der Betrachtung und frommer Rührung, ſtrenger Uebung und harter Enthaltſamkeit geweihte Leben des Aſketen dennoch ein irdiſch-ſittliches, bürgerlich haushälteriſches, vom National-Verbande getragenes und auf dieſen und deſſen greifliche, ponderable Intereſſen zurückwirkendes Daſeyn, eine ſtoffliche Maſſe, eine materielle Macht, die unmittelbar oder vermittelt auf den Volks-Beſtand einen fühlbaren Einfluß ausübt.

Und ſo iſt, was ein Innerliches, Geiſtiges, Immaterielles zu ſeyn ſtrebt, doch wieder mit ſeinem Fuß an die materielle Erde, an das Körper-Leben, an den Stoff gefeſſelt, ohne welche es ſich ins Blaue verflüchtigen würde.

Noch ein Bezug des Innerlichen aufs Aeußerliche kommt hier in Betrachtung. Wir haben früher die eheliche Gemeinſchaft in Erwägung gezogen. Der Stand der Conubien wird

als eine myſtiſche Ehe dargeſtellt. Man ſpricht von der Verlobung mit einem Unſichtbaren, man nennt die Namen: Bräutigam, Braut. Nun lehrt uns aber auch der Rückblick in die Geſchichte, wie jene klöſterlichen Inſtitute ein Haupt-Faktor des frühern Volkslebens waren, wie faſt alle Bildung nur von ihnen ausging, welche unberechenbare Verdienſte ſich dieſelben auch um die materielle Cultur erwarben, wie ihnen Lebens-Stoff in reichem, in überſchwänglichem Maße zufloß und von ihnen, mit einer höhern Beglaubigung verſehen, an die Geber zurückverliehen wurde.

So hat nun alles in den Bereich des menſchlichen Daſeyns Tretende: „Leiblichen Anfang, geiſtlich Mittel, fleiſchlich End'."

Es iſt alſo keine Herabwürdigung der geiſtig-höchſten, edelſten, aufopferndſten Bemühungen um die Menſchheit, wenn wir ſagen, daß auch ihre Früchte ſich in der einen ihrer Richtungen ſtets an dem Stofflichen bethätigen. Wer durch die Macht ſeines Genius dem Menſchen den würdigſten, erhebendſten Begriff vom Leben, von ſeiner Beſtimmung beibringt und geläufig macht, der erſchafft das edelſte, ſittlich ſchönſte Daſeyn, einen beſtgeordneten Bau, der auch materiell, nachhaltig organiſch gefügt ein ſolcher iſt.

Wir können, von ſeltenen Ausnahmen abgeſehen, nicht an ein ſittlich feſtes, geiſtig wirkſames Leben glauben, das ſtoffverachtend, ablehnend oder ihn verworren behandelnd zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, und nur Derjenige wird ſich als der reinſte und zugleich hülfreichſte Geiſt bewähren, deſſen Ausfluß und Wirkſamkeit die Menſchheit zu den ſittlich edelſten Beſtrebungen, zugleich auch zu Gründung des materiell würdigſten Daſeyns, des nachhaltig gereinigten Lebens-Haushalts beſtimmt.

Durch den bisherigen Um- und Ueberblick haben wir dem Begriff des Lebens im Gegenſatz gegen das Lebloſe, Materielle,

gegen den Stoff, ſo weit es in Andeutungen geſchehen kann, ſeinen Inhalt zu geben verſucht.

Wir haben bei dieſer Ueberſchau dreierlei Beziehungen des Stoffs zum Menſchen unterſcheiden gelernt, und zwar gehören ſie weniger der Lebens-Seite an, wo der Stoff mit Eindrücken an das Empfindungs-Vermögen andringt, als derjenigen, wo der Menſch den Stoff mit Willen zu Anregungen beſtimmt.

Zunächſt geſchieht dieß von ihm zur Leibes-Nahrung und Nothdurft, zum Gebrauch und Nutzen, unmittelbar durch leibliche Anwendung, Aneignung des Stoffs oder durch Vermittlung von hiezu führenden Wahrnehmungen und Thätigkeiten.

Dieß können wir die phyſiſch-ökonomiſche, die praktiſche Beziehung nennen.

Eine höhere, gewähltere Stoffbeſtimmung bezweckt die Luſt, den feinern Genuß, das Vergnügen.

Dieß iſt die äſthetiſche, die poetiſche Beziehung. Die höchſte und beſonnenſte willkührliche Beſtimmung des Materiellen geht von dem Forſcher aus und bezweckt die Vergleichung, Unterſcheidung, Verbindung, das Begreifen, Erkennen; philoſophiſche Beziehung.

Der gewöhnliche Menſch ſieht und ſucht nicht mehr hinter den Dingen, als was ſie ihm gewähren ſollen und nach ſeiner über ſie angeſtellten Erfahrung, nach den ihm bekannt gewordenen Eigenſchaften derſelben auch gewähren können.

Dem Irrthum und Fehlgriff iſt er häufig unterworfen, weil er die Verhältniſſe der Stoffe, ihrer Akte, ihrer Beziehung zu den von ihnen erwarteten ſinnlichen Erregungen nicht erkennt.

In der Beſtimmung des Stoffs zu ſchönen Zwecken macht er noch mehr Mißgriffe, indem er gewöhnlich mehr deſſelben aufbietet und in Aktion verſetzt, als zu einem äſthetiſchen Eindruck erforderlich iſt.

Wie haben ſich nun [illegible]

ſchreiend abſtechenden Farben, nach welchen Zerrgeſtalten und Fratzen, nach welchem ſchroffen Wechſel und Gewühl der Szenen der gemeine Sinn Verlangen trägt.

Das Alles kehrt im Gebiet der Töne wieder.

Sein-Geſchmacks-Sinn liebt das Maſſive, Ueberfluthende in dem Grade, daß die ſpezifiſche Empfindung rein aufgehoben wird.

Des Gemeingefühls ſeiner Körperlichkeit, der Bewegungs-Luſt wird er nur durch wilden Tanz, durch Raufen, durch Schläge, die er austheilt oder empfängt, froh.

Er gleicht im beſten Falle in Beziehung auf die ökonomiſche und äſthetiſche Sinnlichkeit dem Handwerksburſchen in Göthe's Fauſt, der da ausruft:

„Die Magd, die Samſtags ihren Beſen führt,
Kann Sonntags dich am beſten careſſiren."

Der Forſcher befragt durch Beobachtung und Experiment das Materielle um ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine gegenſeitigen Beziehungen, ſeine Einwirkung auf das Empfindungs- und Wahrnehmungs-Vermögen.

Selbſt die vitalen Eindrücke, die ſinnlichen Genüſſe, der ökonomiſche Gebrauch — ſie ſind ihm immer auch Leiter zum Erkennen; er veredelt ſie zu Denk-Stoffen.

Wenn der gemeine Sinn aus Gewohnheit ſein Mahl mit Gebet beginnt und beſchließt, ſo geſchieht dieß bei dem Denker mit gefühlter Erhebung; aber jeder Sinnen-Genuß überhaupt gewährt ihm eine ſolche, indem er ihn zum Nachdenken erregt.

Noch mehr iſt dieß bei ſeinen äſthetiſchen Genüſſen der Fall, bei denen ſein reiner Geſchmack das Maß regelt und er ſo gerade in die rechte Stimmung verſetzt wird, die Gunſt des Augenblicks in heiterer Betrachtung ſich würdig und dankbar anzueignen.

Wie der Aſkete den Stoff ablehnend behandelt und ihn doch nicht entbehren kann, ſo von ihm auf [illegible]

Weiſe doch hinreichend ſtark affizirt wird, haben wir ſchon beſprochen. —

Erkenntniß der Natur der Dinge.

Wir haben uns bisher in Beziehung auf die Beantwortung der Frage, ob für uns eine Erkenntniß des An ſich der Dinge möglich ſey, in einem dilatoriſchen Verfahren umher- und vorwärts bewegt, und können es nunmehr wohl wagen, das verzögerliche Weſen abzulegen, und unumwunden unſere Ueberzeugung auszuſprechen.

Die ältere Schule hat einerſeits mit kategoriſcher Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß der Verſtand dem All die Formen von Raum und Zeit aufdrücke, und das Denk-Netz der zwölf Kategorien über daſſelbe breite.

Dieſem ſtolzen aprioriſchen Selbſtbewußtſeyn ſtellt ſie aber in demüthiger Reſignation das Bekenntniß gegenüber, daß der Verſtand das An ſich der Dinge nicht zu erkennen vermöge.

Man möchte treuherzig fragen, für wen denn die Dinge da ſeyen, als für uns verſtändige Menſchen, und was wir denn Beſſeres mit ihnen machen können, als ſie erkennen?

Laſſen wir der Schule den Hochmuth des prädeſtinirten Welt-Anſchauens, und wenn wir eine philoſophiſche Demuth üben wollen, ſo ſey es dann, wenn wir finden, daß unſer Erkennen der Dinge an ſich allerdings ſeine Schranken habe.

Die Ausdrücke: „Dinge" und „an ſich" haben etwas Unbeſtimmtes, Schwankendes. Sagen wir lieber: Das Weſen der Welt, der Natur.

Wir ſind auf dem bisherigen Wege zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Frage, ob wir die Dinge an ſich wahrnehmen, empfinden, anſchauen ꝛc. — keinen Sinn hat, da zwiſchen dem Leben der Senſation und dem lebloſen Stoff-Akt keine unmittelbare Beziehung, keine Identifizirung, keine Indifferenzirung ſtatt findet, da beide incommenſurable Ereigniſſe ſind.

Aber Senſation, Empfindung, Wahrnehmung iſt der einzig mögliche Weg, auf welchem ſich das Walten der Natur, die Regung des Materiellen, die Aktion des Stoffs zu erkennen geben kann. Sie ſind alſo nicht ſowohl ein Wahrnehmen dieſer Naturmomente an ſich, als Wahrzeichen, daß ſolche vorgegangen.

Unſer Empfindungs-Vermögen iſt der ſenſibelſte Anzeiger der leiſeſten Veränderungen der Materie. Wir können unſer Weſen mit den feinſten Inſtrumenten vergleichen, an welchen die zarteſten Symtome des Naturwebens ſich bemerkbar machen; ja wenn wir ſolche von der durchdachteſten Berechnung zur größten Schärfe und Empfindlichkeit geſteigerte Kunſt-Werkzeuge wirklich zur Beobachtung anwenden, ſo iſt unſer Wahrnehmungs-Vermögen der Inbegriff aller dieſer pneumatiſchen Waagen, dieſer Zeit-, Diſtanz-, Wärme-, Licht-, Luft- ꝛc. Meſſer.

Unſer empfindendes Weſen liegt an der Bruſt der Natur und fühlt ihre Pulsſchläge.

Aber wie der Phyſiolog das Geſammtweſen eines lebendigen Körpers durch alle ſeine Beobachtungen, Zerlegungen ꝛc. nicht wahrnimmt, ſondern mittelſt derſelben durch geiſtige Combination erkennt und denkt, ſo gibt es auch für uns keine Wahrnehmung des Natur-Organismus, ſondern nur eine geiſtige Anſchauung, ein Erkennen und Denken deſſelben.

Die Erkenntniß der Natur iſt ein Begriff, eine geiſtige Conſtruktion.

Der Stoff ſtrebt ſtets Form zu gewinnen; die Materie ſteigert ſich durch combinirte Aktionen zur Organiſation; dieſe verklärt ſich zum Empfinden, zum Leben.

Das Leben iſt aber zwiſchen alle Richtungen der Naturkräfte geſetzt und bietet dieſen verſchiedene ſpezifiſche Seiten des Empfindens, des Vermögens, Eindrücke aufzunehmen, dar.

Dieſes allſeitig auf das Empfinden einſtrömende Naturwalten iſt aber ſeinem Weſen nach eine Berührung

der Oberflächen, und wie wir — die Träger des Lebens — nach frühern Unterſuchungen durch Medien Oberflächen-Prozeſſe der Materie empfinden, ſo würden auch die Empfindungen für uns bloß oberflächlich bleiben, wenn ſie in uns nicht weiter verarbeitet würden; ja, unſer Leben wäre eben nichts Anderes, als ein Fortrücken in ſolchen oberflächlichen Eindrücken.

Wie aber in der Materie ein Streben zur Organiſation, in dieſer zum Empfinden iſt, ſo iſt auch in uns, den Lebenden, ein Streben zur Organiſation des Lebens, und in dieſer zu einem höher potenzirten Leben, zur Totalität.

Durch Operationen der Seele, die wir im Verlaufe der Unterſuchung mehrfach angedeutet, durch Zuſammenfaſſung, Vergleichung, Unterſcheidung, Abſtraktion, hypothetiſche Ergänzung ꝛc. ſuchen wir zur Erkenntniß Deſſen zu gelangen, was dem Fluſſe der Medien zum Grund liegt und ihn in Strömung erhält.

So kommen wir endlich zum Erkennen der Grundſtoffe der Materie, ihrer Eigenſchaften, ihres gegenſeitigen Verhaltens, ihrer Aktionen, ihrer Verbindungen in den mannichfachſten Verhältniſſen.

Mit dieſen leitenden Begriffen ſuchen wir uns die Welt der Organiſationen zu erklären, und ſo dringen wir bis an die Pforte hinan, wo ſich der organiſche Prozeß unſerm Blick entzieht und jenſeits auf myſteriöſe Weiſe das empfindende Leben aufblüht.

Es iſt aus der Technik bekannt, daß zu Darſtellung manches Produkts, mancher Erſcheinung, Farbe ꝛc. zehn bis zwanzig verſchiedene Operationen in beſtimmter Folge und mit der größten Sorgfalt, der genaueſten Berechnung vorgenommen werden müſſen.

Solche complizirte Operationen nimmt nun auch der Verſtand vor, um das von ihm gewünſchte und erſtrebte Produkt, die Erkenntniß der Natur-Objekte, ſich darzuſtellen.

Nehmen wir das Einfachſte, Naheliegendſte, z. B. das

Weſen der Luft, des Feuers ꝛc., und vergegenwärtigen wir uns, welche Operationen der Verſtand anſtellen mußte, um zur Erkenntniß dieſer Weſenheiten zu gelangen.

Es kann nicht erwartet werden, daß hier eine umſtändliche Nachweiſung über ſolche Verſtandes-Operationen, über die unendlich verſchiedenen Wege, auf denen er mit Hülfe der Wahrnehmungen zu Erkenntniſſen gelangt, zu geben.

Wir müſſen vorausſetzen, daß Jeder, der unſern Selbſtbetrachtungen geduldig gefolgt iſt, auch mit verſchiedenen Zweigen der Naturkunde wo nicht als Meiſter, doch als Zögling vertraut ſey. In dieſer Schule hatte er dann volle Gelegenheit gehabt, die hier gegebenen Andeutungen genügend zu ergänzen.

Wenn wir auch hiebei wieder den Gegenſatz von materieller Bewegung und Empfindung, von Stoff-Aktion und Wahrnehmung, von Körperlichem und Geiſtigem, von Natur und Leben feſthalten, ſo tritt uns der Skrupel nahe, ob bei der Thätigkeit des Verſtandes denn wirklich eine Beziehung zwiſchen dieſer und der Natur außer ihm ſtattfinde, ob er ſich nicht in ſeiner Subjektivität Etwas weiß mache, von was in der objektiven Natur nichts vorkommt.

Hier können wir an die Ueberzeugung jedes Unterrichteten appelliren, daß dieß, wenn auch in einzelnen Fällen, doch in der wiſſenſchaftlichen Geſammtthätigkeit nicht wohl möglich iſt, daß jedenfalls der Irrthum endlich zu ſeiner eigenen Berichtigung, zur Wahrheit führt, deren Vertagung man ihn bei jedem ernſten Streben nach ihr nennen könnte.

Auf den Einwurf, daß die Wiſſenſchaft oft Jahrhunderte lang tiefgehenden Irrthümern, falſchen Syſtemen, nichtigen Hypotheſen gehuldigt habe, findet ſich wohl noch eine verſöhnliche Antwort.

Jede Unterſuchung, jede Hypotheſe, jedes Experiment iſt eine Frage des Verſtandes an die Natur. Wenn ſie nun hierauf durch Erſcheinungen, Erfolge ꝛc. antwortet, und wenn

nun aus ihren genau aufgefaßten Antworten der Verſtand wieder näher hindrängende, beſtimmtere Fragen bildet, denen ſie hinwieder ebenſo willfährig und erwünſcht entgegnet, wenn ſofort dieſes Zweigeſpräch zu einem Reſultat, einem Abſchluß hinführt, ſo darf ſich der Verſtand wohl ſagen, daß er die Natur in ihrem Geiſte gefragt, daß er ihren Sinn begriffen habe.

Ein hellſehender Sternkundiger, Littrow, ſagt, nach allen über den Sternenhimmel angeſtellten Unterſuchungen, nach der umſchauendſten Revue über die Austheilung, Zerſtreuung und Verſammlung dieſer leuchtenden Weltkörper könne man Millionen gegen Eins wetten, daß Stern-Gruppen, wie die der Plejaden, — des Siebengeſtirns, an dem aber jedes achromatiſche Fernrohr ſchon mehr als vierzig Sterne wahrnimmt, — oder wie die gedrängte und reiche Gruppe im Sternbilde des Herkules, nicht bloß perſpektiviſch, alſo durch zufällige Hintereinanderſtellung ſich ſo zeige, ſondern daß dieſe Weltkörper eine eigenthümliche, kosmiſche Beziehung zu einander haben.

Dieſe geniale Bemerkung laſſen wir uns bei unſerer Unterſuchung zu ſtatten kommen.

Wenn bei unſern Verſuchen nach demſelben Verfahren immer dieſelben Erfolge erſcheinen, wenn auf die gleichen Fragen an die Natur ſtets die gleichen Antworten an uns kommen, wenn nach unzähligen Erfahrungen immer daſſelbe Cauſal-Verhältniß ſich offenbart, ſo iſt doch gewiß die Wahrſcheinlichkeit, daß wir ein Naturgeſetz erfaßt haben, millionenmal größer, als das Gegentheil.

Von mathematiſcher Gewißheit kann in der Wiſſenſchaft von der Natur der Dinge keine Rede ſeyn. Die Mathematik iſt ganz thetiſch. Das Naturwiſſen, an dem ſich die Wiſſenſchaft vom Wiſſen, die Anſchauungs-, Erkenntniß- und Denklehre am ſicherſten und klarſten aufbaut, iſt ſynthetiſch, ja der Naturwiſſende iſt weit erfolgreicher durch ſynthetiſche Urtheile a priori thätig und ſchaffend, als der Schul-Metaphyſiker,

indem er auf ein allerdings durch den genialen Lebensblick, den Letzterer herabſehend Erfahrung, Empirie nennt, gefundenes Naturgeſetz weitere Erſcheinungen, reichere Erfahrungen, umfaſſendere Beobachtungen beziehe, durch daſſelbe ſie beſtimmt.

Ohne ein ſolches normirendes Vorwiſſen würde ſich ſein Geiſt in den unermeßlichen Reichen der Natur ſelbſt verlieren.

Immerhin muß aber zugegeben werden, daß der Geiſt vor dem Leben, ohne das Leben nichts weiß, daß er das Leben zunächſt erfahren, daß er im Leben, vom Leben ſelbſt leben muß.

Wir ſprechen demnach kühnlich und gegen die ältere Schule die Ueberzeugung aus, daß der Geiſt das An ſich der Dinge, daß er die Natur an ſich zu erkennen vermag.

Uns kommt hier recht erfreulich und beſtätigend das Dichterwort des großen Naturweiſen zu Hülfe, der mit Indignation den Zweifel verwarf, ob wir wohl unſer geiſtiges Leben an den Brüſten der wahren, leibhaften Allmutter nähren und von ihren eigenſten, innerſten, reinſten Lebensſäften durchdrungen werden:

„„Ins Inn're der Natur
Dringt kein erſchaff'ner Geiſt;
Glückſelig, wem ſie nur
Die äuß're Schale weiſt.““
„O Du Philiſter!
Mich und Geſchwiſter
Mögt Ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
Ich hör' es ſechzig Jahre wiederholen;
Ich fluche drauf, aber verſtohlen,
Sage mir tauſend tauſendmale:
Alles gibt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Alles iſt ſie mit Einemmale;
Doch prüfe Du nur allermeiſt,
Ob Du Kern oder Schale ſeyſt.“

Die Ueberzeugung, daß wir die Dinge an ſich, die Natur der Dinge erkennen, iſt uns gleichbedeutend mit der Uebereinſtimmung unſeres Geſammt-Weſens, mit der Totalität unſeres Lebens, mit der Wechſelwirkung unſeres Daſeyns und des Seyns der Natur, mit der Totalität der Welt als Stoff, Metamorphoſe und Leben.

Wer das Eigenthümliche mathematiſcher Beweiſe kennt, wird hier ſolche Schul-Nachweiſe nicht fordern. Bei ihnen findet ein Zurückführen fraglicher Form- oder Zahl-Verhältniſſe auf durchaus beſtimmte und vollſtändig vorſtellbare, als ſolche ihrem ganzen Inhalt nach erkannte, vom Geiſt ſelbſt geſetzte Grund-Anſchauungen zurück, in welchen ſie, nur der Reflexion noch verhüllt, aber apodiktiſch gewiß ſchon liegen; wie ſich dann alle Lehrſätze der Trigonometrie auf den Begriff des Dreiecks zurückführen, aus dieſem ſich analytiſch beweiſen laſſen.

Die Begriffe von Materie, Bewegung, Anziehung und Abſtoßung, Polariſirung ꝛc. und hinwieder von Empfindung, Vorſtellung, Denken ſind keine ſolche vom Geiſt ſelbſt geſetzte Grund-Anſchauungen, kein Erkennbares, aus dem ein Anderes abgeleitet und heraus bewieſen, keine Theſen, aus denen Etwas heraus analyſirt werden könnte.

Sie ſind abſtrakte Ausdrücke für Erſcheinungen, die in ihrem Urgrund ewige Probleme bleiben, die mit Nichts vergleichbar, die ganz univerſell, die in ihrem höchſten Ausdruck das ewige Wunder der Welt und des Lebens ſelbſt ſind.

Natur und Leben ſind die allumfaſſendſte Syntheſis, die ewige Quelle neuer Offenbarungen, noch nicht erkannter Schöpfungen, ein unendliches Werden.

Die Natur hat auch ihre Mathematik, ihre Punkte, — die wir Atome nennen wollen, — ihre geraden Linien — Richtungen, — ihre Curven, Kreiſe, — Umdrehungen, Umläufe, — ihre Winkel — convergente und divergente Kräfte, —

ihre Flächen- und Körper-Wirkungen, — wie die elektriſchen, magnetiſchen, chemiſchen ꝛc. Kräfte. —

Aber dieſe ſind durchaus problematiſcher Natur und ſpielen durch unendliche Combinationen in einander.

Wenn die Mathematik die reinſte Theorie, die ſtrengſte Conſequenz iſt, ſo iſt die Natur ein unendliches Ineinander-Spielen ſämmtlicher Faktoren der Theorie in allen möglichen Verbindungen.

Wenn wir jene der Theorie des Satzes in der Tonkunſt, der Accorden-Lehre vergleichen wollen, ſo iſt dieſe eine Symphonie, bei welcher alle Grundbeſtandtheile jener durch die Genialität des Ton-Schöpfers zur combinirteſten, potenzirteſten Anwendung kommen und Leben ſchaffend ſich offenbaren.

Man kann wohl behaupten, daß kein Akt der Natur, keine Erſcheinung des Lebens durch irgend ein theoretiſches Geſetz vollſtändig und erſchöpfend zu beſtimmen ſey. —

Der wahrnehmende Sinn, der denkende Geiſt würde ſich in dem Unendlich-Mannichfaltigen der Natur rathlos verirren, ja ganz verflüchtigen, hätte dieſe nicht ihre ewigen Evolutionen in geſetzmäßige Normen, wie in Rahmen, gefaßt.

Die kosmiſchen Körper und deren Bewegungen werden von uns als eine Mechanik des Himmels erkannt, deren Unregelmäßigkeiten oft Jahrhunderte hindurch nicht zur Wahrnehmung kommen.

Ueber die telluriſchen Naturereigniſſe hat vieljährige Beobachtung ſich große Durchſchnitte verſchafft, ſo über klimatiſche Winde, Ebbe und Fluth, Wärme-Verhältniß, über die Witterung, Nordlichter, Erdbeben, über das Verhältniß des Gewäſſers zum feſten Lande.

Bei dieſem Letzteren hat man die Entſtehung der Gebirgs-Züge durch Hebungen, die Folge derſelben durch Vergleichung mit dem nicht gehobenen Niederſchlag zu beſtimmen geſucht. Man

kennt die chronologiſche Ueberlagerung der Erdrinde, die Folge der Formationen.

Aber nun im Reiche des Organiſchen — wo die Natur die Typen aufs Verſchiedenſte und jeden in unzählbaren Exemplaren ausgeprägt hat.

Hier iſt nun bei aller Aehnlichkeit der Formen doch keine genau wie die andere. Dieß geht ins Unendlich-Kleinſte. Es iſt nicht nur keine Pflanze, kein Thier wie das andere ſeiner Gattung und Art, ſondern kein Blatt, kein Organ, ja kein Bläschen, kein Fäſerchen iſt bei dem Einen, wie bei dem Andern.

Mikroſkopiſch betrachtet bedingt die geringſte Abweichung ins Unendliche andere Abweichungen.

Aber die bildende Natur lenkt von den elementaren und einfachern, untergeordneten Theilen nach Oben zu den höhern, ausgeprägtern zu einem vorwaltenden Normal-Typus zurück und ſo fort und fort, bis zur vollſtändigen Ausgeſtaltung des Individuums, ſo daß ſie insgeſammt bei aller Variation der organiſchen Struktur dennoch denſelben Haupt-Typus ihrer Gattung und Art an ſich tragen.

Man denke an die unendliche Verſchiedenheit der menſchlichen Phyſiognomieen, die auf eine ſolche des ganzen Organismus zurückdeutet, und dennoch iſt das ganze Geſchlecht im Weſentlichen gleich organiſirt.

So läßt ſich jede Pflanzen-, Blätter-, Blüthen-, Früchte-Gattung mit einem Normal-Rahmen umſchließen.

Um uns dieſe Ausprägung der weſentlichen Organe und zuletzt der ganzen Organismen nach demſelben Typus einigermaßen faßlich zu machen, wollen wir annehmen, daß die bildende Natur die Entwicklung der kleinſten Theile, der Faſern, Zellen, Gefäße, Canäle, Säfte ꝛc. durch das Bildungs-Geſetz der Organe gleichſam gefangen nehme, bändige, dieſes dann durch die Norm der Syſteme beherrſchend regle und zu oberſt

den Haupt-Typus des Organismus über allen Theil-Prozeſſen der Evolution gebietend walten laſſe.

Aber nicht bloß ein Erkennen der Gattungen, Arten ꝛc. der Creaturen wird vom Geiſt angeſtrebt, ſondern auch ein ſolches von ihren Eigenſchaften, ihrem Leben, der Thätigkeit ihrer körperlichen und geiſtigen Vermögen, ſich ihr eigenthümliches Daſeyn zu bilden.

Sodann iſt dem Menſchen, der ſich der Herr der Erde nennt, von Intereſſe zu erkennen, was ihn von Seiten der Creaturen in ſolcher Oberherrlichkeit fördern oder ſtören mag.

Er erwirbt ſich ſomit Kunden von der Mächtigkeit des Auftretens der Gattungen der unbelebten und lebenden Schöpfung, eine Topographie und Statiſtik der Geſchöpfe, ihrer Nutzbarkeit und Schädlichkeit, der Bedingungen ihrer Verbreitung, Pflanzung, Zucht, Veredlung, Verwendung, Benützung, und hinwieder ihrer Zurückdrängung, Beſchränkung, Ausrottung.

Daß den Menſchen die Kunde von dem terreſtriſchen Beſtande ſeines eigenen Geſchlechts, von deſſen Raçen, Stämmen, Völkerſchaften, von deſſen unterſchiedlichem Gepräge noch näher angehe, als die Kenntniß des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens und Beſtehens, iſt begreiflich.

Aber das Leben und Weſen des Individuums wiegt nahehin in ſeinem Intereſſe das am ganzen Geſchlecht auf.

So wird nun ſeine Conſtruktion, ſein körperliches Seyn, ſein Wechſel-Verhältniß mit der Natur, ſo werden ſeine phyſiſchen Anlagen und Vermögen aufs Vollſtändigſte unterſucht und erforſcht und er iſt ſich ſelbſt phyſiologiſch und pathologiſch betrachtet eine ganz eigenthümliche Welt.

Von den materiellen Verhältniſſen geht aber die Forſchung auf die pſychiſchen Bezüge über: auf die Sinnen-Eindrücke, Wahrnehmungen, Anſchauungen ꝛc., und kommt endlich an den Punkt, wo wir unſere Unterſuchung begonnen haben.

Wandelbarkeit der Philoſopheme.

Indem wir nun dieſen Kreis der Reflexion in ſich zurückgeführt und geſchloſſen zu haben meinen und als Ergebniß unſere Ueberzeugung wiederholt ausſprechen, daß wir uns für befähigt halten, die Natur der Dinge zu erkennen, ſo könnte uns, über das vermeintlich erreichte Ziel Frohe, die Skepſis die Einwendung machen, daß unſer Triumph zu voreilig ſey und ein ſolches Erkennen der Dinge an ſich immerhin ſehr relativ ſeyn müſſe, da ja ſchon die alten Philoſophen, Ariſtoteles mit Vorgängern und Nachfolgern, ſich eine ſolche Befähigung beigemeſſen, während doch namentlich ihre Naturkunde bis auf unſere Zeiten in den Grundbegriffen und dem ganzen Aufbau die entſchiedenſten Metamorphoſen durchgemacht habe, ja in manchen Zweigen bis aufs Unkenntliche umgewandelt worden ſey.

Aehnliches könne auch wohl noch ferner eintreten. Während aber in den Scienzen ſich Alles wandle, Manches geradezu auf den Kopf geſtellt, oder gar kopfüber aus ihrem Kreis hinausgeworfen werde, wiederholen die ſich die Erleuchteten nennenden fur und für das Wort, daß ſie uns das Weſen der Dinge an ſich offenbaren.

So habe Tycho de Brahe mit derſelben Ueberzeugung behauptet, daß ſich die Sonne mit dem ganzen Sternen-Himmel um unſere Erde drehe, mit welcher ſpäter Copernikus annahm, daß Letztere, als Planet, wie die übrigen ſich um die Sonne bewege, ein Unterſchied, der allerdings in Bezug auf das Verhältniß der Vorſtellung zu den Stoff-Aktionen erheblich genug ſey.

Da ſtelle ſich die Matheſis doch in einem andern, glänzendern Lichte dar; denn die Lehren eines Euklides ſtehen noch immer unangefochten feſt und was ſeitdem geſchehen, ſey nur ein folgerechtes Fortführen ſeiner allgemeingültigen Methode auf weitere Anſchauungen des reinen Raumes.

Warum dieß bei der Mathematik ſich wirklich ſo verhält, geht aus ihrem früher beſprochenen Weſen hervor. Ihren Anſchauungen ſteht keine Stoff-Bewegung gegenüber; ſie ſind vom Geiſt ſelbſt geſetzter Stoff und Form zugleich und ſind eben nur das, was er geſetzt hat. Die Mathematik iſt in allen ihren conſequenten Entwicklungen ſtets ein Fertiges, aber eben nichts, als ihr Anſchauen und Denken ſelbſt.

Ueber das, was man in der Natur- und der Erkenntniß-Lehre Irrthum, veraltete, umgeſtoßene, falſche Syſteme zu nennen geneigt ſeyn könnte, wollen wir eine vermittelnde Anſicht vorbringen.

Der Menſch nimmt die Eindrücke der Natur geradezu hin und jeder offene Sinn und geſunde Menſchenverſtand repräſentirt hierin den Menſchen überhaupt. Ueber die Modificationen, die hiebei Alter, Geſchlecht, Gewohnheit, Bedürfniß, Uebung, beſondere Sinnen-Richtung ꝛc. herbeiführen, verſtändigt man ſich leicht.

Sobald aber der Verſtand vergleichend, unterſcheidend, verbindend, Begriffe bildend eintritt, ſobald er Wahrnehmungen, Empfindungen auf ihre Erreger, die Stoff-Aktionen, zurückführt, iſt er dem Irrthum unterworfen.

Wiſſenſchaften ſind Denk-Syſteme, ein Aufbau aus Verſtandes-Funktionen.

Wir wollen uns verhalten, daß auch der genialſte Denker — von reproduktiven Geiſtern und Sammlern kann keine Rede ſeyn — durch Verhältniſſe bedingt iſt. Er iſt ein Sohn ſeiner Zeit, ſeiner Nation. Die Schule hat ihn zwiſchen ihren Schranken geführt, die Sprache hat durch ihre Begriff-Bildung ihm vorgedacht. Das Buch der Natur und des Lebens findet er ſchon capitulirt und auf Perioden gebracht. Selbſt die Interpunktion iſt ihm gegeben; die Leſearten haben ihre Autorität.

Er kann nur den in ſeinem Bereich liegenden Stoff denkend verarbeiten, kann nicht über die Weltkunde hinausgreifen.

Der Genialität, möchte man ſagen, ſey Alles möglich. Sie zuckt aber bei ihren Entdeckungen, Erfindungen, Offenbarungen nicht wie ein Blitz aus hellem Himmel, ſondern wie aus elektriſch geladenen Wolken. Alle dieſe Manifeſtationen ſind vorbereitet. Man gehe auf irgend eine Entdeckung oder Erfindung zurück, — Jene enthüllt räumlich oder zeitlich Unbekanntes oder neue Bezüge der Stoffe; Dieſe ſchafft, oft von Jener unterſtützt, neue, fördernde Produktions-Vehikel — und man wird immer finden, daß Kunden und Verſuche zu ihnen hinleiteten, daß ein Bedürfniß, eine Ahnung ſie rief, daß ſie als eine allmählig gereifte Frucht vom Baume fielen, auf welchem ſie nur unter den gegebenen Wachsthums-Verhältniſſen zeitigen konnten.

Die Wiſſenſchaft bezeichnet immer die geiſtige Höhe ihrer Zeit, ihrer Nation. Ariſtoteles konnte die Natur nicht anſchauen und zuſammenfaſſen, wie ein Cuvier, Leopold von Buch, Beaumont, Humboldt und wie die neuern Aſtronomen; Plato konnte die geiſtige Welt nicht denken, wie die Philoſophen unſers Jahrhunderts.

Aber im Gebiete des Intellektuellen iſt jeder Nachfolger nur zu begreifen durch ſeine Vorgänger und die relative geiſtige Helle, die ſie in ihrer Zeit, ihrem Volke verbreitet.

Bei der Größe jener unſterblichen Geiſter ſollte man aber den Ausdruck: Irrthum billig umgehen. Die Gediegenheit ihrer Methodik, die Würde ihres Vortrags ſind wohl ſo hochſtehend, einzig, erhebend und vielleicht ſo wenig zu überbieten, als die Kunſtwerke ihrer Nation. Unſere Zeit mag ſich anſtrengen, ihren reichen Stoff in einer eben ſo ſchönen, klaſſiſchen Form auszuprägen.

Fragen wir nach der Erkenntniß der Natur der Dinge an ſich, ſo war die der Alten und Mittelalten ungenügend. Dieſes unzureichende Beſtreben deutete aber mehr auf eine Unzuläng-

lichkeit des bekannten und bereitliegenden Stoffs, als auf ein Unvermögen der Denk-Form.

Das Bisherige bringt uns auf das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben der Menschheit. Es gibt kein absolutes Denken, kein absolvirtes Wissen, kein fertiges System. Jede neue Idee berührt den ganzen Bau der Gedanken; jede neue Entdeckung rückt ihn mehr oder weniger aus seinen alten Fugen, wie ein eingeschalteter Faktor eine Nachcorrection aller Gleichungen einer Rechnung zur Folge hat.

Die Wissenschaft ist ein ewig Werdendes, eine unendliche Entfaltung, die den Evolutionen der Welt, der Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts folgt. Sie stammt aus der Nation, wird durch Nationalkraft genährt und wirkt hinwieder duftend und nährend, Leben schaffend und fördernd auf sie zurück.

Die Wissenschaft ist das höchste Streben des Verstandes der Nation, des obersten ihrer Talente, nach Erkenntniß; sie ist ein unablässiges Ringen nach Klarheit. Sie ist ein ewiges Suchen und Finden; sie ist nur als Solches und anders nicht in den Hörsälen und Büchern; sie ist nur, insofern sie jung, frisch, kräftig lebt.

Die Wissenschaft ist mit dem Leben der Nation verwachsen und trägt dessen Physiognomie; sie ist der höchste systematische Ausdruck ihres geistigen Gesammt-Bestrebens und ihrer Kraft nach maßgebend, vorleuchtend.

Wie dem Geschichtschreiber weniger hoch angerechnet wird, wenn er, durch Kunden bedingt, bei seinen Ereignissen, Thaten, Reden, Motiven, nicht immer das wirklich Geschehene, Authentische, das historische An sich bringt, als wenn er von diesem eine unwürdige Ansicht aufstellt, so schadet auch ein wissenschaftlicher Geist weniger durch eine subjectiv eigenthümliche, nicht stichhaltige Behandlung des Denkstoffs, als durch eine triviale Form der Darstellung.

Jenes regt tiefer dringende Geiſter zu einer richtigern Behandlung auf; dieſes ſchwächt den denkenden Geiſt der Nation.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſagt uns, daß die Richtung des Forſchens und Denkens nicht immer genau in der Achſe der Natur-Evolution gelegen — daß der Strahl des Lichts der Natur faſt immer im Uebergang in das Medium des Denkens gebrochen worden ſey.

Inſofern iſt nun die Wiſſenſchaft ein unabläſſiges Ringen nach Einheit dieſer Richtung, eine unendliche Selbſtcorrektion.

Wiſſens-Schranken. Das Unendlich-Große.

Wenn wir uns nun aber die Lebens-Frage ſtellen, ob vom Menſchengeiſt erwartet werden könne, daß irgend einmal die Natur der Dinge und ſeine Erkenntniß derſelben ſich vollſtändig decken werden, daß die Welt, das Allſeyn, in ſeinem Denken aufgehen werde, ſo haben uns ſchon die bisherigen Unterſuchungen auf gewiſſe Bedingtheiten geführt, die wir nun noch näher ins Auge faſſen wollen.

Der allſeitig ins Unendliche ſtrebende Geiſt ſieht ſich an vier Abgründe getrieben, vor denen ihm die Gedanken ausgehen, wo ſein Verſtand ſtille ſteht, vor denen er ſich, reſignirend auf jedes Weiterdringen, umwendet.

Bezeichnen wir ſie mit kurzem, allgemein verſtändlichem Ausdruck als das Unendlich-Große, — das Unendlich-Kleine, — das Unendlich-Vergangene, — und das Unendlich-Zukünftige.

Wir haben ſchon früher geſehen, weſſen ſich der Menſchengeiſt in Beziehung auf das Unendlich-Große erkühnt, wie er, mit Hülfe ſcharfer und heranbringender Inſtrumente, durch Beobachtung, Vergleichung, Combinationen und Hypotheſen in die Ferne der Schöpfung dringt, Milchſtraßen zu Milchſtraßen geſellt, Weltkörper mißt und wiegt.

Aber was das relativ Große betrifft, ſo kann er ſeine

telluriſchen Kunden ſchon nicht einmal auf den ſo nahen Trabanten, den Mond, übertragen. Die Kenntniß der Oberflächen der entferntern Planeten wird im Verhältniß ihrer Entfernung dürftiger.

Es ſtehe hier noch die Bemerkung, daß, wenn wir nicht die Sonnen auch als Träger empfundenen Lebens annehmen, wir in manchen ſternhellen Nächten Nichts als ein lebloſes Paternoſterwerk von Weltkörpern überſchauen, von denen nicht einmal der Gedanke eines Vater-Unſers ausgeht. Doch, warum ſollten nicht auch die ſelbſtleuchtenden Weltkörper Leben beherbergen, da Feuer ein Begriff iſt, der ſich auf Jedem anders modifizirt?

Die Idee eines unendlichen, unbegrenzten Welt-Alls iſt, wie wir ſchon erwogen haben, unſerm Faſſungs-Vermögen eben ſo unbegreiflich, als die eines endlichen, irgend begrenzten. Hier ſteht der denkende Verſtand an einer unentſchiedenen und nie zu entſcheidenden Alternative ſtill.

Das Unendlich-Kleine.

Wir haben früher die Ueberzeugung gewonnen, daß wir an einem Punkte der kleinſten Schrift noch Seiten und Ungleichheiten ins Auge faſſen und unterſcheiden können. Dieß iſt eine poſitive Richtung der Aufmerkſamkeit aufs Kleine, eine bewußte Thätigkeit des Sinnes, ein Hindringen ans Kleine, ein Feſthalten des eben noch Unterſcheidbaren; wogegen das gewöhnliche Wahrnehmen mehr ſchweifend, geſchehen laſſend, (paſſiv, leidend) iſt und in die Breite geht und das Bild oft unbewußt vor unſerm Auge vorüberſchwebt.

Daſſelbe Verhalten der Aufmerkſamkeit finden wir auch bei den andern Senſationen. Wir dürfen allerdings annehmen, daß, ſo wie die Stoff-Aktion im Unendlich-Kleinen webt, wir auch durch das vermittelnde Element im Eindruck auf unſere Sinne eine Fortwirkung dieſer Aktion empfinden.

Aber zum Bewußtſeyn kommt dieſes Unendlich-Kleine nicht. Wir nehmen mit dieſem nur noch diminutive Größen wahr. So z. B. ſehen wir am fernen Waldſaume mit dem Baum auch alle Zweige und Blätter; aber unterſcheidend wahrnehmen wir dieſelben nur bis auf ein gewiſſes Maß.

Vergrößern wir ein Kleines auch zehntauſendmal, ſo tritt immer daſſelbe beſchränkende Verhältniß wieder ein; denn auch dann ſehen wir den Geſichtskreis wieder ganz körperlich erfüllt und die Fixirung des kleinſten noch Wahrnehmbaren, das Ruhen auf demſelben beginnt aufs Neue. Die Natur iſt ins Unendliche raumerfüllt.

Es iſt die Eigenthümlichkeit unſeres beſchränkten Wahrnehmungs-Vermögens, daß wir in demſelben Maß, in welchem wir unſere Aufmerkſamkeit auf das Kleine, Kleinere, Kleinſte heften, das Bewußtſeyn vom Größern, Ausgebreiteten verlieren.

Die Natur ſchreitet aber nach allen Dimenſionen im Unendlich-Kleinen webend weiter und iſt fort und fort thätig, das Größere, das Größte zu geſtalten.

Hier müſſen wir die Frage berühren, ob der Stoff, die Materie ins Unendliche theilbar ſey.

Mathematiſch genommen iſt ſie es ohne Zweifel ſo gut, als ein geometriſcher Körper.

Ob aber phyſiſche, chemiſche Theilbarkeit ins Unendliche möglich oder denkbar ſey, das möchten wir wiſſen. Die Frage geht auf die Ur-Theile der Materie, die in der Natur nie einer Theilung unterliegen, obwohl ſie noch eine ſtereometriſche Form und Größe haben, alſo mathematiſch als theilbar gedacht werden müſſen.

Wir wollen geſtehen, daß uns die Wahrnehmung über dieſe Ur-Theile, und ob etwa auf ihrer verſchiedenen Form, Größe und inneren, ſpezifiſchen Weſenheit die Verſchiedenheit der Grundſtoffe beruht, nichts ſagt, und daß vor dieſem Problem Gedanke und Erkenntniß ſtille ſtehen.

Die Begriffe von ſpezifiſcher Schwere, Dichtigkeit, Dehnbarkeit, Anziehung und Abſtoßung, Ausdehnung, Zuſammenhang, Elaſtizität, Sprödigkeit, Flüſſigkeit ꝛc. leiten alle das Denken in das Gebiet des Unendlich-Kleinen. Sie drücken nur die Erſcheinung, nicht das ſtofflich-weſentliche Verhalten ſelbſt aus.

Wir wiſſen nicht, was im Innerſten eines ſtarren Körpers vorgeht, wenn er durch Wärme weich, dann leicht dehnbar, dann flüſſig, dann gasartig wird.

Es findet keine Erkenntniß davon ſtatt, wie der Diamant dichter, ſchwerer, ſpröder, cohärenter ſeyn ſoll, als das Waſſer oder die Luft, die wir ebenfalls abſolut raumerfüllend uns denken müſſen; denn zu ſagen, die Ur-Theile des Diamants ſeyen dichter, ſchwerer, als die des Waſſers, der Luft, iſt doch nur eine Petitio principii und heißt bloß die Frage zurückrücken. Eben ſo wenig begreifen wir, wie nicht nur Glasſtäbe, ſondern auch frei ſtehende Granit-Säulen, Thürme elaſtiſch ſind, wie eine elfenbeinerne Kugel beim Auffallen durch den Druck eine Fläche erhält und dann wieder in die Rundung zurückſpringt.

Wir begreifen nicht, wie eine elaſtiſche Flüſſigkeit, ein Gas, ſich ausdehnen und nun einen mehrfach größern Raum dennoch ganz erfüllen kann.

So ſind uns die chemiſchen Verbindungen, Auflöſungen, Zerſetzungen ꝛc. unbekannte Vorgänge, ihrem eigenthümlichen Weſen nach Probleme und nur begriffmäßig geſchloſſene Natur-Aktionen.

Nun aber waltet die Natur in lauter ſolchen im Unendlich-Kleinen durchdringenden Aktionen; denn ſelbſt die mechaniſchen Bewegungen, von den kleinſten organiſchen bis zu den größten kosmiſchen, ſind durch die elementaren Akte der elaſtiſch- und tropfbar-flüſſigen Stoffe vermittelt.

Bleiben wir aber bei den Erſcheinungen des Chemismus im Reich des Unorganiſchen, des Organiſch-Lebloſen und des Lebenden ſtehen, halten wir uns z. B. die Cryſtall-Bildung

vor, dann die Entſtehung der Faſern, Bläschen, Gefäße, Zellen, ſofort das Wachsthum, und endlich die Zeugung, Fortpflanzung, ſo ſind hier lauter Durchgänge des Stoffs durch das Unendlich-Kleine von Akten.

Und eben dieſes entzieht ſich unſerer Wahrnehmung. Man kann in kurzem Ausdruck ſagen: Der ewige Proceß der Natur bleibt uns ein ewiges Problem.

An dem Uebergang der unorganiſchen Natur in die organiſche ſtockt unſer Erkennen. Die Metamorphoſe iſt weder zeitlich noch ſtofflich nachzuweiſen. Es ſey kein Sprung in der Natur, ſagt man; aber die Uebergänge ſind mehr ſubjektive Wahrnehmungen von Stufenreihen der Formen, als objektive Umbildungen einer organiſchen Form in die andere. Wir ſind auf Urtypen zurückgewieſen, auf Klaſſen-, Gattungs- und Arten-Charaktere, deren unterſchiedenes Weſen uns ein Faktiſch-Entſtandenes, jedoch Unableitbares, folglich Unerklärliches iſt und bleiben wird.

Namentlich hat die Natur auch das Fortſchreiten der organiſchen Ausbildung in Dunkel gehüllt und den Akt der Zeugung, der zu ſeinem natürlichen Gelingen innerlich bleiben muß, behandelt ſie als ein heiliges Myſterium. Kein Sinn, kein Gedanke vermag dem Vorgang im Unendlich-Kleinen ſeiner Schritte zu folgen.

Wäre der Uebergang der mütterlichen Form auf den Embryo noch etwa annähernd erklärlich, ſo bleibt doch die Einwirkung des formlos ſcheinenden väterlichen Ferments auf denſelben, welches die ganze Ausbildung des Fötus in dem Maße mitbeſtimmt, daß zuweilen der ganze Habitus des Organismus, daß Phyſiognomie, Stimme, körperliche Gewohnheiten, Geiſtes- und Gemüths-Eigenſchaften, Anlage zu Vorzügen und Fehlern des körperlich-geiſtigen Weſens ꝛc. überwiegend an väterliche Anerbung erinnern, — eine unerklärliche Erſcheinung.

Wir folgen jedem Bildungs-Prozeß gleichſam ſtationenweiſe.

Unſere Wahrnehmung ſieht immer zu, wie die Natur einen organiſchen Fortſchritt gemacht, ein Stadium durchmeſſen hat. So folgen wir der Metamorphoſe der Pflanze von Knoten zu Knoten. Wir begleiten aber ihr Walten nicht für und für; wir vermögen ſie nur immer da zu fixiren, wo ſie bei einer Anaſtomoſe anzuhalten und einen Ruhe-Punkt zu machen ſcheint.

Wollen wir die Weſenheit an ſich, die abſolute Wahrheit einen Kreis nennen, ſo vermögen wir wahrnehmend und erkennend demſelben nicht in ſeiner unendlichen Einbiegung zu folgen, ſondern unſer Geiſt beſchreibt innerhalb deſſelben von Punkt zu Punkt Sehnen, welche ſich zuletzt zum Polygon geſtalten.

Der Natur der Sache, dem Ding an ſich, der Wahrheit, dem Weſen am nächſten kommen heißt: Ein Polygon von möglichſt vielen Seiten, alſo von möglichſt kurzen Sehnen beſchreiben, welches alſo dem Umfang des Kreiſes am nächſten kommt.

Hier iſt es wieder die Wiſſenſchaft, welche eine Annäherung des Vielecks der Wahrnehmung, des Denkens und Erkennens an den Kreis des An ſich Wahren anſtrebt.

Es verdient anerkannt zu werden, daß ſie ſeit jenen Zeiten, wo ſie mit ihren vier Elementen ein Quadrat in dem Zirkel aufrichtete, zu einer erſtaunlichen Vielſeitigkeit und Kreis-Annäherung vorgeſchritten iſt.

Bei allen von der Wiſſenſchaft in dieſer Richtung übernommenen Bemühungen hat ein Hülfsbegriff, den man die Baſis jener Erſcheinungen von Schwere, Dichtigkeit, Anziehung, Zuſammenhang ꝛc., den Grundbegriff dieſer Begriffe nennen darf, eine wichtige Rolle geſpielt. Es iſt der Begriff: Kraft.

Kraft.

Was iſt Kraft?

Sollte man glauben, daß es ſchwer, vielleicht unmöglich iſt, eine erſchöpfende Erklärung von dieſem Begriff zu geben.

Iſt es aber doch ein ähnlicher Fall mit mathematiſchen Begriffen, denen die einfachſten, faßlichſten Anſchauungen zu Hülfe kommen.

Es iſt ſchwer, anders als mit negativen Ausdrücken zu ſagen, was Punkt, Linie, Fläche, Kreis ꝛc. ſeyen, oder zu vermeiden, daß das erklärende Wort nichts, als ein anderer Ausdruck für das zu erklärende ſey, z. B. Linie ſey Richtung, Länge, Fläche ſey Breite ꝛc. Und dann erſt: Gerade, krumme Linie, ebene, unebene Fläche.

Dieſe geometriſchen Begriffe ſind aus der Anſchauung entſtanden, und dann, weil ſie in der Natur nirgend in Reinheit und Schärfe vorkommen und ſich darſtellen können, durch das Denken, Abſtrahiren wiſſenſchaftlich gereinigt worden. Sie ſind aus dem Sinnlichen, äußerlich Anſchaulichen, gleichſam aus dem Groben genommen und dann in das Ideelle, innerlich Schaubare, Rein-Wiſſenſchaftliche übergetragen worden. Sie ſind als ſolche dann ſo abgezogen, ſo urſprünglich, daß die Sprache für die Bezeichnung ihres poſitiven Inhalts keine Worte hat. So kann man die Begriffe von Punkt, Linie, Fläche, Kreis keinen andern, allgemeinern Begriffen unterſtellen und ſie durch nähere Beſtimmung herleitend erklären.

Punkt iſt das reine Da oder Dort; die Linie entſteht nicht durch Fortrücken des Punktes; die Bewegung muß hier ganz ausgeſchloſſen bleiben. Die Fläche entſteht nicht durch Linien, der Kreis nicht durch den Lauf des Halbmeſſers um den Mittelpunkt; er kann ohne Beide gedacht werden.

Es könnte auffallen, daß man dieſe Anſchauungen ſo wenig durch Wort und Begriff erklären kann, als die Empfindungen von Licht, Farbe, Geſchmack ꝛc.

So ſprechen wir überall den Begriff: Kraft aus, wo wir die Beziehung von einem Wirkenden zu einem Bewirkten, wo wir die Thätigkeit in ihrer Richtung auf einen Stoff, wo wir

eine bewegende, Seyn verändernde Urſache wahrnehmen. Aber Kraft iſt eben doch nur ein anderer Ausdruck für das Wirkende, Thätige, Bewegende, Urſächliche.

Man findet in der Naturforſchung bald, daß man bei Unterſuchung dieſer Momente, — Motive — immer und allſeitig zurückgewieſen wird auf ein vorangegangenes Wirkendes, Thätiges, Bewegendes, Urſächliches, wonach Jene ſelbſt Wirkungen ꝛc. waren.

Wenn wir früher geſehen haben, daß der Begriff der Cauſalität das ganze Weltall umfaßt und nur ein anderer Ausdruck iſt für das ewige Werden, die Evolution der Natur, ſo werden wir auch, wenn wir für die Wechſelwirkung aller Naturkräfte den allgemeinſten und höchſten Ausdruck ſuchen, auf die Ur- und Grundkraft zurückgewieſen, die alldurchwirkend die Welt ſchafft und ewig fortwirkt.

Ueberhaupt iſt jede Idee von ſolcher Allgemeinheit in ihrem univerſellſten Ausdruck, in ihrer höchſten Potenz nichts Anders, als das Univerſum ſelbſt, von dieſer Idee aus angeſchaut.

Die Kraft, die zwei Atome verbindet oder trennt, iſt dieſelbe, die Weltkörper um Weltkörper führt, Welten-Syſteme an Welten-Syſteme bindet.

Nirgend ſehen wir eine Kraft neu entſtehen, nirgend ihre Wirkung ſich in Nichts verlieren.

Die Natur iſt der All-Inbegriff der ewigen Keime, aus denen ſich in ununterbrochener Handbietung die Reihenfolgen der Creaturen auswirkten. Nicht alſo aber, als wenn dieſelbe Summe von Kraft eben nur in derſelben Geſchlechts-Reihe fort und fort thätig wäre.

Jede Creatur iſt das Produkt unendlich vieler zuſammenwirkenden Kräfte. Sie gibt unzählbar viele davon bei ihrer Auflöſung an die allgemeine Natur wieder zurück; es finden ſich aber in ihren hinterlaſſenen Keimen ſo viele und energiſche niedergelegt und organiſch verſammelt, daß Letztere aus den

Lebens-Elementen wieder das ihnen Gemäße an ſich ziehen und mit ſich verweben, ſo daß der Gattungs- und Geſchlechts-Charakter unabſehbare Zeiten hindurch ſich ſtehend erhält.

Eine andere bemerkenswerthe Wahrnehmung iſt die Ausgleichung, die Compenſation der Kräfte.

Es iſt jetzt faſt zur Binſen-Wahrheit geworden, daß das Moment der Wirkung dem der Urſache entſpricht. Die Wirkung des Falles entſpricht der Kraft des Wurfs; die Hebung einer doppelten Laſt erfordert eine doppelte Kraft oder eine eben ſo große, alſo doppelte Zeit bei Anwendung der einfachen Kraft. Die Erſchöpfung entſpricht dem Maß der Anſtrengung ꝛc.

Die Statik und Mechanik ꝛc. ſind voll ſolcher Beiſpiele. Die Phyſiologie weiſt in dieſer Beziehung die intereſſanteſten Ergebniſſe nach. Es iſt überhaupt von hohem Intereſſe, bei allen Erſcheinungen der Natur und des Lebens nachzuforſchen und zu erwägen, welche Kräfte hiebei unmittelbar und vermittelt in Thätigkeit geweſen und wie die Erfolge, oft unerwartet, jählings, überraſchend frappant, nicht ſelten unerwünſcht, unſelig, tragiſch, ſchauervoll eintretend, doch ſo ganz das naturgemäße Ergebniß der vielleicht ſeit lange oder weit her zuſammen wirkenden Kräfte geweſen ſind.

Auch im geiſtigen Leben bewährt ſich das Geſetz der Austheilung und Ausgleichung der Kräfte.

„Sey dein Schrecken noch ſo panisch,
Alles Unglück iſt organiſch.“

Hier iſt denn das pſychologiſche, dann das ſittliche Moment vom höchſten Intereſſe. Wie anziehend iſt die Beobachtung des verhängnißvollen Spiels der Verſtandes- der Gemüths-Kräfte, und wie ſie auf Hoffnung und Beſorgniß, auf Zufall und Glück, auf Wagniß und Vertrauen ihre Einſätze richten, wie gute und böſe Anwandlungen und Gewohnheiten ſtets unfehlbar entſprechende Erfolge und Verhängniſſe herbeiführen.

Kein Wunder, daß wir auch im Gebiet des Intellektuellen dieſe Statik der Kräfte bewährt ſehen möchten.

Wir wollen hier nur an Eine Erſcheinung erinnern. Ein in der Zeit, in ſeiner Nation erſtehender Genius, ſey er Denker, Dichter, Künſtler, ſey er begeiſterter Reformater, Fürſt, Held oder Staatsmann, gilt uns gewöhnlich für eine wunderbare, unbegreifliche, unerreichbare, ſegenbringende, ehrwürdige Erſcheinung, nahehin wie ein unmittelbar von Gott Geſandter.

Durch Ableitung, Nachfrage nach ſeiner Abſtammung ſcheinen wir dem Unvergleichlichen zu nahe zu treten.

Im Sinn des erwähnten Geſetzes der Kräfte denken wir aber doch an ſeine Herkunft, ſeine Zeit, ſeine Nation, an das in beiden rege geweſene phyſiſch-geiſtige Leben.

Nicht ohne Befriedigung finden wir dann, daß in dem Genius die geiſtigen Kräfte, die in ſeinen Aeltern und Vorältern ſich angeſammelt, vereinigt, gegenſeitig beſtimmt, die in der Gemeinde, in der Nation, in leuchtenden Vorbildern, in der Zeit wirkſam waren, das Naturell deſſelben, als eines Sohnes ſeines Stammes, ſeiner Zeit, als einer Blüthe, einer Frucht derſelben zur Ausgleichung gekommen ſind, um nun als ſeine Geſammtkraft auf die Mit- und Nachwelt fortzuwirken, welche dann ihrerſeits in allen ihren Vermögen nach dem Maß ihrer Empfänglichkeit an- und aufgeregt, mit allen Geiſt- und Gemüthskräften dieſe Fortwirkung aufnehmen und ſolche Impulſe wie Ringe des bewegten Waſſers allſeitig weitertragen.

Wenn wir aber auch alle Einflüſſe von Abſtammung und Erziehung, von Schule und Leben, von Studium und Wahrnehmung, von Schickſal, Zufall und Glück zuſammenfaſſen, ſo wollen wir doch nicht in Abrede ziehen, daß noch eine Steigerung dieſer Kräfte wie durch den belebenden Athem der Natur oder das Licht des Himmels, daß eine potenzirte Geſammtwirkung im Genius möglich ſey.

So iſt ein geiſtreicher, aromatiſcher, feurigſüßer Wein ohne Zweifel das Produkt der zuſammenwirkenden Kräfte von edelm Rebholz, ſorgſamer Pflege, gutem Erdreich, und aller Gunſt der Atmoſphäre, der Sonne in Wechſelfolge und günſtigem Maß. Und doch, wenn uns ſo ein Ausſtich-Gewächs des beſten Jahres labend durchdringt, belebt, begeiſtert, das Beſte in uns in Gemüth und Geiſt aufregt, die edelſten Kräfte unſeres Weſens zuſammenruft, ſo ſcheint dieſer Wein nicht nur das einfache Produkt jener günſtigen Einflüſſe, ſondern eine Potenzirung, ein Augment derſelben in ſich zu tragen.

Ein Reformator, für Wahrheit und Recht, für Sittenreinheit und Frömmigkeit begeiſtert, von den negativen Potenzen der Lüge und Ungerechtigkeit, der Sittenverderbniß und Heuchelei aufgereizt, vermag durch die Gewalt ſeines Charakters, ſeiner Geiſteskraft eine religiös-ſittliche Umwälzung ſeines Zeitalters hervorzubringen. Es iſt aber bei dieſer ungeheuern, nicht zu berechnenden Wirkung mit in Anſchlag zu bringen, daß er in den Zeitgenoſſen die entſprechenden Kräfte des Widerſtandes gegen jene verbreiteten Uebelſtände erweckt und belebt, die eben nur auf dieſe Entbindung warteten, um ihrer allſeitigen, tiefgewurzelten Indignation Luft zu machen.

Auch ein nicht eben der großen Geſchichte angehörender Mann, dem Gott ein geiſtiges Pfund verliehen, kann uns eine intereſſante, ja eine rührende Geſtalt ſeyn, wenn wir ſein Leben und Wirken dem Geſetz der Kräfte unterſtellen, wenn wir ſehen, wie er ſein Pfund durch Erwerb von Erkenntniß vermehrt, wie er Alles ihm Gemäße und Erreichbare auf Einen Zweck verſammelt, mit ſeinen Kräften haushält, ſein inneres Vermögen nach außen in lebendigen Verkehr bringt; wie dann ein Solcher den phyſiſch-pſychiſchen Typus ſeines Naturells bis ins dritte und vierte Glied vererbt, den charakteriſtiſchen Stempel ſeines intellektuellen Weſens aber verwandten Geiſtern wohl bis ins

zehnte aufprägt, und ſo dem Vaterland, dem Zeitalter ſein Capital mit Zinſen beimzahlt.

Wir kehren noch einmal zum Stoff zurück, um einige Zweifel zu beſprechen, welche zur Caſuiſtik des Begriffs der Kraft-Ausgleichung gehören.

Die Momente ſcheinen aber doch ſehr verſchieden, und nicht dieſelben nur in andern Gleichungen ausgedrückten Kraftwerthe zu ſeyn, wenn z. B. eine Quantität von Pulver oder Schießwolle im Freien verpufft oder aber, wenn ſie im Mörſer eine Bombe mehrere hundert Fuß hoch ſchleudert, welche dann im großen Bogenlauf niederfallend ein Haus durchſchlägt, daſſelbe zerplatzend zertrümmert, oder wenn dieſelbe Pulvermaſſe eine ſchwere Kugel mehrere tauſend Schritte weit treibt, woſelbſt dieſe eine gewaltige Zerſtörung anrichtet.

Hier muß ins Auge gefaßt werden, daß bei dem Verpuffen die Fortpflanzung der Luft- und Erd-Erſchütterung nicht wohl zu berechnen iſt, ebenſo wenig die Kräfte, welche durch Zerſetzung der Gas-Arten erregt werden; daß hinwieder bei dem Bomben- und Kugel-Wurf die Reaktion des Geſchützes, alſo die Kräfte, durch welche Letzteres von der Erzſtufe, ja von deren Erzeugung an bis zum Guſſe und der Ausſtattung geführt worden, die des Ladens ꝛc. in Anſchlag gebracht werden müſſen, und daß bei der Zerſtörung mit dem Falle der Körper eine andere Reihe von Kraft-Aeußerungen eintritt.

In dieſem Sinne muß auch der Zweifel gelöst werden: Wie? wenn eine Schiffs-Ladung mit Pulver unterſinkt, mit welcher eine Schlacht hätte geliefert werden ſollen; oder wenn ein Artillerie-Park in die Luft fliegt?

Wenn der Regent, nämlich der bekannte große Diamant des Königs von Frankreich, verpufft als reinſter Kohlenſtoff verflöge, ſo würde die Luft wenig davon haben, am wenigſten denſelben wieder daraus zuſammenſetzen. Dieſer Caſus gehört aber zwei Gebieten an: dem phyſiſchen, wo augenſcheinlich eine

Ausgleichung der Kräfte ſtattfindet, und dem äſthetiſchen, welches mit beſonderer Affection den Werth eines ſolchen dichten, feſten, lichtglanzſtrahlenden Steins nach ſeiner Seltenheit mißt und ihn quadratiſch höher ſchätzt, als die kleinern, minder reinen und funkelnden Edelſteine ſeiner Art, ſo daß er in ſeiner Schätzung eine große Zahl der Letztern aufwiegt und ſich ſomit die Seltenheiten der beiderlei Produktions-Kräfte compenſiren.

Wir haben uns hier dem Gebiet des bürgerlichen, des ſittlichen Lebens genähert.

Unſere Zeit hat eine eigene Wiſſenſchaft über die Anwendung, die Vermehrung und Schwächung, die Ausgleichung der Natur- und Menſchen-Kräfte in der National-Wirthſchafts-Lehre ins Leben gerufen.

Wir können nach unſerm Zweck bloß daran erinnern, daß dieſe ebenſo intereſſante, ins tiefſte National-Leben hineinſchauende, als praktiſch fruchtbare Wiſſenſchaft auf Grund-Principien beruht, die ſich alle auf den Stamm-Begriff der Kraft zurückführen laſſen.

Indem wir hier des Wiſſen der Fachmänner gelten laſſen, wollen wir an eine Erſcheinung aus dem häuslich-ſittlichen Leben erinnern, deren Caſuelles oft unſerm Herzen nahe tritt.

Ein für ſeine zahlreiche Familie treu beſorgter, fleißiger, unbemittelter Hausvater ſtirbt unerwartet, iſt vielleicht das Opfer ſeiner übergroßen Anſtrengung geworden.

Wir halten die arme Familie nahehin für verloren, dem Hunger und Kummer preisgegeben.

Aber ſeine phyſiſch-ſittliche Lebenskraft iſt nicht mit ihm zu Grabe getragen worden. Gattin und Kinder haben ſeine Thätigkeit geerbt, ſetzen ſie mit einer durch Schmerz aufgeregten Energie in Bewegung, und ſuchen nun die Lücke auszufüllen. Sein Andenken lebt wirkſam fort. Auch Zuflüſſe von außen, Rath und That, Wohlwollen und Mildthätigkeit helfen zu einem günſtigen Erfolge.

So lehrt uns auch die Erfahrung, daß ein Häuflein ſchlecht erzogener, darbender Waiſen, nach dem Hinſterben des armſeligen Ernährers aus einander ſtiebend, oft beſſere Unterkunft findet, ſtrenger, ſittlicher, verſtändiger erzogen wird, ſo daß im halbwegs günſtigen Fall die Lebens- und Wirkens-Kräfte ſich ausgleichen, im günſtigern aber durch hinzutretende Einflüſſe eine wahrnehmbare Kraft-Vermehrung eintritt.

Dieſe und verwandte Beiſpiele mögen uns den Stamm-Begriff geläufig machen, ſo daß wir ihn bei der Betrachtung des vielgeſtaltigen, verſchlungenen Lebens als leitend zur Hand haben.

Zum Schema könnte das Sprichwörtliche dienen:

Der Stein fällt mit derſelben Kraft herab, mit welcher ihn die Bauleute hinaufgetragen.

Wir ſind nun auf unſerm Unterſuchungsweg an einer Stelle angekommen, von welcher aus wir einen höhern Standpunkt zur Umſchau gewinnen können, nicht eben einen vielbeſuchten, wohin ein fahrbarer Weg oder doch ein romantiſcher Gebirgs-Pfad zur vergnüglichen Ausſicht auf eine Landſchaft voll heiterer Abwechslung führt; im Gegentheil — eine nur auf ſchmalem Felſengrat zu erreichende Klippe, hinausragend gegen den grenzenloſen Ozean, wo man ſich einſam in die überſchwängliche Größe einer unermeßlichen Einheit verſenkt.

Beginnen wir unſere Wanderung. Zuerſt ſtellt ſich unſerer Betrachtung der große Natur-Gegenſatz des Flüſſigen und des Feſten dar.

Wir ſagen uns gleich, daß Letzteres kein Starres, Kraftloſes, Todtliegendes, ſondern daß ſeine ſcheinbare Erſtarrung die Wirkung einer lebendigen Kraft des Zuſammenhaltens, ein Naturband, eine Feſſelung, aus der es nach Befreiung ſtrebe, ſey. Das Feſte iſt alſo von einer Kraft durchdrungen; es iſt ſtets, obwohl ſcheinbar zur vollen Ruhe gebracht, in Aktion.

Wir ſehen auch Feſtes in unzähligen Fällen in Flüſſiges übergehen, das Metall nicht weniger, als das Eis, hinwieder auch aus dem Flüſſigen ſich niederſchlagen und feſt werden, oder wieder zu Feſtem erkalten.

Selbſt eine nur mechaniſche, geſchweige denn eine chemiſche Auflöſung des Feſten im Flüſſigen, beweiſt durch ſein Unſichtbar-Werden, daß jenes Band des Zuſammenhaltens löſsbar war.

Es iſt bekannt, daß uns kein Gewohntes wunderbar, räthſelhaft erſcheint, ſonſt müßte uns der Zuſammenhang des Feſten — Cohäſion — nicht weniger frappiren, als die Losgebundenheit des Flüſſigen.

Was iſt es, das die Ur-Theile des Feſten zuſammenhält? Aber was iſt es andererſeits, das die Ur-Theile des Flüſſigen von einander los erhält, während doch ſeine Erſcheinung einen relativen Zuſammenhang zeigt?

Aber das Tropfbar-Flüſſige wird durch befreiende Prozeſſe zum Elaſtiſch-Flüſſigen ausgedehnt, wo es ſich dem Auge entzieht.

Wer will beſtimmen, wie weit es ſich verflüchtigen, ob es nicht invenderabel werden kann?

Beim Feſten ſind Materie und Thätigkeit, Stoff und Akt, Körperliches und Metamorphoſe im entſchiedenſten Gegenſatz, und doch iſt das Eine vom Andern ganz durchdrungen.

So z. B. iſt die Feſte der Erde von Schwere, von Magnetismus, von Wärme ꝛc. durchdrungen. Wir müſſen jeden kleinſten Theil, jeden ihrer Atome von dieſen Kräften erfüllt annehmen.

Im Flüſſigen rücken ſich die Entgegenſetzungen ſchon näher, und wir ſehen, daß dieſer Zuſtand durch Akte vermittelt iſt.

Im Elaſtiſch-Flüſſigen, Gasartigen ſind Materie und Thätigkeit, Stoff und Akt gleichſam in der Schwebe; es findet ein Herüber- und Hinüber-Fluctuiren ſtatt.

Die Wiſſenſchaft nimmt hypothetiſch ein den kosmiſchen Raum erfüllendes Medium, den Aether, an, welcher alle Weltkörper umhüllt und die Strömung des Lichts vermittelt, ja welcher vielleicht ſelbſt der Träger deſſelben iſt, endlich wohl auch das Band, welches die Weltkörper verbindet und die Planeten um ihre Sonnen, die Sonnen-Syſteme um ihre Central-Sonne leitet.

Dieſes Medium werden wir uns als das ausgedehnteſte, feinſte denken müſſen. Dieſer Stoff wird ganz Spannkraft, allwirkend ſeyn. Es fällt uns ſchwer, in ihm körperliche, feſte, ruhende, theilbare Atome anzunehmen, ihn anders, als ganz in Thätigkeit, Vibration ꝛc. aufgehend, uns vorzuſtellen.

Der Zweifel, ob denn ein ſolches Medium, das kaum mehr Stoff zu nennen ſeyn mag, Weltkörper, zum Theil von der Dichtigkeit und Schwere der Metalle zu tragen, vor Fall zu bewahren vermöge, iſt ganz von terreſtriſchen Anſchauungen, von Gewohnheits-Begriffen hergenommen.

Kosmiſch gibt es kein Oben und Unten, keinen Welt-Abgrund, kein anderes Streben zu fallen, als die Ziehkraft der größern Körper gegen die kleinern und die ihr entgegenwirkende Fliehkraft, welche Beide jedoch in höherer Beziehung wohl Eins, nämlich die Kreis-Bewegung aller Syſteme ſind.

Denken wir uns die Zwiſchenräume nicht als Zonen von abſoluter Leere, ſo iſt eine Spannkraft, wie der Aether, wohl geeignet, die kleinen planetariſchen Körper in Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten um die große und gewaltige Sonne zu führen und dem Zug ihres mächtigen Umſchwunges folgſam zu machen.

Wir haben nun eine Stufenreihe von den dichteſten Stoffen bis zu den verflüchtigſten, von der größten Entgegenſetzung des Stoffs und der Aktion bis zu ihrer möglichſt denkbaren Vermittlung und Ausgleichung gefunden.

Wenn aber ein Medium, wie der Aether, mit den feſteſten

Maſſen wahlverwandt angenommen werden kann, da ihr Auseinandertreten auf eine urweltliche Scheidung ſich gründet, ſo muß es erlaubt ſeyn, an die Möglichkeit einer ähnlichen Expanſion und Verflüchtigung aller Stoffe zu denken, auch daß eine ſolche uranfänglich ſtattgefunden, oder noch jetzt und in Ewigkeit in gewiſſen Regionen des Weltalls ſtattfinde.

Aber jeder Atom des Stoffs ſtellt auch ſeinerſeits das Ganze dar. Der Verſtand kann bei keinem feſten, untheilbaren, unveränderlichen Ur-Theil ſtehen bleiben. Er bringt die Kraft hinzu, die ihn zuſammenhält, dann die entgegengeſetzt wirkende, die ihn theilt, die, ins Unendlich-Kleine eindringend, die Theile auflöst und verflüchtigt.

In der Natur gibt es keine abſolute Kleinheit, kein Kleinſtes. Hat die Kraft, die Aktion, keine untheilbaren Atome, ſo kann ſie auch der Stoff nicht haben.

So ſind wir nun auf dem Standpunkt angelangt, wo wir das Ergebniß unſerer Umſchau nicht kategoriſch als Lehrſatz, ſondern problematiſch als Frage ausſprechen wollen, ob nicht das All gleichmäßig Stoff und Akt, Körper und Metamorphoſe ſey, Materie, die ſich der Spekulation ganz in Kraft, in Thätigkeit auflöſe, oder Kraft, Aktion, Bewegung, die ſich als Materie manifeſtiren; beide Momente Aequivalente und in ihrem höchſten Ausdruck Eins und Daſſelbe?

Vieles, was nach ältern Begriffen Stoff, Element war, müſſen wir nun als Akt begreifen. Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus, eine große Zahl animaliſcher Erſcheinungen ſind Akte, nicht Stoffe.

Dem gemeinen, ſogenannten geſunden Menſchen-Verſtande mag es als Unſinn erſcheinen, die Körperwelt, an der er aufgewachſen, ſich nur als Kraft, als Thätigkeit zu denken. Er will ſich an die nachhaltige Wand des Feſten anlehnen. Aber,

daß ein Feſtes, Handgreifliches iſt, das iſt dem Denker wenigſtens eben ſo unbegreiflich.

Ein „Es" iſt, iſt da, iſt greiflich, wahrnehmbar; aber was iſt es? wie iſt es? woher iſt es? Jenes iſt die Ueberzeugung unſers maſſiven Lebens; dieſes iſt ein Problem, vor welchem uns der Verſtand ſtille ſteht.

Wir haben uns bei der Betrachtung des Unendlich-Kleinen länger verweilt, weil es unſerer Faſſungskraft weit mehr Seiten darbietet, als die andern drei Momente des Ueberſchwänglichen.

Das Unendlich-Vergangene.

Wir werden uns über das Unendlich-Vergangene mit Wenigerm verſtändigen können.

Die Vergangenheit des Menſchen-Geſchlechts mögen Nationen, wie die chineſiſche, auf viele Jahrtauſende zurückführen; unſer vorder-aſiatiſches und europäiſches Wiſſen reicht nur wenige Jahrtauſende rückwärts und die authentiſche hiſtoriſche Erinnerung findet ſich, wie die des Individuums, bald in den Nebel der Sage gehüllt, und von phantaſtiſchen, grotesken, traumartigen oder ſymboliſchen Geſtalten und Ereigniſſen bevölkert.

Unſer Geſchlecht iſt jung, das jüngſte auf Erden. Wäre es alt, ſo müßten wir ſeine foſſilen Reſte finden. Gälte im Geſchichtlichen die Anciennetät Etwas, ſo könnte uns jede Süßwaſſerkalk-Schnecke beſchämen.

Um nicht zu berechnende Jahrtauſende weiter weiſen die Organismen der ältern Formationen zurück.

Die liegenden, die gehobenen Gebirgs-Schichten, die hervorgeſchobenen Maſſen des in Züge gereiheten Urgeſteins ſind ebenſo viele koloſſale Blätter des Buches der Natur.

Die Kundigen verſuchen ſie zu leſen, ihren Sinn zu enträthſeln, die chronologiſche Wandlung der Schriftzüge nachzuweiſen.

Aber das Regiſter dieſes Grund- und Lagerbuchs hat keine Jahrs-, keine Jahrtauſend-Zahlen.

Und nun erſt der Urzuſtand des Planeten, der feuerflüſſige, ſich abkühlende, feſt werdende, ſich zuſammenziehende, örtlich ſich faltende Globus — welche endloſen Verſuche der Combination, ſich dem Problem zu nähern!

Und dann, das vergebliche Bemühen, durch Uebertragung des etwa Gewonnenen auf die entlegenen Körper und Syſteme in dieſen Regionen Erkenntniß zu gewinnen, und endlich das Geheimniß der Herkunft des Werdens zu enthüllen.

Ein Ringen des denkenden Geiſtes nach einem Unmöglichen.

Die Natur ſpricht ſchon über die Zeit in Hieroglyphen; über die Ewigkeit hat ſie weder Bild noch Wort. Hier ſchaut ſie uns mit ewigem Schweigen an

Das Unendlich-Zukünftige.

Und nun die letzte Richtung unſerer Umſchau, der Blick auf die vierte Weltgegend, den Occident des Unendlich-Zukünftigen, wenn wir mit dem Orient das Unendlich-Vergangene, den Aufgang, das Licht-Werden des All bezeichnen wollen, was bietet uns die Ausſicht in dieſe Region dar?

Der das Welt- und Menſchen-Geſchick überſchauende Janus-kopf iſt mit ſeinem alten, rückwärts gewendeten Antlitz immerhin noch fernſichtig genug gegen das jugendliche, in die Zukunft blickende Vorderhaupt, das, unſern Jünglingen ähnlich, ein wahrer Myops iſt.

Der kosmiſche Beſtand der Schöpfung iſt allerdings kein dauernder, ſondern in einer unendlichen Wandlung begriffen. Der aſtronomiſch forſchende Geiſt hat ſtätige Veränderungen nachzuweiſen verſucht, die unſer ganzes Sonnenſyſtem von Seiten unendlich größerer und weiterer Regionen des Himmels her berühren.

Das ſind aber Stadien, in welchen Millionen Jahre nur Schritte weit führen.

Näher liegt uns die Beobachtung der telluriſchen Lebens-Epochen und ihrer noch etwa erkennbaren Zukunft.

Das oberſte und entſcheidendſte Moment iſt wohl die allmählige Abkühlung unſers Planeten.

Was für überall zu Tage kommende Erſcheinungen, Auffindungen foſſiler oder kaum mit Schlamm und Sand bedeckter Organismen auf eine frühere, gleichförmigere Vertheilung der wärmern Temperatur hindeuten, iſt allbekannt.

Die Abnahme der Erdwärme an der Oberfläche gehört alſo zu den jüngſten vorweltlichen Ereigniſſen und ſcheint ſomit noch jetzt ihre Geſchichte zu haben und die Zukunft unſeres Wohnplatzes zu beſtimmen.

Dennoch wird von den neuern Fachkundigen nach Berechnungen und Combinationen angenommen, daß dieſe Wärme-Abnahme jetzt nahehin an ihrem Ziel angekommen ſey und in einer unabſehbar langen Aera keine merkliche, Leben bedingende oder ſtörende Temperatur-Veränderung eintreten werde.

Mit dieſer Erſcheinung hängt die Beſorgniß zuſammen, die Eisbildung möchte von den Polen gegen die gemäßigte Zone vorrücken, und die kleinere, wirthſchaftliche Angſt, die Gletſcher möchten im Verlaufe der Jahre fruchtbare Alpen bedecken.

Beide Sorgen werden von Kundigen zurückgewieſen.

Dagegen macht die Verwitterung der Urgebirge, die Abwaſchung und Abplattung des Mittelgebirges, die Ebnung des Hügellandes unaufhaltſame Fortſchritte und ängſtliche Gemüther über die künftige Ergiebigkeit der Quellen, alſo auch über die gleiche Fortdauer des Bäche-, Flüſſe- und Ströme-Laufs beſorgt, eine Anfechtung, die ein zu zartes Mitleiden mit noch ungebornen Geſchlechtern beurkundet.

Man muß niemals im Schooß von Gebirgen geweſen ſeyn

und wahrgenommen haben, wie unbedeutend dieſes Nagen der Zeit an den ungeheuern Felsmaſſen iſt. Seit Jahrtauſenden ſchon, ſeit jenen grandioſen Prozeſſen der Atmoſphäre in vorweltlicher Zeit liegen die Schuttmaſſen am Fuße des Gebirges aufgehäuft, und ein regenreiches Jahr zieht nur unbedeutende Furchen in dieſen Schutt, und führt einige tauſend Cubikfuß Gerölle gegen den Thalboden herab, damit der Menſch nicht ganz vergeſſe, daß er es mit einer gigantiſchen Natur zu thun habe. Aber fürwahr ein wohl zu beſtehender Kampf, wo der Rieſe den Pygmäen, ſtatt mit ihm zu ringen, nur anräuſpert.

Zerſtörungen durch Erdbeben, Bergſtürze, Stürme, Ueberſchwemmungen, Erdbrände ꝛc. kommen hier als zu örtliche, zufällige Ereigniſſe gar nicht in Betracht.

Wir wollen aber ſogleich auf das größte Naturereigniß übergehen, das eigentlich an den Schluß der Unterſuchung über das Unendlich-Zukünftige, und doch wohl inſofern auch hieher gehört, als ſchon mehrmals umlaufende Prophezeihungen den Eintritt deſſelben als nahe bevorſtehend ausgeſprochen haben.

Wir meinen den Welt-Untergang, — den wir und wer mit uns in vorgerückten Jahren ſteht, ſchon mehreremal erlebt haben ſollten, der aber jedesmal von uns ohne Haar-Krümmung überſtanden wurde.

Geſpenſtern, ſagt das kecke Sprichwort, muß man auf den Leib rücken. Das wollen wir auch dieſem Geſpenſte thun, um es als ein Hirn-Geſpinnſt darzuſtellen.

Soll die ganze Welt, das Welt-All untergehen, in Nichts, ins Nichtſeyn zurückſinken. Woher ſtammt dieſer wahnſinnige Einfall?

Aus heiligen Urkunden? Aus welchen? Aus Wahrnehmungen der Naturkunde? Aus welchen?

Aus Gründen der Sittlichkeit? Alſo wegen der himmelſchreienden Sünden der Menſchheit? Nun, da hätte die Welt

ſchon oft untergehen müſſen. Wer iſt rein von Sünden? Der Prophet ſelbſt?

Die Menſchen ſind aber noch öfter Thoren als Sünder, noch öfter Läſſige als Thoren, und noch öfter irrend als läſſig.

Soll die ganze Welt untergehen? Sie ſcheint von Ewigkeit herſtammend auf ewige Dauer berechnet. Ihre Abnützung iſt irgendwo in dem Gleichniß ausgeſprochen:

Ein Cherub ſtreift alle zehntauſend Jahre mit ſeinem ätheriſchen Fittig über eine diamantene Kugel.

Soll bloß die Erde untergehen, zerſtieben? Das wäre eine Lebensfrage zunächſt für den unſchuldigen Mond; es würde aber auch das conſervative Einvernehmen des ganzen Sonnen-Syſtems bedeutend alteriren.

Oder ſoll bloß ein Welttheil untergehen, z. B. Europa, weil er ſo viel ungerathene Kinder, mehr Sünder als Beichtkinder beherbergt? Auf ſeinem Schutthaufen würde bald das vorige Unkraut wieder wachſen.

Für den vermuthlichen Weltuntergang iſt die Jetztzeit ungeſchickt gewählt, denn die vernünftigen, rührigen Leute in allen Theilen der Welt haben ſo viel Flachs am Spinnrocken, daß es jammerſchade wäre, wenn nicht mehr zu erleben ſtünde, was ſie für ein Tuch daraus weben werden.

In dem geſunden Naturſinne lebt die Ueberzeugung von einer auf unabſehbare Dauer berechneten Abwägung der Weltkräfte, von einer Garantie der Welterhaltung, von einer Allebens-Aſſekuranz, die caſuelle Unfälle vergütend ausgleicht, die, was die Aſtronomen wegen etwa zu befürchtender kosmiſcher Störungen aus Gründen höchſter Wahrſcheinlichkeit Beruhigendes ausſprechen, als unumſchränktes Vertrauen in ſich trägt. —

Dieſe und ähnliche Schreckbilder der Unglücks-Propheten, wie auch die phantaſtiſchen Träume der Chiliaſten, ſind gegen den geſunden Sinn und Verſtand. Der geſunde Menſchen-Verſtand iſt aber fürwahr nicht ſowohl eine intellektuelle Gabe,

sondern eine Gewiſſensſache; er ſtammt aus einem kernhaften, tüchtigen, ſittlichen Leben, einer Wohlgezogenheit und Klarheit in ſeinem eigenſten Thun und Laſſen. Jene kränklichen, kümmerlichen Anſichten wurzeln aber auf einer innern Entzweiung, auf einer Verworrenheit des Gemüths, auf einer Vornirtheit des ganzen Menſchen, der Troſt und Hülfe ſucht, wo ſie nicht zu finden ſind, und ſeine Freude daran hat, den Zufriedenen, die er für Leichtſinnige hält, einen Popanz ſchreckend vorzuhalten.

Einmal fand ich, daß der Unglücksprophet ein altes Makulaturblatt neu in die Scene geſetzt hatte, eine Myſtifikation, welche ich ſofort aufdeckte.

Es gibt aber noch weit mehr andere divinatoriſche Geiſter, die keine ſo jammervollen Unglücks-Propheten ſind, die vielmehr mit hiſtoriſchem Vorausblick ſagen, wie es in der nähern und fernern Zukunft mit den Sachen der Menſchheit werden wird.

Manche Elemente ſolcher Vorausberechnung ſtehen ihnen allerdings zu Gebot.

Es iſt ſo vieles Stabile oder ſtätig ſich Entwickelnde in den Völkern, Nationen, Staaten, Provinzen, in ihrem Beſtand nach Herkunft, Anſiedlung, Boden, ihrem phyſiſch-pſychiſchen Typus, ihren Inſtituten, im tief gegründeten Geiſt ihrer Regierungen, ihrer Stellung gegen die übrigen National-Körper, ihrer Welt-Geltung ꝛc., daß ihre Zukunft als eine geſetzmäßige Entwicklung, als ein organiſcher Lebenslauf betrachtet und, wie es ſcheint, vorausbeſtimmt werden kann.

Man hat auch ſchon oft wahrgenommen, daß, wenn ſich im Leben einer Nation widerſtrebende Gegenſätze, große feindſelige Elemente entwickelten und ihren Oppoſitions-Gang neben einander fortſetzten, der Eintritt des Ungewitters und ſeiner verhängnißvollen Schläge zur Indifferenzirung der entgegengeſetzten Elektrizitäten von einſichtsvollen Geiſtern vorausgeſagt wurde.

Es ſind dieß meiſt weltgeſchichtliche, verhängnißvolle, zum Theil tragiſche Ereigniſſe, Staats-Umwälzungen, Reformationen, Bürger-Kriege, Aufruhr, Reſtaurationen, Eroberungen, Ländertheilungen ꝛc.

Es iſt wohl meiſt ein Unglück, wenigſtens der Durchgang durch ein ſolches, wenn die Zukunft einer Nation der Gegenſtand einer Vorausſagung iſt.

Wie im Leben des Menſchen, ſo iſt auch im Leben der Völker der ruhig heitere Fortgang einer natürlichen Entwicklung, wenn auch ohne prägnante Geſchichte, das beſte Glück.

Der hiſtoriſche Rückblick lehrt uns aber, daß unſer diviniatoriſcher Vorausblick manche caſuelle Momente ins Auge zu faſſen habe, welche ſeine Berechnungen ſtören, ja ſeinen Calcul eludiren können.

Wir müſſen uns beſcheiden, hier nur Haupt-Andeutungen zu geben.

Neben den oben berührten Faktoren der Stabilität und des Conſervatismus einer Nation, ihres Stamm-Charakters und des ganzen Habitus ihres natürlichen und geiſtigen Lebens, ihres ſtätigen Fortſchritts wirken mit und ein: Länder-Erwerbungen durch Erbe, Theilung oder Eroberung, Verwandtſchaften mit andern Herrſchern, durch unerwartete politiſche Heirathen; dann Launen und Leidenſchaften der Herrſcher, Abſterben derſelben; Kriege mit entſcheidendem Glück oder Unglück, großem Heeres- oder Flotten-Verluſt, Eroberer, Inſurgenten, Verſchwörungen, Erfindungen, ungemeine Natur-Ereigniſſe, finanzielle Chancen durch Geld-, Staatspapier-, Credit-, Weltmarkt-Aenderungen, Staats-Bankerott, Entwicklung und Eindringen politiſch fruchtbarer oder zerſtörender Ideen und Anſichten, Berührung der kirchlichen Verhältniſſe von Innen und Außen, Aenderung der religiöſen Ueberzeugungen, der ſozialen Begriffe, der Sitten, der Moden, der Litteratur-, der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Verhältniſſe.

Wir könnten die Aufzählung wohl noch lange fortsetzen und zu kleinern Influenzen und Irritationen herabsteigen, die aber jedem Denkenden selbst kommen.

Wer dem täglichen Schritt der Zeit durch die Tagblätter folgt, der hat wohl schon oft die Frage an sich gestellt, wie doch die Geschichte so gemessen ihren großen Gang zu gehen, ihre feste Haltung zu behaupten vermöge, da jeden Augenblick von Herrschern und Regierungen und wieder von deren einzelnen Gliedern, von Kriegs- und Staats-Männern und Volks-Organen, von Behörden und Instituten, von Autoren gediegener Fachwerke und fliegender Blätter, von Dichtern und Rednern, von Bänkel-Rhapsoden und Winkel-Rhetoren, von Sachverständigen und Thoren, von Wohlmeinenden und Wühlern, von Vaterlands-Freunden und Egoisten, dann von der Weiberwelt, von den staatskundigen Salon-Damen herab bis zu den heimlichen Liebchen ꝛc. alle Feder- und Schnell-Kräfte in Bewegung gesetzt werden, die National-Sache nach ihrem Sinn und Wunsch zu bestimmen und zu leiten, und wie nur diese sich eben so oft gegenseitig hemmenden und fordernden Triebräder und Rädchen die Staats-Maschine nicht immerfort durch die mannichfaltigsten Friktionen stören, abreiben und zuletzt ganz ruiniren.

Vielleicht und wahrscheinlich ist es hiemit, wie mit den planetarischen Störungen und Schwankungen, welche durch den unaufhaltsamen Zug, der durch das Sonnen-System geht, immer wieder ausgeglichen werden.

Wir erinnern uns an das früher von den kosmischen Kräften Gesagte, daß diese von Oben herab, vom Größern aufs Kleinere wirken und daß das Herrschende sein Untergeordnetes immer in Schranken hält, ohne jedoch dessen Rückwirkung ganz unmöglich zu machen.

Die Umschlossenheit der staatlichen Sphären und die Compensation der streitenden Kräfte innerhalb ihrer selbst hat ein Gegenbild in der Physik. Der Regulator der Dampfmaschine,

durch die Ausdehnungskraft höher und zu größern Schwingungen getrieben, öffnet in demſelben Maße das Ventil und läßt den Dampf entſtrömen. —

Darauf ſoll auch das Augenmerk des Zukunft-Sehers gerichtet ſeyn, ob das Leben eines Volkes in ſeinen auf- oder abſteigenden Zeichen läuft.

In dem aufſteigenden Knoten (Drachenſchwanz) der franzöſiſchen Staats-Umwälzung trat der merkwürdigſte Charakter unſers Jahrhunderts, der Mann mit der eiſernen Stirne, ein und geſtaltete deren weitern Verlauf nach ſeinem ſelbſtiſchen Willen. Man könnte ihn wortſpielend den Drachenſchwanz der Revolution nennen.

In dem abſteigenden Knoten (Drachenhaupt) einer National-Bahn trifft es ſich wohl ſeltener, daß ein energiſcher Mann aus dem Volke ſelbſt, daſſelbe friſch aufraffend, hervorgeht, da in ſolchem Zuſtand gewöhnlich die Geſammt-Zeugungskraft erſchlafft iſt, als daß aus Nahe oder Fern ein eroberndes Drachenhaupt über die Nation herfährt und ſie verſchlingt.

Das ſind Einflüſſe, die nicht wohl voraus zu berechnen ſind.

Dagegen tritt uns eine hiſtoriſche Potenz anderer Art vor Augen, die eine durch Jahrhunderte, ja anderthalb Jahrtauſende waltende Conſequenz des Wirkens beurkundet.

Ein ehrwürdiger Stuhl ſolgt allerdings, wie auf Rädchen ſtehend, der unwiderſtehlichen Bewegung der Zeit, iſt aber an ſich von der conſervativſten Struktur und Polſterung, und, wenn ſein erhabener Inſaſſe die geweihte Feder in die Hand nimmt, ſo ſteht der Stuhl, auf die uralt hergebrachte Stelle zurückgeſchoben, wie mit Stiften befeſtigt, unverrückt, wie eingerammelt. —

Vorrücken der Menſchheit zum Beſſern.

Eine Lebensfrage an die Zukunft iſt, ob die Menſchheit zum Beſſern fortrücke.

Die Antwort ſetzt zunächſt eine Verſtändigung über die Frage ſelbſt voraus. Schon dieſe würde uns aber in eine Breite führen, welche wir unſerer Unterſuchung nicht geben dürfen.

Der geſchichtliche Rückblick zeigt uns zeitlich und räumlich Völker aufſteigend, wachſend, blühend, abſteigend, verwelkend.

Jede dieſer Stationen, die letzte ausgenommen, ſtellt uns nationale Großheiten, ſinnlich-geiſtige Höhen dar, die, auf der Geſammtkraft wurzelnd, einzig, unwiederbringlich, unerreichbar ſind und bleiben.

Die Nationen der Folgezeit nehmen dieſe Größen zuweilen, jedoch ſtets nach jeweilig moderner Weiſe auf und verarbeiten ſie nach ihrer charakteriſtiſchen Art, ohne je deren angeſtammten Original-Typus wiedergeben zu können.

Wie überall, was man Publikum nennt, Publika ſind, Gruppen-Maſſen der Klaren und Guten, der mechaniſch, unbedeutend Hinlebenden, der Zerriſſenen, Dünkelhaften und Selbſtſüchtigen, ſo ſind, was man die Menſchheit nennt, Völker-Stämme und Maſſen, Individualitäten von Nationen, jede ihr eigenes Leben führend, gebildet, geſittet, oder ohne Bewegung und Geſchichte im Gewohnten fortlebend, oder endlich in ſich entzweit in Parteien getheilt, herabgekommen und unzufrieden, National- und Weltfrieden ſtörend.

Aber auch bei Nationen von Bildung und Geſittung finden wir oft die Lebensſtoffe aufgeregt und in Gährung, und in derſelben Nation läßt ſich zur ſelben Zeit, wie in der Phyſik, eine dreifache Gährung wahrnehmen, in den ruhigern Naturen die ſüße, abklärende Weingährung, in den aufgeregtern die ſaure, ätzend ſcharfe Eſſiggährung, in den wildverworrenen, mit ſich und der Welt zerfallenen die ſtinkende, deſtruktive, faule Gährung.

In dieſem Geſichtspunkt ſtellen ſich uns die Nationen als hiſtoriſche und naturhiſtoriſche Perſonen individualiſirt, charakteriſtiſch dar, und ſo galt auch bis nahe an unſere Zeit heran

alles Auswärtige, Ferne als ein Auffallendes, Merkwürdiges, Eigenthümliches, Fremdes, Befremdendes.

Unläugbar zieht ſich aber durch die ganze Geſchichte etwas Allgemeines und Dieſes geſtaltet ſich durch die zunehmende Verbindung und den Wechſelverkehr der Völker, durch die beſchleunigte Bewegung allſeitiger Communikation naturgemäß zu einem verallgemeinernden Princip.

Eben ſo natürlich iſt aber auch, daß das Meiſte in der allſeitig hinſtrömenden Bildung ein Abgeleitetes, Uebertragenes, Ausgetauſchtes, kein Urſprüngliches, aus dem Volksſtamm Herausgewachſenes, vom Natur-Bedürfniß Hervorgerufenes, vom friſchen Leben der Entdeckung, Gründung, Ausbildung Durchdrungenes iſt; daß der Nationalgeiſt großentheils weniger ſelbſtleuchtend als transparent, weniger feurig als erwärmt, weniger idioelektriſch als ein Leiter iſt.

Wohin die allgemeine Ausbildung des ſpekulativen und dialektiſchen Verſtandes, der Naturkunde, der Erd- und Völkerkunde, der Sprache und Poeſie, der Künſte, der Technik in ihrer ausgedehnteſten Anwendung auf den materiellen Verkehr, aller Behelfe zum ſinnlich ſchönen und reizenden Leben ꝛc. noch führen wird, iſt wohl kaum zu ermeſſen.

Die Geſchichte bietet keine Analogie zur Vergleichung; denn noch nie hat, wie jetzt, der Verkehr in allen dieſen Cultur-Zweigen ſeine Fahr-Geleiſe über das ganze Erdenrund gezogen; noch nie haben ſich alle Beſtrebungen der Rührigen auf eine allgemeine Civiliſation der Völker gerichtet, um in dieſer eine Garantie der wachſenden Bildung ihres eigenen Volkes und eine höhere Lebens-Aſſekuranz für ſich ſelbſt zu finden.

Hier möchte es nun gewagt ſeyn, zu prophezeien. Doch die alten Propheten waren mehr noch als Seher — Ermahner, Warner, Ermunterer. Und ſo dürfte es denn einem unſerer prophetiſchen Geiſter wohl anſtehen, Wünſche an ſein Volk auszuſprechen, etwa folgende:

„Möchte nur eure Bildung mehr in die Tiefe, als in die Breite gehen! Möchte euer Verſtand nicht euer Gemüth erkälten! Möchte euer taghelles Wiſſen nicht in das heilige Dunkel des Unerforſchlichen dringen wollen! Möchten eure gellend lauten doktrinellen Stimmen nicht deſſen feierliches Schweigen profaniren! Möchte euer ſtofflicher Verkehr auch eine ſchöne, liberale Form haben! Möchten eure reellen Intereſſen nicht ſo ſelbſtſüchtig materiell ſeyn! Möchte eure hochbelobte Bildung nur auch den ganzen, vollſtändigen, wahrnehmenden, denkenden, fühlenden und handelnden Menſchen mitnehmen! Möchten die Wiſſenſchaftlichen nicht überſpannt und abſtrus, die Künſtler nicht verkünſtelt, die Arbeiter nicht zur Maſchine werden!“

Es iſt nicht in Abrede zu ziehen, daß die Weltbildung fortſchreitet, daß die Civiliſation ſich mehr und mehr verbreitet; aber während ſeit ein Paar Jahrtauſenden das Licht der Cultur eine weſtliche Richtung hat, ſchwindet es im Oſten, läßt dieſen in hiſtoriſchem Schatten zurück. Der lebhaften Bewegung gegen die neue Welt hin ſteht die Stabilität des alten Aſiens, die geſchichtlich nächtliche Stille Afrika's gegenüber.

Wie ſoll das gewünſchte und wohl eben darum prophezeihte Beſſerwerden der Menſchheit dieſe ungeheuren Bevölkerungen mitnehmen?

Aber auch das einzelne Volk, wie rückt es denn zum Beſſern vor? Gleicht es nicht der Sprache, die zwar neue Worte, Wortfügungen, Wendungen ſich aneignet, aber mittlerweile alte, kernhafte, bezeichnende Ausdrücke vergißt, fallen läßt oder doch in einem modernen, abgeſchwächten Sinne gebraucht? — oder dem Menſchen, der als Jüngling die Träume und Spielfreuden ſeiner Kindheit vergißt, als Mann ſeine Jugendliebe, ſeine blühende Leidenſchaft, ſeine Hoffnungen und Entſchlüſſe, als Greis ſeine Entwürfe und Unternehmungen, ſeine Thatkraft, ſein praktiſches Anfaſſen der Zeit; der reſignirt ſich mit müßigem Rückblick,

mit thatloſer Betrachtung, mit mißtrauiſchem, geizendem Ausgeben der Reſte ſeines Lebens begnügt?

Wir wollen es nur geſtehen, daß uns die beliebte Idee des allgemeinen Beſſerwerdens der Menſchheit etwas Disziplinariſch-Schulmeiſterliches an ſich hat, etwas Ungeduldig-Vorgreifliches, aus dem auch wohl manche unſerer philanthropiſchen Verkehrungen ſtammen, die wohlgemeint dennoch von ſehr problematiſchem Erfolge ſeyn mögen, wovon wir nur zwei nennen wollen: Den Kinder-Milchbrei unſerer, namentlich der deutſchen Litteratur und die peinlich-hetzende Erziehungs-Dreſſur.

Manches, was unter der Firma: Beförderung der Volksbildung, Mündig-Machung, Weckung des National-Bewußtſeyns auftritt, trägt wohl auch mitunter andere, als die beabſichtigten Früchte, mehr Schwindelhafer als rechten.

Wer vom Fortrücken der Menſchheit ſprechen will, muß kein Schul- und Bücherheld, kein Idiot und kein ſchwindelnder Freiheits-Apoſtel — er ſoll ein durchgebildeter Weltmann ſeyn, der ſeine Ideen aus den wirklichen Zuſtänden der Menſchheit und aus den Geſchicken und Führungen nimmt, welche die Geſchichte uns überlieferte.

Beſſerwerden?! — Das Gute wäre uns ſchon gut genug. Den Klugen iſt es ſtets nahe; den Thoren bleibt es ewig fern.

Fünf- bis ſechstauſend Jahre ſind noch kein Maßſtab für das künftige Geſchick der Menſchheit, einer Exiſtenz, die auf wer weiß wie viele Millionen Jahre berechnet ſeyn kann. Da iſt denn alle Prophezeihung nur ein Vorwitz, alle politiſche Wahrſagerei ein Zigeuner-Stückchen.

Aus den Momenten des Vorliegenden läßt ſich mit gleich ſtarken oder ſchwachen Gründen ein Fortſchritt der Menſchheit zum Beſſern und zum Schlechtern herausdeuten.

Iſt aber im Laufe der Weltgeſchichte ein fortwährender Uebergang der vorweltlichen entſchiedenen Individualitäten der Völker in den allgemeinern Gattungs-Typus, des charakteriſtiſchen

Hautreliefs der National-Gepräge ins Basrelief, des Austauſches aller Eigenthümlichkeiten bemerkbar, ſo läßt ſich hieraus dennoch nicht auf eine dereinſtige Uniformität der Menſchheit, auf eine Annäherung an einen idealen Ruheſtand, auf ein goldenes Zeitalter der Nachwelt ſchließen. Bei gemeinſamem Einverſtändniß, ohne Streit der Intereſſen, ohne Ringen der Völker mit einander, ohne Kampf mit der Natur ſchläft die Geſchichte ein. Es iſt aber durch natürliche und geſchichtliche Entgegenſetzung der Lebens-Momente dafür geſorgt, daß dieß nicht geſchieht.

Es iſt an der Gegenwart eine quälende Unbehaglichkeit wahrzunehmen. Das Volk wird von Begriffen beunruhigt, die es nicht bewältigt. Es möchte in ſeinen beweglich ſtrebſamen Beſtandtheilen einen andern bürgerlichen, öffentlichen, religiöſen, ſittlichen Zuſtand, eine andere Kunſt, ein anderes geſelliges Leben.

Viele ſehen hierin begründete hiſtoriſche Motive und die natürlichen Geburtswehen eines Zeitalters, das ſeinem Daſeyn andere, lebendig friſche Fundamente zu unterlegen trachtet.

Wer möchte, wer könnte dieſer wühlenden Regung widerſtreben, wenn ſie vorausſichtlich einen erwünſchten Erfolg haben dürfte?

Wir meinen aber in den ſich unbehaglich Fühlenden größtentheils Solche zu finden, die keines höhern Erwerbs fähig ſind, da ſie ihren Beſitz nicht zu würdigen verſtehen.

Ein allgemeiner Blick in die Geſchichte lehrt uns, daß die Wiedergeburt der Nationen nie aus einem Ueberfluß von leiblichen und geiſtigen Mitteln, nie aus Schwelgerei in den aufgehäuften Schätzen des Lebens, nie aus Ueberreiz und Sattheit, nie aus freier Wahl unter den verſchiedenartigſten Tendenzen der Zeit, nie aus einer Combination überſpannter Kräfte, nie aus raffinirter Berechnung und weltkluger Abſichtlichkeit hervorgegangen iſt.

Eine Reſtauration des Menſchenthums war noch jederzeit

das Ergebniß eines urſprünglichen, rein menſchlichen Bedürfniſſes, begann in einem friſchkräftigen Keim mit unendlicher Bildungsfähigkeit, wurde durch verbreitete National-Kräfte zum einfachgroßen Stamm aufgezogen, der ſich dann auf natürlich-geſchichtlichem Wege zum Baum mit weitem, durchleuchtetem Wipfel ausbildete und als eine eigenthümliche vegetative Welt von Zweigen, Blüthen, Früchten ſchattend, erquickend, nährend darſtellte.

Welche der jetzigen National-Inſtitutionen, welche Entwicklung des Völker-Lebens ſoll nun auf eine ſolche Wiedergeburt hindeuten? Welcher Entfaltungs-Prozeß ſoll zu einer Zeit-Anaſtomoſe hinleiten? Welches der vielen Waſſergeſchoſſe unſeres Jahrhunders, welcher Ableger eines wirklich oder vermeintlich überſtändigen Stammes verſpricht ein ſolcher hochſtämmiger, breitwipfliger Baum zu werden?

Was wir etwa für den beſten Fall hoffen könnten, möchte ſeyn, daß von den Inſtituten derjenigen Vorzeit, welche Juſtus Möſer das goldne Zeitalter germaniſcher Nation nennt, die in der allgemeinen Verflächung aller Verhältniſſe untergegangen, deren Namen wir zum Theil vergeſſen haben, ſich einige, von der Noth, dem Selbſterhaltungstrieb, dem Eigennutz und edlern philanthropiſchen Motiven hervorgerufen, durch freie Vereinigung wieder zeitgemäß organiſch ausbilden und für anderweite zweckmäßige Vereinbarungen zu Abwendung des Zerfalls bürgerlicher und ſittlicher Zuſtände das Beiſpiel geben werden.

Wollen wir aber nicht mit phantaſtiſchen Hoffnungen uns Etwas vorſpiegeln, ſo möchte das Cultur-Ergebniß unſerer geſchichtlichen Aera ein mittleres werden, das man, freilich mit nicht eben erhobenem Gemüth nach ſeiner Schattenſeite ſo bezeichnen könnte:

Allgemeine Verbreitung einer encyklopädiſchen Erkenntniß; Eklektizismus im ganzen Gebiet der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Geſchmacks, auch des Lebens; Steigerung der geiſtig-ſinnlichen

Genüſſe zu frappanten Effekten und draſtiſchen Reizen; Jagen nach materiellen Genüſſen, um im Rauſche des Augenblicks den mahnenden Ernſt des Daſeyns zu vergeſſen; Herabſteigen der genialen Größen zu den Rückſichten der Convention, der idealen Höhen zu der Niederung des Realen; Tarirung der geiſtigen und künſtleriſchen Produktion nach den Marktpreiſen der Fabrikation; Herrſcherthum der Mode von den niedrigſten bis zu den höchſten Regionen, Liebäugeln mit dieſer Herrin um ihre einträgliche Gunſt; Verabredung zum Berühmtmachen, Berühmtwerden; verbreiteter Sinn für ein möglichſt heiteres, reinliches, bequemes, ſinnliches Leben, allgemeiner Anſpruch an ein ſolches; verſuchte Ausgleichung aller Standes- und Caſten-Unterſchiede, äußerliche Gleichſtellung bei innerlich fortlebendem Nepotismus und Cotteriegeiſt; Förderung aller Mittel der Produktion, der Induſtrie und des Weltverkehrs und hiedurch Herſtellung der Möglichkeit eines erleichterten Daſeyns, eines verbreiteten Wohlſtandes, hinwieder jedoch ſich immer mehr ſteigernder Gegenſatz des Reichthums und der Armuth, des Luxus und des Mangels am Nöthigſten; Emporkommen der gut Fundirten, der Begünſtigten, der Raffinirten, der Schlauen, der Betriebſamen; Verarmung der Mittelloſen, der Niedrigen, der Beſchränkten, der Zauderer, der Laſſigen.

Endlich und im Allgemeinen: Erkältung jedes Enthuſiasmus fürs Höhere, Ueberſchwängliche, jedes Vertrauens auf nationelle Anerkennung im Gebiet treuer Forſchung und natürlichreinen Geſchmacks, Untergrabung des Glaubens, Schwächung der Liebe, Hinſterben der Hoffnung; Verbreitung des unverhohlenſten Egoismus vom Verkehr der Staaten herab bis zum Kleinkram des täglichen Lebens.

Dieß mag die Kehr- und Schatten-Seite des Gepräges der Zuſtände einer nicht zu fernen Zukunft ſeyn, deren lichte Vorderſeite das hoffentlich nicht ganz abgegriffene Gegenbild dazu liefern wird. Enthält aber auch die Gegenwart ſchon manche

unverkennbare Zeichen des Hinneigens zu den angedeuteten Erſcheinungen, ſo müſſen wir doch frei geſtehen, daß wir, als Söhne der Zeit, in keiner andern frühern, noch ſo hoch belobten Epoche gelebt haben möchten, daß wir die unſrige für lehrreich genug halten, daß, wie die Gegenwart der Boden unſerer Beſtimmung, unſerer Pflicht, ſo nicht minder die Sphäre unſerer Liebe, unſerer Freuden und ſchönſten Erhebungen, unſerer Beſchauung und Forſchung iſt, die wir mit keiner andern vertauſchen möchten.

Es gilt hier wohl der fromme Spruch: dem Gerechten müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Der Verſtändige weiß in ſeinem Geiſt alle Gegenſätze auszugleichen; er ſieht im Theil, der Viele verwirrt, das Ganze. Was Andere verletzt, wird ihm zum Phänomen; was Andere mit niederdrückendem Kummer erfüllt, dient ihm zur Erhebung über ſein Geſchick.

Unſere Zeit iſt eine Zeit der Ueberſchau, der Vergleichung, des Denkens, der Auswahl, der ſittlichen Ablehnung, der intellektuellen Oppoſition gegen falſche Tendenzen, der ſchärfern Kritik, der im frei offenen, ſchrankenloſen Leben gebotenen Weisheit.

Das nachwachſende Geſchlecht erwacht aber auch in einer ſinkenden Zeit zu einer ſich aufſchwingenden; es ſchaut die aſtronomiſch niederſteigenden Zeichen optiſch für aufſteigende Geſtirne an; es iſt fröhlich in Wünſchen, phantaſtiſch in Hoffnungen, feurig in Vorſätzen, energiſch in Entwürfen. Es getröſtet ſich der blühendſten Erfolge, um ſich ſpäter mit ſpärlichen Darbietungen und mittelmäßigen Erwerbungen reſignirend abzufinden.

Wir Aeltere aber ſind angewieſen, unſere innere und äußere Bedingtheit zu begreifen und zu wirken, ſo lang es noch Tag iſt.

Man kann, wenn einer Zeit eine reiche Fülle von Bildungs- und Genuß-Mitteln verliehen iſt, die Bemerkung machen, daß

in ihr die Klugen klüger, die Guten beſſer, hingegen die Thoren thörichter, die Schlechten ſchlechter werden. Daher ſehen wir denn auch ſo vieles Weiſe und Närriſche, ſo vieles Gediegene und Hohle, ſo vieles Erhebende und Niederdrückende, ſo vieles Geſunde und Siechende, ſo vieles Gute und Schlechte, ſo vieles Schöne und Abgeſchmackte, ſo vieles Wohlthuende und Abſcheuliche — neben einander.

Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert, geht uns nichts an. Ob und welchem Ziel und Ende unſer Geſchlecht entgegengehe, iſt und bleibt uns verborgen. Iſt doch ſchon die nähere Zukunft, von der ſo viele Faktoren gegeben ſind, wegen des caſuellen Hinzutretens noch unbekannter nicht zu berechnen.

Die ſynchroniſtiſch-ethnographiſche Zuſammenſtellung aller kühnlich ausgeſprochenen, gewöhnlich mit einem Denkſpruch wie: Wir ſtehen am Vorabend großer Ereigniſſe ꝛc. eingeleiteten Prophezeihungen, würde ſich als die beluſtigendſte politiſche Philiſterei darſtellen.

Wir ſind nun einmal am hiſtoriſch-diplomatiſchen Himmel nicht klüger, als am atmoſphäriſchen, und keine zuverläſſigern Schickſals- als Wetter-Propheten.

Komme aber, was da wolle, die Behauptung des guten Muthes iſt Vernunftgebot. Wie die innere Heiterkeit unſere Geſichtszüge in ſchöne Harmonie bringt, Trübſinn aber ſie ins Unangenehme zerlegt, ſo ſieht auch der Kleinmuth nur eine ſich im Unheil zerſetzende Zeit; das helle Auge aber faßt ſein Zeitalter wie ein ihm entgegenleuchtendes Antlitz und in der Sympathie ſeiner Züge, als Phyſiognomie im Ausdruck froher Erwartungen, erwünſchter Erfüllungen auf.

Zweck des Lebens.

Wir haben unſer Erkenntniß-Vermögen, die Sphäre ſeines Bereichs zu erforſchen, die Grenzen deſſelben bis an die vier Weltgegenden des Unerforſchlichen, die Abgründe des Unend-

lichen hin zu überſchauen geſucht. Es bleibt uns noch ein Haupt-Problem, eine der wichtigſten Lebensfragen zu erwägen übrig, die Frage eben über das Warum? des Lebens ſelbſt.

Hat das Leben einen Zweck? und welchen? Wie jede Idee von Univerſalität erſtreckt ſich auch dieſe mit ihrem Sinn und Inhalt auf das ganze Univerſum, iſt überſchwänglich und durch kein Denken und Erkennen zu erſchöpfen. Der Zweck der Welt iſt eben die Welt in ihrem Weſen ſelbſt; das Leben iſt des Lebens Zweck.

Den Zweck des Daſeyns erkennen hieße: das Daſeyn ſelbſt in ſeinem Zeitverlauf oder von Ewigkeit zu Ewigkeit erkennen. Ja es hieße, ſich mit dem Erkennen der ſchaffenden Allkraft gleichſtellen, dieſe in ihrem Schaffen-Wollen und im Urgrund ſogar dieſes Schaffen-Wollens erkennen.

Nach dem Bisherigen reſigniren wir auf ein ſolches Erkennen.

Verharren wir auf dem menſchlichen Standpunkt, ſo hat uns die Unterſuchung darauf geleitet, daß die materielle, unbelebte Schöpfung die Trägerin und Gebärerin der belebten, phyſiſch-ſinnlichen und geiſtigen iſt.

Wir finden das Leben von den umhüllteſten, dumpfeſten Regungen des einfachſten Senſuellen an aufſteigend veredelt, mit dieſer Aufbildung immer mannichfaltiger, höher entfaltet, tiefer aufgeſchloſſen, zu ſchönerer Blüthe ausgebreitet.

Wir könnten nun den Zweck des Lebens darin finden, daß jede Creatur nach dem Maß ihres Bildungs-Standes ihren Anſpruch an Regung, Thätigkeit, Wohlempfinden, in höhern Schichten an Wahrnehmung, Wechſelbeziehung und Fühlung, in den höchſten an Empfänglichkeit für das Schöne, an Erkenntniß, an lebendiges Bewußtſeyn des Lebens, gleichſam an ein Leben in zweiter Potenz — geltend mache, darin ihr Genügen finde.

Die Befriedigung dieſer Anſprüche könnte uns für den

Zweck des Lebens gelten. Dieß wäre aber immerhin nichts, als ein anderer Ausdruck für den einfachen: Das Leben iſt des Lebens Zweck.

Heiße dieß ein eudämoniſtiſcher Optimismus; auf dem Natur-Standpunkt werden wir uns dabei begnügen müſſen. —

Iſt das Leben alt oder jung? — Alles Daſeyn iſt Evolution; die Natur iſt ewige Schöpfung. Die Stoffwelt kann nicht ruhen; das Leben will nicht ruhen; es wird ſich ſelbſt nur in ſeiner Thätigkeit kund. — „Es gibt nichts Neues unter der Sonne;“ — ſagt der weiſe Salomo. Die Weltgeſetze ſind ewig dieſelben; die Theorie iſt altersgrau; aber der Baum des Lebens grünt immer neu. Neu iſt Alles unter der Sonne, ja an und in der Sonne ſelbſt, und an und in allen Weltkörpern. Das Neue iſt der Athem des Lebens. Alt ſind die Geſetzmäßigkeiten, die Prozeſſe, die Begriffe, die Theoreme, die Beſchaffenheiten, die Gattungen ꝛc.; ewig neu iſt ihre Combination, ihr wechſelndes Ineinander-Spielen, die Erſcheinung des Moments, die Geſtaltung der ſpezifiſchen Verhältniſſe, der Individualitäten, das Ereigniß jeweiliger Gegenwart. Der alte Proteus — Welt — ſetzt ſich immer neu in die Scene. Darum iſt aber ſein neueſtes Auftreten nur durch alte Weisheit zu verſtehen.

Zweckmäßigkeit.

Die Idee des Zwecks tritt uns auch in einem relativen Bezuge näher.

Wenn wir nämlich die Creaturen in der beſtimmten Richtung der Beobachtung, wie ſich ihr Leben zur materiellen Welt, zur Stoff-Aktion verhält, ins Auge faſſen, ſo ſtellt ſich uns dieſer Bezug unter zweierlei Geſichtspunkten dar. Zunächſt ſehen wir die Creaturen aus dem Keim in ihrem Element entſtehen, wachſen, ſich homogen mit demſelben ausbilden, im Wechſelverkehr mit ihm ſein Leben vollbringen.

Eben wie die Pflanze im kräftigen Boden keimt, in

Feuchtigkeit, Luft und Licht aufwächst, durch bedingte Metamorphosen ſich ausbildet, blüht, Früchte und Saamen trägt, durch die nach ihrem Verwelken derſelbe Verlauf wieder beginnt; ebenſo verläuft auch das Daſeyn der lebenden Geſchöpfe auf niedern Stufen. Wie das Element ihren Keim ausbildet, ſo leben ſie mit ihm harmoniſch fort.

Sind ſie für ihr Element organiſirt, ſo ſtammt dieſe Organiſation größtentheils aus den Element-Kräften. Hier tritt der Begriff der Zweckmäßigkeit ſchon zurück.

Steigen wir zu der unorganiſchen Natur herab, ſo verliert er ſich bei den beſondern Gebilden ganz. Wir nennen die Aggregat-Zuſtände der Geſteine, die Cryſtalliſationen nicht zweckmäßig, ſondern geſetzmäßig, naturnothwendig.

Erheben wir uns aber zu den höhern organiſchen Bildungen, ſo tritt mit dem Aufſteigen der andere Geſichtspunkt, der Begriff der Zweckmäßigkeit immer mehr hervor. Die Organiſation wird eigenthümlicher, beſtimmter in Aneignung und Ablehnung, und die ganze Lebens-Sphäre des Geſchöpfs iſt durch den Organismus bedingt und eine Ausſtrahlung deſſelben.

Das ganze edle Leben des Pferdes beruht auf ſeiner Leibes-Conſtitution. Nur Eines ſeiner Organe, ſeiner Gliedmaßen anders conſtruirt, und es iſt kein Pferd mehr. Der Bau ſeiner Feſſel, ſeines Hufes macht das Pferd vollends zum Pferd.

Bei den Organismen der tiefſten Gattungen ſcheint ſich die bildende Natur wie ſpielend in allen Lebensformen verſucht zu haben. Wir ſehen auch die Nothwendigkeit und Erſprießlichkeit ihres Vorhandenſeyns und Soſeyns fürs Ganze nicht ein und ſind geneigt zu ſagen, ſie ſeyen nun einmal ſo geworden; ſie leben, wie ſie können, bequemen ſich ihrem Element und gehen, wenn die Hauptlebensbedingungen fehlen, unter, ohne daß eine Lücke im Allleben bemerkbar werde.

Das möchten wir aber bei den höhern, edlern Organiſationen nicht behaupten.

Anatomisch-mikroskopisch genommen sehen wir zwar die Organe sich mit physiologischer Nothwendigkeit aus, in und durch einander entwickeln und die Natur scheint bei diesem Geschäft auf die Ausbildung des ganzen Baues ohne weitern Umblick, ohne Vorwärtsschauen loszuarbeiten.

Wenn wir aber dann die Lebenssphäre des Geschöpfs, seine allseitig ausstrahlende Thätigkeit, die mannichfaltigste Anwendung seiner Organe ins Auge fassen, so ist uns, als hätte die Natur bei der Aufstellung des ursprünglichen Typus dieses edleren Geschöpfs einen Schöpfungs-Gedanken verwirklicht, als hätte sein Gattungs-Charakter einen Welt-Ausdruck, der im Kreis der lebendigen Schöpfung nicht fehlen dürfte und ohne Störung des Ganzen nicht untergehen könnte.

Hier tritt nun, und je näher gegen den Menschen heran, desto mehr bei den einzelnen Organen der Geschöpfe der Begriff der Zweckmäßigkeit, bei dem Habitus und der Geltung der Gattung der des Zweckes ein.

Nehmen wir den menschlichen Organismus und richten, da der Gegenstand schon seit lange hinreichend und erschöpfend besprochen ist, unser Augenmerk nur auf drei seiner Organe, so wird noch deutlicher erhellen, auf was wir zielen.

Betrachten wir im Sinn eines Bell die menschliche Hand. Ohne ihre Struktur, wie sie ist und nicht besser erdacht werden konnte, wäre der Mensch nicht Mensch; ja ohne den Daumen wäre die Welt nicht die Welt. An ihn knüpft sich die ganze Einrichtung des Menschenlebens von den materiellsten Geschäften bis zu den geistigsten Erhebungen; er hat der Oberfläche der Erde die humane Gestalt mitgetheilt und allen Weltverkehr möglich gemacht.

Allerdings ist die Struktur der Hand mit dem Daumen ein organisches Resultat des ganzen Habitus des Menschen und durch ähnliche Naturkräfte gebildet, wie die auslaufenden Zweige eines Baumes.

Aber der Aſt mit ſeinen Zweigen hat doch einen andern Bezug auf die Schöpfung, als der Arm mit der Hand und ihren Fingern.

Bei der Vegetation ſtehen ſich organiſche Ausbildung und Natur-Element gleichgeltend gegenüber. Bei dem Urtypus der Hand aber bedingte ihre Struktur das Weſen und Geſchick der ganzen Menſchheit.

Die menſchliche Thätigkeit, das Bedürfniß wirkten nicht bildend auf die Hand zurück. Das Geſchäft macht rauhe oder weiche, ſteife oder gelenkige Hände, aber es ſchafft keinen Daumen.

So das Ohr. Es iſt zu Aufnahme der bebenden Luft, zur Erzeugung der Empfindung des Schalles gebildet; dieß eben nur dadurch, daß es gerade ſo iſt, wie es iſt. Anders — und die Schöpfung wäre todtenſtill. Aber das Ohr iſt nicht durch die Luft-Vibration, durch den Schall gebildet, wenn man auch eine Verfeinerung der akuſtiſchen Wahrnehmung phyſiologiſch zugeben will.

Die Ausbildung des Ohrs und die Luftbebung haben eigentlich nichts mit einander gemein.

So das Auge. Einige Faſern, Bänder, Membrane, Säfte anders gebildet, und es gäbe kein Sehen; die Schöpfung hätte nicht Licht, Farbe, Geſtalt.

Aber das Auge iſt, obwohl lichtfähig, für das Licht, doch nicht im Lichte, durch das Licht gebildet. Es hat ſeine Struktur vorherbeſtimmt ſchon im dunkeln Mutterſchooße.

Ohne Aug und Ohr wäre der Menſch nicht der Menſch, wäre die Welt nicht die Welt.

Auch bei ihrem Urtypus ſtand die ganze Geſtaltung und das Geſammt-Geſchick der Menſchheit auf der Wage.

Die Weltkraft war aus dem Unendlichen ins Endliche, aus dem Ueberſchwänglich-Großen ins Beſtimmte, Begrenzte thätig. Es war ein kosmiſches Geſetz, welches unſere Erde aus

der Planeten-Maſſe ausſchied und zu einer individuellen Geſtalt ausbildete.

Mit Nothwendigkeit ſchritt ſie zur Schöpfung des organiſchen Lebens fort. Wir faſſen ihr Walten noch als eine unbewußte Conſequenz des ſich in und durch ſich ſelbſt ſteigernden Bildens auf.

Aber je entſchiedener in ihren Creaturen Empfindung, Wahrnehmung, Bewußtſeyn, Willkühr hervortreten, deſto mehr ſcheint auch die Weltkraft bewußt, wählend, berechnend, künſtleriſch zu werden, mit Zweck, mit Abſicht zu bilden.

Die beiden Faktoren: geſetzmäßige Geſtaltung, wie im Cryſtall, organiſche Entwicklung, wie in der Pflanze, und — taugliche phyſiologiſche Struktur zu Aufnahme eines nicht zur Erhaltung des Organs, ſondern zur Wahrnehmung dienenden Lebens-Elements, und hiedurch bedingte Einführung der Gattung in den ausgedehnteſten Lebenskreis, in die Bahn höchſtmöglicher Cultur, in den Zug der größten Geſchicke, in die Herrſchaft über die ganze bewohnbare Erde — dieſe beiden Faktoren, ſo divergent ſcheinend in ihrer Richtung, laufen ſie nicht etwa in der unendlichen Vergangenheit zuſammen? Iſt ihr Convergenz-Punkt nicht der Urtypus und ſind ſie nicht einzig durch den Begriff des Zweckes zu vermitteln?

Wie wir aber Einmal recht Fixirtes immer und überall wieder erkennen, — ſo begegnet uns der Zweck-Begriff nun auch in allen andern Bezirken der belebten Schöpfung, und nicht nur bei den Gattungen, ſondern auch bei ihren Beziehungen zu einander, ihrer freundlichen oder feindlichen Stellung gegen einander, z. B. bei ihrem Raub- und Mord-Syſtem, ihrem Verhältniß zum Menſchen, wie zur Pflanzenwelt.

Man mag uns mit ſcoptiſcher Miene Fragen ſtellen, wie folgende: Hat die Natur beim Storchſchnabel und Storchfüßen an Froſch und Sumpf gedacht oder ſchreitet der Storch in den Sumpf nach Fröſchen, weil er lange Füße und einen langen

Schnabel hat? oder: Iſt Pferdeſchweif und Kuhſchwanz zum Fliegenwedel geſchaffen, oder dienen ſie dazu, weil ſie eben da ſind? Sind Aepfel, Weizen, Rüben zur Leibes-Nahrung erſchaffen, oder ißt man ſie, weil ſie gewachſen ſind?

Wir können nun einmal nicht anders, als in jeder lebenden Creatur einen Schöpfungs-Gedanken erblicken. Mag das tertium comparationis der beiden Faktoren: naturgeſetzliche Bildung und Lebens-Zweck, Organiſation und Beſtimmung näher oder entfernter, tiefer oder höher liegen, wir dürfen wohl den Hülfs-Begriff: Zweck bis auf weiteres Erkennen feſthalten.

Die Anwendung, welche man von der teleologiſchen Anſicht der Schöpfung in dem Gebiet des Glaubens gemacht hat, geht uns in der Sphäre des Natur-Wiſſens nichts an. Unſer Zweck-Begriff ſoll nicht in kategoriſcher Geltung eingeführt werden, ſondern mag als ein Problem, als eine offenbleibende Frage immerhin nur hypothetiſchen Werth haben.

Und ſo kann uns auch die Xenie nicht irre machen oder ärgern:

„Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum ſchuf, gleich auch den Stöpſel erfand?“

Das All iſt ein ewig Werdendes und Gewordenes, ein ewiges Geſchehen und Geſchehenes; ob es ein ewig Gewolltes und Bezwecktes ſey, das iſt die große Aufgabe für den forſchenden Geiſt, deren Löſung durch keinerlei Nachweiſung des natürlichen Verſtandes zur Evidenz zu bringen iſt.

Denken wir uns die All-Kraft im Urgrund der Dinge ſo wollend und wirkend, daß das All fortan mit Nothwendigkeit ſeinem naturgeſetzlichen Entwicklungs-Gang unabweichlich folgte, ſo ſetzen wir ſie als nun abſolut ruhend, ohne alle fernere Beziehung zum Daſeyn und Leben. —

Denken wir hingegen die Urkraft im All fort und fort lebend und webend, als ewigen Träger aller Dinge, im Sinne des Dichterworts:

„Was wär' ein Geiſt, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen;
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt."

ſo geht ihr Begriff im All, ihr Weſen im All-Weſen auf. —

Gilt uns aber die urſprünglich wollende und wirkende All-Kraft als eine auch neben der geſetzlichen Naturkraft waltende, vorſehende, führende, lenkende, verhängende, hülfreiche, ſo ſteht ihr zu, ſchrankenlos zu ſeyn und es iſt nicht abzuſehen, wo im Allgemeinen oder Einzelnen, im Größten oder Kleinſten ihre Wirkſamkeit beginnen oder endigen ſollte. —

Mag auch die letztere Vorſtellungsweiſe etwas Tröſtendes und Erhebendes in ſich tragen, das Natur-Wiſſen, der reflektirende Verſtand iſt nicht befugt, davon Gebrauch zu machen, und muß ſie einer Lebens-Anſicht überlaſſen, die nicht auf dem bloßen Denken aufgebaut iſt.

Denken. Innere Welt.

Wir meinen den Kreis der Unterſuchung gezogen zu haben und zu ſeinem Anfang zurückgekommen zu ſeyn, der nun aber erſt ſeine beſſere Begründung erhalten dürfte, auf daß wir uns des Abſchluſſes erfreuen mögen.

Welchen Werth und Ausdruck geben wir nach gehaltener Rundſchau dem Denken? Wie verhält ſich das Denken zur Wahrheit?

Man iſt gewohnt, die Welt des Denkens, die Gedanken-Welt eine innere Welt zu nennen.

Ein ſchiefer Begriff entſteht ſehr oft durch ein unrichtiges oder mehrdeutiges Wort und leitet ſich daran fort, oder verliert in deſſen Einſeitigkeit ſeine tiefere, umfaſſendere Bedeutung.

Die anthropologiſche Elementarſchule nimmt dieſe innere

Welt im phyſiologiſchen Sinn; ſie trennt das Denken von der Außen-Welt, bezeichnet es als eine rein-ſubjektive Thätigkeit, als eine Funktion der Seele, deren Sitz ſie aufſucht und ihr ihren Platz in einem beſtimmten Organ anweist.

Dieß iſt nicht einmal phyſiologiſch richtig, da der ganze Organismus zur Empfindung und Wahrnehmung geſchaffen, und ſtets als ein Ganzes mit durchgehender Wechſelwirkung aller Organe gedacht werden muß, ſo daß wir z. B die Colik nicht im kleinen Gehirn, obwohl freilich ohne daſſelbe gar nicht empfinden.

Ebenſo iſt aber der Organismus ohne die Außenwelt und die unausgeſetzte Wechſel-Beziehung zu derſelben nicht zu denken. Und hat nun auch die Seele in einer temporären ſcheinbaren Trennung von der Außenwelt Bilder und Gedanken, wie im Traum, ſo verlaufen ſich dieſe ſtets in ein Drama von Carrikaturen und eine abſtruſe Wahn-Welt, welche immer durch den Bilder- und Gedanken-Schatz der wachenden Seele berichtigt werden muß.

Daſſelbe findet bei der verkehrten Welt des Irren durch die hellen Zwiſchenräume ſtatt.

Auch wer ſeine träumeriſchen Phantaſieen, und wären es auch poetiſche, ohne vernünftige Lebens-Nahrung zu ſeiner ausſchließenden objektiven Welt macht, der wird in ſolcher ſelbſtiſchen Immanenz nichts Lebendiges, Kernhaftes erzeugen.

Man muß überhaupt bei dieſem fraglichen Gegenſatz nicht an vorübergehende Seelen- und Gemüths-Zuſtände, ſondern an den vollſtändigen lebenden Menſchen denken.

Oder ſetzen wir die innere Welt in Gegenſatz mit der äußern Gegenwart im Sinn des ſchaffenden Dichters, ſo hat einen ſolchen am entſchiedenſten Schiller in Anſpruch genommen. Sein ſo oft angefochtenes, mit ſich ſelbſt entzweites Gemüth hat dieſe Zweiheit übergetragen auf die Sphären ſeiner Thätigkeit;

er flüchtete ſich aus den Wirren und Kämpfen der realen Außenwelt in das Aſyl ſeiner innern, idealen Welt.

Bei der kernhaften Gediegenheit Göthe's tritt uns dieſer Dualismus kaum vor das Auge. Bei ihm ſtrebt alle geiſtige Thätigkeit zur Außenwelt, iſt uns ein klarer Aufſchluß der Schöpfung, des natürlichen und menſchlichen Daſeyns. Seine reinſten, innerlichſten Empfängniſſe und Geſtaltungen ſind uns die wahrhafteſte, handgreiflichſte Objektivität.

Ja eben auch Schillers Schöpfungen, ſind ſie nicht in die Außenwelt gedacht? Wollte er etwas Anderes ſchaffen, als poetiſch lebende Weſen, poetiſche Wirklichkeits-Verhältniſſe?

Wie könnten wir uns überhaupt einen Dichter denken, deſſen aufnehmender und ſchaffender Geiſt nicht mit der Natur, mit dem Leben im Verkehr, im Bunde wäre? Iſt er anders daran, als der Geſchichtſchreiber, der, innerlich das Geſammelte ausbildend, doch immer nur das in der Welt Geſchehene darſtellt, deſſen Geſtaltungen und Bemerkungen ihren ſtäten Bezug zur Außenwelt haben.

Iſt der Dichter nicht der Geſchichtſchreiber der ſchönen Möglichkeit der Welt und großentheils auch der Wirklichkeit, nur in künſtleriſcher Ausprägung?

Geht nicht unſere Erinnerung, die Innerlichkeit des Zurückrufens, auf eine abgelaufene Wirklichkeit? Stellt uns das Weben unſerer Phantaſie nicht Möglichkeiten als wirklich dar?

Der Ausdruck: Innere Welt, logiſch richtig gemeint, will uns zu Trägern und Inhabern einer ſolchen machen; das iſt aber ganz gegen den Lauf unſerer bisherigen Unterſuchung, nach welcher wir keine Welt anerkennen, zu welcher wir uns nicht als ſchauende, theilnehmende, thätige Mitbewohner verhielten, die nicht außer uns wäre, ja ohne uns exiſtiren könnte.

Daß wir keine innere Welt im Sinne der kritiſchen Philoſophie annehmen wollen, haben wir ſchon beſprochen. Wie möchten wir die Geſpenſter der logiſch-metaphyſiſchen Erſcheinungen

in jene ſetzen, und die greifliche Welt der Dinge an ſich durch eine unüberſteigliche Schranke von ihr abſchließen?

Aber auch das Prinzip der Wiſſenſchafts-Lehre kann uns nicht zuſagen, da nach dieſem die große Bejahung des objektiven Seyns in verneinender Form, als Nicht-Ich, ganz in das idealiſtiſche Ich geſetzt wird. Hier iſt das höchſte Ideal der Innerlichkeit, die innere Welt an ſich, auf den Thron des Lebens geſtellt.

Sollten aber nicht unſere Gemüths-Bewegungen, unſere Empfindungen eine innere Welt ſeyn?

Gemüths-Bewegungen.

Die Empfindung iſt ein beſtändiger und treuer Begleiter des Denkens, die Atmoſphäre, der Nimbus des Gedanken-Kerns. Man kann nicht ohne Intereſſe, ohne Antheil des Gemüths denken. Das Fortleben, Fortwirken erfordert ſtets Antriebe und erweckt Gefühle.

Die Thätigkeit des Tages, der Stunde, die Erholung, das geſellige Spiel ſind von Antheil, Erwartung, Hoffnung ꝛc. begleitet. Das iſt der ſchaukelnde Wellenſchlag des Daſeyns. Affekte ſind ſtärkere Wogungen, Brandungen.

An das Kommende rücken wir mit einer gewiſſen Bewegung der Seele hin; das Neue, das Unerwartete hebt immer das Gleichgewicht der Gleichgültigkeit auf; das Ueberraſchende bringt uns aus der Ruhe, wie der fallende Stein Waſſerringe bildet.

Aber allen dieſen Bewegungen liegt ein Denken zum Grund. Sie ſind Wirkungen der uns überdrängenden Gedanken, gleichſam Wallungen ihrer aufgeſtauten Fluth, Brandungen des jäh anprallenden Lebens, bringe dieß nun eine Hoffnung mit ſich eröffnender Ausſicht auf helle Wirklichkeiten und Möglichkeiten, oder ein Glück mit einer gedrängten Saat von erwünſchten Erfolgen, oder hinwider eine Beſorgniß, eine Gefahr mit

herandrohendem Uebel oder ein Unglück, deſſen Größe wir noch nicht überſehen, deſſen unſelige Folgen wir nicht berechnen, noch weniger abwenden können.

Augenſcheinlich iſt hier immer das Denken objektiver Verhältniſſe, das Erkennen von Zuſtänden der Kern der Gemüths-Bewegungen, welche gleichſam den Kometen-Nebel oder Schweif um ihn bilden.

Sie dauern zuweilen, wenn jener Körper ſchon aus dem Geſichtskreis verſchwunden iſt, fort, werden oft habituelle Stimmung, zuweilen hängen ſie ſich an die körperliche Dispoſition; namentlich ſind die der Schatten- und Nachtſeite des Lebens ſehr hartnäckig und laſtend.

Aber hier rufen ſie entweder ähnliche Diſſonanzen der Stimmung, der Anſicht auf, oder ſind ſie als bloße krankhafte Erregungen den Affektionen des innern Organismus beizugeſellen, welche ſich von den Senſationen des äußern nicht weſentlich unterſcheiden.

Die Affekte und die Leidenſchaften haben einen unverkennbaren Bezug auf das objektive Leben. Man hält ſie gewöhnlich für gleichartig, nur im Anlauf und Stoß und in der Dauer verſchieden.

Sie ſind Letzteres aber in ihrem eigenthümlichen Weſen. Um uns nicht ins Weite zu verlieren, wollen wir nur eine Andeutung geben.

Affekt iſt augenblickliche Erregung durch geſtörte Freiheit, durch Ueberdrang oder Beſchränkung.

Leidenſchaft iſt fixirte, potenzirte Neigung, Verſenkung in ihren Gegenſtand als den einzigen, unendlichen, unerſchöpflichen. Sie iſt unerſättlich, während ſich der Affekt durch ſeinen Ausbruch abkühlt.

Der Affekt iſt ausdehnend, divergent; die Leidenſchaft zuſammenziehend, convergent. Im Affekt dringt das Gemüth ins Leben hinaus, erweitert den Moment zu einer erwünſchten oder

gefürchteten Zukunft, ſieht eine Folge von Gewinn oder Verluſt, rafft an ſich oder ſtößt ab. Die Leidenſchaft verdichtet das reiche Leben zu einem einzigen Intereſſe, einer einzelnen Thätigkeit, will aus Einem Gegenſtand Saft und Kraft für's ganze Daſeyn ſaugen.

Affekte gleichen akuten Krankheiten in ihrer Erſcheinung und ſo auch in ihrer Beſeitigung. Leidenſchaften ſind chroniſche Uebel, in welche ſich der Menſch hineingelebt hat, und aus denen er ſich durch Seelen-Diät wieder herausleben muß. Auch ihre Heilung hat viel Aehnlichkeit mit den mancherlei Cur-Arten der akuten und chroniſchen Krankheiten. Jene verlangen die kühlende, dieſe die zertheilende Methode. Die Cur der Gemüths-Bewegungen beruht auf allbekannten pſychiſchen Hausmitteln, die der Leidenſchaften iſt complizirter. Verliebtheit will durch Umgang mit gleich trefflichen Mädchen, Wolluſt durch angeſtrengte Thätigkeit ꝛc. curirt ſeyn.

So laſſen ſich die Paſſionen des Hazard-Spiels, der Jagd, des Trunkes, der Sammler-Habſucht ꝛc. durch Unterſtellung allgemeinerer, edlerer Intereſſen mildern und heilen. Man ſieht, daß es immer ein Denken iſt, das in ihnen ſeine Bewegung fortſetzt, ſo wie hinwieder dieſe nur auf dem Wege vernünftigern Denkens ſich in eine heilſamere umſetzen läßt.

Wir entnehmen hieraus, daß dieſe ſubjektiven Zuſtände des Ueberreizes, des Fiebers gleich dem Denken einen unmittelbaren Bezug auf das objektive Leben, auf die Außenwelt haben, daß ſie kein abgeſchloſſenes inneres Leben ſeyen.

Das jeden ernſten Sinn anwidernde Viel-Geſchreibe über die Gefühle, das Bloßſtellen der Gemüthswelt iſt eine moderne Erſcheinung, den Alten ganz fremd, ein Ausfluß der Romantik, eine poetiſche Hypochondrie, eine Kränklichkeit der Pſychologie, eine abgeſchwächte Sentimentalität, ein Herausſeziren des Herzens und Vorzeigen ſeiner Schläge.

Denk-Prozeß.

Wir haben so viel gewonnen, daß wir von dieser Seite des Gegensatzes einer subjektiven und objektiven Welt, des Dualismus eines innern und äußern Lebens, als einer lästigen und irreführenden Duplizität, los sind.

Man hat überhaupt die größte Mühe, einerseits den Gewohnheits-Schlendrian des gemeinen, alltäglichen Anschauens, welcher aus den Trivialitäten der populären Seelen-Lehre erwachsen ist, andererseits die Usurpation der Hochschule, welche das Denken als absolut selbstherrschendes Princip des Allseyns auf den Thron setzt, von sich zu thun.

Jener glaubt das große Problem auf eine faßliche Weise durch die Annahme zu lösen, daß die Seele im kleinen Gehirn sitze, daß dieses eine Art von Camera obscura sey, in welche die Welt durch Bilder einziehe, die sich dann, wie auf einem Duodez-Theater, neben und hinter einander aufstellen und das Original-Drama der Schöpfung bald in methodischer Folge, bald mit improvisirender Willkührlichkeit nachspielen.

Diese aber, mit derlei optisch-mechanischen Spielwerken sich nicht befassend, macht den denkenden Geist zum unumschränkten Autocraten, welcher vom absoluten Eins und Alles zu den Manifestationen des Vielen, Mannichfaltigen auf der Himmelsleiter der Spekulation herabsteigt.

Der Hochschule ist das Wesen der Trivial-Schule ein schlechtes, nichtiges; dieser der hochfahrende Absolutismus Jener ein vornehm-hohles Sich-Aufblähen.

Wir, von solcher Entzweiung der Denkfreunde verletzt, suchen durch Verständigung unserer selbst, wie sie durch den ganzen bisherigen Weg der Untersuchung angebahnt ist, zu deren Abschluß zu kommen.

Bei der Betrachtung unseres geistigen Vermögens nach seiner Wesenheit ist nicht mehr von den einzelnen Eindrücken, auch

nicht von ihren Arten, nicht von Netzhaut-Bildchen, Trommel-Fell-Fibrationen, Nervenwärzchen-Reizen ꝛc., ſondern von dem Total-Beſtande des Wahrnehmungs-Vermögens die Rede.

Der Zug des allgemeinen Lebens geht durch uns hindurch; ſeine Strömungen brechen ſich in uns und laſſen, freilich auf eine nicht weiter erklärliche Weiſe, die Wahrnehmung entſtehen.

Das All-Leben, — wollen wir annehmen, — ſey eine unendliche Sphäre, ein Kreis mit unzähligen Radien, die ſich in uns durchkreuzen und entſprechend viele Winkel bilden.

So wenig man nun ſagen kann, ein Winkel beruhe auf dem Mittelpunkt des Kreiſes, oder in den Radien als ſeinen Seiten, oder in der Fläche, ſo wenig die Seiten in der Länge ihrer Richtung endlich beſtimmbar, die Fläche in ihrer Ausweitung begrenzt iſt, ſo wenig ſind es die Strömungen des Lebens.

So wenig ein Winkel näher an ſeiner Spitze gemeſſen kleiner wird, eben ſo wenig wird die Naturwirkung gegen die Organe der Empfindung und Wahrnehmung hin verkleinert. Jedenfalls nimmt ſie die Seele gleichſam parallaktiſch im Scheitelwinkel in ihrer Naturgröße auf.

Jede Senſation, obwohl eigenthümlicher Art, gehört einem Zug unendlichen Lebens an, manifeſtirt eine ſtätige Strömung deſſelben.

So ſind auch die Vorſtellungen nicht Nachbildungen, Dubletten der Eindrücke. Ein Geſichtsbild, ein Ton, ein Geruch oder Geſchmack ꝛc. — ob nachklingend, ob wieder erweckt, ob erinnert, oder ſelbſt rückkehrend ꝛc. — ſie ſind ſtets Eins mit dem primitiven Eindruck, ſtets original.

So iſt alſo die Bilder-empfindende Seele nicht eine dunkle Kammer zu Aufnahme verjüngter Nachbilder der großen Welt. Wollten wir ſie einen Spiegel derſelben nennen, ſo dürfte es nur in dem Sinne geſchehen, in welchem auch das Spiegelbild ein Original der ewig Bilder ausſtrömenden Natur iſt, die ſich in ähnlicher Weiſe noch an unzähligen andern Flächen brechen.

So iſt die Ton-Seele ein Reſonanz-Boden nur in dem Sinn, als ein ſolcher die Richtung der Wellen des ewig vibrirenden Luft-Elements offenbart.

Wenn ſich die Seele der Natur öffnet, ſo hat der reinmenſchliche Eindruck, die naturfreundliche, freie Stimmung mehr recht, als die diminutiven Vorſtellungen der Trivial-Schule.

Wir ſchauen in Licht, Luft und Duft der Landſchaft hinein; wir vernehmen das Sauſen des Windes durch die Bäume des Waldes, Beides in ſeiner originalen Weite, Größe und Gewalt. Wir ſchauen in den unendlichen Ozean hinaus und werden vom donnernden Toben des Sturms, vom Brauſen der Brandung in unmittelbarer, entfeſſelter Natur-Gewalt durchbraust.

So ſtrömt die Kraft der bildenden Kunſt, der Muſik auf unſere Seele ein.

Aber auch der Nachklang, die Erinnerung, die Thätigkeit der Imagination, der Phantaſie im Wachen und Träumen, ſelbſt des Irreſeyns und Wahnwitzes ſind ſtätige Nachwirkungen der urſprünglichen Einſtrömung des Lebens, entweder mit der Lebendigkeit der Gegenwart uns vortretend oder in den Luftton der dazwiſchen liegenden Vergangenheit gehüllt.

So wird nun durch die Natur-Akte in unſerm materiellen Weſen das Leben erregt. Der Inbegriff der Empfindungen, der Wahrnehmungen iſt, was er iſt, in erſter Inſtanz, iſt Leben an ſich, und dieſes kommt in allen lebenden Creaturen zur Offenbarung.

Daß dieſe nach der organiſchen Höhe derſelben ihre verſchiedenen Phaſen hat, widerſtreitet dem bisherigen ſo wenig, als daß jedes empfindungsfähige Organ ein quantitatives Maß der Empfanglichkeit beſitzt, daß mithin die Irritabilität unſeres Auges ſich nicht nach der Ausdehnung der Lichtwelt, die unſeres Ohrs ſich nicht nach der Verbreitung der Schallwelt ausweiten kann.

Daß das Unendliche, Grenzenloſe der Naturkräfte in der

endlichen, begrenzten Creatur ſich anſagt, im Durchgang durch das Medium der Senſualität ſich als Leben bricht, bleibt immer unerklärlich genug, wenn auch das Wechſelverhältniß kein quantitatives, ſondern qualitativ und relativ iſt.

Welche Haltung werden wir bei der Würdigung des Denkens, nicht des concreten Denk-Aktes, der dem Moment der Gegenwart, der Einzelnheit, der Bedingtheit als discurſive Thätigkeit des Geiſtes angehört, ſondern des Denkens als höchſter Geiſtes-Funktion der Gattung, alſo in deren allgemeinſtem Ausdruck, annehmen?

Das Denken iſt in ſeiner natürlichen Erſcheinung Eigenſchaft der Menſchheit, an das ganze Geſchlecht vertheilt, bethätigt ſich in den Individuen in allen Modificationen, nach allen Kategorieen, in allen Bedingtheiten des concreten Daſeyns.

Aber was iſt das Denken in abſtraktem Sinn, in möglichſter Unbedingtheit genommen, nach ſeinem höchſten, nach ſeinem Welt-Ausdruck?

Wir finden es für unſern Zweck gerathen, ſtatt dieſes Wortes, das an einer ſcholaſtiſchen Trockenheit leidet, die Ausdrücke Erkennen, Schauen zu wählen, in welchen ihre Abkunft lebt.

Das Erkennen hält ſich nicht in der Sphäre des Empfindens, des Wahrnehmens; es dringt hinein in das Reich des ſubſtantiellen Weſens, in die Bewegungen der Materie, in die Metamorphoſen des Körperlichen, in die Stoff-Aktionen, zu den Dingen an ſich.

Wir haben früher gefunden, daß weder der Stoff, noch ſeine Wandlungen in das Empfinden, das Wahrnehmen fallen. Aber mittelſt der Wahrnehmungen, durch das Zuſammenfaſſen der Anſchauungen nimmt der Geiſt die Richtung zu dem Stoff und ſeinen Modifikationen hin. Mittelſt des Lebendigen gelangt er an den nicht lebendigen Träger deſſelben. Er erkennt das Nicht-Wahrnehmbare; er ſchaut geiſtig das Nicht-Anſchaubare.

Er erkennt und ſchaut das Materielle, Körperliche in ſeinem Bezug auf Empfindung, Wahrnehmung, Leben.

Die nie zu befriedigende Seele raſtet aber nie im Fragen: Was iſt nun dieſes Erkennen, dieſes Schauen an ſich?

Es iſt uns gegeben, unſer lebendes Weſen zu potenziren, deſſen Thätigkeiten ſich in ſich ſelbſt abſpiegeln zu laſſen. Das Empfinden, das Wahrnehmen empfindet und nimmt ſich ſelber als ſolches wahr. So erkennt ſich, ſchaut ſich das Erkennen, das Schauen ſelbſt als ſolches. So denkt ſich das Denken als ſolches, weiß ſich das Wiſſen als Wiſſendes.

Aber in jeder Potenz — es läßt ſich noch eine Wiederſpiegelung annehmen — kehrt dieſelbe Frage wieder und man ſtelle ſich, wie man will, man kann den Geiſt nicht ſich ſelbſt erklären; man kann ihn nur an ſich ſelbſt erinnern. Seine Erſcheinung iſt aber in ihrem tiefſten Grunde ſo unerklärlich, als jede andere.

Wie wir aber gefunden haben, daß die Empfindung das Empfundene, die Wahrnehmung das Wahrgenommene, daß Anſchauung und Vorſtellung das Angeſchaute und Vorgeſtellte ſelbſt, und nicht etwa Copieen, Doubletten, Spiegelungen derſelben ſind, ſo und in demſelben Sinn iſt auch das Schauen das Geſchaute, das Erkennen das Erkannte.

Vom Standpunkt der Seele, des Lebens aus betrachtet iſt das Erkennen eine Funktion derſelben, eine Thätigkeit des Geiſtes, der Subjektivität, die ihre Richtung gegen das Seyn, das Ding an ſich, gegen die Aktionen des Stoffs nimmt.

Vom objektiven Standpunkt aus ſtrebt das Erkennen in dem Erkennbaren aufzugehen, es zu decken. Man könnte ſonach das bekannte Dichterwort ſo parodiren:

„— Das Seyn der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.“

Durch die Schule an den Dualismus der pſychologiſchen

Doktrin gewöhnt, möchte man ſich ſträuben, dieſes Zuſammenfallen, dieſe Identität zuzugeben. Aber was iſt ſie anders, als eine folgerechte Durchführung der Einheit von Wahrnehmung und wahrgenommenem Gegenſtand, von Anſchauung und Angeſchautem, Vorſtellung und Vorgeſtelltem?

Das Mond-Bild z. B. iſt in jedem Modus ſeines Erſcheinens daſſelbe, ob mit offenem Aug angeſchaut, ob nach deſſen Schließung wahrgenommen, ob imaginirt, erinnert, geträumt ꝛc.

Wir haben ſchon früher die Duplicität oder Multiplicität ſolchen Wahrnehmens aufgegeben.

So iſt das Bild der Geliebten immer und in welchem Zuſtand der Seele es dieſer vorſchwebt, daſſelbe lebendig wahrgenommene Original-Bild, ihr Erſcheinen ſelbſt. So iſt nun auch der geſchaute, der erkannte, der gedachte Mond kein anderer, als der Mond an ſich, der kosmiſche Körper, das materielle Seyn mit ſeinen Bewegungen, der Stoff mit ſeinen Akten.

Die Subjektivität des Erkennens geht im Erkannten auf; das Denken meint das Seyn und gibt ſich demſelben ganz hin und zu eigen. Es reflektirt nicht mehr auf ſich, als ein Denken des Mondes; es verſenkt ſich ganz mit ſeiner Subjektivität in die objektive Realität des Mondes.

Wäre dieß nicht ſo, ſo wäre das Schauen, das Erkennen des Objekts immer nur ein Aggregat von ſubjektiven Kenntniſſen und Anſchauungen.

So wird kein Liebender zugeben, daß, wenn er ſeine Geliebte ſchaue, erkenne, den Inbegriff ihrer reizenden Erſcheinung und Lebens-Aeußerung, ihrer Gemüthlichkeit, ihres ganzen holden Weſens denkend umfaſſe, ſich in ihren Werth verſenke, er einen Akt des Denkens meine, ein ſubjektives Bild hege, in ſeine Geiſtesfunktion verliebt ſey.

Mit nichten! — Das Weſen leibhaftig und an ſich, das holde Geſchöpf, der liebliche Gedanke der Schöpfung lebt in

ſeinem Denken, iſt ſelbſt ſein Denken, welches in dieſem Schöpfungs-Gedanken aufzugehen ſtrebt.

Wir hätten alſo gefunden und vor unſerm Geiſt: den Weltſtoff mit ſeinen Aktionen, das Eins und All ſich offenbarend als das Viele, Mannichfaltige, (Materie und Bewegung, Körperliches und deſſen Metamorphoſen, Subſtanz und ihre Accidenzen) — ihren Uebergang ins Leben, in Empfindung, Wahrnehmung, ins Schauen, Erkennen, Denken; dann Zurückſtreben dieſer durch die Lebens-Erſcheinungen zum An ſich ſeyn, als ihrem Träger, zum Weltſtoff und ewigen Weltakt, Sichverſenken in ihn, Aufgehen im Seyn.

Das Weltganze wäre alſo ein Strom des Seyns, überſtrömend ins Leben, zurückſtrömend in ſich als Selbſtbewußtſeyn.

Wollen wir das Denken auf den Thron dieſes Selbſtbewußtſeyns mit abſoluter Macht ſetzen?

Ja, wenn die Schranken der Unendlichkeit nicht wären, die vier Abgründe des Grenzenloſen, an denen das Denken zagend ſtille ſteht; wenn ein abſolutes Erkennen, ein Durchſchauen, ein unbedingtes Wiſſen möglich wäre.

So aber iſt das Denken nur ein Streben nach ihnen durch Erweiterung der Schranken.

Auch als ein ſolches iſt das Denken, das geiſtige Leben des Menſchen, die wundervollſte Welt-Erſcheinung. Wenn wir uns die Summe des je Gedachten, wie in Schrift und Werk fixirt, ſo auch freiſchwebend, die Momente der Gegenwart vermittelnd, dann den unaufhaltſam und unabſehbar fluthenden Strom des fernern Denkens der Menſchheit vorhalten, ſo iſt dieſe Weltmacht eben ſo unfaßlich, als hinwieder die Kraft der Seele, von den vorübergehenden, in Vergeſſenheit ſinkenden Wahrnehmungen des bisherigen Lebens im geeigneten Moment ſich der betreffenden bewußt zu werden, ſie in eine Anſchauungs-Sphäre zu verſammeln, durch Ueberſchau und Vergleichung

Begriffe, Ideen, geniale Wahrheiten daraus zu geſtalten, mittelſt ihrer über das objektive Seyn conſtitutive Normen, Geſetzmäßigkeiten auszuſprechen und ſo zugleich Geſchöpf der fortrückenden Zeit-Momente und umfaſſender Geiſt zu ſeyn.

Die Idee der gänzlichen Schrankenloſigkeit des Denkens aber, des abſoluten Bewußtſeyns der Exiſtenz von ſich ſelbſt iſt ein bloßes Setzen einer Möglichkeit ohne weitere Folge, als daß ſie geſetzt iſt, — eines Allbewußtſeyns, das, wenn es nicht wirklich, auch nicht möglich iſt, jedenfalls von dem Geiſt als überſchwänglich nicht begriffen werden kann.

Von dieſem, dem Mikrokosmos, aber gilt des Dichters Wort:

„Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was du biſt. —
Du biſt nicht um ein Haar breit höher,
Biſt dem Unendlichen nicht näher."

Es iſt Aufgabe und Beſtimmung des Geiſtes, ſich in ſeiner Beſchränkung ohne Verzicht auf Erweiterung zu begreifen, das Naturgeſetz in ſeiner Nothwendigkeit anzuerkennen.

Das iſt eben das rechte Leben der höhern Geiſtigkeit, der Wiſſenſchaft, daß ſie ſich als ſtrebend, wachſend, ſich erweiternd, abklärend erfaßt. Ein abſolutes Wiſſen, eine Dogmatik des Geiſtes ohne Forſchung wäre der Tod alles Schauens, Denkens, Erkennens. Der Geiſt lebt nur inſoweit er ſtrebt. Sein Werden iſt ſein Lebens-Athem; das Gewordene iſt unlebendig, bis es, in neues Werden aufgenommen, aus ſeiner Erſtarrung wieder erwacht.

Alles Wiſſen ſteht unter dem Natur-Geſetz des friſchen Bewußtwerdens. Jeder Schatz der Erkenntniß iſt in ſeiner Verſchloſſenheit todt; erſt in den Verkehr, den Umlauf zurück-

kehrend, in Ausgabe und Einnahme geſetzt, wird er Reichthum des Inhabers oder National-Vermögen.

Alle Erkenntniß bildet ſich von unten herauf, vom Einzelnen zum Allgemeinern, vom Concreten zum Abſtrakten, von der Praxis zur Theorie, von der Mannichfaltigkeit der Lebens-Fälle zur Einheit des Geſetzmäßigen.

Aus den Erfahrungen ſammeln ſich die Kunden; aus dieſen bauen ſich die Wiſſenſchaften auf.

Aber ohne Rückwirkung würden ſie ſtille ſtehen, ſtagniren. Das Allgemeine, Geſetzmäßige wird von dem vordringenden Geiſt ſchon divinatoriſch, vorerſt in hypothetiſcher Geltung, noch ehe er die Induktion aller einzelnen möglichen Fälle vollzogen, ausgeſprochen. Es iſt ein Erkennen a priori, das ſich noch nicht kategoriſch, als Evidenz, über das Problematiſche erheben will, das ſich das Nachholen beſtätigender Erfahrungen vorbehält

Zu dieſen ſteigt es nun die mit Wiſſensdrang eilig erklimmte Stufenleiter wieder herab, um ſie mit belebtem Anſchauungs-Vermögen, mit geſchärftem Blick, mit feſter Richtung auf's Ziel um ihren Inhalt, ihren Bezug auf's Allgemeinere, ihre wiſſenſchaftliche Geltung zu befragen.

So beſteht der Lebens-Prozeß der Erkenntniß in einer Ueberſchau der Wahrnehmungen, einem Denken, das ſtets wieder mit dem errungenen Ergebniß zu neuen Wahrnehmungen zurückkehrt.

Wie im gewöhnlichen Leben das tägliche Thun, die Uebung, Gewöhnung, Anſchauung und Lehre zur Ueberlegung, zum Verſtand, zur klugen Anwendung und gewandten Handhabung aufſteigt, welche nun hinwieder auf Einſicht, Thun und Laſſen im Einzelnſten zurückwirken; — wie in der Kunſt Naturbeobachtung, Uebung und höhere Einſicht, Kunſt-Gewandtheit in unausgeſetzter Wechſelwirkung ſtehen; — ſo bewegt ſich in der Wiſſenſchaft der Geiſt zwiſchen Leben und Denken, Wahrnehmen und Ueberſchauen, Erfahrung und Erkenntniß hin und wieder,

und ſie hat ihr Daſeyn in dieſer wogenden Bewegung. Sie iſt, wie das Leben unſeres Geſchlechts, ja wie das ganze Seyn, ein Prozeß, eine Entfaltung.

Und ſo iſt nun auch die Wahrheit nichts Stabiles, nichts, das als ein authentiſches Dokument mit goldner Schrift auf ein Pergament geſchrieben der Nachwelt überliefert, das für undenkliche Zeiten in granitene oder eherne Tafeln gegraben werden könnte. Die Wahrheit lebt nur im lebendigen Erkennen. Sie iſt immer und überall nur da, wo ſich das Erkennen in das An ſich ſeyn verſenkt, wo das geiſtige Schauen der Bewegung der Materie, der Aktion des Stoffs, der Metamorphoſe des Körperlichen, alſo der Evolution der Subſtanz folgt, ihren Uebergang ins Reich des Lebendigen begleitet, die Erſcheinungen des Lebens, ſo wie deſſen Rückwirkung auf den Stoff beobachtet und mit dieſem Succeß Eins wird.

Daß aber auch ein ſolches Fortſchreiten des Schauens den Aktionen des Stoffs, den Evolutionen der Materie, ſo wie den Erſcheinungen des Lebens nicht durch die Unendlichkeit der Modifikationen ſtätig folgen könne, davon haben wir uns ſchon früher Rechenſchaft gegeben.

Wir ſchauen den Weg und die Richtung; wir merken die Stationen, nehmen die Schritte wahr, aber nicht den unendlich leiſen Zug der Bewegung. Wir erkennen die Wirkung, den Erfolg, aber nicht die wirkende Kraft. —

Das iſt doch nicht etwa das myſtiſche Bild zu Sais, deſſen Schleier wir zu lüften verſuchten? Wir liegen nicht „beſinnungslos und bleich am Fußgeſtell der Iſis ausgeſtreckt,“ wie der nach Wahrheit dürſtende Jüngling?

Wir ſtehen aufgerichtet mit hellen Sinnen. Aber wir erſcheinen vielleicht, wo nicht lächerlich, doch ärmlich; wenn nicht Schul-Pedanten, doch Philiſtern ähnlich?

Das wäre alſo der langen Rede kurzer Sinn?

Die Kürze kann uns nicht beſchämen. Die Reſultate ſind

immer einfacher und kürzer, als die Verſuche und Erfahrungen, die Geſetze kürzer, als die Unterſuchung der Fälle, und vielleicht iſt das Ergebniß in ſeiner Anwendung fruchtbarer, als es ſcheinen will.

Wie groß, wenn nicht poetiſch, doch mathematiſch-phyſikaliſch groß ſteht nicht der aſtronomiſche Verſtand da, wenn er mit ſeinem Calcul an unermeßliche Fernen kühne Maße zu legen ſucht, und hinwieder mit der Schärfe ſeiner Inſtrumente und Berechnungen kosmiſche Bewegungen auf den Pendelſchlag hin beſtimmt?

Beruht die Wage-Fahrt des Entdeckers, der Unternehmungsgeiſt des Völker-Führers und Wohnplätze-Gründers, die Macht des Herrſchers, die Kriegs-Operation und der Schlachten-Plan des Feldherrn, die Klugheit des Staatsmannes, die Spekulation des Geldfürſten und Großhändlers, die Praktik der Fabrikanten ꝛc. — nicht auf einer richtigen Erkenntniß von Stoff-Bewegungen, ihrem Uebergang ins Leben und der Rückwirkung deſſelben auf den Stoff?

Wodurch entſteht Produktion, Induſtrie, Handel, Wohlſtand, Segen der Länder? Wodurch jedes reinliche, heitere Daſeyn?

Was macht den Arzt, als eben dieſe Erkenntniß?

Wie ärmlich iſt die menſchliche Exiſtenz ohne ſie? Wie beſtraft ſich ihr Mißkennen? Wie rächt ſich jede Verſündigung an ihr?

Was ſind die meiſten Sünden und Laſter, die Thorheiten unſerer Jugend, unſeres Alters anders, als ein Mißachten, ein Verhöhnen der Naturgeſetze, der Aktionen des Stoffs, und der Reaktionen des Lebens?

So wie der Menſch nur in der Erkenntniß der Wahrheit eigentlich lebt, ſo ſterben auch Tauſende an irrigen Gedanken.

Es dünkt uns, wenn auch ungewohnt, doch nicht

unfruchtbar, den ganzen Haushalt unſeres Geſchlechts und ſeinen Verkehr mit der Natur in dieſem Sinne zu betrachten.

Was iſt der Aberglaube anders, als die Annahme von Stoff-Beziehungen auf Leben und Wahrnehmung, die an ſich nicht ſind, oder für welche die Erkenntniß ganz andere Cauſal-Bezüge nachweiſt?

Während in letzterer Hinſicht die Naturforſchung uns merkwürdige Aufſchlüſſe, z. B. in der Sphäre des Somnambulismus gegeben hat, mußten wir auch Offenbarungen in den Kauf nehmen, von denen weder die Stoff-Aktionen der Erd-Natur, noch die von Sonne, Mond und Sternen Etwas wiſſen.

Wo ſollen wir überhaupt das unheimliche Getriebe des Geiſterſpuks, das Geſpenſter- und Hexen-, Ahnungen- und Viſionen-Weſen in dem ewig geſetzmäßigen Kreislauf der kosmiſchen Körper, in der natürlich ſchönen Handreichung der telluriſchen Kräfte, in dem geſchloſſenen Netz des Lebens, in dem bedeutungsvollen, heiter-ernſten Gewebe unſeres Daſeyns unterbringen? —

Wir ſind nicht, wie der forſchungsſüchtige Jüngling, mit kühnem Sprung in die myſteriöſe Rotunde eingedrungen; wir haben nicht das verſchleierte Bild der Iſis enthüllt. — Haben wir doch auf unſerem ganzen Unterſuchungswege einen heiligen Namen nur zu nennen uns enthalten. —

Wir ſtanden unter dem freien Himmel, von friſcher Luft, von heiterem Sonnenlicht umwoben. Vor uns erhob ſich in majeſtätiſcher Größe die Geſtalt der Mutter Natur in der Fülle ihrer Segen ſpendenden Reize.

An ihrem Fußgeſtell laſen wir zu beiden Seiten im Lapidar-Styl: „Erkenne mich! — Erkenne dich ſelbſt!“

Der Eindruck der freundlichen, erhaben-ſchönen Göttin ſtürzte uns nicht nieder. Wir wurden nicht ſatt, ſie anzuſchauen. Die Inſchriften wieſen uns, die eine an die hohe

Bedeutung ihrer Geſtalt, an den tiefen Ausdruck ihres Weſens, die andere — an uns ſelbſt, an unſere eigene Natur.

Was der Jüngling nach der Entſchleierung des Iſis-Bildes geſehen und erfahren, wußte der Dichter, der uns den Vorgang erzählt, nicht zu ſagen. Doch ſcheint er, wie aus vielen Stellen ſeiner Dichtungen zu entnehmen ſeyn dürfte, eine Vermuthung hierüber zu haben. Wir citiren nachſtehende Verſe und uns ſchweben noch andere mehr vor, welche damit übereinſtimmen. Er läßt einen Genius ſprechen:

„Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß. —
Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. —
Du haſt gehofft: dein Lohn iſt abgetragen:
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen.
Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.“ —

Wir wollen uns über einen Ausſpruch verſtändigen. Der Genius will, wie der Dichter in ſeinen „Worten des Wahns,“ den Wahn des Ueberſchwänglichen enthüllen. Er wollte nicht, wie Viele es deuten, ſagen: Die Weltgeſchichte iſt auch ein Weltgericht, — ſondern: Es gibt kein anderes Weltgericht, als die Weltgeſchichte.

Jenes zugeben, heißt noch nicht, ſich bei Dieſem beruhigen.

Wir können das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß uns der Vorgang mit dem kühnen, Wahrheit ſuchenden Jünglinge, die troſtloſe Entdeckung durch die Enthüllung, die der Dichter ahnen läßt, ſo wie die eiskalte Alternative, die er als ſeine Ueberzeugung ausſpricht, in tiefſter Seele verletzen, und daß

wir ſie nun und immer als niederbeugend ablehnen müſſen; ſo wie wir überhaupt glauben, daß, wenn die gebildete Jugend nicht mit friſchem, frohem Lebens-Sinn über die verfänglichſten Stellen ohne Skrupel hinleſen würde, ſie eben in ihrem hochverehrten Dichter öfter Anſtoß nehmen müßte, als an ſeinem ſo oft verſchrieenen Freunde.

Doch dieſe Tempel-Scene und was ſich uns daran geknüpft, gehört in eine Sphäre, von der wir uns entſchieden fern hielten. Wir wollten uns das Phänomen unſeres empfindend-denkenden Weſens klar machen, ſeine Erſcheinungen uns ſelbſt folgerecht vorführen und ſie dahin ſteigern, wo ſie ſich wieder Gegenſtand ihrer eigenen Thätigkeit werden, wo das Erkennen ſich ſelbſt erkennt.

Wir mußten uns möglichſt auf der formellen, allgemeinen Seite halten, und den realen, beſondern Inhalt der Welt den Fach-Wiſſenſchaften überlaſſen, von welchen aus die Theorie ſich in Praxis umſetzt und von den Ausübenden jeder Bildungsſtufe auf den Betrieb und Verkehr des Lebens angewendet wird.

Wir haben nur daraus in Beiſpielen und Andeutungen ſoviel in die Unterſuchung gezogen, als rathſam und dienlich war, dieſe zu beleben und zu zeigen, daß auch in der abſtrakten Form immer das lebendigſte Leben und das wirklichſte Daſeyn gemeint ſey.

Wir mußten, unſern Zweck in ſtrenger Richtung auf das natürliche Wiſſen, die Verſtandes-Reflexion, die Selbſtbeſchauung des Geiſtes verfolgend, von den beiden noch übrigen Haupt-Seiten des Lebens, von dem Zauberkreis des Schönen und der myſtiſchen Region der Heiligthümer, welche ſich durch die Medien der ſittlichen und der geſchichtlichen Welt verbinden, Umgang nehmen.

Zu einer in ähnlicher Haltung, doch vorausſichtlich kürzer zu faſſenden Beſprechung würden wir uns nur dann ermuthigt

fühlen, wenn wir glauben dürften, daß die gegenwärtige bei den Denkfreunden unſerer Tage Theilnahme erwecken und in den weitern Kreiſen der Gebildeten Anklang und antwortenden Nachhall finden könnte.

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforſcht und ſtets gegründet,
Nie geſchloſſen, oft geründet,
Aelteſtes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke; —
Nun, man kommt wohl eine Strecke."

Göthe.